<36636509980017

<36636509980017

Bayer. Staatsbibliothek

Oec'a. 310 - 1 Bose

Oeconomica. Silvarum cultura
Lexica 340.

~~Oec. agr. N. 545.~~

R

Neues

allgemein praktiſches

Wörterbuch

der

Jagdwiſſenſchaft.

Erſter Band.

A — K.

[1810]

NB

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Von dem allgemeinen Forſt-, Jagd- und Fiſch-
lexicon iſt dies der zweite Theil, welcher das Jagd-
wörterbuch enthält. Der Gemeinnützigkeit wegen
iſt jedoch die Einrichtung getroffen, daß er als
ein für ſich beſtehendes Ganze unter einem beſon-
dern Titel auch apart verkauft wird. Liebhaber

alſo, welche weder das Forſt-, noch das Fiſch-
lexicon zu haben wünſchen, können dies Jagdwör-
terbuch allein erhalten; wodurch hoffentlich ſo
manchem Jäger und Jagdliebhaber der leichtere
Ankauf willkommen ſeyn wird.

Dabei hätte ich freilich gewünſcht, daß ich
alle zur Jagd und zum Jagdweſen gehörigen
Materialien, eben ſo wie bei dem Forſtwörter-
buche, in einen Band hätte bringen können.
Weil jedoch bei der Reichhaltigkeit des Inhalts,
und, um nichts Weſentliches wegzulaſſen, dann

eine Unbequemlichkeit entſtanden wäre: ſo fand ichs für rathſamer, dies Wörterbuch in zwei Bänden erſcheinen zu laſſen. Manchem iſt dies vielleicht nicht ganz erwünſcht; doch glaube ich, daß deren mehrere ſeyn werden, welchen dieſe Einrichtung angenehm iſt und ſeyn wird. Viel trug dazu die Aufnahme aller Jagdgeſetze und Gerechtſamen bei, die man in ähnlichen ältern Wörterbüchern nicht findet, und welche gleichwohl jedem Jäger und Jagdluſtigen zur Vermeidung entſtehender Irrungen und anderer übeln Folgen ſo nöthig ſind.

In Betreff des Fiſchlexicons hoffe ich dieſe Bemerkung nicht wiederholen zu dürfen, da ich dies in einem Bande zu liefern gedenke.

Der Verfaſſer.

Vorbericht.

Die Jagd war ſchon in den älteſten Zeiten eines der vorzüglichſten Geſchäfte unſerer Nation, das damals ein jeder betrieb, der dazu Luſt hatte, das aber in der Folge bloß eine Beluſtigung der Ritter mit ihren Lehnherren wurde. Noch ſpäter wurde die Jagd ein landesherrliches Regal, daß außer dem Fürſten Niemand, als der, den er durch Belehnung dazu berechtigte, ausüben durfte, und ſo ſteht es noch jetzt damit.

Die nahe Verwandſchaft der Jagd mit dem Forſtweſen, da dem Forſtmanne bey ſeinen Geſchäften, die er ohnehin im Holze zu betreiben hat, ſehr oft ſo viel Zeit übrig bleibt, als er zu Ausübung der Jagd nöthig hat; die öftern Streitigkeiten, in welche Forſt- und Jagdbedienten verwickelt werden würden, wenn ihre Geſchäfte getrennt wären, da der Jäger die Erhaltung des Wildprets eben ſo ſehr, als der Forſtmann deſſen Vertilgung wünſchet; endlich auch die ſehr weiſe Haushaltung, zu Geſchäften, die ein Mann füglich allein betreiben kann, nicht deren zwey zu beſolden; alles dieſes ſind die Gründe, warum in den meiſten Staaten die Jagd mit dem Forſtweſen verbunden iſt.

Nicht nur für den, der eine hohe Jagdbedienung zu erlangen ſtrebet, ſondern auch für jeden untern Forſtbedienten, und für jeden Rittergutsjäger, ja ſogar für jeden Jagdberechtigten ſind Kenntniſſe vom Jagdweſen ſo nöthig als nützlich. Ein Jäger von Metier muß folgende Stücke lernen:

1)

1) Mit allen Arten von Gewehren gehörig umzugehen, ihren Werth zu beurtheilen, ſie zu putzen, und im Nothfalle kleine Reparaturen daran vorzunehmen.
2) Gut im Laufe und Fluge zu ſchießen.
3) Die Naturgeſchichte jeder Art von Wildpret kennen.
4) Hirſch= und Färthengerecht zu werden, d. h. jede Art von Wildpret aus ihren auf dem Erdboden zurückgelaſſenen Fußtapfen beurtheilen zu können.
5) Jagdgerecht zu werden, und um dieſes zu ſeyn, muß er alle Arten von Jagd gehörig anſtellen, alles zu jeder Art von Jagd gehörende Jagdzeug zweckmäßig anwenden können, alle Mittel wiſſen, dem edlen Wildprete ſowohl, als den Raubthieren und Raubvögeln beyzukommen (d. h. ſich ihnen unbemerkt zu nähern) und ihnen Abbruch zu thun.
6) Die Abrichtung und Behandlung aller zu den verſchiedenen Arten von Jagd nöthigen Hunde zu verſtehen, und auszuüben.
7) Die in Jagdſachen ergangenen Geſetze und Verordnungen, vorzüglich aber die ſeines Vaterlandes, ſich bekannt zu machen.

Zu allen dieſen zu wiſſen nöthigen Sachen findet man hier die nöthige Anweiſung. Bey jeder Art von Wildpret findet man die Naturgeſchichte deſſelben, ſeine Benuzzung, die weydmänniſchen, dabey üblichen Ausdrücke, die Beſchreibung der Färthe und Loſung, um auch aus vorgefundenen Excrementen auf das Thier ſchließen zu können, dem ſie gehören, ſo wie man endlich auch die Fangart, oder die Jagd deſſelben, kurz beſchrieben antrifft. Was ein Jäger, in Rückſicht des Schießens, der Gewehre, der Hunde und deren Abwartung zu erlernen hat, iſt bey allen dieſen Gegenſtänden genau beſchrieben, ſo wie am Ende des Bandes auch ein Jagd=Kalender angehängt iſt, der alle bey der Jagd vorkommenden Geſchäfte von

Monat zu Monat zeiget. Was die Geſetze in Jagdſachen ſprechen, iſt ebenfalls bey jedem Gegenſtande, wohin es gehöret, angezeigt, und endlich am Schluſſe auch ein Verzeichniß aller Churſächſiſchen in Jagdſachen ergangenen Geſetze und Verordnungen beygefügt

Ein jeder, hoher und niederer Jagdbeamter, Jagdbedienter und Jäger, ſo wie jeder, dem ein Jagdrevier gehört, und der ſolches zu beſchießen, oder die Aufſicht darüber hat, laſſe ſich nur die Aufrechthaltung derſelben, und die Erhaltung des nöthigen Wildprets anempfohlen ſeyn. Hierzu gehören beſonders folgende Regeln:

1) Man ſchone alles nutzbare Wildpret zu der Zeit, wenn es ſein Fortpflanzungsgeſchäft betreibet. Die Geſetze haben zwar dieſem Unweſen ſchon größtentheils Einhalt gethan, doch thut man wohl, beſonders in Hinſicht auf Haſen und Hühner, ſich ſelbſt noch mehr einzuſchränken. Dieſes kann dadurch geſchehen, wenn man, ſobald die Haſen zu rammeln anfangen, ſogleich alle Jagd einſtellet, und dieſelbe nicht eher, als gegen Michaelis wieder anfängt, auch das Schießen der Feſthaſen ganz unterläßt.

2) Man ſchone da, wo ein Wildpretsſtand iſt, die alten Thiere und Ricken.

3) Man laſſe ſich die Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel möglichſt angelegen ſeyn, ſpare dazu weder Zeit, Mühe noch Koſten, und unterlaſſe ihre Verfolgung nicht zu der Zeit, da ihre Bälge nichts taugen, denn da ſind ſie am leichteſten in Menge zu bekommen, und der Gewinn auf den Bälgen wiegt den Schaden nicht auf, den ſie der Wildbahn zufügen. Zu dem Ende iſt die Belohnung für den Jäger zweckmäßiger mit einem reichlichen Fanggelde, als mit den Bälgen dieſer Thiere zu bewirken.

Wer

Wer ſein Revier auf dieſe Art behandelt, der wird nie Mangel an Wildpret haben, geſetzt auch, daß alle ſeine Nachbarn darüber klagten. Ganz würde aber dem Wildpretsmangel geſteuert werden, wenn durch geſetzliche Verordnungen die Koppeljagden, ſo wie die den Bürgern mancher Städte geſtattete Jagdgerechtigkeit abgeſchafft würden, wenn der Anfang der Hohen- und Mitteljagd zugleich auf Jacobi, der niedern aber auf die Mitte des Septembers, das Ende der hohen Jagd auf Michaelis, der mittlern zu Ende des Novembers, und der niedern zu Lichtmeſſe feſtgeſetzt; und das Schießen der Oſter- und Pfingſthaſen ganz verboten würde. Möchte man doch hiernächſt, zum Beſten der Landwirthſchaft, auch die Jagd der Trappen und wilden Gänſe jedem Jagdberechtigten, ohne Beobachtung der Schonzeit, geſtatten und in den feſtgeſetzten Schießzeiten die Jagd ſo ausüben, daß zwar hinlängliches Wildpret, jedoch nicht ſo viel übrig bliebe, daß das Wildpret zu große Verwüſtungen an Getraide, Feldfrüchten und in Hölzern anrichten könnte, ſo würde die Jagd mit der Holzwirthſchaft und dem Feldbaue ſtets in einem glücklichen Verhältniſſe ſtehen, und einander nicht zum Schaden in den Weg treten.

Ober Wündſch, bey Freyburg in Churſachſen, im November 1805.

Der Verfaſſer.

Verzeichniß

der Kupfer

zu Boſens Jagd-Lexikon.

Fig. 1. Das Amſelnetz, das Spinnengewebe genannt.

Fig. 2. Eine Bügeldohne.

Fig. 3. Eine Hängedohne.

Fig. 4. Eine Drathſchleife für Iltiſſe.

Fig. 5. Eine Wieſelſchleife.

Fig. 6. Ein Schwanenhals.

Fig. 7. Eine einfache Marderfalle.

Fig. 8. Eine doppelte Marderfalle.

Fig. 9. Eine Pantora.

Fig. 10. Das Geleiten und der Hahmen eines Treibezeuges.

Fig. 11. Ein Wolfsgarten.

Fig. 12. Ein Netz zum Sperlingsfangen.

Zwey Darſtellungen zum Artikel Lerchenſtreichen, das Nacht=Netz, und das Eintreiben.

A.

Aas iſt ein todter Körper eines Thieres. Den Namen des Wortes leiten einige vom Eßen, andere aus der Mühle her, und in dieſem letztern Verſtande, ſoll es ſo viel bedeuten, als Schrot von geringem Getraide, das man oft auf Fütterungen für Wildpret, vorzüglich aber braucht, um die Vögel damit zu körnen und zu locken. Mit eigentlichem Aas von todten Thieren aber ludert man gewöhnlich die Raubthiere, ſ. Köder.

Aaſen, Aeſen, iſt ein Ausdruck, der ſo viel bedeutet, als freßen, der aber gewöhnlich bloß vom Rothwildpret gebraucht wird, wenn man ſpricht: „der Hirſch äſet, d. h. er frißt. Man ſpricht auch unter der nemlichen Bedeutung des Wortes: „der Hirſch äſet ſich."

Aasjägerey, nennet man das ungebührliche Benehmen von Wilddieben und andern nicht jagdberechtigten Perſonen, da ſie durch Schießen, Wolfsgruben, Selbſtſchüße, Eiſen, Fallen, Schlingen, Netze, Ausnehmen der Eyer und Jungen, auch anderes widerrechtliches Verfahren der Wildbahn Abbruch thun, und auch manches Wild nur anſchießen, ohne es zu erlangen, ſo daß es eine Beute der Raubthiere wird.

Abbiß, nennet man theils das Zeichen, daß roth Wildpret an einem Orte befindlich iſt, welches auf den Schlägen die Sommerlatten ſo abgebißen hat, als wenn ſie mit einem Meſſer abgeſchnitten wären, theils überhaupt jede verbißene Sommerlatte in Laub- und Nadelhölzern.

Abblaſen, nennet man die Muſik, welche bey Endigung einer großen Jagd, die Jäger gewöhnlich mit ihren Flügel- und Hüfthörnern machen.

Abbrechen, Abreißen, nennen die Falconirer, wenn ſie dem Vogel, im Fall er zu fett iſt, weniger Futter, als bisher, geben, um ihn leichter und begieriger auf den Raub zu machen. 2) Abbrechen geſchiehet auf der

Jagd vom Jäger, wenn ſich die Hunde in einer Sau oder andern Wild verbiſſen haben; 3) wird Abbrechen geſagt, wenn ein mit dem Leithunde beſtätigtes und eingekreiſetes Stück Wild mit Zeuge zur Erſparung der Koſten und des Zeuges in einem kleinen Jagen eingeſtellet wird.

Abbruch thun, heißt durch Heranſchleichen und Vorbiegen außer dem Winde dem Wildpret immer näher und ſchußmäßiger kommen; dann aber auch auf der Gränze alles Wild todt ſchießen, damit es der Nachbar nicht bekomme.

Abendjagd, Nachtjagd, Fackeljagd, nennet man, wenn man im Winter, in einer nicht mondhellen Nacht, wenn die Haaſen aus dem Holze zu Felde gegangen ſind, das Holz mit Netzen umſtellet, bey welchen Leute ſtehen, welche die Haaſen, die man auf die folgende Weiſe nach dem Holze zutreibet, und ſich in den Netzen fangen, tödten. Es gehen nemlich verſchiedene Perſonen, in einer gewißen Entfernung vom Holze ins Feld, zünden daſelbſt Fackeln an, deren jeder eine hält, und ſo treiben ſie, mit lautem Geſchrey, das Feld nach dem Holze zu ab. Die Haaſen, durch das Geſchrey und die ungewohnten Lichter erſchreckt, ſuchen ihre Zuflucht im Holze und laufen in die Netze.

Abfangen, heißt entweder ein von Hunden gehaltenes Stück Wildpret tödten oder ein angeſchoßenes Stück Wild auf der Bruſt hinein nach der Herzkammer zu mit dem Weidmeſſer oder Spieße tödten, ſo wie auch mit dem Genickfänger hinter dem Gehörn zwiſchen Kopf und Hals hinein erſtechen.

Abfliegen ſagt man von den Vögeln, welche nicht zur hohen Jagd gehören, wenn ſie von den hohen Bäumen aufſtehen und wegfliegen.

Abgebrunft heißt es bey einem Stücke Wild, wenn während der Brunftzeit der Begattungstrieb ganz befriedigt iſt, ſo daß es nicht mehr ſtehen oder halten will.

Abgeſtrichener Habicht nennet man einen zum Abrichten eingefangenen, jedoch völlig befiederten und ausgewachſenen Habicht. Ein mehreres davon ſ. Habicht.

Abjagen oder Abſchießen iſt das letzte Geſchäft bey einem Beſtätigungsjagen, und geſchiehet, wenn das eingeſtellte Wildpret gefangen werden ſoll, in folgender Ordnung: Sobald ſich die Herrſchaft in den Schirm begeben, wird das Queertuch vom Jagen weggenommen, und die Hetzhunde eingetheilt. Sodann ſtellt ſich die Jägerey nach ihrer Ordnung, dem Schirme gegenüber, an den rechten Flügel gegen das Jagen zu. Auf ein gegebenes Zeichen, gehet die Jägerey unter beſtändigem Waldſchrey, wie es bey dem Sommerjagen gebräuchlich, hinter ihnen aber die Hunde Kuppelweiſe, jede Kuppel von

einem Bauer geführet, mit ihrem Hundejungen voran, bis hinter die Qveere vor das Jagen. Hierauf ſtoßen ſie in die Waldhörner, die Jagd gehet an, und was man anſichtig wird, bläßt und ſchreyet man auf die eingeführte Art und Weiſe an; ein Hirſch aber wird, ſobald ihn die Jäger erblicken, mit dem gehörigen Juchſchrey angerufen, und iſt es ein jagdbarer, beym Vorlauf mit Trompeten und Pauken begrüßt. Das erlegte Wildpret wird zur rechten Hand vor den Schirm nach dem Jagen zu, und zwar, 1) die Hirſche nach der Zahl ihrer Enden, 2) die alten Thiere; 3) die Schmalthiere; 4) die Rehböcke; 5) die alten Rehe; 6) die Schmalrehe; 7) die Raubthiere gelegt, dergeſtalt, daß ſie mit den Köpfen nach dem Schirme, und mit dem Rücken nach dem Jagen zu, liegen; auch werden ſie ſogleich mit eichenen und büchenen Brüchen, Stück vor Stück bedeckt, verbrochen. Wenn nun kein Wildpret mehr in der Rundung zu verſpüren, verſammelt ſich die Jägerey auf dem andern Flügel, ſo daß ſie in ihrer Ordnung, der Herrſchaft zur Linken, wieder herauskommt; worauf ſie unter ihrem Waldgeſchrey, den Flügel hinunter, bis wieder an den Schirm ziehet, und ſobald ſie daſelbſt angelanget, mit Schreyen aufhöret, dagegen aber mit ihren Flügel- Hüft- und Waldhörnern, das Jagen abbläſet, hierauf aber unter nochmahligem Jagdgeſchrey die Jagdhunde ankuppeln, das Zeug abwerfen und das gefällte Wildpret aufladen läßt.

Abkämpfen nennet man, wenn die alten Auerhähne in der Falzzeit die jungen von ihrem gewohnten Stande wegbeißen und ſie dadurch nöthigen, zu weichen und ſich weiter zu ziehen.

Abkappen heißt dem Falken die Kappe abziehen, ſ. Kappe.

Abkommen ſagt man, wenn ein Schütze im Laufen und Fluge, richtig gezielet hat, und es Zeit zum Abdrücken iſt.

Ablaufen ſagt man von dem herbeygeſchaften Jagdzeuge, beſonders Tuch- und Federlappen, wenn es vom Wagen genommen, zum Stellen fertig gemacht und angezogen wird.

Ablöſen oder **Abſchärfen** heißet etwas von irgend einem Wildpret abſchneiden.

Abrichten heißt, wenn der Jäger die Hunde abrichtet, und der Falkonier einen Falken fliegen und wieder auf die Hand und zur Lockſpeiſe zurückkommen lehret.

Abrichtung heißet, alles was dazu gehöret, einen Hund oder Falken vollkommen abzurichten, daher auch ein zum Jagen gebildeter Hund, und ein zum Fluge vollkomen gewöhnter Vogel, ein Hund oder Vogel von guter Abrichtung genannt wird.

Abſchlagen ſaget man 1) von den Hirſchen und Rehböcken, wenn

wenn ſie die rauhe Haut von ihren, wieder vereckten Geweihen an den Bäumen abſchlagen und die Geweihe reinigen, ſ. Schlagen, 2) von den wilden Schweinen, wenn ſie von den Hunden durchgehen, 3) wenn ſich ein verwundetes Stück Wild von den geſunden abſondert.

Abſchrecken heißt ſo viel, als des Nachts das Wildpret durch Tuch = oder Federlappen vom Felde zurück ins Holz jagen, damit es nicht in andere Reviere gehe.

Abſchreiten heißt, wenn die Jäger die Stallungen nach der Länge der Tücher abmeßen, und durch Schreiten berechnen, wie viel Schritte von einem Orte der Länge der Tücher bis zum andern ſind.

Abſehen heißt das Korn auf einer Büchſe oder Flinte.

Abſprung iſt, den der Haaſe auf ſeinem Wiedergange gethan hat, d. h. wenn er auf ſeiner Färthe zurückgelaufen und dann auf die Seite abgeſprungen iſt, wodurch die alte Färthe auf einmal aufhöret, und ein paar Schritte davon eine neue anfängt, dadurch aber den Hunden die Spur benommen wird. Gemeiniglich thut ein Haaſe, wenn er vom Felde zu Holze gehet, 2, 3 und noch mehr dergl. Abſprünge.

Abſtecken nennet man bey einem Jagen die Formirung des Laufs, wie weit er gehen ſoll; da man denn einige Heftel einſchlägt, nach welchen die Tücher aufgeſtellt werden.

Abſtoßen heißt bey Treibejagen auf Haaſen und anderes kleines Wildpret, wo verlohrne Treiben zu thun ſind, die Anordnung der Jäger, daß ſie die Treibeleute an dem äußerſten Bogen oder Winkel auf beyden Flügeln zugleich fortgehen laſſen, bis ſie den andern nach und nach gleich kommen und eine Linie bilden.

Abſtreichen ſagt man, wenn die jungen Raubvögel ſo weit befiedert ſind, daß ſie von ihrem Horſte oder Neſte abfliegen können.

Abſtreifen wird das Abziehen des Balges von Haaſen und allen Raubthieren genannt, welche nicht zerwirkt werden und deren Häute Bälge heißen, auch auf dem Bauche nicht aufgeſchärft, ſondern ganz über den Kopf gezogen werden. Bey dem Bären und andern großen Wild hingegen, der ſeines Fettes wegen ganz zerlegt wird, heißt es aufſchärfen und zerwirken, ſo wie auch ſeine Haut nicht den Namen Balg, ſondern den Namen Haut führet.

Abtragen oder Ablieben, iſt ein Geſchäft bey der Leithundsarbeit, da man denſelben, wenn er gehörig auf der Färthe gearbeitet hat, auf dem Arme, etwa 10 bis 12 Schritte ſeitwärts von der Färthe gemächlich trägt, und dann auf die Erde niederſetzet.

ſetzet. Dieſes geſchiehet darum, damit der Hund nicht wiße, wo er die Färthe verlaßen hat, ſondern aufs neue munter hinausſchieße und wieder Luſt zum Suchen bekomme. Wollte man ihn hingegen jedesmal nach vollbrachter Arbeit, mit dem Hängeſeil mit Gewalt von der Färthe wegziehen, ſo würde er dadurch verdroßen gemacht, und endlich verdorben werden.

Abtritt heißt bey dem Hirſche, wenn er das Graß oder die grüne Getraideſaat abtritt, daß es ſiehet, als wenn es abgeſchnitten wäre, welches das Thier nicht thut, ſondern es nur zerquetſchet. Siehet man bey trocknem Wetter, auf zartem Boden eine Färthe, und weiß nicht, ob ſie friſch iſt, ſo darf man nur das abgetretene Gras gegen die Sonne halten; iſt es dürre, ſo iſt der Abtritt denſelben Tag nicht geſchehen; iſt es hingegen grün, ſo iſt die Färthe friſch.

Abwarten nennet man bey der Jagd auf dem Anſtande das Warten, bis das Wild endlich ſicher zum Schuße kommt.

Abwerfen heißt 1) bey den Hirſchen und Rehböcken, wenn ſie ihre Geweihe oder Gehörne abſtoßen, ſ. Gehörne. 2) Wenn der Jäger nach vollendeter Jagd, die Tücher wieder abnimmt und gehörig zuſammen macht.

Abziehen heißt, Vögeln, die man ausſtopfen will, die Haut, nebſt den noch daran befindlichen Federn, ſauber und behutſam ablöſen, ſodann aber ſie wieder zuſammen nähen, und ſie mit Rehhaaren ausſtopfen.

Aderlaßen den Jagdhunden geſchiehet an der Medianader, die an beyden Seiten des Halſes iſt, als ein Vorbauungsmittel wider die Raude, ehe die Jagd im Sommer angehet, nachdem der Hund drey Tage vorher purgiret worden. Dabey wird dem Hunde der Hals kurz vor den Blättern, mit einer Schnur feſt umwunden, wovon die Adern nach dem Kopfe zu auflaufen, daß man ſie deſto leichter treffen kann. Doch muß man ſich hüten, keine Nerve zu treffen.

Adler — Aquila — gehört in die Ordnung der Raubvögel — Accipitres — und macht in der weitläuftigen Falkengattung — Falco — ein eigenes Geſchlecht — Genus — aus, das aus mehrern Arten — Species — beſteht, wovon aber hier nur die in Deutſchland gewöhnlichen Arten aufgeführt werden können. Das ganze Geſchlecht iſt von vorzüglicher Größe, hat einen meiſt an der Wurzel geraden Schnabel, und ſtarke, mehrentheils befiederte Füße oder Fußwurzeln. Man findet aus dieſem Geſchlechte in Deutſchland gewöhnlich nur folgende Arten:

1) Goldadler — Falco Chryſaëtos. L. — Als unterſcheidende Kennzeichen gelten folgende Theile ſeines Körpers, nemlich: Die Beine ſind bis auf die

Zehen

Zehen mit gelbroſtfarbiger Wolle bekleidet; der Körper iſt dunkelbraun und roſtfarben befleckt; der Schwanz ſchwarz, an der Wurzel aſchgrau gewäſſert. Das Weibchen iſt 3½ Fuß lang, das Männchen iſt etwas kleiner. Zum Wohnort haben ſie die hohen waldigen Gebirge von Deutſchland. Neulich will man ihn, nach einer Nachricht des Herrn von Minckwitz, in Schleſien geſchoßen haben. Ihre ausſchließliche Nahrung beſteht in Wildpret aller Art, und zu ihrer Fortpflanzung bauen ſie ſich den Horſt auf Felſen und hohen Bäumen, worein das Weibchen 2 bis 3 weiße ſtumpfe Eyer legt. Er hat auch die Namen: Steinadler, großer wahrer Adler, Landadler, Sternadler, Vogel Jupiters. Indeßen aber bleibt dieſe Art noch ungewiß; denn die gewöhnlichen Beſchreibungen paſſen auch auf den wirklichen Steinadler, zumal in ſeiner Jugend, wo er noch keine weiße, ſondern eine aſchgrauliche Schwanzwurzel hat, wie ſie Linne beſchreibt.

2) Steinadler — Falco Aquila, Bechſt. — hat auch noch die Namen gemeiner, ſchwarzbrauner, brauner, ſchwarzer, weißſchwänziger, kurzſchwänziger, ringelſchwänziger, ſchwarzrückiger, Stock- und Haaſenadler, Weißſchwanz — F. fulvus L. Die Beine des Steinadlers ſind bis auf die Zehen mit ſchmutzig weißgelber oder hellroſtfarbiger Wolle bekleidet. Der Schwanz an der Wurzel ſchmutzig weiß und an der Spitze dunkelbraun oder beym Männchen ſchwarz. Das Weibchen iſt drey Fuß 6 — 8 Zoll lang und ſieben Fuß breit; der Schwanz iſt über einen Fuß lang; die Flügel reichen bis zur Schwanzſpitze; der Schnabel hat zwey und einen halben Zoll Länge und an der Spitze einen ſehr krummen Haaken. Die Wachshaut und Zehen ſind gelb; und das Gewicht beträgt 18 — 20 Pfund. Das Männchen iſt faſt um ein Drittheil kleiner und leichter. In der Farbe des Gefieders verändert er ſich häufig. Das Männchen aber iſt immer dunkler, als das oft am Ober- und Unterleibe, hauptſächliche am Kopfe, mit braungelben Federn gemiſchte Weibchen; oft an den meiſten Theilen ganz ſchwarz und auch zuweilen ganz weiß. Er bauet einen großen Horſt auf Felſen und große Bäume, worein er 2 bis 3 ſtumpfe, weiße, etwas röthlich gefleckte Eyer legt. Seine Nahrung ſind alle zahme und wilde Thiere, wovon keines ſeinem Leben nachzuſtellen wagt, weil er ſehr ſtark und kühn iſt; im Winter aber nöthigt ihn der Hunger bisweilen zum Aas. Wie ſchädlich dieſer Adler iſt, erhellet daraus, daß man während der Heckzeit auf einem Horſte bisweilen auf einmal die Ueberreſte von mehrern hundert Enten und von 40 bis 50 Haaſen antrifft. Er wird entweder bey Verzehrung ſeines Raubes oder vor der Fuchshütte geſchoßen, oder im Fuchseiſen gefangen. Sein Wohnort ſind ebene und gebürgige Waldungen; aber im Winter ſtreicht er umher.

3)

3) Der Bartadler — Falco barbatus, Gmelin — Bart- Gold- Joch- Gemſen- Lämmergeyer, weißköpfiger Geyer, Weißkopf, Grimmer, Bartfalke, bewohnt die Tyroler- und andere ſüdliche Alpen, hat einen ſchwarzen borſtigen Bart am Kinne und einen ſchwarzen Streif zu beyden Seiten des Kopfes und iſt ohnſtreitig der größte europäiſche Vogel, indem die Länge vier Fuß, die Breite ſieben bis acht Fuß, der Schwanz einen Fuß, der Schnabel 4 Zoll beträgt und an der Spitze ſtark gekrümmt iſt. Das Männchen iſt auch hier, wie bey den übrigen Arten, kleiner. Er horſtet in Felſenhöhlen und legt zwey große Eyer, mit einer rauhen weißen Schale. Seine Nahrung beſteht in allen Roth- und andern Wildpret, ſo wie auch in zahmen Thieren, ja ſelbſt in kleinen Kindern in der Schweiz; aus Hunger geht er endlich das Aas an.

4) Der Seeadler — F. Oſſifragus — Fiſch- Gänſe- Haſen- u. Meeradler, großer Haaſenadler, großer Meeradler, Haſenaar, Beinbrecher, großer ſchwarzer Adler, Steinbrecher, bärtiger Adler, und in Thüringen auch Steinadler, dem er an Größe gleich iſt. Er hat gelbe Wachshaut, einen geraden ſehr gehaakten Schnabel. nur halb beſiederte gelbe Fußwurzeln, einen ſchwarzbraunen, röthlichbraunen, und röthlichgelbgefleckten Leib und dunkelbraunen auf der innern Fahne weißlichen Schwanz. Uebrigens wechſelt er ſehr in der Farbe. Das Männchen iſt ſehr dunkel, oft faſt ganz ſchwarz; das Weibchen mehr dunkelbraun und mehr mit weißlich untermiſcht; auch die gelbe Wachshaut findet man bald grünlich, bald ſchwarz. Sein Wohnort ſind ebene und gebirgige Waldungen, vorzüglich an Gewäſſern und Seen; im Winter aber ſtreicht er umher. Die Nahrung beſteht aus großen und kleinen See- und Landthieren und im Winter aus Aas, ſo wie das ganze Jahr hindurch aus todten Fiſchen; er iſt daher mehr ſchädlich als nützlich. Sein Horſt, mit 2 abgerundeten weißen rothgefleckten Eyern, findet ſich auf Bäumen, und man verfolgt ihn auf gleiche Art, wie den Steinadler.

5) Der Fiſchadler — Falco albicilla ſeu Leucocephalus. — Sein Vaterland iſt das nördliche Europa, wo er, ſowohl von Fiſchen, als auch von andern Thieren, lebt. Er jaget gewöhnlich ſeine Jungen aus dem Neſte, ehe ſie noch völlig im Stande ſind, ſich ſelbſt Nahrung zu verſchaffen, weil er ſelbſt ſich gemeiniglich nicht allein zu ernähren vermag. Er hat nur halbbeſiederte Füße, einen ſchmutzig weißen Kopf und Hals, dunkelbraunen Rücken und Unterleib, mit einzelnen weißen Flecken, und einen weißen Schwanz, weswegen ihn auch manche den weißgeſchwänzten Adler nennen. Außerdem heißt er noch weißköpfiger Adler, Adler mit glattem Kopfe, kahler Ad-

ler, braunfahler Adler, Weiſſchwanz, Weiſſkopf, Gelbſchnabel, Aſchgrauer Adler.

6) Der Schreyadler — F. Naevius — kleiner- gefleckter- geſchäckter- bunter- rußiſcher- hochbeinigter- klingender- Rauchfuß- Gänſe- Schellen- Enten- und Steinadler, Schreyer, klingender Schellenten-Adler, und Entenſtößer mit bis auf die Zehen beſiederten Beinen und weißgefleckten Schulter- und Deckfedern der Flügel; indeſſen wechſelt er in der Hauptfarbe oft aus dem Dunkelbraunen ins Roſtfarbene. Das Weibchen iſt zwey Fuß 3 — 6 Zoll lang. Er wohnt in gebirgigen und waldigten Gegenden, am liebſten in der Nähe des Waſſers und ſtreicht im Winter ebenfalls. Seine Nahrung beſteht im lebendigen Raube, vorzüglich in großen Vögeln. Der Horſt mit zwey auf weißlichen Grunde rothgeſtriemten Eyern iſt auf hohen Bäumen. Man bemächtigt ſich ſeiner wie des vorigen, weil er für das Federwild ſehr ſchädlich iſt.

7) Weißköpfiger Adler (F. glaucopis, Gmelin Linné). Mit halbbefiederten Füßen (Fußwurzeln), brauner Bruſt und Rücken, gelblichweißem, braungeſtreiftem Kopf und Nacken und röthlichbraunem, ſchwarzgeſtreiftem Schwanze. 21 Zoll 3 Linien lang. (Blos jung beobachtet.)

8) Der Adler mit weißen Augenkreiſen — F. Leucopſis Bechſt. — iſt am Kopfe platt gedrückt mit ſtarren pfeilſpitzigen Nackenfedern; Wachshaut und lange geſchuppte Füße blau; Augenkreiſe weiß und wollig; Bruſt roſtfarben. Die Länge des Weibchens iſt 2 Fuß 8 Zoll, die Flügel klaftern 6 Fuß 11 Zoll und legen ſich hinter der Schwanzſpitze zuſammen. Es iſt alſo ein kleiner deutſcher Adler. Der Schnabel iſt ſtark, ohne Zahn und blauhornfarben; der Augenſtern gelb; die Wachshaut und Füße ſchwach blau; die Fußwurzel ſehr hoch und rauh geſchuppt, die Ferſe vorn herein etwas mit Federn bedeckt; die Gegend um die Augen ſechs Linien breit mit weißen wolligen Federn bedeckt; die Stirn einige Linien breit weiß; der Kopf ſammt dem ganzen Oberleibe lichtbraun; die Schwungfedern dunkelbraun; die Kehle weißlich mit ſchmalen lichtbraunen Federchen; die Bruſt roſtfarben; Unterleib und Schenkelfedern weiß mit roſtfarbenen Queerbinden; der Schwanz auf ſeiner Oberſeite dunkelbraun mit ſchmalen weißen Federkanten, auf der Unterſeite weißlich mit drey breiten unterbrochenen Bändern. Obgleich dieſer Vogel wegen der blauen Wachshaut und Füße mit dem Flußadler einige Aehnlichkeit hat, ſo iſt er doch von demſelben ganz verſchieden; ſchon der weiße wollige Augenkreis unterſcheidet ihn hinlänglich. Er nährt ſich auch nicht von Fiſchen. Er wurde am Rhein geſchoßen.

8) Der Flußadler — F. Haliaëtus — oder Fiſchaar, kleiner Fluß- Fiſch- oder Meeradler, kleiner ſchäckigter und Entenadler, Balbuſſard, Entenſtößer, Fiſch- und Moosweihe, Adter mit dem weißen Scheitel, Rohradler, Rohrfalke, Fiſchhabicht, Fiſchgeyer, weißköpfiger Blaufuß mit blauer Wachshaut und Beinen, die etwas unter den ſogenannten Knieen oder Ferſen, und zwar nur auf der Vorderſeite, befiedert ſind; das Fußblatt iſt geſchuppt und blau; der Unterleib weiß, mit einzelnen braunen pfeilförmigen Flecken auf der Bruſt. Die Jungen weichen in der Farbe ſehr ab und ſind oft oben ſehr dunkelbraun, faſt ſchieferfarben. Das Weibchen hat zwey Fuß 2 — 4 Zoll Länge. Er bewohnt ebene und gebirgige Waldungen in der Nähe des Waſſers; horſtet auf Bäumen mit 3 bis 4 weißen rothgefleckten Eyern; nährt ſich meiſtens von Fiſchen und zieht gegen den Winter weg. Man ſchießt ihn und fängt ihn auch mit dem Schlaggarne.

Aeſtling iſt ein junger Habicht, den man zum Abrichten eingefangen hat, wenn er bereits auf den Aeſten der Bäume in etwas herumhüpfen kann.

Aetzen, Atzen, heißt, wenn man junge, erſt ausgekrochene Vögel, füttert. Bey einem Habichte, den man füttert, bedient man ſich dieſes Ausdruckes ebenfalls, und wenn er hinreichend bekommen, ſagt man: „er hat einen guten Kropf.“

After, Oberrücken, Afterklauen, Aberklauen, Gräfter, nennet man die beyden kleinen Klauen, welche die Hirſche, Sauen ꝛc. hinten an den Läuften, über den Ballen haben. Sie ſind eines der gewißeſten Zeichen, wodurch man die Fährthe eines Hirſches, von der eines Thieres unterſcheiden kann; denn bey einem Hirſche zeigen ſie ſich viel ſtumpfer, breiter und nicht ſo länglich, als bey einem Thiere; beſonders geben ſie in der Färthe eines jagdbaren Hirſches, vorzüglich wenn er flüchtig iſt, das Anſehen, als wenn mit dem Daumen in die Qveere neben einer gedrückt worden wäre.

Afterklauig heißt ein Hund, wenn er in- und auswendig eine Afterklaue, mithin eine Klaue mehr als gewöhnlich hat.

Afterkriecher — Oestrus haemorrhoidalis — iſt eine etwas kleinere Bremſe, als die Viehbremſe, und hat ungedeckte Flügel, aber das Bruſtſtück, der Kopf, und der Hinterleib ſind mit gelblichrothen Haaren bedeckt, und nur der erſte Ring hat weiße Haare. Dieſes Inſect legt ſeine Eyer in die innern Körpertheile, woraus die Engerlinge erwachſen, die nachher im Junius aus dem Rothwild herauskriechen.

Aftern heißt beym Hirſche, beym Thiere und bey den Sauen dasjenige Zeichen der Färthe, wenn ſie

ſie mit dem Gräfter den Boden berühren. Bey den Sauen findet man es gewöhnlich, beym Rothwild aber nur auf der Flucht.

Alk — Alca — macht in der Ordnung der Schwimmvögel und zwar mit ganzen Schwimmfüßen und mit kurzem, breit zuſammen gedrückten und zugeſpitzten Schnabel, eine beſondere Gattung, deren Vögel einen ungezähnten, breit gedrückten, meiſt oben und unten zugekanteten, in die Queere gefurchten und vor der Wurzel der unteren Kinnlade mit einer kleinen Erhabenheit verſehenen Schnabel haben, woran die Naſenlöcher hinter dem Schnabel, und an den Füßen meiſt nur drey Zehen ſind. Dieſe Meervögel legen gewöhnlich nur ein Ey, das aber im Verhältniß des Vogels groß und unförmlich iſt. Bey uns kommen bloß folgende Arten vor:

1) Tord-Alk — A. Torda — heißt auch ſchlechtweg Alk, Scheerſchnabel, Waſſerſchnabel, Scheermeſſerſchnäbler, Klubalk, Alirke, Papageytauter, ſcheermeſſerſchnäblicher Papageytaucher, und krummſchnäbliche Polarente. Der Schnabel iſt mit 4 Querfurchen verſehen; vom Schnabel bis zu den Augen geht ein weißer Strich, und über die ſchwarzen Flügel eine weiße Linie. Das Männchen hat noch beſonders über dem Schnabel eine weiße Querfurche und die Kehle iſt ſchwarz purpurfarben. Beym Weibchen findet man hingegen über dem Schnabel zwey weiße Furchen und eine weiße Kehle. Die Länge beträgt 18 Zoll. Dieſer Vogel wohnt im Norden von Europa, und kommt nur ſehr ſelten an die deutſchen Küſten und auf die angrenzenden Flüße. Er nährt ſich im allgemeinen von Fiſchen, beſonders aber von Heeringen. Dieſer Vogel bauet kein eigentliches Neſt, ſondern das Weibchen legt ein, nach Andern zwey große weiße, ſchwarz gefleckte Eyer, auf den bloßen Felſen.

Nach dem, was Herr Latham in ſeiner allgemeinen Ueberſicht, überſetzt von Bechſtein III. S. 286, behauptet und im Ind. ornith. II. p. 793. Nr. 5. ʒ. beſtätigt, ergiebt ſich, daß der Elſter-Alk — A. Pica, Linné, l. c. p. 551. Nr. 2. — nur ein junger Vogel vom Tord-Alk ſey. Der Schnabel iſt glatt; vom Schnabel bis zu den Augen ein weißer Strich; der Unterleib und die Spitzen der hintern Schwungfedern ſind weiß. Linné ſetzt noch rothe Füße dazu, welches aber nirgends ſonſt bemerkt iſt. Dieſer Alk variirt überhaupt ſehr, ehe er ſeine Vollkommenheit erreicht; denn in der erſten Periode ſcheint der Schnabel klein und ohne alle Furchen zu ſeyn; in der nächſten iſt eine kleine Furche an der Wurzel; in der dritten ſind die Furchen vollkommen, aber ohne den weißen Streifen ſowohl quer über den Schnabel als zwiſchen der Wurzel deſſelben und dem Auge, und endlich in der letzten ſind ſie beyde vollſtändig, und zwar mit dem

Zu-

Zuſatz, daß das Gefieder auf dem Kopfe ſchwarz iſt, welches nicht vor der vollendeten Vollkommenheit der Farbe des Vogels geſchieht. Daß ſie, wie mehrere Vögel, auch ſchon in ihrem unvollkommenen Farbeſchmuck brüten, erhellet aus Fabricii Faun. groenl. p. 79.

2) Arktiſcher Alk — A. arctica, Linn. — Der Schnabel iſt zuſammengedrückt und vorn mit 4 Furchen beſetzt; Augenkreis und Schläfe weiß; am obern Augenrand eine ſchwielige dreieckige Hervorragung. Er iſt 13 Zoll lang. Dieſer Vogel variirt in Alter und Farbe. Der Schnabel iſt im erſten Jahre klein, ſchwach, ungefurcht und dunkel gefärbt; im zweyten größer, ſtärker, und mit einer Furchen-Spur an der Wurzel. Gewöhnlich ſind die Wangen und Kehle aſchgrau, im Sommer aber weiß. Das Weibchen iſt nicht ſo glänzend, ſondern vielmehr rauchſchwarz. Er hat zum Wohnort den Norden der alten und neuen Welt — ſelten kommt er in die deutſchen Flüſſe, z. B. eine Strecke in die Elbe herein. Seine Nahrung ſind Sardellen, kleine Krebſe und Seegras. In Stein- und Erdhöhlen legt er ein großes weißes Ey. Dieſer Vogel hat auch noch die Namen: Alk, Papageytaucher, gemeiner graukehliger Alk oder Papageytaucher, Puffin, Allike, Pflugſchaarnaſe, Stumpfnaſe, Goldkopf, Waſſer-, Scheer- oder Scheermeſſerſchnabel, Polarente.

3) Kleiner Alk — A. Alle, Linn. — Der Schnabel glatt, ungefurcht und ſchwarz (einem Hühnerſchnabel ähnlich); der Oberleib ſchwarz; Wangen, Bruſt, Bauch, ein Streif auf den Flügeln und etliche Striche auf dem Rücken weiß; die Füße grünlich; am Männchen iſt der Unterhals ſchwarz. Er iſt 9 Zoll lang. Auch er variirt in der Farbe: Weiß. Der Wohnort iſt Norden von Europa und Amerika — im Winter an den deutſchen Küſten, auch auf den Flüſſen und Seeen Deutſchlands einzeln. Seine Nahrung ſind Fiſche, Krebſe und andere Waſſerinſekten. Er legt 2 bläulich weiße Eyer auf die Küſten und führt auch die Namen: Kleiner Papageytaucher, kleiner nordiſcher Alk, Eisvogel, Grönländiſche Taube.

Alpenflüevogel — Accentor Alpinus Bechſt. und Motacilla Alpina Linn. — Flüelerche, Alpengrasmücke, Staar mit dem Halsbande, Bergſtaar und Alpenbachſtelze — wohnt in den mittleren Alpengegenden, wo das Vieh weidet, ſo wie auch in Crain und Kärnthen; hingegen zieht er ſich, gegen den Winter, in die bewohnten Gegenden herab. Er hat einen mittelmäßig ſtarken, geraden, ſcharf zugeſpitzten Schnabel, woran der Rand beyder Kinnladen, faſt wie bey den Ammern, eingedrückt iſt. Die Naſenlöcher ſind unbedeckt und liegen in einer großen Haut; die Füße ſind ſtark und beſonders der Nagel der Hinterzehe lang, ſtark und gekrümmt. Der ganze Vogel iſt aſchgrau, dunkel-

kelbraun gefleckt mit weißer Kehle, die kleine Muſchelflecken hat, und mit braunrothen Seiten. Seine Länge beträgt faſt ſieben Zoll, und ſeine Nahrung beſteht aus Inſekten. Er bauet das Neſt auf der Erde oder in Ritzen und Löcher der Felſen.

Alpenkrähe — C. Pyrrhocorax, Linn. — Schwarz mit violetem und grünem Widerſchein; Schnabel kurz, faſt gerade, und ſo wie die Füße orangegelb. 14 Zoll lang. Sie hat zu ihrem Wohnort die deutſchen Alpen und zieht im Herbſte weg. Sie wählt ſich zu ihrer Nahrung Inſekten und Körner und baut zur Fortpflanzung das Neſt auf Bäumen und in Steinhöhlen mit 4 weißen ſchmuzig gelb gefleckten Eyern. Sie führt auch die Namen Bergdohle und alle die, welche der Steinkrähe zukommen. Lapeirouſe in den neuen ſchwed. Abh. III. p. 104. ſagt, ſie unterſcheide ſich bloß durch den nicht pfriemenförmigen Schnabel von der Steinkrähe. Unſere Alpenkrähe gehört übrigens mit dem Kolkraben in eine Ordnung und Gattung.

Alpenſchwalbe Hirundo Melba — oder Gibraltar-Berg- große- barbariſche- und ſpaniſche Schwalbe, weißbäuchige Mauerſchwalbe, gehört mit der Hausſchwalbe zu einer Gattung und wohnt in den Alpen, wo ſie ihr Neſt in Felſenhöhlen macht und ſich wie alle Schwalben nährt. Sie iſt 8½ Zoll lang, ſchwarz oder graubraun und an der Kehle wie am Bauche weiß.

Alpenſtrandlaufer. ſiehe Strandläufer.

Altreh iſt in der Jägerſprache ein Reh weiblichen Geſchlechts, das ſchon gebrunftet u. geſetzt hat.

Altthier oder Geltthier, nennt man ein Wildkalb ſchon im dritten Jahre, wenn es nemlich im zweyten Jahre nicht gebrunftet hat.

Ammer — Emberiza — macht in der vierten Ordnung, welche die ſperlingsartigen Vögel — Paſſeres — enthält, eine eigene Gattung aus. Der gerade, unausgeſchnittene Schnabel derſelben iſt kegelförmig, in der Mitte verenget, und am Gaumen der obern ſchmälern Kinnlade mit einer knochigen Erhöhung, Warze oder Zahn, verſehen. Die rundlichen Naſenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels. Die Zunge iſt geſpalten. Die Zehen ſind getrennt, und die Arten dieſer Gattung einander ſehr ähnlich. Sie haben ihren Aufenthalt in Wäldern und Gebüſchen, und ihre Nahrung beſteht in Inſekten nebſt Sämereyen. Wir haben in Deutſchland folgende einheimiſche Arten: 1) Goldammer — Emberiza Citrinella — Emmerling, gemeiner und gelber Emmerling, Ammer, Embritz, Ammering, Goldhammer, Gaalammer, Gelbling, Geelgerſt, Gehling, Geelfink, Gilbling, Geel-

Seelgorſt, Silberſchen, Gorſe, Gurſe, Seelgöſchen, Gehlgößchen, Gaulammer, Grünfink, Grünſchling, Hämmerling, Gröning, Gelbgans, Goldgänschen, und Sternardt mit goldgelbem Vorderleibe, ſchwärzlichen Schwanzfedern, wovon die zwey äußern einen weißen keilförmigen Fleck haben. Die Länge beträgt $6\frac{1}{2}$ Zoll. Dieſer Vogel wechſelt ſehr in der Farbe ab, indem es olivenbraungefleckte, weiße ꝛc. giebt. Er wohnt in Feld- und Vorhölzern, Hecken, Gebüſchen und Gärten und ſchlägt ſich im Herbſte in kleine Heerden zuſammen, geht bey offenem Wetter ins Feld, bey Schnee in Städte und Dörfer. Sein Neſt macht er in Gebüſche und auf die Erde mit 3 bis 5 ſchmutzig weißen, blaß und hellbraun beſpritzten und geäderten Eyern. Sonſt findet man auch: a) weiße Goldammer, b) gefleckte Goldammer, c) ſtruppige Goldammer und d) Goldammer mit einem ſcheerenförmigen Schnabel, faſt wie der Kreutzſchnabel. Man ſchießt ſie einzeln mit Vogeldunſt, und fängt ſie theils mit dem Schlagnetze, theils im Strauchheerde. Ihr Fleiſch iſt wohlſchmeckend und ihr Nutzen wegen Zerſtörung der Meykäfer, Kohlraupen, Schmetterlinge ꝛc. ſehr groß. 2) Der Grauammer — E. Miliaria — Gerſten- Hierſen- Wieſen- großer- grauer- und gemeiner Ammer; Gerſtling, Gerſtvogel, Gergvogel, welſcher Goldammer, grauer oder weißer Emmeritz, großer lerchenfarbener Ammer, Korn- und Baumlerche, Knipper, Kunſtknipper, Ortolan, grauer Ortolan, Winterortolan, Strumpfweber und doppelter Grünſchling mit ſtarkem Schnabel, oben lerchenfarbiggrau und unten braunſchwarz gefleckten Körper von $7\frac{1}{2}$ Zoll Länge; indeſſen giebts auch ganz ſchmutzig und rein weiße, ſo wie bunte, unordentlich weiß gegefleckte. Sie halten ſich gern in ebenen ſandigen Gegenden, an Wieſen, Landwegen, bey Büſchen und Bäumen auf, wo ſie entweder im hohen Graſe oder unter einem Buſche, oder im Getraide niſten und 4 bis 6 aſchgraue, rothbraungefleckte und punktirte und ſchwarzgeſtrichelte und geaderte Eyer legen. Ihre Nahrung und ihr Nutzen iſt wie bey dem Goldammer. In andern als den gedachten Sandebenen iſt er gewöhnlich nur ein Zugvogel, den man im Herbſte und Frühjahre oft unter den Lerchen findet.

3) Gartenammer oder Ortolan — E. hortolana — Feld- und Goldammer, Hortolan, Kornfink, Grünzling, Ammerling, Brachamſel, Troſtel, Windſche, Heckengrünling, Jütvogel, und Gärtner mit fleiſchfarbenem Schnabel, ſchwärzlichen Schwanzfedern, wovon die beyden zur Seite weiß und nur nach außen ſchwarz ſind, graulich olivenfarbenem Kopfe, Ober- und Unterhalſe, hochgelber Kehle, ſchwarzgeſlecktem rothbraunen Oberleibe und mit rothgelbem hellbraungewäſſerten Unterleibe

leibe und 6 ½ Zoll Länge; übrigens wechſelt auch er ſehr in den Farben ab. Er hält ſich in den ebenen und mildern Gegenden Deutſchlands an eben den Oertern, wie der Goldammer, auf und zieht unter den Sämereyen vorzüglich den Hirſen, Hafer und Buchwaitzen vor. Als Zugvogel aber kommt er im Herbſt und Frühlinge faſt überall vor. Das in Büſchen und Hecken gebaute Neſt enthält 4 bis 5 gräuliche oder grauröthliche, braungeſtrichelte Eyer. Er iſt in der ganzen Gattung der fetteſte und wohlſchmeckendſte Vogel.

4) Zaunammer — Emb. Elaeathorax, Bechſtein ſ. E. Cirlus, Linn. — Zirl-Pfeif-Hecken-gefleckter-braunfahler und weißfleckiger Ammer, Zaunemmeritz, Zirlus, Zizi, Steinämmerling, grauköpfiger Wieſenammer, Ammer mit olivengrüner Bruſt, Moosbüry hält ſich in kleinen Hölzern auf, wo er ſein Neſt in Hecken und Gebüſchen mit 3 bis 5 gräulichen, blutbraungefleckten und geſtrichelten Eyern baut und mit dem Goldammer gleiche Nahrung hat. Die Bruſt iſt olivengrün; die Kehle beym Männchen ſchwarz, beym Weibchen bräunlich, zuweilen ſchwärzlich gefleckt; die Gurgel bey jenem goldgelb, bey dieſem hellgelb; die Länge 5¾ Zoll. Im Herbſte zieht er aus Deutſchland weg.

5) Zipammer — Emb. Cia — Ziep-Wieſen- und Bartammer, Wieſenemmeritz, Wieſenmerz, Steinämmerling, grauköpfiger Wieſenemmering, Knipper, aſchgrauer Goldammer und Ceppa, iſt einheimiſch im ſüdlichen Deutſchland, im übrigen aber zieht er vorzüglich im Frühlinge in Feld- und Vorhölzern durch. Er hat einen durch die Augen gehenden ſchwarzen Streifen, und ein gleicher umgiebt die Wangen. Die Bruſt iſt aſchfarben, beym Weibchen aber aſchgraulich, ſchwarz geſtrichelt; die Schwungfedern ſind ſchwarz und die zwey erſten bis zur Hälfte weiß. Die Länge beträgt ſechs Zoll.

6) Schneeammer — E. nivalis — Schneevogel, Schnee- und Winterſperling, Neuvogel, See- und Schneelerche, Meerſtieglitz, Strietvogel, Schneeämmerling, geſchäckter Emmerling, Schneefink, nordiſcher Lerchenammer, kommt in Deutſchland nur in ſehr kalten Wintern als Zugvogel vor. Die Schwungfedern ſind weiß, die vordern nach der Spitze zu ſchwarz; die Schwanzfedern ſchwarz, die 3 äußern weiß; die Länge 6 ½ Zoll.

7) Bergammer — Emb. montana ſ. muſtelina — Winter-Schnee- und Neuvogel, ſchäckigter Emmerling, Eisammer, lohgelber Ammer, kehrt im März als Zugvogel nach Deutſchland zurück und geht mit dem Schneeammer in die kälteſten nördlichen Gegenden. Der

faſt

faſt viereckigte Kopf auf dem Scheitel iſt kaſtanienbraun: Rücken und Schultern ſind ſchwärzlich, gelblich und weiß gefleckt; der Steis kaſtanienbraun; der Schwanz aſchgrau, die zwey äußeren Federn ganz weiß; Länge 6¼ Zoll. Uebrigens wechſelt er in der Farbe ſehr ab.

8) Rohrammer — Emb. Schoeniclus — Waſſeremmerling, Moosemmerling, Rohrammerig, rother Ammer, Schilfvogel, Schilfſchwätzer, Waſſerſperling, Rohrſperling, Meerſpatz, Rohrſpatz, Rohrſpar, Rohrleps, Schiebchen, Rohrdroſſel, Reutmeiſe zieht im Herbſte in großen Schaaren weg und niſtet im Frühjahre im Schilfe, Graſe oder Gebüſche ſumpfiger und waſſerreicher Gegenden und legt 4 bis 6 röthlich oder gräulich weiße braun und grau geäderte und ſtark punktirte Eyer. Der Oberleib iſt ſchwarz, roſtfarben und weiß gemiſcht; der ſchwärzliche Schwanz an beyden äußern Federn mit einem keilförmigen weißen Flecke; Kopf und Kehle des Männchens ſchwarz, des Weibchens roſtbraun mit ſchwarzen Flekken; Länge 5¾ Zoll. Uebrigens wechſelt dieſer Vogel ſehr in der Farbe nach Alter und Jahreszeit.

9) Sperlingsammer oder Rohrſperling — E. paſſerina — wohnt in Gebüſchen ums Waſſer und ziehet im Herbſte in kleinen Geſellſchaften oder einzeln fort. Das Neſt baut er nahe an der Erde mit 4 bis 6 weißgrauen purpurbraungefleckten Eyern. Der Oberleib iſt grau, roſtfarben und ſchwarz gefleckt; die Deckfedern der Flügel, beſonders die kleinen, ſchön roſtroth; die Schwanzfedern ſchwarz, die zwey äußeren halbſchwarz und halb weiß, ſchief getheilt; am Männchen die Kehle ſchwarz, weißgewölkt; am Weibchen röthlich weiß; über die Augen und an den Seiten des Halſes ein röthlich weißer Streifen; 5 Zoll die Länge des Vogels.

Amſel oder Schwarzdroſſel macht eine Art der zur fünften Ordnung, nemlich den Singvögeln gehörenden Droßelgattung — Turdus — aus, deren Schnabel gerade, rund, etwas meſſerförmig, die obere Kinnlade an der Spitze etwas herabgebogen iſt. Die Naſenlöcher ſind bloß zur Hälfte mit einer Haut bedeckt; die Zunge iſt faſerig ausgeſchnitten; an den Füßen aber die mittlere Zehe an der Wurzel mit der äußern verbunden. Dieſe ganze Vogelgattung, von 7 bis 12 Zoll Körperlänge, nährt ſich hauptſächlich von Beeren und Inſekten. Die in Deutſchland vorkommenden Arten ſind folgende: 1) Miſteldroßel — Turdus viſcivorus — Schnarre, Schnarrdroßel, Schnärre, Schnarrziemer, Schnaar, Schneer, Schneekader, Schnerrer, große Droßel, bleyfarbene Droßel, gemeiner, großer, oder doppelter Krammtsvogel, Ziemer, Miſtler, Miſtelfink, Miſtelziemer, Schnarrziemer, Zaritzer, Zarer, Zerrer, Zeher, Zehrer, Ziering, Braachvogel,

Brackvogel, befindet ſich in allen großen deutſchen Waldungen, wo er auf den Bäumen bald hoch bald niedrig ſein Neſt mit 3 bis 5 grünlichweißen, einzeln violet und rothbraun punktirten und gefleckten Eyern hat, und nach der Witterung im Herbſte bald ein Strich= bald ein Zugvogel iſt. Er lebt von Inſekten, Würmern und Beeren aller Art, im Winter beſonders von Miſtelbeeren. Der Rükken iſt olivenbraun; Unterflügel ſind weiß, ſo wie die drey äußern Schwanzfedern an der Spitze weiß; die Gurgel mit dreyeckigen und der Bauch mit faſt halbmondförmigen ſchwärzlichen Flecken; die Länge 11 Zoll. Es giebt aber auch weiße, graue und bunte Miſteldroßeln.

2) Singdroßel — T. muſicus — Sang= Geſang= Pfeif= Zipp= Ziep= Sommer= Winter= Berg= Zier= Roth= Weiß= Wein= und Graagdroßel, Zippe, Droſſel, Droſtel, Droßig, Droſch, Drößig, Wein= Weiß= und Sommerdroſchl, kleine Miſteldroßel, weinrothe Droſſel, Durſtel, Sangdruſchel, Weißdroſtel, Wiendroßel und die eigentlich ſogenannte Droſchel iſt uur 8½ Zoll lang, liebt vorzüglich große gebirgige Waldungen, ob ſie gleich auch in ebenen Gegenden ſich aufhält; niſtet auf niedrigen Bäumen oder auf den niedern Aeſten der großen, mit 3 bis 6 grünſpanfarbigen groß und klein ſchwarzbraun punktirten Eyern, und zieht im Herbſte Heerdenweiſe weg. Der Oberleib iſt olivengrau; die Deckfedern der Flügel haben roſtfarbene Spitzen; die Unterflügel ſind blaßgelb; die Gurgel und Bruſt mit verkehrt herzförmigen, und der Bauch mit eyrunden dunkelbraunen Flecken; indeſſen giebts auch weiße, bunte, mit einem weißen Kopfe und auch mit einem weißen Ringe um den Hals. Ihre vorzüglichſte Nahrung beſteht aus Inſekten, Regenwürmern und Ebereſch= oder Vogelbeeren.

3) Wachholderdroßel — T. pilaris — Kramts= Krams= Krammetsvogel, gemeiner Krammetsvogel, Krammertsdroßel, Krannabet, Krannabeter, Kranvitvogel, Krannabetvogel, Kranwetsvogel, Ziemer, Zimmer, Zymmer, Zeumer, Blau= und Großziemer, Schacker, Schomerling, Reckholdervogel, wohnt urſprünglich in Aſien und im Norden, und kommt im Herbſte Heerdenweiſe nach Deutſchland als Zugvogel, und nährt ſich hier meiſtens von Wachholderbeeren. Kopf und Steiß ſind aſchgrau; der Rücken iſt kaſtanienbraun, weißgrau gewölkt; die Unterflügel weißlich; der Unterleib verkehrt herzförmig gefleckt; die Schwanzfedern ſchwarz, die äußern am innern Rande an der Spitze weißlich; die Länge 10 Zoll. Uebrigens giebts auch weiße, gelbgefleckte, gelbröthliche, und weißköpfige Wachholderdroßeln.

4) Rothdroßel oder Weindroßel — T. iliacus — Win=

ter=

ter. Bunt= Roth= Weiß= Berg= Wald= Ziep= Pfeif= und Singdroßel, Droßel, Walddröſchel, Heideziemer, Weinziepe, Heidezimmer, Behemle, Beemerziemer, Bäuerling, Weingartvogel, Winße, Weiſel, Weitzel, Wieſel= Berg= und Weintroſtel, rothfittiger Krammetsvogel, Roth= und Winterdroſchl, Walddröſcherl, Bitter, Gererle und Girerle wohnt im Norden von Europa, wo ſie im Gebüſche niſtet mit 3 bis 6 bläulichgrünen ſchwarzgefleckten Eyern und kommt im Herbſte heerdenweiſe als Zugvogel nach Deutſchland, wo er alsdenn von Wein= Kreutzdorn= und andern Beeren lebt. Der Oberleib olivenbraun; über den Augen einen weißen Zügel; an den Seiten des Halſes ein dunkelgelber Fleck; die Unterflügel und Seiten braunroth; die Bruſt mit dreyeckigen dunkelbraunen und die Seiten mit olivenbraunen länglichen Flecken; die Länge 8 bis 9 Zoll. Auch von dieſem Vogel giebts weißliche, bunte, und ſolche, die eine weiße Schwanzbinde haben.

5) Zweydeutige Droßel — T. dubius — oder kleiner Krammetsvogel wohnt im Norden und kommt im Herbſte auf dem Striche in kleinen Heerden nach Sachſen. Oberleib olivenbraun; Bruſt weißgrau und ſchwarzgewölkt; die großen Deckfedern der Unterflügel hell orangefarben; die Länge zwiſchen 8 und 9 Zoll.

6) Ringdroßel — T. torquatus — Schild= Schnee= und Roßdroßel, Ringtroſt; Ring= Berg= Schild= Stock= Roß= Schnee= Dianen= See= und Meeramſel, Stab= und Stockziemer, Ringmerle, wohnt im Norden und kömmt im Herbſte in kleinen Heerden nach Deutſchland. Sie iſt ſchwärzlich, durch die gräulichen u. weißen Federeinfaßungen geſchuppt mit einem weißlichen halben Monde um die Oberbruſt; die Länge zwiſchen 10 und 11 Zoll. Es giebt auch ganz weiße und ganz bunte.

7) Amſel oder Schwarzdroßel — T. merula — Schwarz= und Kohlamſel, Merle, Amazl, Merlaer, Merel, Lyſter, Amſelmeerle lebt als Standvogel in allen dichten Waldungen, wo ſie im Dickig niſtet und 3 bis 5 graugrüne hellbraun oder leberfarben gefleckte und geſtriefte Eyer legt. Das Männchen iſt ganz ſchwarz mit gelben Schnabel und Augenrande. Das Weibchen iſt aber ſchwarzbraun und nur der innere Schnabel gelb; die Länge zwiſchen 9 und 10 Zoll. Uebrigens giebt es auch weiße, weiß= oder perlgraue, bunte und weißköpfige Amſeln.

8) Steindroßel — T. ſaxatilis — Stein= Gebürg= und Hogamſel, Steinröthel, Steinmerle, Steinreitling, blaue Droßel, Blauziemer, Blauvogel, blauköpfige rothe Amſel,

großer Rothwüſtling, großes Rothſchwänzchen, Slegur, Unglücksvogel, wohnt auf den ſüdlichen kahlen deutſchen Gebürgen und kömmt auch bisweilen ins mittlere Deutſchland bis nach Sachſen, wo ſie ihr Neſt mit 4 bis 5 grünen Eyern in Felſen und Steinritzen bauet. Beym Männchen ſind Kopf und Hals aſchblau, Oberrücken dunkelbraun, Mittelrücken weiß, Unterleib orangenroth und der Schwanz gelbroth; beym Weibchen aber Oberleib dunkelbraun mit graulich weißen Federrändern, Unterleib roſtroth, Schwanz röthlichgelb; die Länge zwiſchen 7 und 8 Zoll. Auch dieſer Vogel wechſelt in der Farbe, nicht aber weſentlich in der Größe ab.

9) Roſenfarbige Droſſel — T. roſeus — Acker- und Haarzopfige Droßel, roſenrother Krammetsvogel, Heuſchreckenvogel, roſenfarbige Amſel, Seeſtaar, roſenfarbige Bruchweidendroßel kommt in Deutſchland auf dem Striche nur einzeln vor und lebt vorzüglich von Heuſchrecken und andern Inſekten. Sie hat einen Federbuſch; die Hauptfarbe iſt roſenroth; Kopf, Hals, Flügel und Schwanz aber ſchwarz mit blau und grün ſchillerndem Glanze; Länge 8 Zoll. Wechſelt häufig in den Farben ab.

10) Rohrdroßel — T. arundinaceus — Bruch- Schilf- und Waidendroßel, Sumpfnachtigall, großer Rohrſchirf, Rohrſchliefer, Waſſernachtigall, Waſſer-Weißkehle, Waſſerdornreich, großer Rohrſperling, ſingende Rohrdroßel wohnt an mit Rohr und Geſträuch bewachſenen Ufern der Seen, Flüſſe und Teiche, niſtet daſelbſt mit 3 bis 5 gelblichweißen, olivenbraun geſprenkelten und dunkelbraun geſtrichelten Eyern, und wandert im Herbſte. Der Oberleib dunkelroſtgrau; über die Augen ein roſtgelblichweißer Streifen; die Wurzel des Schnabels und die Stirn breit gedruckt; die Schwungfedern dunkelbraun an der Spitze roſtröthlich; der Unterleib roſtröthlich weiß, die Länge 8 Zoll. Es giebt viele Farbenſpiele bey dieſem Vogel. Der Nutzen aller dieſer Droſſelarten iſt groß, theils weil ſie insgeſammt wohlſchmeckendes eßbares Fleiſch liefern, theils weil ſie eine Menge Inſekten zerſtören. Man fängt ſie insgeſamt im Dohnenſtriche, mit Leimruthen und auf Vogelheerden; ſo wie die Schwarzdroßel noch beſonders leicht in einem Netze, das Spinngewebe genannt, folgendergeſtalt: Das Netz wird mit rautenförmigen und kleinen viereckigten Maſchen, jede einen Daumen breit, von ziemlich dünnem zweydräthigem Garne geſtrickt; das Obertheil beſtehet aus 60 bis 80 Maſchen. Es wird $3\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen hoch gemacht, damit es ausgeſpannt $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen nach Beſchaffenheit der Höhe des Ortes, wo es geſtellt wird, bleibe. Man kann es mit kleinen Ringen machen, aber auch einen ſehr glat-

glatten Bindfaden durch alle Maſchen der oberſten Reihe ziehen, wie Fig. I. zeiget, hier gehet der Bindfaden A. — B. durch die Maſchen der obern Reihe. Der Fang mit dieſem Netze muß an neblichen Tagen geſchehen, da die Amſel niedrig und immer an den Zäunen wegflieget. Dabey verfährt man auf folgende Weiſe: Man nimmt eine 3 Ellen lange Stange D. — F. die an dem kleinen Ende D. etwas geſpalten, am andern F. hingegen ſpitzig iſt. Mit dieſer Stange und dem Netze verſehen, gehet man längſt den Zäunen hin; wenn nun Amſeln da ſind, ſo fliegen ſie auf und fallen etwa 30 bis 50 Schritte vorwärts an dem nemlichen Zaume E. wieder ein. Weiß man den Ort, wo ſie hingefallen ſind, ſo ſtellet man etwa 20 Schritte davon, das Netz dergeſtalt, daß man in einen, etwas über den Weg, in einer Höhe von 3 Ellen hängenden Aſt C. mit einem Meſſer eine kleine Spalte in A. macht, in dieſe ſtecket man die kleine Spitze des, an dem Faden des Netzes feſtgemachten Fadens, locker hinein, und gehet nach der andern Seite des Weges F. J. wo man in D. mit dem an der andern Seite des Fadens befindlichen Spitze eben ſo verfährt; dadurch aber den Faden ſo anſpannet, daß das Netz bis auf das Obertheil des Zaunes herunter hänget; iſt auf einer Seite kein Baum, ſo bedienet man ſich ſtatt deſſen, der Stange D. F.; hierauf gehet man durch einen Umweg bis etwa 20 Schritte von der Amſel auf der entgegengeſetzten Seite, und von da auf ſie zu, da ſie denn längſt dem Zaume hin aufſtehet, und endlich in das Garn flieget, das ſogleich herabfällt und ſie verwickelt.

Anaaſen, Anätzen, nennet man eine Kirrung von todtem Aaſe, die man dahin machet, wo man Füchſe oder Wölfe ſchießen oder fangen will.

Anbeißen heißt man, wenn ein Fuchs oder Wolf das Luder, womit man ihn anaaſet, annimmt und davon frißt.

Anblaſen nennet man das Blaſen der Jägerey auf ihren Hörnern bey dem Anfange einer Jagd, im Gegenſatze des Wortes Abblaſen, ſ. d. Wort.

Anfeuchten ſagt man vom Wolfe und Fuchſe, wenn ſie im Walde ihren Urin an einen Baum oder Buſch laſſen.

Angefallene Fährthe, iſt die Färthe, welche der Leithund vernommen hat, und dem Jäger zeichnet.

Angehendes Schwein iſt ein dreyjährlges wildes Schwein männlichen Geſchlechts.

Anhalten, a) wenn man mit dem Leithunde zieht, und dieſer etwas anfällt, man ihm alsdenn freundlich zuſpricht, kurz faßt und ſo lange hält, bis er mit der Naſe in die Färthe eingreift; b) von Jagdhunden überhaupt,

haupt, wenn ſie ein angenommenes Stück Wild ſo lange verfolgen, bis es der Jäger zum Schuſſe bekommt.

Anjagen wird geſagt, wenn man bey der Parforcejagd einen Hirſch aufſuchet, lauert, und wenn mehrere beyſammen ſind, den zur Jagd beſtimmten abſondert, und darauf die Meute anlegt. ſ. Parforcejagd.

Ankörnen heißt, die Vögel, vermittelſt Ebereſche und anderer Beeren, die ſie gern freſſen, in die Dohnen, Wände, oder wo ſie ſonſt gefangen werden, oder ſich ſelbſt fangen ſollen, locken.

Ankuppeln heißt die Hunde, wenn man auf die Jagd gehet, oder nach derſelben den Rückweg wieder antreten will, mittelſt eigener dazu gehöriger Riemen oder Leinen, zuſammen hängen, damit ſie beſſer beyſammen bleiben, und nicht frey laufend Schaden thun, oder ſich verlaufen konnen.

Anlaufen laßen, iſt ein Kunſtwort bey der Schweinjagd, und bedeutet ſo viel, als einer Sau den Schweinſpieß (Fangeiſen) vorhalten, damit es ſelbſt hineinlaufe. Der Jäger ſchreyet ſie mit dem Worte Hu = Sau an, worauf ſie ſogleich ihn annimmt, d. h. auf ihn zu und bey dieſer Gelegenheit in den Spieß läuft; wobey der Jäger aber recht feſt ſtehen und dem Eiſen die gehörige Richtung geben muß, oder wenn er fehlen ſollte, muß er gleich auf das Angeſicht niederfallen; ſo kann ihm der Keuler, der mit ſeinem Gewehr alles über ſich hauet, keinen Schaden zufügen, die Sau aber, welche unter ſich tritt und beißet, ihm doch wenigſtens das Angeſicht nicht beſchädigen. ſ. Fang, Fangeiſen.

Anlocken heißt bey der Falknerey, dem Vogel gute Lockſpeiſe, als Hühner oder Tauben, geben.

Annehmen und Anſchildern heißt, wenn man mit dem Treibezeuge Hühner fangen will, und dazu ein Schild braucht, womit man ſie ins Zeug treibt; bey Jagdhunden aber heißt annehmen, wenn der Hund auf der Färthe munter und fleißig fortſuchet.

Anſchießen nennet man, ein Wild zwar durch einen Schuß treffen und verwunden, jedoch ſo, daß es nicht bald, oder auch wohl gar nicht fällt.

Anſchlagen heißt das Zeichen, welches die Hunde durch Bellen von ſich geben, wenn ſie ein Wild ſehen oder ſpüren, oder auch wenn ſie ein anderes Thier oder einen Menſchen antreffen.

Anſchrecken heißt, wenn der Jäger auf dem Anſtande das erſcheinende Wild durch ein kleines Geräuſch ſo lange zum Stillſtehen bringt, bis er ihm den Schuß beybringen kann.

Anſillen iſt beym Vogelfange ſo viel, als einen Lockvogel, Laufer, vermittelſt eines Bändchens auf dem Vogelheerde anbinden. Man befeſtiget nemlich einen kleinen Ring von drath an einem ſtarken Bändchen, oder an einen feinen Neſtelriemen, ſchlingt das Bändchen in ein Dreyeck, nach Verhältniß der Größe des anzuſillenden Vogels, zuſammen, und zieht es über den Kopf und die Füße des Vogels, ſo, daß der Ring gerade unter den Bauch komme. Sodann ſteckt man ein dünnes Rüthgen bogenweiſe in die Erde des Heerdes, welches ganz glatt und ſo gemacht ſeyn muß, daß ein anderer Ring daran hin und herlaufen kann. An dieſen macht man ein zweyfach gelegtes Bändchen, ohngefähr eines Fingers lang feſt, und ziehet es durch den, an dem Leibe des Vogels befeſtigten Ring, dann läßt man den Vogel durchkriechen, und alſo das Band zuziehen; oder man ſchlinget das Band an den Ring am Vogel, ehe man es mit ſeinem Ringe an die Ruthe ſtekket.

Anſprechen heißt von einem Hirſche, den man geſehen hat, die Anzahl der Enden angeben, oder von einer Färthe beſtimmen, ob ſie von einem Hirſche, Thier, Spießer ꝛc. ſey. Z. B. er hat den Hirſch vor einen Zehner angeſprochen, oder er hat die Färthe von einem jagdbaren Hirſche angeſprochen.

Anſtand heißt, wenn man ſich des Morgens oder Abends dahin ſtellet, wo gewöhnlich um dieſe Zeit Wildpret wechſelt, und des Abends zu Felde, des Morgens aber zu Holze gehet. Man muß dabey allezeit den Wind beobachten und ſich ſo ſtellen, daß er von dem Orte, wo man das Wild vermuthet, auf den Jäger, und nicht von dieſem auf das Wild zugehe. Denn ſonſt bekömmt das Wildpret Wind, d. h. es empfindet vermöge ſeines ſcharfen Geruches, die Ausdünſtungen des Menſchen, die ihm der Wind zuführet. Wer nur die Jagd auf dem anſtoßenden Felde und nicht auch zugleich im Holze hat, darf ſich nicht an das Holz ſtellen, ſondern muß ſeinen Anſtand wenigſtenn 100 Schritte vom Holze nehmen.

Anſtellen heißt, wenn ſich einer, oder mehrere Schützen, mit Gewehr an gewiſſe Orte ſtellen, wohin ſie glauben, daß ihnen Wildpret, welches von Hunden oder Menſchen aufgetrieben worden, zu Schuſſe kommen werde. Auch hier muß, gleich wie bey dem Anſtande, der Wind beobachtet werden.

Antritte oder Fußreißer werden die dürren Stangen mit ausgeputzten Aeſten genannt, die man um die Vogelheerde ſetzt, damit die heranziehenden Vögel, ehe ſie in den Heerd fallen, darauf anfußen und antreten können.

Appel nennet man bey den Hunden Gehorſam, mit einem guten Gehör verbunden, ſo daß

ſie gleich auf den erſten Ruf oder Pfiff zu ihrem Herrn kommen. Von einem Hunde, der dieſes thut, ſagt man: „er hat guten Appel;“ ſo wie man das Gegentheil durch den Ausdruck, „er hat keinen Appel,“ bezeichnet. Das erſte Geſchäft bey der Dreſſirung eines Hundes iſt, ihm guten Appel beyzubringen.

Arbeiten einen Leithund heißt, denſelben auf die Färthe eines Wildes, vorzüglich aber des Hirſches dergeſtalt abrichten, daß er nicht nur keine Färthe übergehe, ſondern auch die einmal angenommene nicht verlaße, oder mit einer andern verwechſele, vielmehr auf derſelben munter und unverdroßen fortſuche, und den Gang, welchen das Wild genommen, anzeige. Die beſte Zeit dazu iſt in den Monathen May und Junius, wenn die Wieſen und Graßplätze völlig grün ſind, die Winterkälte vorüber, und der Thauſchlag kenntlich, das Wetter aber nicht regnerig oder windig iſt. Denn Regen oder Kälte ſchwächen die Witterung oder Ausdünſtung der Färthe, der Wind aber treibt ſolche in die Höhe und dem Hunde entgegen, daß er nicht mit zur Erde, ſondern in die Höhe gehaltener Naſe und Kopfe, auch gegen den Wind ſuchen, ſich umſehen, und die Färthe endlich übergehen lernen würde. Dieſe Zeit der Leithunds-Arbeit nennet man die Behängenszeit. Der Jäger ziehet dann des Morgens, wenn die Hirſche ſeit zwey bis 3 Stunden zu Holze gegangen ſind, mit dem Leithunde nebſt Halſung und Hängeſeil, längſt dem Holze an den Feld- oder Wieſenrändern hin, läßt die Locke oder den zuſammengewickelten Riemen von einander, nimmt den Leithund am Hängeſeile in die rechte, und einen friſchen eichenen Bruch in die linke Hand, ziehet damit fort und läßt das Seil ſchleppen. Anfänglich muß der Leithund auf dürren Lehden nnd trocknen harten Plätzen, wo man keinen Thauſchlag ſehen kann, gearbeitet werden; denn wenn er im Anfange oft auf eine friſche Färthe, die er ſiehet, gearbeitet wird, und man in der Folge mit ihm auf trockne Felder, harte Lehden oder Kießboden kömmt, wo die Witterung feiner iſt, und man wenig oder gar nichts von der Färthe ſehen kann; ſo fällt er dieſelbe entweder gar nicht, oder doch ſehr kaltſinnig an, und ſucht nicht fort. Hat man nun den Leithund dahin gebracht, daß er richtig ſucht, und nichts übergehet, ſo ruft man ihm, ohne Erhebung der Stimme, He! he! hin! zu, und wiederholet, um ihn aufzumuntern, dieſen Zuſpruch, je nach dem Temperamente des Hundes, alle 20 bis 30 Schritte. Denn hitzige, ohnehin auf das Suchen begierige junge Hunde, werden durch vieles Zuſprechen bald laut, und dieſes iſt ihnen hernach ſchwer wieder abzugewöhnen. Faule Hunde werden hingegen durch den Zuſpruch mehr aufgemuntert, die Färthe mit mehr Luſt und Fleiße zu ſuchen. Wenn nun der Hund eine Färthe an-

fällt, ſtehet der Jäger alsbald ganz ſtill, und giebt dem Hunde das Hängeſeil mit leiſer Hand nach, um zu ſehen, wie er ſich benimmt; ob er fortziehen will, und was er vor ſich hat. Hierauf greift er ſich mit beyden Händen am Hängeſeile bis zum Hunde, bückt ſich zu ihm, um die Färthe genauer zu unterſuchen, ob er richtig ſey: und fragt ihn freundlich: „Was da mein Mann? was ſchleicht daher?“ Beharret nun der Hund feſt an der Färthe, ſo läßt man ihn rechts am Hängeſeile hinausfahren, und ſuchet dieſelbe Färthe aufs neue. Wenn man nun einigemal auf dieſe Weiſe mit dem Hunde verfahren, und er jederzeit die Färthe richtig wieder gefunden hat, und zuletzt auf derſelben ſtehet, ſo hift man ihm mit der linken Hand unter dem Halſe ein wenig empor, daß er geſtreckt ſtehe, und liebt ihn mit freundlichen Worten ab. Sodann legt man den eichenen Bruch, nachdem man zuvor dem Hunde die Augen damit beſtrichen hat, auf die Färthe, trägt alsdann den Hund eine Ecke über die Färthe ab, und läßt ihn im Schatten, an einem reinen Orte, wo keine Färthe iſt, ausruhen. Man hüte ſich aber, mit dem Hunde während dem Arbeiten an keinen Ort zu kommen, wo viel Blumen ſtehen, oder wo ein übler Geruch von Pechöfen, Pferde- oder anderm Miſt, Luderplätzen und dergl. iſt; überhaupt vermeide man alle Orte, wo ein ſtarker Geruch iſt, er ſey gut oder übel, ſo wie alle gebrannten Stätte, Heidepläze, Kohlbrennerflecke und beregneten Boden, weil alle dieſe Dinge dem Hunde die Witterung benehmen, d. h., ſeine Naſe ſo anfüllen, daß er die Ausdünſtungen der Färthe ſchwächer empfindet. Auch laße man ihn nicht gegen den Wind ſuchen, denn der Wind bringet ihm den Geruch der Färthe zu und verleitet ihn, die Naſe in die Höhe zu halten, ſich umzuſehen und die Färthe zu übergehen. Eben ſo wenig führe man ihn mit zu langem Hängeſeile an Sträuchern, Getraide, Schilf oder hohem Graſe hin, weil er dadurch den Kopf in die Höhe richten, über ſich ſchwärmen, und die Färthe auf der Erde vergeſſen lernet; man halte ihn vielmehr kurz und wenn er Wildpret ſiehet, verblende man ihm mit dem eichenen Bruche die Augen, oder liebe ihn ab, und bezeigt er ſich hartnäckig, ſo rucke man ihn mit dem Hängeſeile. Wenn nun gegen Mittag die Hitze größer wird, die Färthe austrocknet und der Leithund matt wird, ſo ziehe man mit demſelben nach Hauſe und fahre den folgenden Tag mit der Arbeit fort.

Dieſes ſind die Regeln der Leithundsarbeit im Allgemeinen, wie ſie für jeden Jäger, der hohe Jagd zu beſorgen hat, nothwendig ſind. Ein Jäger aber, der zugleich auf das Vergnügen ſeines Herrn, oder auf den Unterricht junger Jäger dabey Rückſicht nehmen muß, hat dabey noch folgendes zu beobachten: Hier kömmt es darauf an, den Hund entweder auf Hirſche oder Sauen

zu

zu arbeiten, und da iſt 1) bey dem Hirſche folgendes Verfahren nöthig: Es iſt hier auch ein Unterſchied zu machen, ob er ohne, oder zugleich mit auf den Wieder- oder Abſprung abgerichtet werden ſoll. a) Ohne den Wieder- oder Abſprung geſchiehet es ſo: Wenn der Jäger zu der obenerwähnten Zeit mit dem Hunde zu Felde oder Holze ziehet, darf er nicht zu nahe ans Holz, auch nicht in friſch gepflügte Felder kommen. Denn nahe am Holze fahren immer Haaſen, Füchſe ꝛc. herum, und der junge Hund lernet gerne umherſchwärmen; im friſchgepflügten Felde hingegen, lernet er gern in die Löcher ſtupfen. Am beßten thut man, einen jungen Hund, den man vorzüglich auf Hirſche arbeiten will, zuerſt auf Hirſchfärthen zu bringen, denn die Färthen, die ſie gleich Anfangs vor andern kennen lernen, lieben ſie auch in Zukunft immer am meiſten. Doch iſt darunter nicht zu verſtehen, daß er ſodann gar keine andere Färthe annehmen ſollte, ſondern nur ſo viel, daß die, welche er zuerſt kennen und anfallen lernte, ihm immer die liebſte bleiben wird, und man kann ihn bloß durch fleißiges Arbeiten von dem abgewöhnen, was er nicht ſuchen ſoll. In dieſer Hinſicht iſt es ſehr ſchädlich, wenn man zuerſt auf Reh- Haaſen- und andere Färthen kommt. Man erforſche daher zuvörderſt die Hirſchwechſel, ſo wird man ſie auch des Morgens mit dem Hunde leicht finden, und wähle vorzüglich dazu einen guten Boden auf dem Felde. Kann man einzelne Hirſche finden, ſo wird die Arbeit um ſo leichter, denn da wird der Hund allemal eher zeichnen und ſtehen bleiben; ſind ihrer aber mehrere, und dieſe gehen auseinander, ſo fährt der Hund von einer Färthe auf die andere, und gewöhnt ſich leicht zum Schwärmen. Fällt nun der Hund an, ſo ſpricht man ihm auf die oben geſagte Weiſe zu, und fällt er die Färthe recht an, ſo faßt man ihn kurz, daß er ſich auf der Färthe halten muß. Greift er nun in dieſe mit der Naſe ein, ſo ſagt man: „Ho richte dich" oder, „Nun, nun, laß ſehen." Dann greift man geſchwind vorwärts ans Hängeſeil, daß man den Hund zwiſchen die Beine bekomme; man reiße ihn aber nicht rückwärts, ſondern man komme ganz gemächlich über den Hund, ſo daß er auf der, mit der Naſe gezeichneten, Färthe ſtehen bleibe. Anfänglich zeichnet der Hund freylich die Färthe nicht, ſondern will mit der Naſe hin und her fahren. Daher muß man ihn kurz halten, und ſobald er nur mit der Naſe in die Färthe greift, ihn auch careſſiren. Denn dadurch lernet der Hund vorzüglich die Färthe mit der Naſe genau zeichnen und darauf richtig fortſuchen, wozu er jedoch in einer Behängenszeit ſchwerlich zu bringen iſt. Das careſſiren geſchiehet mit den Worten: „Ho! recht mein Mann," oder wenn es eine Hündin iſt, meine Halle, oder, Recht, du haſt recht trauter Geſell! oder auch des Hundes

Nahme, z. B. trauter Hector, traute Diane; dann läßt man den Hund weiter auf der Färthe nach, aber kurz, und läßt ihn ſo wieder die Färthe ſuchen und zeichnen, da man ihm dann, wenn er ſie hat, wieder auf die vorige Art Recht giebt. Hierauf läßt man ihn einigemal vorwärts fortſchießen, doch ſo, daß er, ſo oft er angehalten wird, mit der Naſe die Färthe recht zeichnen muß. Dann careſſiret man ihn durch Streichen mit dem Bruche, trägt ihn ab, und ziehet mit dem Hunde neben der Färthe vor- oder rückwärts, doch ſo, daß er ihr nicht ſo nahe iſt, um Wind davon bekommen zu können. Sodann wendet man ſich wieder dahin, wo man die Färthe vermuthet, dergeſtalt, daß man vor, über die Färthe komme. Dieſes nennet man Vorgreifen. Fällt er ſie nun an, ſo arbeitet man wieder mit zeichnen laßen und abtragen, wie vorher. Nach dem Vorgreifen wird entweder rückwärts der Färthe entgegen, oder vorwärts, der Färthe nach, gearbeitet; dieſes nennet man die Nachfarth, jenes hingegen die Wiederfärthe. Wenn man einen Hund des Tages ein- oder zweymal, höchſtens dreymal auf die Färthe bringet, ſo iſt es für den erſten Tag ſchon hinreichend, in der Folge aber muß man länger, auch wenn es ſeyn kann, einen Tag um den andern arbeiten. Fällt ein Hund, wie gewöhnlich zu geſchehen pflegt, andere Färthen an, die er nicht ſuchen ſoll, ſo ſchlägt man ihn nicht, ſondern man ziehet einen weichlichen und furchtſamen Hund bloß ab, und ſtraft ihn mit den Worten: „Pfui! Schone dich,“ oder hüte dich; einen harten und wilden Hund hingegen muß man zuweilen, wenn er nicht recht thut, mit dem Hängeſeile, jedoch mit Maaßen und zu rechter Zeit ſchnellen. Von einem Hunde, der zwey Behänge auf ſich hat, d. h., der ſchon zwey Jahre gearbeitet worden, kann man ſchon ſo viel erwarten, daß man ſich einigermaaßen auf ihn verlaßen kann. Beym dritten Behänge aber muß er vollkommen gut und gerecht werden, daß er, wenn er zeichnet, gerade die Färthe in der Naſe habe, hinein zeige, ſtehen bleibe und den Kopf in die Höhe werfe, bis man zu ihm kommt; auch darf er nicht eher wieder fortſchießen, bis man ihm zuſpricht. Iſt er in dieſer Zeit nicht vollkommen, ſo liegt die Schuld an dem Jäger; denn wenn der Hund nur eine gute Naſe hat, ſo müßen ihm in der Zeit von 2 bis 3 Behängen, alle Untugenden abgewöhnet und ihm ſo viel beygebracht ſeyn, daß er richtig und gerecht zeichne, und nichts übergehe. Man kann aber auch eine ſchlechte Naſe bey einem Hunde ſelbſt verurſachen, wenn man bloß des Morgens ganz früh aus und bald nach Sonnenaufgange wieder nach Hauſe ziehet, da er die Färthen immer warm und friſch hat; oder wenn man ein wenig Wind, einen dünnen Regen, oder ſtarken Thau hat, zu Hauſe bleibet, weil dann die Färthen ſchon kalt, und dem Hun-

Hunde nicht ſo gerecht ſeyn möchten. Es iſt wahr, ſtarker Wind iſt einem jungen Hunde nichts nütze, und bey ſtarkem Thaue hat der Hund eben ſo wenig eine ſo gute Suche und Witterung, als bey gemäßigtem, weder zu warmen, noch zu kaltem, weder zu naßem noch zu trocknem Wetter; aber es tritt doch auch der Fall ein, daß bey einer ſolchen unbequemen Witterung dennoch etwas beſtätiget werden muß; iſt nun der Hund nicht vorher ſchon darauf gearbeitet, ſo taugt er nichts und beſtehet, nebſt dem Jäger, mit Schanden. Daher dürfen die Leithunde nicht zu zärtlich gewöhnt werden, ſondern man muß mit dem Hunde ſo gut auf dürren Heiden, als auf gutem und eben ſowohl auf ſandigem und auf naßem Boden ziehen; denn die Veränderung des Bodens trägt ſehr viel zur Vervollkommnung des Hundes bey, und die Erfahrung lehret, daß wenn man mit einem Hunde, der vorher nur guten, fetten Boden gewohnt war, auf dürre Heiden oder Sand gekommen, er in denen erſten Morgen auf dieſem ungewohnten Boden ſich nie ſo beherzt und gut bezeuget, als auf ſeinem gewohnten Lande. Daher muß der Hund während der Arbeit und des Behängens, ſo viel wie möglich, an jeden Boden und an jede Witterung gewöhnet werden. Doch muß man einen jungen Hund bey gar zu ſtarkem Winde nicht auf Feldern, Wieſen und andern freyen Plätzen arbeiten, denn da ſucht er die Färthe nicht fort, ſondern wendet ſich unter den Wind, und wenn man ihn anhält, iſt er nicht auf der Färthe, ſondern oft 2 bis 3 Schritte davon unter dem Winde. Geſchähe nun dieſes öfters, ſo würde er ſich bald gewöhnen, den Wind anzunehmen. Daher thut man beſſer, bey ſtarkem Winde mit ihm im Holze, auf breiten Straßen und Alleen zu ziehen, damit er nicht zu Hauſe liegen und gut Wetter erwarten müße, ſondern immer in Uebung bleibe. Man kann ihn auch auf ſolchen breiten Straßen einige mal zeichnen laßen, wenn er auffällt, ob man ſchon nicht weit mit ihm nachhängen kann. Man darf auch den Hund nicht bloß des Morgens auf friſche Färthen arbeiten, ſondern man muß die Arbeit nach und nach bis um 10 oder 11 Uhr auch noch länger fortſetzen. Bey allzudrückender Sonnenhitze binde man ihn unter einen ſchattigen Baum, bringe ihn, nachdem er ausgeruhet, wieder auf die Frühfärthen und Brüche, und laße ihn daſelbſt wieder anfallen, wenn er auch nur leicht darauf ſuchet, ſo lernet er doch die kalten Färthen annehmen. Der Hund bekömmt auch durch das öftere, weite und lange Ausziehen mehr Dauer und kömmt beſſer in Athem, als wenn er ſelten herauskömmt. Doch wird jeder verſtändige Jäger auch hierinnen das rechte Maaß um ſo mehr zu beobachten wißen, je leichter ſonſt auch der feurigſte Hund verdorben werden kann.

b) Die Feiſt- und Parforce-Jagden machen es nothwendig, daß

daß auch Leithunde auf den Wieder- und Absprung gearbeitet werden. Dieſes geſchiehet auf folgende Weiſe: So lange bis der Hund eine Färthe richtig anfällt, und eine Ecke mit fortzuſuchen vermag, kann man ihn zum Wiederſprunge nicht anhalten, wenn er aber hierinnen, nach mehrern Verſuchen, gut befunden worden, ſo hänget und arbeitet man weiter nach, ehe ſich das Wildpret gefärbet, aber ja nicht bis dicht ans Holz, damit ſich der Hund nicht durch die daran hangenden Haare, des noch nicht gefärbten Wildes, gewöhne, den Kopf in die Höhe zu werfen und im Winde zu ſuchen. Denn dieſes iſt ein großer Fehler an Leithunden und iſt ihnen ſchwer wieder abzugewöhnen. Man muß überhaupt keinen Hund, denn auch den Alten iſt es nicht dienlich, wenn auch ſchon das Rothwildpret vollkommen verfärbet hat, in dicken Büſchen ſtehen und zeichnen laßen, wo er die Reiſer erſt vollkommen beriechen kann. Sie gewöhnen ſich ſonſt gar leicht an, daß ſie, wenn ſie am Holze zeichnen ſollen, die Reiſer oben mehr, als die Färthe unten zu achten, und an jener mit der Naſe herum zu fahren. Kann man nun mit dem Hunde die Färthe eine Ecke fortbringen und nachhängen, ſo muß man den Hund, ſo bald er anfällt, zeichnen laßen, und ihm Recht ſprechen, nur bey jungen Hunden kürzer, als bey ſolchen, die ſchon etwas leiſten. Wenn er auf die Hinfärthe gezeichnet hat, ſo gehet man zwar vor an den Hund, aber man ziehet ihn, jedoch ohne Reiſen, herum und nach der Wiederfärthe, und indem man ſpricht: „Wieder, wieder nach der Farth,“ bringet man ihn im Zuge herum auf die Wiederfärthe, läßt ihn da auch zeichnen, noch ein paarmal ſchießen, und wieder zeichnen, und trägt ihn dann ab. Wenn nun dieſes einigemale mit ihm vorgenommen worden, und der Hund anfällt, ſo läßt man ihn auf vorgedachte Art auf der Hinfärthe zeichnen, dann auch wieder ſpringen und zeichnen; nun bleibt man ſtehen, und ſpricht mit etwas Herumziehen zu ihm: Recht! wieder richt dich nach der Farth,“ ſo muß er wieder herum auf die Hinfahrt, wo man ihn wieder zeichnen läßt, mit den Worten: „Nu! Nu! laß ſehen,“ hierauf eilet man auf ihn zu, giebt ihm Recht, und läßt ihn wieder gerade fortſchießen und zeichnen. Dieſes treibt man ſo lange mit ihm, bis er zum richtigen Zeichnen und Wiederſprung vollkommen gearbeitet iſt. Der Nutzen davon iſt dieſer: Man ſoll z. B. einen Verſuch vor dem Holze machen, wo nahe dabey Getraide ſtehet, oder auf einem alten Wege, Straße, Flügel, oder Allée vorgreifen. Fällt nun der Hund an, ſo bleibt man ſtille ſtehen, läßt ihm das Hängeſeil ſo weit als möglich nach, und ſpricht: „Was wittert dich an?“ Wenn er die Färthe ergreift, zeichnet er, wenn man ihm mit dem Worte Färthe zuſpricht, bleibt man aber ſtille ſtehen, und ſpricht: Wieder!“

der!" ſo ſpringt er gleich neben dem Jäger herüber; doch muß man hurtig an dem Hängeſeil nachgreifen, damit der Hund nicht ſo hinein zu treten genöthiget werde. Dieſes läßt man dann durch die Hand ſchießen, hält wieder an, und ſagt: Färthe, ſo zeichnet der Hund wieder. Dann läßt man den Hund nochmals wieder herüber ſpringen, wo man glaubt, daß dieſe Färthe hinwärts ſey, da man dann den Hund das letztemal, ſo viel wie möglich, auf der Hinfärthe zeichnen läßt, an ihn gehet, mit dem Bruche lie- bet, (ſtreichelt) und abträgt. Bey einem ſo ausgearbeiteten Hunde braucht man wenig zu ſprechen. Da nun zwiſchen dem erſten Orte, wo der Hund auf einer Seite des Weges, und das anderemal wieder über den Weg gezeichnet, (welche beyde Orte man genau merken muß) ein ziemlicher Raum ſtatt findet, daß man von dem einen Orte bis zum andern, die Färthen genau beobachten und alſo auch richtig anſprechen muß, und ſich darnach richten kann, ſo muß man jede Färthe ordentlich Verbrechen, und zwar mit abgebrochenen grünen Reiſern, (Brüchen) mit der Spitze des Bruches und den Stielen des Laubes, wo der Hirſch hingezogen. Und ſo verbricht man alle Hirſchfärthen nahe vor dem Holze, um zu wiſſen, wie viel, und wo ſie hinein ſind. Die Färthen der Thiere aber verbricht man umgekehrt, nemlich daß man die Spitzen des Bruches und die Stiele des Laubes dahin legt, wo das Thier hergekommen. Damit nun der Hund auch kalte Färthe zu ſuchen, dauerhafter werde, muß man ihn zu verſchiedenen Stunden des Tages und auf verſchiedenen Boden arbeiten. Die dritte Art den Hund abzurichten, geſchiehet durch das Genießen, davon ſ. Genuß.

2) Wenn man einen Hund auf Sauen arbeiten will, muß man auf eine andere Weiſe verfahren. Man kann zwar einen, auf Rothwildpret gearbeiteten Hund, auch auf Schwarzwildpret brauchen, aber wo beyde Arten von Wildpret unter einander wechſeln, entſtehet dadurch nicht ſelten Verwechſelung. An ſolchen Orten iſt alſo um deswillen ein beſonderer, auf Sauen abgerichteter Hund, von großem Nutzen. Bey deſſen Arbeit geſchiehet der Auszug ebenfalls auf die vorgeſagte Weiſe. Wenn man aber mit dem Hunde auf- oder zwiſchen Feldern, Vorhölzern und Wieſen ziehet, und er Saufärthen anfällt, ſo ſpricht man ihm zu: „Ho! ho! ho! ho! Was wittert dich an? Sau! Sau! wo wechſelts? wo, zeige es!" oder, „Nach, darnach, Sau! Sau!" Und wenn er Recht hat, „Recht! darnach, Sau!" Er muß hier eben ſo zeichnen wie bey der Hirſchhundsarbeit, auch verfährt man mit ihm auf gleiche Weiſe, und ſpricht bey dem Zeichnen: „Färthe! Halt! laß nun ſehen!" Auch muß er zum Wiederſpringen, welches ſehr nöthig iſt, fertig gemacht werden. Nur muß man folgenden Umſtand genau beob-

beobachten: Die Sauen brechen nemlich oft hin und her, und da will der Hund immer nicht gern bey dem Zeichen ſtill ſtehen, ſondern fährt hin und her, da man ihn denn ganz kurz nehmen und zeichnen laſſen muß. Wenn man aber merket, daß die Brüche ausgehen, muß man gleich vorgreifen und ſprechen: „Umgangen, umgangen, mein Geſell! Wo wechſelts? Wendet es ſich? laß ſehen, wo zeucht's hinaus? Wenn er nun wieder die gerade Färthe anfällt und fortziehet, muß man ſo viel als möglich nacharbeiten. Eine beſondere Aufmerkſamkeit aber iſt nöthig, wenn man etwa auf Wegen durch vorgreifen muß, um ſie enger zu haben. Denn ſie wechſeln zuweilen, oder brechen über den Weg und wieder zurück, und dann iſt das Beſte vorzugreifen, und den Hund kurz zu halten. Hiezu gehört aber auch ſchon ein gearbeiteter Hund, mit jungen Hunden darf man ſich in Brüchen nicht viel aufhalten, ſonſt lernen ſie herumſchwärmen und ſind nicht gut in Stand zu bringen. Man ſehe alſo anfänglich zu, wo einzelne Sauen hinausziehen. Hat man aber neben dem jungen Hunde, noch einen bereits zu Sauen gearbeiteten Hund zur Hülfe, ſo gehet es viel beßer, denn da nimmt ein Jäger den alten und ein anderer den jungen Hund und ziehen neben einander aus. Doch dürfen die Hunde nicht zu nahe zuſammen kommen, damit ſie einander nicht beißen und verwirrt machen. Fällt nun der Alte an, ſo greift man mit dem Jungen gleich kurz vor; fällt dieſer mit an, ſo läßt man ihn etwas fortſchießen, dann hält man ihn zum Zeichnen an und ſpricht: „Sau! Sau! Färthe! nun laß ſehen.“ Man mache ſich aber auch bald an ihn, und careſſire ihn. Unterdeſſen läßt man den alten Hund neben dem jungen vorſchießen, giebt ihm das Hängeſeil lang und läßt ihn zeichnen. Hierauf nimmt man den jungen Hund zwiſchen die Beine und krätzelt auf der Färthe mit ihm fort, bis zu dem alten Hunde; dann läßt man den jungen Hund wieder vor, ſuchet ein Eckchen nach und läßt ihn wieder zeichnen. Wenn dieſes geſchehen iſt, läßt man den Alten wieder verſchießen und zeichnen, und ſo ſuchet und hänget man mit beyden Hunden nach, daß immer einer um den andern vorſchießen und zeichnen muß, ſo weit es nur gehen will, je weiter, je beßer lernet der Hund die Färthe halten, wird fleißiger und feuriger darauf. Doch muß man auch das Temperament dabey beobachten; denn die flegmatiſchen Hunde kann man, durch zu langes Suchen, furchtſam machen. Wenn die Brüche ausgehen, und man die Sauen mit dem jungen Hunde nicht recht ausmachen kann, wo ſie wieder gerade aus den Brüchen herausgezogen, ſo greift man ſogleich mit dem alten Hunde außerhalb den Brüchen vor, den jungen aber hält man in den Brüchen kurz und zum Zeichnen an, und trägt ihn ab. Wenn nun der alte Hund die Sauen außerhalb den Brüchen

ausmacht; ſo arbeitet man wieder mit beyden, auf die vorbeſchriebene Weiſe, bis zum Holze fort. Sind es aber nur Vor- oder andere leichte Hölzer, und nicht etwa Eichelmaſt oder wildes Obſt darinnen, woraus zu ſchließen wäre, daß die Sauen ſehr darinnen herumgebrochen; ſo hänget man mit den Hunden noch bis an das Dikkigt, wo man die Hunde zum letztenmal zeichnen läßt, und eben ſo wie die Hirſche verbricht. Iſt ein junger Hund ganz allein zu arbeiten, ſo muß man anfänglich zuſehen, wo einzelne Sauen ſind. Die Orte, wo man dieſe am meiſten antrifft, ſind Weinberge, in welchen zugleich auch allerley Wurzelwerk iſt, und Wieſen, wo es viel Kümmel giebt. Wo nicht mehr als ein, zwey bis höchſtens vier Sauen beyſammen ſind, da gehts, aber bey ganzen Rudeln lernen die Hunde ſchwärmen; wenn aber auch davon einzelne Sauen brechen, und eine Ecke fortgehen, ſo kann man auch mit dem jungen Hunde fortkommen. Iſt nun der Hund gehörig ausgearbeitet, ſo muß er bloß auf Sauen, eben ſo gut und gerecht ſeyn, wie der zuerſt beſchriebene, auf Hirſche. Er muß gerade die Färthe mit der Naſe zeigen, den Kopf in die Höhe werfen und ſtill ſtehen, damit man zu ihm gehen kann, er darf auch nicht eher fortſchießen, bis man ihm wieder zuſpricht. Die beſte Zeit der Sauhundsarbeit iſt von der Mitte des Auguſtes bis die Hirſche in voller Brunft ſtehen, denn wenn man dann mit der Arbeit zu nahe ans Holz käme, und der Hund die zu dieſer Zeit ſtärkere Witterung des Hirſches bekäme, würde er in den Wind ſuchen lernen. Hat man jedoch Orte, wo die Hirſche keinen Brunftplatz haben, ſo kann man mit der Sauhundsarbeit fortfahren, außerdem muß man die Brunftzeit über ausſetzen, und nachher wieder anfangen. Man kann die Leithunde nicht nur auf Hirſche und Sauen, ſondern auch auf Wölfe, wo es welche giebt, abrichten. Wenn endlich die Hunde nicht mehr gearbeitet und zum Vorſuchen gebraucht werden, iſt es gut, wenn man einen Zwinger hat, worinnen ſie frey laufen können, denn wenn ſie an der Kette liegen, werden ſie leicht ſteif.

Arktiſcher Fink — Fringilla flaviroſtris — wohnt im Norden und kommt nur bey ſtrengen Wintern, wie 1784 und 89, nach Deutſchland; er heißt auch Gelbſchnabel, brauner Riſet, oder gelbſchnäblicher Fink. Das Männchen iſt rußbraun, das Weibchen graubraun, der Schnabel wachsgelb, die Bruſt roſenfarben und der Schwanz gabelförmig. Der Körper 6½ Zoll lang.

Aſchgraue Ente — Anas cinerea ſ. cineraſcens — iſt in Sibirien einheimiſch und erſcheint im Spätherbſte und Winter auch auf den deutſchen großen Gewäſſern. Sie gehört zur Entengattung — Anas — als eigne Art. Die aſchgraue Ente iſt 18 Zoll lang und hat ſchwarze Füße und einen ſchwarzen Schnabel, welcher an der Wurzel etwas gefurcht

und

und an der Spitze mit einem ſchmalen Nagel verſehen iſt. Der Steiß iſt ſchwarz; die Deckfedern der Flügel ſind grau mit hellern Punkten; die Bruſt und Bauch aſchgrau; am Männchen endlich findet man weißgelbe Zügel. Ueberhaupt wechſelt die Farbe nach dem Geſchlechte; denn das Männchen iſt auf dem Kopfe ſchwärzlich mit kaſtanienbraunen Federrändern und am Halſe dunkelroth; dem Weibchen aber fehlen die weißgelben Zügel und der Hals iſt ſchmutzig rothbraun.

Auerhahn oder Auerhuhn oder großes Waldhuhn — Tetrao Urogallus — Ur- Ohr- Aur- Wald- Gurgel- Alp- Riet- Spill- Krugel- Feder- und wilder Hahn, Bergfaſan, wilder Puter gehört zu der achten Ordnung, welche die hühnerartigen Vögel — Gallinae — enthält, unter die Gattung Waldhuhn — Tetrao — mit kurzem gebogenen Schnabel; einer befiederten Stirne, mit Augen, worüber ein nackter warziger Fleck ſich befindet, und mit befiederten Füßen. Die ganze Gattung lebt in Wäldern und nährt ſich von Waldfrüchten, Saamen, Beeren, Knospen, Inſekten und Würmern. 1) Unſer Auerhahn unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch folgende Kennzeichen: Der Schwanz iſt zugerundet, und die Achſeln ſind weiß. Am Männchen iſt die Hauptfarbe ſchwarz, am Weibchen roſtfarben. Nach dem Trappen iſt der Auerhahn der größte jagdbare Vogel, denn er mißt zwey Fuß, wovon der Schwanz faſt die Hälfte einnimmt; die Flügel klaftern drey und einen halben Fuß, und legen ſich auf den vierten Theil des Schwanzes zuſammen. Das Weibchen iſt faſt um ein Drittheil kleiner; jenes wiegt 12 — 14 und dieſes 8 bis 9 Pfund. Der Schnabel iſt zwey Zoll lang, ſtark, sehr gekrümmt, vorn abgeſchnitten und gelblich weiß; der Augenſtern hell nußbraun; die Naſenlöcher mit kurzen weichen Federn bedeckt; die Schienbeine drey Zoll hoch und befiedert; die Zehen oben geſchuppt, an den Seiten befranzt, unten mit ſtarken Warzen beſetzt und ſo wie die Nägel graubraun. Kopf und Hals ſind ſchwarz, klar weiß geſprenkelt, aber an jüngern dunkelaſchgrau, ſchwarz gewäſſert, der Oberkopf am dunkelſten, der Hinterhals am hellſten; die Federn des Hinterkopfs ſind lang, und unter der Kehle befindet ſich ein bartartiger Büſchel langer, weicher, ſchwarzer Federn; über jedem Auge iſt ein faſt zwey Zoll langer kahler, aus lauter warzenförmigen Blättchen beſtehender, hochrother Fleck; die Augenlieder ſind röthlich eingefaßt; der Rücken und die mittelmäßigen Steißfedern ſchwarz, klar weiß zickzackförmig gewellt; die Bruſt ſchwarz, grünglänzend; der Bauch ſchwarz, in der Mitte mit weißen Flecken; die Seiten wie der Rücken; die Schenkel ſchwarz, fein weiß gewellt und mit großen weißen Spitzen; die Schienbeine mit haarförmigen graubraunen weiß geſprenkten Federn beſetzt; die vordern Schwungfedern ſchwärzlich mit ei-

einer weißen Einfaſſung an der ſchmalen Fahne, die hintern dunkelbraun mit einer grau und weiß gefleckten äußern Kante und weißen Spitzen; die Deckfedern der erſten Ordnung ſchwärzlich, die übrigen alle ſo wie die Schulterfedern ſchmutzig kaſtanienbraun mit ſchwarzen Sprenkeln oder feinen Querlinien, die große Reihe auch weiß geſprenkelt; die Unterflügel grau und ihre Deckfedern ſo wie die Achſelfedern, die ſich zuweilen oben über die Flügel legen, weiß; am Flügelgelenke ein weißer Fleck; die achtzehn breiten Schwanzfedern ſchwarz mit einzeln weißen Punkten in der Mitte. Die jüngern Männchen ſind im Ganzen heller, am Kopfe und Halſe mehr aſchgrau und der Rücken mit ſchwarzen und grauen ſchmalen Querſtreifen ſchön gefleckt. Das Weibchen ſieht weit bunter aus. Der Schnabel iſt ſchwärzlich; der kahle Streifen über den Augen heller; die Bartfedern fehlen; der Oberleib ſchwarzbraun mit roſtfarbigen wellenförmigen geſprenkten Queerbinden; der Hals roſtgelb mit ſchwarzen rundlichen Flecken; die Kehle roſtgelb; die Bruſt roſtroth, zuweilen mit einzelnen ſchwarzbraunen Flecken; der Bauch roſtgelb mit einzelnen ſchwarzen Wellenlinien und weißen Flecken; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, auswendig roſtfarben gefleckt, die hintern wie der Oberleib; der Schwanz braunroth, oben abgebrochen ſchwarz bandirt und nach der weißen Spitze zu mit einer ſchwarzen Queerbinde: die Beine roſtgrau, klar dunkelbraun gefleckt. Varietäten ſind: a) das kleine Auerhuhn. Dieſe Abänderung ſoll man in kalten nördlichen Gegenden finden. b) Das bunte Auerhuhn. Mit weißlichen Deckfedern der Flügel, und mehrern weißen Federn am Leibe und Schwanze. Das Betragen des Männchens iſt ſtolz, keck, hitzig und muthig, und das des Weibchens, wie bey allen hühnerartigen Vögeln, demüthig, gebeugt und furchtſam. Geſicht und Gehör ſind ihre vorzüglichſten Sinne. Ihr Flug iſt wegen der Größe ihres Körpers, Kürze der Flügel und Breite des Schwanzes ſchwerlebig und dauert nur kurze Strecken. Ganz Europa und das nördliche Aſien ſind das Vaterland dieſes Vogels. Er liebt nicht bloß wie in Deutſchland gebirgige, ſondern auch, wie in Rußland, ebene Waldungen. Man trifft ſie in Nadel- und Laubhölzern an; ſie halten ſich aber lieber in erſtern auf, am liebſten iſt ihnen indeß ein gemiſchter Wald. Da wo Sümpfe und Bäche ſind, nehmen ſie am liebſten ihren Stand. Es ſind Standvögel, die nur in heftigen Wintern von den hohen Gebirgen herab in die Vorberge ſtreichen, und dann aber auch zuweilen da angetroffen werden, wo ſie im Sommer nicht ſind. Im März ſind ſie aber allezeit wieder an Ort und Stelle. Am Tage trifft man ſie gewöhnlich auf dem Boden, des Nachts aber auf den Bäumen an. Im Winter und Frühjahre freſſen ſie Knospen von Buchen, Weiden, Pappeln, Haſelſträuchern und Fichten, Nadeln von den Schwarzholzarten, Aeſtchen und

und Blätter von Heidelbeer= und Preußelbeerſträuchern, Wachholdern und im Sommer und Herbſt Inſekten, Ameiſeneyer, Beeren, Eicheln und Buchecker. Wo ſie geſchont werden, gehen ſie auch auf die Aecker nach dem Getraide. Zur Beförderung der Verdauung verſchlucken ſie Kieſelchen. Zum Trank nehmen ſie friſches Waſſer. Ihr Bad beſteht in Sand und Staube. Die Paarungszeit oder ſogenannte Falzzeit dieſes Vogels fällt im März, dauert bis im April und gewöhnlich ſo lange, bis die Rothbuchenknospen ſich öffnen. Wenn der alte Hahn nicht beunruhigt worden iſt, ſo nimmt er wieder ſeinen vorigjährigen Stand ein, und wählt dazu gern einen Abhang des Gebirges, bey rauſchenden Bächen gegen Sonnenaufgang. Iſt das Wetter nicht ſtürmiſch, ſo falzt er alle Morgen, fängt um 3 Uhr früh an, und hört nach der Dämmerung auf. Es geſchiehet auf folgende Art. Er ſteht auf dem Aſte eines etwas freyſtehenden Baums, gewöhnlich in der Mitte deſſelben, und läßt anfangs die einzelnen Töne Tödt, Tödt, hören. Nach und nach ſchnalzt er die Töne Dödtel, Dödtel wohl zwölfmal hinter einander und immer geſchwinder, ſo daß ſie ſich zuletzt in ein ſchnarrendes Dödeltrr verwandeln, worauf die abgebrochene Sylbe Glack folgt. Auf dieſe hört man die wetzenden wunderbaren Töne Hedehedehe, hedehedehe, hedehedeheei, während welchen er mit ausgebreiteten Flügeln, etwas erhabenem Schwanze und ausgeſtrecktem Halſe auf dem Aſte hin und her trippelt, und ſo berauſcht iſt, daß er den Jäger, der ihm indeſſen mit ohngefähr drey großen Sprüngen näher kommen kann, nicht hört, da er ſonſt die geringſte Bewegung bemerkt. Nach dieſen fängt er wieder von vorne an Dödtel u. ſ. w. und dieß Falzen wiederholt er ohngefähr vier= bis achtmal hinter einander, alsdann wiederholt er abermals, wenn er nicht außerordentlich hitzig iſt, die einzelnen Töne Dödt. Die erſten Töne nennt der Jäger das Knappen oder Klatſchen, und ſie klingen gerade, wie wenn jemand zwey dürre Stöcke gegeneinander ſchlüge, den abgeſetzten Mittelton den Hauptſchlag und die wetzenden das Schleifen, weil ſie klingen, wie wenn die Grashauer die Senſe wetzen oder ſchleifen. Durch dieſe geräuſchvollen Töne locket er die Hennen, deren er vier bis zehen annimmt, herbey. Dieſe verſammlen ſich bey ihm, geben ihre Ankunft durch den lockenden Ruf Kack, Kack, Göck, Göck! zu erkennen, er ſteigt alsdann, wenn es Tag wird, vom Baume, tritt unter ſonderbaren Gebehrden und Sprüngen und dem falzendem Geräuſche, bald dieſe, bald jene, und begiebt ſich alsdann mit ihnen an einen Ort, wo ſie beyde Nahrung finden. Des Abends begiebt er ſich wieder auf ſeinen Falzſtand. So hitzig der Hahn iſt, eben ſo hitzig, ja noch hitziger ſind die Hennen, denn man hat ſie oft in der Stellung der Begattung angetroffen

und wegnehmen können. Die jungen Hähne, die ſich erſt einen Stand ausmachen müſſen, da die Alten nicht gern in einem Umfange von 500 Schritten einen leiden (die jungen ſtehen aber näher zuſammen), falzen gewöhnlich acht bis vierzehn Tage ſpäter. Sobald die Paarungszeit vorbey iſt, verlaſſen ſich beyde Gatten wieder; er geht bloß ſeiner ausgeſuchtern Nahrung nach, und ſie ſucht ſich einen bequemen Platz zum niſten aus. Ihr Neſt iſt eine aufgekratzte Vertiefung auf den Boden, oder in einem Reiſighaufen mit etwas eingelegtem Geniſt und ein wenig ausgezupften Federn, und man findet es in Gehauen, Schlägen unter einem Strauch, im hohen Graſe, Heide u. ſ. w. Gewöhnlich liegen acht oder neun Eyer darin, ſelten mehr als zwölf, oder weniger als fünf. Junge Vögel legen weniger, alte mehr. Sie ſind ohngefähr von der Größe der Haushühnereyer, ſchmutzig weiß, gelbbräunlich klar gefleckt. Sie brütet ſie 4 Wochen und bedeckt ſie mit dem darneben liegenden Geniſt, wenn ſie der Hunger nöthigt, aufzuſtehen. Die röthlich wolligen Jungen laufen gleich aus dem Eye davon, und die Mutter führt ſie an, Ameiſeneyer, Beeren und Inſekten zu ihrer Nahrung aufzuſuchen, hudert ſie unter ſich und warnt ſie bey jeder Gefahr, damit ſie ſich flugs unters Gebüſch oder ins Moos verſtecken können. Die Schwungfedern wachſen den Jungen ſehr ſchnell, denn nach zehn Tagen können ſie ziemlich hurtig und weit, obgleich nicht hoch über dem Boden, wegfliegen. In acht bis neun Wochen ſind ſie flügge, und die ganze Familie (der Vater ausgenommen) bleibt, wenn ſie nicht geſtört wird, bis zum kommenden Frühjahr beyſammen. Wenn man dieſes wilde Geflügel zähmen will, ſo muß man die Eyer den Truthühnern unterlegen, und ſie anfangs mit Ameiſeneyern und Waizengries füttern; dann freſſen ſie Beeren und Waizen, auch Gerſte. Wenn man im Herbſte Vögel dieſer Art falzen hört, ſo ſind es gewöhnlich Junge, die ſich in dieſer Muſik üben und für die erſte Paarungszeit vorbereiten. Füchſe, Lüchſe, Marder, wilde Katzen, Wieſeln und wilde Schweine, vertilgen viele Bruten, und die großen Raubvögel, als der Habicht und Wanderfalke gehen auch die Alten an. Zur Plage ſind ihnen äußerlich graue Milben und inwendig Maden- oder Krazzerwürmer. Von Jägerbeobachtungen ſind folgende die wichtigſten: 1) Manche Jäger ſagen, daß der Auerhahn keine Zunge habe; allein ſie iſt wirklich da, zieht ſich aber durch einen beſondern Mechanismus, im Augenblicke des Sterbens, weit in den Schlund zurück. 2) Während der ſchleifenden Falztöne des Hahns kann man eine Flinte losdrücken, und er hört den Schuß nicht. Er drückt aber die Augen nicht zu, wie man ſonſt vorgab, ſondern ſieht nur von Liebe trunken aufwärts. 3) Vor mehrern Jahren hat im Anſpachiſchen ein Hahn in der Falzzeit zwey ſägende Holzhauer

hauer mehrere Morgen überfallen, mit den Flügeln geſchlagen und mit dem Schnabel verwundet, bis er während eines ſolchen Anfalls von einem Jäger gefangen wurde. Vielleicht hörte er in dem Sägen das Balzen eines Nebenbuhlers. 4) Ein andermal flog ein ſolcher Hahn ganz aus dem Walde heraus auf das Feld, und ſtellte ſich zornig den Pferden eines Ackermannes in den Weg, daß dieſe ſcheu wurden. Sie gehören zur hohen Jagd, und es iſt eine beſondere Luſtbarkeit, ſie auf der Falz zu ſchießen, wobey man ſich eigentlich der Auerhahnsbüchſe und einer Kugel bedienen ſollte, da es ein zur hohen Jagd gehöriges Federwildpret iſt; allein gewöhnlich erlegt man ihn mit groben Schrot. Er wird auch vor dem Auerhahnbeller geſchoßen. Wo dieß Federwildpret an dem Schwarzholz keinen Schaden thut, da ſollte man zur pfleglichen Hegung immer die Alten ſchon zweymal zur Balzzeit auf einem Orte bemerkten Hähne wegſchießen, weil es dieſe ſind, welche die Jungen verjagen, damit ſie einen deſto größern Bezirk inne haben können. Das Wildpret des alten Hahns iſt trocken und zähe, und muß daher gebeizt und beſonders zurecht gemacht werden; die Jungen und Hennen aber ſchmecken immer gut. Nicht ſowohl durch das Scharren in friſchen Holzſaaten, als vielmehr durch das Abbeißen der jungen Augen in Fichten- und Weißtannen-Dikkungen thun ſie beträchtlichen Schaden. Es giebt daher Forſtmänner, die ſie auf ihren Fichtenrevieren gar nicht leiden wollen. Am beßten ſind ſie freylich in vermiſchten Holzungen. In der Jägerſprache ſagt man: Das Paaren heißt balzen, falzen oder pfalzen; ſiehe unter Paarung. Der Auerhahn äßet ſich, ſo wie der Birkhahn, das Haſelhuhn und der Trappe. Wenn er ſich des Abends aufſetzt, ſo heißt dies: Er ſchwingt ſich ein, auch er ſteigt oder tritt zu Baume. Wenn er abfliegt: er tritt vom Baume, ſtiebet ab. Man verhört oder verluſet ihn, wenn man des Abends oder Morgens bemerkt, wo er ſteht. Er ſteht auf dem Baume oder auf der Erde — hat einen Stand — Füße — wird aufgebrochen — hat ein Geräuſch und Geſcheide. Die übrigen hierher gehörigen Arten ſ. unter Birkhuhn, Haſelhuhn, Schneehuhn.

Auerhahnbeller, oder Auerhahnhund, iſt eine Art kleiner brauner Hunde, ohngefähr wie die Dachshunde, nur daß ſie rundere Köpfe und dünnere Schnautzen haben. Sie werden vorzüglich zur Auerhahnjagd außer der Falze, doch auch zur Jagd der Haſelhühner gebraucht. Dieſes geſchiehet auf folgende Art: Zuvörderſt gewöhnt man ihn, den Truthhünern nachzulaufen, und ſie zu verbellen, dann geht man zu den Faſanen über, wo dergleichen vorhanden ſind, dieſe muß er ſuchen und ebenfalls verbellen lernen. Revieret er auf dieſe, ſo ſucht man junge Auerhühner

und läßt ihn erſt mit dieſen bekannt werden, dann lernet er die Alten von ſelbſt finden und verbellen. Von anderm Federwildpret, Rothwildpret, Haſen ꝛc. muß man ihn abhalten. Mit dieſem Hunde gehet man außer der Falzzeit in den Wald, trifft er nun einen Auerhahn an, ſo jagt er ihn auf, daß er zu Baume ſteiget, und dann verbellet ihn der Hund. Nun ſchleichet man ſich hinan, und ſchießet den Auerhahn herunter. Ja der Auerhahn fürchtet ſich ſo wenig vor ſolchen kleinen Hunden, daß er ſich oft auf der Erde vor ihn ſtellet, da er hingegen vor großen Hunden nicht Stand hält. Ohne einen ſolchen Hund dürfte man wohl ſchwerlich einen Auerhahn außer der Falzzeit ſchießen. Wo große Herren die Auerhahnjagd ſelbſt betreiben wollen, muß man in der Falzzeit den Auerhahn verhören, wo er ſeinen Stand hat, auch in und außer der Falzzeit gegen Abend Achtung geben, wo er einfällt, und ſolches dem Herrn melden, der ſodann in der Falzzeit des Nachts um 1 oder 2 Uhr hinausgehet; außerdem aber ebenfalls die Jagd vor dem Hunde macht.

Aufbaumen ſagt man vom Luchſe, von der wilden Katze, vom Marder, Iltis ꝛc. wenn ſie entweder freywillig oder von Hunden gejagt, auf einen Baum klettern.

Aufbäumeln heißt die Stellung des Haaſen, wenn er im vollen Laufen ſich auf die Hinterläufte aufrecht ſtellt, um ſich umzuſehen, ob nichts hinter ihm herkommt; oder auch wenn er dieſe Stellung beym Spielen mit mehrern annimmt.

Aufbrechen heißt ein, zur hohen Jagd gehöriges, Wildpret, wohin auch Trappen und Auerhähne zu rechnen ſind, aufſchneiden, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe nehmen. Bey dem Hirſchwildpret muß ſolches mit der größten Genauigkeit geſchehen. Er wird nemlich erſtlich auf friſchen eichenen Brüchen, auf den Rücken, und mit dem Gehörne unter den Hals gelegt, alsdenn am Halſe hinunter aufgeſchärft, die Gurgel unter dem Knorpel abgeſchnitten und mit dem Schlunde herausgerißen, ſodann beydes von einander getheilt, der Schlund aber mit dem Meßer, etwa Fingers lang, ſauber durchgeſtochen, und durch den Stich drey- bis viermal geſchlungen, damit das Geäſe beym hineinziehen nicht herauslaufe und Unreinigkeit verurſache. Hierauf werden die Gurgel und der Schlund, nachdem alles nach der Herzkammer zu, mit der Hand gehörig abgeſtoßen worden, mit Gewalt in die Herzkammer geſteckt. Wenn dieſes geſchehen, tritt der Jäger zwiſchen die Hinterläufte des Hirſches, ſchärft ihn zwiſchen dem Kurzwildpret hinunter, zwiſchen den Keulen nach dem Waidloche zu, bis auf den Eisknochen auf, dann ſchneidet er an dem dünnen Leibe die Haut bis an den Bruſtkern auf, öfnet hierauf den Leib vorſichtig, daß

der Wanſt nicht mit zerſchnitten werde, jedoch daß das Loch ſo groß wird, daß man mit zwey Fingern hinein greifen kann, in dieſes ſetzt er ſodann die zwey Vorderfinger der linken Hand ein, hält mit der rechten Hand das Meſſer zwiſchen den Fingern, und drückt daſſelbe damit vorſichtig fort, bis hinauf an den Bruſtkern. Hierauf reißt er das Netz heraus, untergreift das Geſcheide nach den Nieren zu, wo es angewachſen, und ziehet es nebſt dem Wanſte heraus, nachdem er vorher zwiſchen dem Zwergfelle und dem Wanſte hinein gegriffen und den Schlund durch und durch herausgezogen hat. Alsdann ſchlägt er hinter dem Schluße auf, und ſchneidet den Weidedarm bis zum Weideloche ganz heraus. Nach dieſem reißt er das Inſelt nebſt den Nieren heraus, ſchneidet das Zwergfell an den Rippen herum loß, ergreift die Gurgel und reißet das Geräuſche heraus. Endlich ſchneidet er die Lendenbraten heraus, und drückt die Keulen gehörig auseinander, ſo iſt der Hirſch aufgebrochen. ſ. auch Zerwirken.

Aufheben, Abwerfen, heißt die Netze nach vollbrachter Jagd wieder ab- und zuſammen machen.

Aufjagen, Auftreiben, heißt das Wild von allen Arten, aus ſeinem Stande, Bette, oder Lager treiben, wozu man ſich entweder der Hunde bedienet, oder es geſchiehet auch von Menſchen durch Geſchrey, Klopfen, oder Klappen, mit beſonders dazu beſtimmten Werkzeugen, Jagdklappern genannt.

Auflöſen heißt das Wiederaufknüpfen und Voneinandermachen der Leinen, wenn dieſe ſich an den großen und kleinen Jagdzeugen in Knoten verſchlungen oder ſonſt verwirrt haben.

Aufnehmen heißt bey dem Wilde ſoviel, als bey einem andern Thiere, empfangen, zu kommen, trächtig werden.

Aufs Blatt laufen heißt man, wenn die Rehböcke zur falſchen Brunftzeit den Ricken nachlaufen, die ſich nicht von ihnen beſchlagen laßen. Jäger, welche auf einem Blatte die Stimme der Ricke nachzuahmen wiſſen, können ſodann die Rehböcke, welche dieſem angenehmen Laute blindlings nachlaufen, mit leichter Mühe ſchießen. Zur rechten Brunftzeit, im Dezember, würde der Bock nochmals aufs Blatt laufen, wenn man Blätter hätte, um ihn zu locken. Die Ricke läuft zu der Zeit, wenn ihre Jungen von ihr abgegangen ſind, auch aufs Blatt.

Aufſchlag heißt beym Jäger eine Art Vogelſchneußen, die zwar wie die Sprenkel beſchaffen, aber nicht an einem Stücke ſind.

Aufſchläge ſind bey großen Vogel- ſowohl, als bey Finkenheerden diejenigen Hölzer, womit man die Netze aufſpannet, wo man, wenn dieſe gerückt werden, die Vögel oft in großer Menge fängt.

Aufſetzen nennet man das Wiederwachſen des abgeworfenen Gehörnes bey den Hirſchen und Rehböcken.

Aufwecker, Wecker iſt ein Werkzeug, deßen man ſich beym Wachtelfange bedienet. Es wird auf eben die Art gemacht, wie die Wachtelpfeiffen, nur noch einmal ſo weit und ſtark, jedoch nicht länger. Es wird der Knochen aus einer Reh- oder Schaafkeule dazu genommen, und eine ſolche Pfeife gemacht, womit man ſchlagen kann, wie ein Wachtelhahn. Will man nun Wachteln fangen, und es läßt ſich keine hören, ſo ſchlägt man mit dieſem Wecker; ſobald die andern Hähne es hören, antworten ſie, da man denn das Steckgarn ſtellet, und ſie durch den Sickenruf ins Garn locket; denn nach dem Aufwecker laufen ſie nicht, ſondern ſie werden dadurch bloß zum Schlagen aufgemuntert.

Augenſproßen nennet man an einer Hirſchſtange das erſte Ende von unten, zunächſt über dem Auge. Ein Hirſch, der dieſe und die Spieße ausgewachſen hat, heißt ein **Gabelhirſch**.

Ausbeßern oder **Ausbüßen** heißt, die in die Netze geriſſenen Löcher zu machen. So geringe dieſes Geſchäft ſcheinet, ſo wird doch eine große, wenig Jägern eigene, Genauigkeit dazu erfordert. Hauptſächlich kömmt es darauf an, daß man das Loch recht ordentlich ausſchneide. Es dürfen aber nicht mehr als zwey Enden bleiben, nemlich eines zum Anbinden, wo man anfängt auszubüßen, und das Andere, wo man zuletzt abſchneidet. Dieſe dürfen in großen Löchern auch nicht an einer Reihe ſeyn, ſondern man ſchneidet ſie weiter aus, daß die letzte halbe Maſche entweder unten, oder auf der andern Seite bleibe. Man ſtraffet nun die Maſchen mit dem neu darein geſtrickten an, und giebt Acht, daß allezeit vier Fäden in einen Knoten kommen, auch der neu hinein geſtrickte Faden dem alten in der Länge gleich ſey. Iſt das Loch groß, ſo hänget man das Garn oben an; wenn es ausgeſchniten iſt, bindet man an, und ſtricket queer durch. Fallen nun an den Seiten ganze Maſchen, ſo nimmt man ſie gleich wieder mit heran, ſiehet auch darnach, ob die unterſte Maſche ſich von unten hinauf ſchicke, welches man daraus erſehen kann, wenn die Maſche herangehalten wird, und ſich viereckig anſtraffet. Schicken ſie ſich erſt ſo weit, ſo ſtrickt man oben in einer Maſche, und ſodann wieder von unten herauf eine, bis es zugehet, und es müßen gerade eben ſo viel Maſchen wieder hinein kommen, als vorher drinnen waren. Garne, die nicht ſpieglicht geſtrickt ſind, büßen ſich leichter aus; ausſpieglich geſtrickte, vorzüglich in den Säumen, denn da muß man, eben wie bey neu geſtrickten, ab- und zunehmen. In den ab- und zugenommenen Maſchen müßen 6 Faden in einen Knoten kommen. Wo aber beſonders die Ecke,

wo das Garn zu ſtricken angefangen worden, entzwey iſt, da muß man nur ein Stück Garn ſtricken, mit einer Maſche anfangen, und ſodann auf beyden Seiten zu nehmen, bis man eine Maſche weniger hat, als die Zahl der Maſchen beträgt, wo die Ecke gerade geſchnitten worden. Dann ſtricket man das neue Stück an das Alte an, ſo daß man von oben eine, und vom alten von unten auch eine heraufnehme, ſo wird es völlig wieder ergänzet.

Auskoppeln heißt einen Hund von einer Koppel, daran zwey Hunde zuſammen gehangen waren, losmachen.

Ausnehmen iſt, 1) ein Zeichen bey der Hirſchfärthe, welche dieſe von der Färthe eines Thieres unterſcheidet. Es beſtehet nemlich in demjenigen naßen Laube oder Erdreiche, das der Hirſch zwiſchen den Klauen faßet, und zur Seiten auswirft, welches das Thier nicht thut. 2) Die in Netzen gefangenen Feldhühner aus denſelben nehmen. 3) Das gebrühete oder gerupfte Federwildpret unten am Bauche aufſchneiden und die Eingeweide herausnehmen. 4) Junge Vögel aus den Neſtern langen.

Ausſchießen heißt, bey einem Haupt- und Beſtätigungsjagen, wenn die Herrſchaft aus dem Schirme das vorgejagte Wildpret ſchießet. ſ. Abjagen.

Ausſpüren heißt ein Wild mit Spürhunden ſuchen, um deßen Spur zu finden.

Auswerfen, Ausweiden, Aufbrechen, heißt dem kleinern Wildpret, als Haaſen ꝛc. das Eingeweide aus dem Leibe nehmen.

Auswürken, wenn ein Hirſch oder eine Sau aus der Haut gethan wird, um das Zerwürken vorzunehmen.

B.

Baarmeiſter wird in manchen Ländern, der Aufſeher oder Thierwärter, über die, in einem Thier-Garten befindlichen, wilden Thiere genennet.

Bache, Lehne — Sus ſcrofa ferus foemina — iſt das weibliche Geſchlecht unter den wilden Schweinen, nach dem zweyten Jahre ihres Alters; bis dahin wird ſie ein Friſchling genennet. Ihre gewöhnliche Brunftzeit iſt im November und December, dann trägt ſie, 4—5 Monathe; friſchet oder wirft ihre Jungen alſo im Februar, März und April. Eine Bache bleibt nie allein, und wenn ſie auch durch Hunde oder ſonſt auseinander geſprengt werden, ſo verſammlen ſie ſich doch bald wieder, und ſollten es auch nur 2 bis 3 Stück ſeyn. Wer daher

einen gewiſſen Sauſtand haben will, der mache ſeine Jagden nicht ſowohl auf die Rudelſchweine, als auf die einzelnen, welche allezeit Keuler ſind, die außer der Brunftzeit nie in Geſellſchaft leben. Eine Bache iſt zwar nicht ſo herzhaft als ein Keuler; wenn ſie aber trächtig iſt und Junge hat, ſo iſt ſie ſehr wild und böſe, welches ſie durch ſchnauben und grunzen, ſobald ſie jemanden erblicket, äußert. Sie läßt ihre Jungen niemals eher von ſich, als bis ſie anderweit gebrunftet hat, und wird ſie nicht trächtig, ſo behält ſie ſie auch das zweyte Jahr bey ſich, bis ſie ſelbſt von ihr gehen. Brunftet eine alte Bache hingegen mit Erfolg, ſo treibet ſie die vorigen Friſchlinge fort, die ſich dann anfänglich von Kräuterwerk und Baumrinden nähren; wodurch ſie faul und träge werden, und daher leicht zu bekommen ſind.

Bachhund nennet man einen kleinen, dachsartigen, zur Fiſchotter- und Bieberjagd abgerichteten Hund.

Bachſtelze — Motacilla — iſt ein kleiner, an Bächen und kleinen Wäſſern ſeiner Nahrung wegen lebender, Vogel, der beſtändig mit ſeinem Schwanze in Bewegung iſt, auch ziemlich lange ſtelzenförmige Beine und dieſen Urſachen auch ſeinen Namen zu verdanken hat. Dieſe Gattung gehört unter die Singvögel, welche die fünfte Ordnung ausmachen, und hat einen dünnen walzenförmigen Schnabel mit pfriemenförmiger Spitze; unbedeckte Naſenlöcher; ſchlanke Füße mit langer aber krummer Hinterzehe; und langem Schwanze. Es giebt davon folgende Ordnungen, nemlich: 1) Die weiße oder ſchwarzkehlige Bachſtelze, Ackermännchen, blaue, weißbunte, Haus- Waſſer- und Steinbachſtelze, Waſſer- Wege- u. Queckſterz, Bebeſchwanz, Kloſternonne, graues Schwarzkehlchen — Mot. alba — Sie hat einen ſchwarzen Kopf, ſchmuzzig weißen Bauch, und aſchblauen Rücken. Im März kommt ſie zu uns, und niſtet in einem Sommer zwey- bis dreymal auf Dächern, oder in Baumhöhlen und Holzſtößen; ſie legt jedesmal 4 bis 7 Eyer. Sie iſt ein lebhafter, muthiger, ſeinen Feind herzhaft verfolgender Vogel, und hat einen leichten hüpfenden Gang. Wenn ſie im Herbſte fortziehen wollen, verſammeln ſie ſich auf Dächern oder Steinhaufen, und necken alle vorbeyfliegenden Vögel mit einem lauten Geſchrey. Ihre Nahrung ſind Fliegen, Waſſerinſekten und kleine Nachtſchmetterlinge.

2) Graue Bachſtelze — Mot. Boarula — Gelbe Bachſtelze mit ſchwarzer Kehle, gelbbrüſtige Bachſtelze, gelbes Ackermännchen, gelber Stícherling, gelbe Waſſerſtelze, Frühlingsſticherling, Frühlingsbachſtelze und Irlin wohnt vorzüglich in bergigten und waldigten Gegenden an Flüßen und Bächen, wo ſie

ſie auch in gelinden Wintern bleibt, weil ſie ihre aus Waſſerinſekten beſtehende Nahrung alsdenn immer findet. Sie niſtet in Höhlen an Ufern oder andern Erdrändern mit 4 bis 6 ſchmutzig weißen fleiſchfarben marmorirten Eyern. Oben iſt ſie dunkelaſchgrau; Bruſt und Bauch hochgelb; die drey äußerſten Federn des längern Schwanzes ſind faſt ganz weiß; am Männchen die Kehle ſchwarz, am Weibchen aber röthlich weiß; Länge 7 Zoll, wie bey der weißen Bachſtelze.

3) Die gelbe Bachſtelze, Kuh- Rinder- Viehſtelze, Kuhbachſtelze, gelbe Viehbachſtelze, Kuhſcheiße, kleine Bachſtelze, gelbbrüſtige Bachſtelze und gelber Sticherling — Mot. flava — iſt etwas kleiner. Ihr Oberleib iſt aſchgrau, der Rücken gelbgrünlich, der Unterleib gelb, und die Flügel ſchwarz, die äußern Federn des kürzern Schwanzes ſind über die Hälfte weiß. Sie niſtet auf der Erde an den Ufern der Bäche, oder in Gemäuern bey Mühlen, und vermehrt ſich eben ſo zahlreich, als die weiße Bachſtelze. Man findet ſie gewöhnlich bey den Viehheerden, wo ſie die, daſelbſt nie fehlenden Inſekten wegſchnappet. Im Herbſte hat dieſe ſowohl, als die weiße, einen ſanften, ziemlich angenehmen Geſang, und läßt ſich im Käfig mit Semmel und Milch erhalten.

Bär — Ursus — iſt ein Raubthier, wovon man 2 Hauptgattungen hat, nemlich den Landbär und den Eisbär. Der Landbär — Ursus arctos — heißt auch gemeiner Bär, europäiſcher Bär, gemeiner europäiſcher Bär, Ringelbär, wenn er die jugendlichen weißen Ringe behält, Zeidelbär, wenn er noch klein iſt; der ſchwarze Bär heißt auch Graſebär, Ameiſenbär, und der braune Bär wird auch Pferde- oder Honigbär genannt. Nach dem Syſteme des Ritter Linné gehört er in die dritte Ordnung unter die Raubthiere, nach Blumenbach in die ſiebente Ordnung unter die größern reißenden Thiere, und nach Pennant in der zweyten Ordnung zweyten Abſchnitt unter die Raubthiere. Er wird unter der Bärengattung beſchrieben. Die Kennzeichen der Art ſind: Die Ohren ſind klein und rundlich; die Unterlippe hat 18 Zakken; der Hals iſt kurz und dick; der Leib ſtark; der Schwanz kurz; die Beine gleich hoch; die Klauen der Vorderfüße länger als die der Hinterfüße. Die Größe iſt verſchieden, die mittlere ſechs Fuß, und die Schwere 200 bis 250 Pfund. Der Kopf iſt hinten dick, und läuft kegelförmig in eine ſtumpfe Schnauze aus; die Ohren ſind klein und zugerundet; die untere Kinnlade länger als die obere; die vordern kleinen Backenzähne fallen gewöhnlich aus, daher man ſtatt 36 Zähne, gewöhnlich nur 30 findet; der Hals iſt kurz und dick; der Leib dick mit gewölbten gegen die Schultern geſenkten Rücken; der Schwanz ſehr kurz; die

die Beine mittelmäßig, die vordern etwas einwärts gebogen und kaum kürzer als die hintern mit fünf parallelſtehenden Zehen, woran die ſchwarzen Klauen der vordern länger ſind. Sowohl die Grundwolle als das Zottenhaar iſt lang, letzteres hart und glänzend, ſo weit es über die erſtere vorragt; im Geſicht, Bauch und hinten an den Beinen iſt das Haar länger, auf der Schnauze hingegen am kürzeſten. Die Farbe iſt braun, ſchwarz und fuchsroth, mit noch einigen Farben-Abänderungen. Da man in neuern Zeiten dieſe Bären der Farbe und Lebensart nach in eigene Arten abtheilt, ſo will ich ſie wenigſtens hier ſo beſchreiben, und es dem weitern Nachforſchen der Naturforſcher und Jäger in den Bären-Gegenden überlaſſen, ob wirklich die verſchiedenen Kennzeichen der Art haltbar oder nicht ſind. Merkwürdig iſt es freylich, daß dieſe Bären oft an einem und ebendemſelben Orte wohnen, und ſo verſchieden ſind.

a) Der ſchwarze Landbär. Der Kopf iſt dick; die Schnauze abgeſtumpft; Hals und Schwanz kurz; Farbe und Körper ſchwarz. Er hält ſich nur in nördlichen Ländern und in den rauhen und großen Waldungen der Schweiz auf. Der längere Kopf, die längern Ohren, das längere, zärtere, tief ſchwarze und ſeidenartig glänzende Haar und die kleinere Geſtalt unterſcheiden ihn äußerlich von dem gemeinen braunen Bäre, von dem er auch im Naturell, in der Lebensart und der Begattungszeit abweicht. Sein Naturell iſt ſanfter; ſeine Nahrung nimmt er vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, und es beſteht ſolche vorzüglich in Beeren von mancherley Stauden und Sträuchern, Wurzeln, jungem Graſe und andern Vegetabilien. Nur ſelten frißt er Fiſche und Inſekten, und nur dann, wenn er ſo ohne Mühe dazu kommt, Fleiſch. Er begattet ſich zu Ende Septembers und Anfang Oktobers, und das Weibchen bringt ſeine Jungen im März oder zu Anfange Aprils, wo der Bär, in nordiſchen Gegenden ſowohl als den Alpen, noch nicht aus der Winterruhe hervorgegangen iſt, und ſäugt ſie, ob es gleich zu dieſer Zeit keine Nahrung zu ſich nimmt. Von dieſer Art iſt der Silberbär oder kleine weiße Bär eine Varietät. Er findet ſich in Rußland, in dem daran gränzenden Polen, in Schweden und Norwegen, desgleichen auf Island. Seine ſchwarzen Haare haben alle ſchneeweiße Spitzen, welches, je nachdem die Spitzen in größerer oder geringerer Länge weiß ſind, eine weiße oder mehr ins grauliche fallende Silberfarbe hervorbringt.

b) Der braune Landbär. Der Kopf iſt dick; die Schnauze abgeſtumpft, dicker als bey dem vorhergehenden; Hals u. Schwanz kurz; der Körper braun, oder braungrau, nicht ſelten ſchwarzbraun. Dieſer geht die Jäger eigentlich an. Es iſt die gemeinſte Art, welche ſich noch jetzt in Deutſch-

Deutſchland und zwar in Niederöſterreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Crain, in den großen Wäldern des Herzogthums Krumau, in Pommern und höchſt ſelten in Schleſien in einſamen Waldungen, desgleichen in den ſchweizeriſchen Alpen findet. Sein Naturell iſt ſanfter, als bey der folgenden Art. Er nährt ſich von jungem Korn, Gras, allerhand Beeren, beſonders Erdbeeren und andern Stauden- und Strauchfrüchten, Haidekorn, Kaſtanien, Trauben, Inſekten, beſonders Ameiſen, denen er ſehr begierig nachgeht, und, wenn er es ohne Mühe haben kann, von Fleiſch, macht aber nicht ſo ordentliche Jagd auf Thiere, wie die folgende Art. Er lebt in Monogamie, begattet ſich zu Ende des Junius und Anfang des Julius, und bringt ſeine Jungen nach neun Monaten, während der andern Bären eigenen Winterruhe, zur Welt.

c) Der rothe Landbär. Der Schwanz iſt abgeſtumpft; aber nebſt dem ganzen Kopfe ſchmäler als bey den vorhergehenden Arten; Hals und Schwanz kurz; der Leib braun oder fuchsroth. Findet ſich in den ſchweizeriſchen und tyroliſchen Alpen, wahrſcheinlich auch in mehreren Gegenden, wo der braune Bär wohnt. Er iſt kleiner als jener, hat ein wilderes Naturell, raubt Vieh, welchem beſtändig nachzuſtellen und aufzulauern, ſein tägliches Geſchäft iſt; ja er iſt ſo muthig, daß er in Gegenwart von Menſchen ein Stück Vieh anfällt und zerreißt. Auch jagt er das Vieh, bis es ermattet und ihm leichter zur Beute wird, welches jener nie thut. Dieſes ganz beſondere Naturell, u. der eigene Bau des Kopfes, welcher nach den Bemerkungen des Herrn von Salis, einem Schweinskopfe ziemlich ähnlich iſt, charakteriſiren ihn offenbar als eine beſondere Art. Er geht dem Honig gerne nach. Er begattet ſich im Auguſt oder September, und das Weibchen trägt 6 Monate. Wenn dieſe dreyerley Bären wirklich beſondere Arten ſind, ſo weiß ich nicht, zu welcher folgende Varietäten gehören: a) der weiße Landbär. Ganz weiß oder gelblichweiß. In der chineſiſchen Tartarey und in Perſien. b) Der ſchwarz und weiß geſchäckte Landbär. In Sibirien und Abokans. Vermuthlich beydes Varietäten von dem braunen Landbär. In Liefland wurde auch eine Baſtardart von einem männlichen Bären und einer Hündin erzeugt. Sie hatte einen Bärenkopf, keinen Schwanz und war ſehr zottig und bellte und brummte zugleich. Dieſer Baſtardbär begattete ſich mit einer Hündin, welche ſich aber wahrſcheinlich noch mit mehrern Hunden belaufen hatte, denn ſie bekam ſechszehn Junge, von welchen aber nur ſechs dem Bärenbaſtard ähnlich waren. Das Weibchen ſoll einen etwas ſchmälern Kopf und Rücken haben; an der Bruſt ſtehen vier und am Bauche zwey Säugwarzen. Ohngeachtet der Landbär ein ſo plumpes Anſehen hat, ſo iſt er doch nichts weniger als träge; er läuft ſchnell in Ebenen und bergan; geht geſchickt gerichtet auf den

den Hinterbeinen; klettert auf die höchſten Bäume und rückwärts wieder herab; ſchwimmt gut, aber nur nicht lange. Seine vorzügliche Stärke hat er in den Vordertatzen und in den Bruſtmuskeln, womit er ſeinen Feind in der gelaſſenſten Umarmung erdrückt und mit den Vordertatzen, welches eigentlich ſeine Waffen ſind, ſchlägt er wie mit einer Hand maulſchellirend um ſich. Den Menſchen greift er nur gereitzt an. Er iſt jähzornig, eigenſinnig und im Alter keines Zwanges fähig. Geſicht, Gehör und Gefühl ſind ſehr gut, am feinſten ſein Geruch, weil die innere Naſennervenhaut ungemein ausgedehnt iſt. Man zählt an der innere Naſenfläche 4 Reihen knöcherner Schichten, welche durch drey ſenkrechte Blättchen von einander geſchieden ſind, und wodurch die Flächen bis zum Erſtaunen vervielfältigt werden, um deſto mehr Eindrücke riechbarer Sachen aufzunehmen. Im Zorn brummt er, und dieß Brummen verliert ſich zuletzt in ein hohles, einwärts gehendes Gemurmel, und iſt mit Zähneknirſchen begleitet. Der Landbär bewohnt ganz Europa, wo er nicht ausgerottet iſt, beſonders aber die nördlichen Theile deſſelben, ſo wie Aſien, doch geht er auch herab bis nach Arabien, Japan und Ceylon. Auch in der Barbarey wird er angetroffen. In Deutſchland findet man ihn noch in Niederöſterreich, Tyrol, Steyermark, Cärnthen, Crain, in Böhmen, hier beſonders in dem Gefilde, dem höchſten Theile des Böhmerwaldes. Da er ſelbſt ein einſames Leben führt, ſo wählt er auch einſame dichte Waldungen zu ſeinem Aufenthalt, wo nicht gar zu ſumpfige und ſtark berohrte Brüche, alte Steinhöhlen, Felſenklippen, alte hohle Bäume ſind. Ehe der Winter kommt, ſucht er ſich unter dem Stamm eines alten Baums, oder in der Höhlung deſſelben, in Felſenklüften u. ſ. w. eine muldenförmige Höhle, die er mit Moos ausfüttert und mit Reiſig belegt. In dieſer legt er ſich bey eintretender Winterkälte mit Fett überzogen hin, rollt ſich zuſammen, liegt hier in einer unthätigen Ruhe, obgleich nicht wie ein Winterſchläfer erſtarrt, und ſoll an ſeinen Tatzen ſaugen und ſo vom Leibe zehren, ohne ſich einen Vorrath zu ſammlen. Nachdem der Winter in einer Gegend kurz oder lang iſt, wird es auch ſein Winterſchlaf. Es ſcheint als wenn ſich der Landbär mehr aus dem Gewächs- als aus dem Thierreiche nährte. Er frißt daher allerley Beeren, Früchte, beſonders Hülſenfrüchte, Eicheln, Buchecker, wildes Obſt, Kaſtanien und andere Baumfrüchte, Wurzeln, Kartoffeln, Getraide. Aus dem Thierreiche fallen ſie Ziegen, Schafe und ſelbſt Pferde an, und vom Wildpret die Hirſcharten. Ameiſen und Honig und unter den Fiſchen die Forellen zählen ſie unter ihre Leckerbiſſen. Im Herbſt werden ſie von der Waldmaſt außerordentlich fett. Sie trinken leckend, gleichſam biſſenweiſe, wie die Hunde. Die Begattungszeit iſt nach der verſchiedenen Gegend, vielleicht auch nach den verſchiedenen Varietäten oder Arten der Bären, wie wir geſe-

hen haben, verſchieden. So bald das Weibchen befruchtet iſt, ſucht es die einſamſten Plätze aus, vielleicht, weil es weiß, daß das Männchen die Jungen auffreſſen würde. Nach ſechs Monaten (ſo nimmt man gewöhnlich an) bringt es dann im Winter eins, zwey, höchſt ſelten drey Junge zur Welt, welche zwar wegen des engen Schluſſes der Geburtstheile klein, und unanſehnlich, aber doch nicht ſo ungeſtaltet ſind, wie ſie gewöhnlich beſchrieben werden. Sie bleiben ſechs bis neun Tage (nach andern vier Wochen) blind, und werden ſechs Wochen lang geſäugt. Sie ſind gewöhnlich grauſchwarz, auch kohlſchwarz, und einige haben einen weißen Cirkel um den Hals. Wenn ſich die Mutter wieder begatten will, ſo verläßt ſie dieſelben, ſie gehen aber nachher wieder zu ihr, und man ſieht, da ſie zwey Jahre und noch länger bey ihr bleiben, oft eine Bärin mit vier und fünf kleinern bey einander. Erſt im vierten Jahre ſoll ihr Zeugungstrieb erwachen, und ſie ſollen bis ins zwanzigſte wachſen, woraus man auf ein hohes Alter ſchließen kann. Jung muß man ſie aufziehen, wenn man ſie ſo zähmen will, daß ſie mancherley Kunſtſtücke, Tanzen, Trommeln, Almoſen mit den Händen einſammlen und dergleichen lernen ſollen. Sie werden dazu mit Brod, das man in Milch, oder in Honig und Waſſer, oder auch in Bier eingeweicht, aufgezogen. Wenn man ſagt, ſolche aufgezogene Bären lernten den Klang und Takt der Muſik unterſcheiden, ſo iſt dieß ein Trugſchluß, wie ich aus häufigen Beobachtungen weiß; der Bärenführer, der dieß vorgiebt, richtet ſich gewöhnlich nach dem Gange ſeines tanzenden Bären, und der Bär nicht nach ihm. Sie ſollen leicht blind werden, beſonders wenn ſie lange in tiefen Höhlen liegen und nach der langen Finſterniß gleich ins blendende Schneelicht kommen. Man ſpricht, ſie kurirten ſich dadurch, daß ſie ſich an den Bienenſtöcken den Rüſſel ſo zerſtechen ließen, daß er ſtark blute. Eine Geſellſchaft hungriger Wölfe ſoll ſich an ſie wagen. Eben ſo ſoll ſie der **Vielfraß** anfallen. Das **Hermelin** ſoll ihnen auch in die Ohren kriechen, ſich darin ſo einbeißen, daß ſie wüthend werden und ſich todt laufen. In ihren Eingeweiden findet man **Blaſenwürmer**. Jägerbeobachtungen giebt es nur wenige, da ſie in Gegenden wohnen, wo der Jäger, wie die Natur, noch ganz unkultivirt iſt. 1) Die Bären ſind ſehr vorſichtig, wenn ſie auf Beute ausgehen. Sie ſpähen von einer Anhöhe oder einem Baume die Gegend vorzüglich durch ihren feinen Geruch aus. Bey Anbruch der Nacht gehen ſie dann auf ihre Streifereyen aus, und warten, wenn ſie nicht in der Dunkelheit an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte, bis es ausgetrieben wird. Sie befallen es dann von hinten, ſpringen ihm auf den Rücken und beißen es ſo ſtark in den Nacken, daß es bald fallen muß. Iſt es ihnen zu ſtark, ſo jagen ſie es entweder

der müde, oder auf einen gefährlichen Ort, daß es ſich wund oder todt fallen muß. 2) Ihre Liſt, mit welcher ſie nach dem Berichte der Kamtſchadalen das ſehr ſchnelle *Rennthier* fangen, iſt beſonders merkwürdig. Die Rennthiere halten ſich in Rudeln zuſammen, äſen ſich gewöhnlich in den niedrigen Gegenden von dem Graſe und Kräutern, das am Fuße der Felſen oder andern ſteilen Anhöhen wächſt. Wenn ſie der Bär erblickt, ſo wählt er ſich einen Platz, der höher liegt als der Ort, wo ſie weiden, nähert ſich ihnen mit Vorſicht, und verſteckt ſich je näher er kommt, zwiſchen den Felſen. Wenn er gerade über ihnen und ſo nahe iſt, daß er ſeinen Zweck nicht zu verfehlen glaubt, ſo fängt er an mit ſeinen Tatzen Felſenſtücke abzureißen und ſie auf die Rennthiere herabzuwälzen. Trifft er eins, ſo verfolgt er es und iſt bey ſeinem Angriffe glücklich oder unglücklich, je nachdem die Verwundung des getroffenen Rennthiers beſchaffen iſt. 3) Das Männchen iſt zu Ende des Sommers und Anfange des Herbſtes am furchtbarſten, hingegen am Ende des Herbſtes ohne Muth; das Weibchen iſt, ſo lange es ſäugt, am ſchrecklichſten, unerſchrockenſten und blutdürſtigſten. 4) Die Bärin iſt außerordentlich ſorgſam für ihre Jungen, und vergißt darüber ihre eigene Rettung. Sie warnt ſie nicht blos durch Pfeifen, Zuſammenſchlagen der Tatzen, und treibt ſie auf Bäume, ſondern ſtellt ſich auch gegen ihre Feinde mit Löwenſtärke zur Wehre. 5) Das Zuſammenſchlagen der Tatzen ſoll einen ſchreckhaften Ton von ſich geben, und der Bär ſoll ſich derſelben bedienen, wenn er irgendwo ruhig ſchmauſen will. Die Leute laufen gewöhnlich davon, und er frißt ſich dann gewöhnlich erſt ſatt, ehe ſie mit Sukkurs zurückkommen. 6) Wenn der Bär auf dem Felde ein Thier tödtet, ſo verſcharrt er es gleich und geht davon. Mann kann ſich alsdann in die Nähe ſtellen und ihm aufpaſſen. Vergräbt er ſeinen Raub nicht, ſo kommt er auch nicht wieder. 7) Durch einen Pfiff läßt ſich der Bär vom Jäger ſchußrecht bringen. Denn er tritt gleich in die Höhe, wenn er einen Pfiff hört, und wird ſo erſchoſſen. 8) Man ſchießt ſie gern mit langen Büchſen, die ein kleines Bley haben. Hinter ſolchen Kugeln läuft die Wunde zu, und ſie erſticken ſo in ihrem eignen Blute. Große Kugeln, die große Blutſtrömende Löcher reißen, machen ſie nur noch wüthender, ſie ſtopfen die Wunde mit Moos und gehen auf ihren Feind los, oder ſchieben die Gedärme, die ihnen aus dem Leibe hängen, wieder hinein, verſtopfen den Riß mit Gras und laufen davon. 9) Durch Trommeln und das Fahren mit einem Schiebkarren ſoll man auch den hungrigſten und grimmigſten Bären verjagen können. Die *Bärenfärthe* iſt leicht durch ihre Größe und Geſtalt zu unterſcheiden. Da er auf der ganzen Färſe geht, ſo ſieht die geſchränkt erſcheinende Spuhr den Fuß=

Fußtapfen eines barfußgehenden Menſchen ähnlich, nur ſtärker und plumper und mit eingreifenden Krallen. Er gehört zur hohen Jagd und wird auf dem Anſtande bey ſeinem Raube oder Aas, durch Treibejagen, und mit Hetzhunden gejagt, wobey er entweder erſchoſſen oder erſtochen wird; endlich erhält man ihn auch noch durch Fallen, Gruben und Schlingen. Die Gruben werden glatt ausgeſchaalt, leicht bedeckt und mit einem Honigtopfe beſetzt; will man ihn aber lebendig gefangen haben, ſo ſtellt man neben die Grube einen Bärenkaſten mit Honig, in welchen er alsdenn geht. Andere weniger weidmänniſche Arten, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen, ſind: 1) Die Selbſtſchüſſe, welche er durch einen an einem Honigtopfe befeſtigten Drath ſelbſt abzieht. 2) Das Berauſchen mit Honig, worein Brandtwein gegoſſen iſt. 3) In Sibirien fängt man ihn in ſtarken Schlingen, woran ein ſtarker Klotz hängt. Sobald nun der Bär die Schlinge am Halſe hat, ſo hält ihn der Klotz zurück. Er wird darüber böſe, wirft ihn alſo mit voller Gewalt vom Baume oder Berge herunter, muß dadurch ſelbſt mit und fällt ſich ſo gewöhnlich todt. 4) Die Baſchkiren wiſſen ihn künſtlich vor dem Loche eines wilden Bienenſtockes zu fangen. Sie befeſtigen vor dem Zeidelbrete ein krumm zuſammengebogenes Querholz, an deſſen Ende ein Brett mit Stricken, wie ein Wagbrett hängt. Wenn nun der Bär das Zeidelbrett aufſchieben will; ſo muß er auf das Brett treten. Kaum hat er das Brett beſtiegen, ſo ſchnellt das Querholz los und der Bär hängt dann in freyer Luft und wird erſchoſſen, oder wenn er herabſtürzt, ſo fällt er ſich in den unten aufgerichteten ſpitzigen Pfählen todt. 5) In Kamtſchatka gehen die Bärenjäger mit einem zweyſpitzigen, an einem Riemen befeſtigten Eiſen auf ſie loß, ſtoßen ihnen daſſelbe in den Rachen und ſtechen ihn dann mit einem Meſſer todt. 6) In Illyrien ſind die jungen Mannsperſonen auch ſo dreuſte, den Bär auf einen Baum nach ſich zu locken, und hacken ihm alsdenn, wenn er ihnen nachſteigt, mit einem ſcharfen Beile, eine Tatze nach der andern ab. Das Bärenfleiſch wird allenthalben gegeſſen; und die Schinken nebſt dem Kopfe ſchmecken ſehr gut, ja die Tatzen und Zungen ſind Delikateſſen für Hoftafeln. Das Feiſt iſt weiß, geſund, ſchmeckt angenehm und wird nicht leicht ranzig. Es dient zu Speiſen und Arzneyen. Die Bärenhaut iſt eines der vorzüglichſten Rauchwerke und dem Nordländer ein ſehr nothwendiges Haus- und Kleidungsbedürfniß. Bey uns macht man Müffe, Huſſaren- u. Grenadiermützen, Satteldecken, Handſchuhe ꝛc. daraus, braucht es als Bettunterlage, daher auch der alte deutſche Name Bärenhäuter ſeinen Urſprung hat, der einen faulen unthätigen Menſchen bezeichnet. Die Koſaken machen

aus den Därmen Fenſter; aus dem ſcharfgemachten Schulterblatte verfertigen die Kamtſchadalen Senſen zum Grasmähen, Bärenhaare mit pulveriſirter Kreide und gutem Biere vermiſcht, machen einen guten Ofenkitt. Allein der Bär iſt der Vieh- und Fiſchzucht ſchädlich, ruinirt die Weinberge und Honigſtöcke, und da er dabey die Menſchen anfällt, ſo darf er in kultivirten Ländern ſich nicht vermehren. In der Jägerſprache hat außer den gewöhnlichen Ausdrücken der Bär Tatzen oder Branten und keine Füße; eine Haut oder Decke und keinen Balg; ſein Aufenthalt heißt Lager, Loch und Lug; er brunftet oder häret in der Bärzeit, nicht Brunftzeit; er brummt und ſchreyet nicht; er gehet von oder zu Holze, und nicht trabet; er bäumt; er hebt und erniedrigt ſich; er macht ein Männchen; er wird aufgeſchärft, abgehäutet und zerwirkt; der Bär ſchlägt ſeinen Raub; er raubet, frißt, trift und erdrücket; das Bärenfett heißt Feiſt. Ohnerachtet der Bär ein Raubthier iſt, ſo wird er doch zur hohen Jagd gerechnet. Es werden aber auch Güter, die dieſe nicht haben, mit der Bärenjagd beliehen, als z. B. das gräfl. Beuſtiſche Rittergut Zöpen, im Amtsbezirk Borna in Churſachſen gelegen. In Heſſen iſt die Bärenjagd ein beſonderes Vorrecht der Riedeſeliſchen Familie.

Der Eisbär, Polarbär — Urs. maritimus — iſt viel größer und grimmiger als der Landbär. Er erreicht mehr als zwey Ellen Höhe und 5 bis 6 Ellen Länge. Er hat einen geſtrecktern Hals als der Landbär, kleine Augen, eine faſt rüßelförmige Schnautze, eine mehr brüllende, als brummende Stimme, und lange, zottige, ſchneeweiße Haare. Er lebt in der Gegend des Nordpols, von Fiſchen und andern Seethieren, denen er auf dem Eiſe nachſtellet, auch greift er Menſchen an, die ihm nichts thun, wenn ihn der Hunger dazu treibt, welches gemeiniglich im Winter und Frühjahre der Fall iſt, wenn das Meer keine todten Seehunde und Wallfiſche, als ſeine gewöhnliche Nahrung, auswirft. Man kann ihm leicht entkommen, wenn man ihm etwas hinwirft, da er denn ſtehen bleibet und es beſiehet, unterdeßen aber dem Menſchen Zeit zum Entfliehen läßt. Er kann ſehr gut ſchwimmen und untertauchen, aber nicht lange unter dem Waſſer aushalten, daher er auf dem Meere leicht zu tödten iſt; doch ſchwimmt er oft eine Meile in das Meer. Im Frühjahre beym Aufbrechen des Eiſes treibt ſie bisweilen der Wind auf Schollen, ſehr weit Landeinwärts, viele erſaufen dabey; aber die, welche die Norwegiſchen und Isländiſchen Küſten erreichen, ſind auch vor Hunger ſo wüthend, daß ſie alles anfallen, was ſie antreffen. Die Bärin bringt den Winter in Schneegruben und Löchern zu, wo ſie zwey Junge wirft; der Bär aber ſucht ſeine Nahrung auf dem Eiſe. Man kann ihr Fleiſch,

Fett und Haut, wie von andern Bären benutzen, die Leber hingegen ſoll giftig ſeyn.

Bären nennet man, wenn eine Bärin hitzig oder brünſtig wird. Dieſes geſchiehet gewöhnlich im Februar.

Bärenbeißer, Bollen- Bullenbeißer, ſind eine Art großer Hunde, mit kurzen, mehrentheils gelblichen Haaren, dickem Kopfe, breiter ſchwarzer Schnautze und weitem Rachen; wobey ſie mit den Augen ſehr unfreundlich und launiſch ausſehen, und mehr ſtark am Leibe, als hoch von Schenkeln ſind. Man verſtutzet ſie gleich in der Jugend an Schwanz und Ohren, und richtet ſie auf Bären, wilde Schweine ꝛc., auch zur Ochſenhetze ab, daher zum Theil ihr Name. Man kann hiezu auch die ſogenannten engliſchen Docken brauchen.

Bärenfang iſt eine Falle, in welcher ſich die Bären ſelbſt fangen. Man ſucht nemlich die Gänge und Wechſel der Bären, und wenn man einen einſamen und wüſten Ort findet, wo deren mehrere zuſammen kommen, ſo ſuchet man einen Platz, wo kein Waſſer zu vermuthen iſt, aus, und macht daſelbſt eine Grube 8 Ellen tief und 7 bis 8 Ellen im □ haltend; dieſe ſchaalet man der Höhe nach, eine halbe Elle dick, mit beſchlagenem Holze, ganz glatt aus, und behobelt ſie inwendig auch glatt, damit kein Bär mit den Klauen daran haften kann, unten aber verſpündet man den Boden feſt, damit er ſich auch da nicht durcharbeiten könne. Oben werden vier glatte runde Balken auf den Seiten darüber gelegt, welche etwas über den Fang gehen, und mit Schaalholz, Reiſig und Erde bedeckt, auch wie das andere Erdreich mit Laub und Streuling verwildert, damit die Bären und anderes Wild ungehindert auf ihrem Wechſel gehen können. Damit aber die wilden Thiere dieſen Wechſel nicht umgehen, verhaut man unvermerkt einen Kreuzgang von Windbrüchen und verlegt ihn mit Reißſtangen, daß ſie eben ſo wenig durchkommen, als überſpringen können, und auf ihren gewöhnlichen Gängen zu bleiben, genöthiget werden. Dieſe Zäune aber müßen ein recht wüſtes und wildes Anſehen haben und ganz von Natur ſo gewachſen zu ſeyn ſcheinen, weil die Thiere ſonſt den Betrug merken. Wenn nun dieſer Fang einige Monate in dieſer Verfaſſung beſtanden, und die Thiere den Gang darüber gewohnt worden, ſo wird der Bärenfang ganz rein geöffnet, kleine ſchwache Stängelchen über die runden Balken auf den Fang, auf dieſe aber wieder ſchwaches Reiß oder Nadeläſtchen gelegt, und endlich alles, auf die obgedachte Weiſe mit Laub und Streuling verwildert und dem übrigen Erdboden gleich gemacht. Alsdann ſetzt man ein Gefäß mit Honig darauf. Wenn nun der Bär durch deßen Geruch herbeygezogen, um ſich deſſelben zu bemächtigen, auf den Fang kömmt,

ſo gleiten die Stellreiſer und Aeſte von den runden Balken ab, und fallen, nebſt dem Bäre und Honigtopfe in die Grube. Will man ihn nun lebendig herausfangen, ſo muß ſchon vorher an der einen Seite des Fanges, ein 1½ Elle im □ haltendes Loch angebracht ſeyn, durch welches der Bär kriechen kann. Dieſes muß 3 Ellen lang und feſte geſchaalet, auch auswendig mit einer von 5 Zoll ſtarken eichenen Pfoſten gemachten, und mit Eiſenblech beſchlagenen Fallthür verſehen ſeyn. Wenn nun der Bärenkaſten (ſ. d. Wort) mit vier ſtarken Ringen durch Ketten an die Fangröhre feſt gemacht iſt, ſo hebt man die inwendige Fallthüre, damit der Bär das Loch ſehe, alsdann ſtößt man ihn von oben herab mit einer Stange, da er denn, in der Meynung zu entrinnen, in das Loch fährt, worauf man alsbald die Fallthür hinter ihm zuläßt, bis er in dem Kaſten iſt, den man auch zu macht, und ihn damit aufladet, feſt anrödelt und fort fährt. Sodann wird der Eingang zur Seite, nach der Röhre, wo der Kaſten geſtanden, mit altem Holze und Reiſig verworfen, daß es nicht zu merken ſey. Man braucht nur in 3 bis 4 Tagen einmal nach einem ſolchen Fange zu ſehen, auch muß man nicht ganz nahe hinzugehen, weil die wilden Thiere die Menſchenſpur leicht wittern, ſondern man ſteiget etwa 50 Schritte davon auf einen Baum, da man, wenn man das Loch ſiehet, ſchon wiſſen kann, ob ein Bär gefangen iſt.

Bärenjagd hat viel Aehnliches mit der wilden Schweinsjagd; es müßen dazu allezeit 2 Jäger wenigſtens beyſammen ſeyn, um einander im Nothfalle beyſpringen zu können; ſie müßen auch mehrere Bullenbeißer oder andere ſtarke Hunde bey ſich führen, denn der Bär tödtet oft Hunde. Die beſte Art der Bärenjagd iſt folgende: Es tritt ein Jäger hinter einen ſtarken Baum und ſchießet den Bär mit der Büchſe, wo möglich, auf den Kopf; trifft man ihn nicht dahin, ſo läuft er zwar fort, kömmt aber augenblicklich in der größten Wuth wieder, und nun hält er den Kopf vorwärts, da man ihn denn ganz nahe kommen läßt, und der eine Jäger ihn auf den Kopf ſchießet, der andere aber ihn mit einem Fangeiſen unten in den Bauch ſticht, denn ſonſt iſt ihm nirgends beyzukommen. Man kann es auch auf folgende Art machen: Man legt auf einen Baum oder eine aufgerichtete Wagendeichſel ein Rad, und ſetzet einen Bienenſtock darauf; wenn nun der Bär kömmt, und die herumſchwärmenden Bienen gewahr wird, ſo ſteigt er hinauf nach dem Honig. Unten um den Baum ſchlägt man ſpitzige Pfähle ein; wenn nun der Bär von dem Baume auf das Rad klettern will, ſo ſtürzet er gemeiniglich herunter in die ſpitzigen Pfähle, da man denn gleich mit Spießen, Aexten und andern Waffen ihm den Reſt geben kann, oder man ſchießet ihn, wenn er ſich aus den Pfählen herauszuarbeiten bemühet auf den Kopf, denn

im Herunterfallen kann man dieſes nicht, weil er dann alsbald den Kopf verſtecket und wie eine Kugel herunter rollet. Die Polen befeſtigen hiernächſt noch auf dem Baume über dem Bienenſtocke an dem Orte, wo der Bär zu dieſem kommen kann, einen ſtarken Hammer an einer Wiede; erreicht nun der Bär den Bienenſtock, ſo hebt er den Hammer, der ihn aber im Herabfallen auf den Kopf ſchlägt, darüber entrüſtet, ſchiebt er ihn mit größerer Gewalt zurück, und bekömmt dadurch nur einen noch ſtärkern Schlag. Nun wird er immer wüthender, ſtößt mit verſtärkter Kraft, und die Schläge werden immer heftiger, ſo daß ſie ihn endlich in einen betäubten Zuſtand, herab zur Erde und in die Pfähle ſtürzen.

Bärenkaſten iſt ein gehörig verwahrtes Behältniß, worinnen man einen lebendigen Bär, ohne Gefahr oder Schaden von ihm zu befürchten, an einen beliebigen Ort bringen kann.

Bäƶe, Hündin, iſt jeder Hund weiblichen Geſchlechts. Sie ſind gemeiniglich geſchmeidiger und feiner gebaut als die männlichen Hunde, und daher auch gewandter und ſchneller zum Laufen, und da ſie dabey auch gelehriger ſind, ſo werden ſie gewöhnlich für die beſten unter allen Arten von Jagdhunden gehalten, bey denen es nicht bloß auf körperliche Stärke ankommt.

Baiße, Baiƶe, Beiße, Beiƶe, iſt diejenige Jagd, die man mit allerley abgerichteten Raubvögeln, als Falken, Habichten, Sperbern, Blaufüßen ꝛc. auf Fiſchreyher, Haaſen, auch auf Enten, Rebhüner, Wachteln Lerchen, und andere große und kleine Vögel macht, und ſie damit tod oder lebendig fängt. Dieſes geſchiehet auf folgende Weiſe: Der Falkonier, (ſo heißt ein Jäger, der dieſe Jagd betreibt) reitet mit dem verkappten Falken (ſo nennet man jeden dazu abgerichteten Stoßvogel) auf der Hand, aufs Feld, und mit ihm laufen kleine Spürhunde; treiben dieſe nun etwas auf, ſo macht er dem Vogel das Geſicht frey, und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogenſchuße ſtößt. Hat er nun denſelben erhaſcht; ſo ſetzt er ſich damit nieder, und der Falkonier nimmt ihm den Raub ab, indem er ihm eine Taube, oder einen andern Vogel, (denn davon muß er immer einen Vorrath bey ſich haben) dafür giebt. Unter allen Baiƶen iſt die Raigerbaiƶe die vornehmſte, mit welcher ſich große Herren am meiſten beluſtigen. Hiermit geht es ſo zu: Wenn ein Reiher aufſtehet und den Falken gewahr wird, fliegt er in die Höhe, welches der Falke auch thut, aber dieſer ſtellt ſich, als wenn er den Reiher nicht ſähe, ſondern fliegt einen andern Weg, ſo lange bis er ihn überhöhet. Dann thut er, mit ſeinen ſtarken Waffen, einen heftigen Anfall auf den Reiher, und giebt ihm einen Griff, worauf er ſich wieder in die Höhe ſchwingt, und ſo lange über und neben ihm

herum ſchwebet, bis er ſeinen Vortheil zu einem neuen Anfalle erſiehet. Denn er muß ſich vor dem ſpitzigen Schnabel des Reihers wohl vorſehen, in welchen er ſich leicht ſpießen kann, weil der Reiher den Hals auf den Rücken legt, und den Schnabel in die Höhe hält. Dieſes Spiel treiben ſie ſo lange, bis der Reiher beſiegt zu Boden fällt. Bisweilen baißet man zwey Falken auf einen Reiher, da es denn geſchwinder, und mit weniger Gefahr für die Falken, von ſtatten gehet.

Zur Haaſenbaitze braucht man nächſt dem Falken auch Habichte. Die Jäger reiten in einer Reihe wie zur Hetze, die Windhunde am Hetzriemen führend, und der Falkonier in der Mitte; vor dieſem revieret ganz kurz ein Stöber. Wenn nun ein Haaſe herausfährt, läßt man die Windhunde loß und wirft den Falken, auf die gewöhnliche Art, von der Hand. Der Falke macht einen Bund, d. h. er fliegt in einem Bogen, und giebt dem Haaſen mit ſeinen Waffen einen Grif; dieſer drückt ſich ſodann, bis ihm die Hunde nahe kommen, da er denn wieder herausfährt, und von dem Falken wieder auf gleiche Weiſe geängſtiget, ſich wieder drückt, und ſo geht es fort, bis die Hunde den Haaſen fangen, welche aber ſchlechte Laufer ſeyn müßen, wenn ſie ihn nicht gleich nach dem erſten Bogen des Falkens haben ſollten. Der Habicht hingegen geht dem Haaſen niedrig auf der Erde nach, giebt ihm einen ſtarken Griff, hält ihn mit der rechten Waffe feſt, und mit der linken greift er ſo feſt in die Erde, daß der Haaſe nicht entkommen kann. Die zur Baitze gebrauchten Windhunde müßen dazu gewöhnt ſeyn, dem Vogel keinen Schaden zuzufügen. Zur Baitze wird gutes Wetter erfordert, denn bey trüben Himmel hat der Vogel nicht nur keine Luſt zum Suchen, ſondern man kann denſelben auch, ſowohl als den Raub, leicht aus dem Geſichte verlieren. Zum Werfen des Vogels gehöret ein guter Verſtand, ein ſcharfes Auge und eine geübte Fauſt. Wenn man ihn gehörig werfen will, muß der Falkonier auf der linken, der hingegen, ſo die Hunde führet, auf der rechten Seite der Spur halten. Die gewöhnliche Zeit der Baitzen dauert von Bartholomäi bis Lichtmeß.

Baißen, Baitzen, Beißen, Beitzen, das iſt die Ausübung der nur beſchriebenen Baitze.

Baiß- Baitzhunde ſind die bey der Baitze gebrauchten Hunde. Man nimmt dazu gewöhnliche Hühnerhunde, richtet ſie aber nicht, wie jene, zum Vorſtehen, oder zum weiten Revieren, ſondern dahin ab, daß ſie ganz kurz, und nahe vor dem Falkonier ſuchen.

Balbahn, Balzhahn oder auf den Balbahn ſchießen, nennet man eine gewiße Art von Birkhahnsjagd. Man nimmt nemlich einen alten Huth, bieget den Rand unter dem Kopfe zuſammen, ſchneidet an einem Ende

de in den Rand des Huths, in Geſtalt eines Birkhahnshalſes, macht auf beyden Seiten rothe Flecken, wie die Birkhähne über den Augen haben, und am andern Ende ſchneidet man einen Schwanz hinein. Oder man ſtopfet eine Birkhahnshaut nebſt den Federn aus. Man kann auch einen in natürlicher Größe gemachten Birkhahn dazu brauchen. Ein ſolches Ding heißt ein Balbahn. Dieſen, und noch beßer zwey bis drey ſteckt man auf eine oder mehrere Stangen, und bringt ſie an den Aufenthaltsort des Birkwildprets. Dabey macht man ſich eine Grube in die Erde, und darüber einen Schirm von grünen Reiſern, um ſich zu verbergen. Sodann gehet oder reitet ein anderer umher, macht die Birkhähne rege, und treibt ſie auf den Balbahn zu, bey welchen ſie einfallen, und von den verſteckten Schützen geſchoßen werden.

Balg, iſt 1) das Fell des Haaſen, Kaninchens und anderer kleinerer, zur Niederjagd gehörenden, Thiere, ſo wie des Fuchſes, Fiſchotters, der wilden Katze und aller europäiſchen Raubthiere, mit Ausnahme des Bären, der eine Haut hat; 2) beym Vogelfange ein ausgeſtopfter Vogel, der auf einem Pfälchen in die Erde geſteckt wird, ſo, als wenn er auf ſeinen Füßen ſtünde. Dadurch ſucht man die Vögel zu betrügen und auf den Heerd zu locken.

Ballen nennet man die Unterläufte des Hirſches, worauf er geht.

Barbet iſt eine Art zottiger Waſſerhunde mit langen Ohren; dieſen verſtutzet man den Schwanz und ſchiert ſie, damit ſie beßer ſchwimmen können; wobey man ihnen aber die Augenbraunen und einen ſtarken Bart ſtehen läßt, von letzterm haben ihnen die Franzoſen den obgedachten Namen gegeben. Dieſe Hunde ſind Baſtarde von Isländiſchen grauen Pudeln und deutſchen rothen Jagdhunden; ihre Farbe iſt mehrentheils braun, oder weiß mit braunen Flecken, und bisweilen ſchwarz. Sie ſind geſchwind, und ſuchen, vorzüglich im Waſſer, unermüdet. Im Frühjahre muß man mit einem ſolchen jungen Hunde, bey warmen Wetter, in kleine flache Waſſerpfützen waden, und ihn anfänglich ein Stückchen Holz, nachher einen Vogel apportiren laſſen, bis er hinter dem Schützen her kriechen, und nach dem Schuße laufen lernt. Alsdenn hetzt man ihn an eine lebendige Ente, nach welcher man blind ſchießet, wodurch er hitzig wird, ihr nachſchwimmen, ſie würgen und herausholen lernt. Dieſe Hunde ſuchen vortreflich im Waſſer, Rohr und Moraſt, und bringen alles Angeſchoßene heraus, und wenn es auch, wie gewöhnlich zu geſchehen pflegt, nur lahm geſchoßen, flatternd fortſchwimmet, ſich untertauchet oder im Schilfe verſtecket; ſo laßen ſie doch nicht eher nach, bis ſie es finden und herausbringen.

Bart nennet man die langen Haare, auf den Lefzen zu beyden Seiten des Maules der

Haa=

Haaſen, Katzen, und mehrerer dergleichen Thiere.

Bartmeiſe — Parus biarmicus — Bartmännchen, Riet- und Rohrmeiſe, ſpitzbärtiger Langſchwanz, kleinſter Neuntödter, Indianiſcher Sperling, Rohrſpatz, Perſianiſcher u. Türkiſcher Spatz, gehört in der fünften Ordnung zur Gattung Meiſe — Parus — mit kurzem, halbkegelförmigen, ſtarken, ſpitzigen, an der Wurzel mit Borſten beſetzten Schnabel, mit Federn bedeckten Naſenlöchern, mit abgeſtutzter und borſtenartig gefaſerter Zunge, und mit Füßen, deren Zehen bis an die Wurzel geſpalten ſind, und wovon die hintere ſtark iſt. Die ganze Gattung enthält, trotz ihres kleinen Körperbaues, ſtarke und tapfere Vögel, welche ſich von Inſekten, Beeren und Sämereyen nähren, und hecken, da ſie im Haushalte der Natur durchaus höchſt nützlich ſind, viele Jungen auf einmal. Unſere Bartmeiſe hält ſich am liebſten in gebüſch- und rohrreichen ſumpfigten mit Seen und Flüßen durchſchnittenen Gegenden auf, wo ſie ihr beutelförmiges Neſt mit vier bis ſechs blaßrothen braungefleckten Eyern im Rohre anhängt und im Winter herumſtreicht. Der Oberleib iſt braungelb; der Oberkopf grau; der Steiß ſchwarz; der Schwanz lang und keilförmig; am Männchen befindet ſich auf beyden Seiten vom Schnabel herab ein ſchwarzer Knebelbart; die Länge iſt zwiſchen 6 und 7 Zoll. Sie nährt ſich vorzüglich von Waſſerinſekten. Die übrigen Arten ſ. Kohl- Tannen- Beutel- Sumpf- und Schwanzmeiſe.

Baſt oder Gefege ꝛc. iſt das rauhe Häutchen, das der Hirſch und der Rehbock um das neu aufgeſetzte Geweih oder Gehörn haben, ehe es ſeine Vollkommenheit erlanget. Wenn es dann der Hirſch abſchlägt, wird es das Dickmaaß oder Gefege genennet. ſ. Gefege.

Baſtartnachtigall oder gelbbäuchiger Sänger — Sylvia ſ. Motacilla Hippolais — gehört unter den Singvögeln der fünften Ordnung zur Gattung der Sänger — Sylvia — mit geradem, ziemlich dünnem, pfriemenförmigem Schnabel von faſt gleichen Kinnladen; mit unbedeckten Naſenlöchern; mit einem bogenförmigen Nagel der Hinterzehe, und zwar zu der Familie der ſogenannten Laubvögel — Alilus — mit geſtreckter längerer Stirn und Schnabel und ſtärkern Füßen. Alle Vögelarten dieſer Familie lieben vorzüglich das Gebüſch und nähren ſich von allerley kleinen Inſekten und Würmern, ſeltener von Beeren. Unſere Baſtartnachtigall heißt auch gelbe und grüngelbe Grasmücke, Gelbbruſt, Sänger, Schackruthchen, Spötterling, wählt ſich beſonders Feldhölzer zu ihrem Aufenthalte, baut das Neſt auf hohen Sträuchern mit 4 bis 6 dunkelfleiſchfarbenen einzeln dunkelroth punktirten Eyern, und zieht im

im Herbſte einzeln weg. Sie iſt oben olivenfarbig aſchgrau; unten hellgelb; die hintern Schwungfedern gelblich weiß eingefaßt; von den Naſenlöchern bis zu den Augen ein gelber Streif. Die Körperlänge von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzſpitze zwiſchen 5 und 6 Zoll. Die übrigen Arten dieſer Familie ſind: a) der Teichſänger oder Rohrſperling — S. ſ. M. arundinacea — oben olivenbraun; unten roſtgelblich weiß; über den Augen ein roſtgelblich weißer Streifen; der Schwanz etwas keilförmig; die Zehen unten gelb. $5\frac{1}{4}$ Zoll lang. Er variirt in der Farbe, denn Hr. Bechſtein hat einen geſehen, welcher auf dem Schwanze eine röthlich gelbe Binde hatte (Motacilla faſciata) Sein Wohnort iſt im Schilf und Gebüſch, an Teichen, Seen und Flüßen; auch da um Dörfer und Städte; er zieht vereinzelt weg. Dieſes Vogels alleinige Nahrung ſind Waſſerinſekten. Das tiefe Neſt findet man immer zwiſchen Rohrhalmen gewebt, mit 4 bis 6 weißgrünlichen Eyern, die aſchgraue und größere olivenbraune Flecken und dergleichen Pünktchen haben. Man giebt ihm auch noch die Nahmen: Rohrſänger, Schilfſchmätzer, Weidengucker, Rohrgrasmücke, Rohrſchleifer, Schilfdornreich, Weidenmücke, kleine braungelbe Grasmücke, Wyderle, Zepſte. b) Der ſchwarzſtirnige Sänger oder Weidenzeiſig, auch Weidenſänger, (S. nigrifrons, Bechſt.) Oberleib dunkelzeiſiggrün; Unterleib gelblichweiß; hinter der ſpitzigen Stirn ein ſchwarzes Querband. $5\frac{1}{4}$ Zoll lang. Er lebt bey uns im Waſſergebüſch und zieht weg. Seine Nahrung ſind Waſſerinſekten und Hollunderbeeren; und das Neſt baut er in düſterem Gebüſch am Waſſer. c) Der Laubſänger (S. Sibillatrix, Bechſt.) Ueber die Augen ein gelber Streif, durch dieſelben ein dunkelbrauner; der Körper oben zeiſiggrün; der innere Flügelrand gelb, und dunkelbraun gefleckt; die Füße gelb, ſchwarz überlaufen. $4\frac{1}{2}$ Zoll lang. Er hält ſich in Wäldern auf und zwar mehr im Laub- als Nadelholz, und wandert vereinzelt weg, ſobald ſeine Nahrung, die Mücken und andere kleine Inſekten, abnehmen. Er macht ſein Neſt an der Erde zwiſchen Heidekraut oder Geſträuch, mit 4 bis 6 weißen, beſonders am obern Ende dicht dunkelbraun punktirten, und etwas aſchgrau ſchattirten Eyern. Endlich führt er noch die Namen: Laubvögelchen, Weidenzeiſig, kleiner Spötterling.

Bau nennet man die Höhlen, worinnen ſich die Füchſe, Dachſe, Kaninchen und Fiſchottern aufhalten. Der Fuchs, ſo gern er unter der Erde wohnet, macht ſich doch nicht leicht einen Bau, ſondern ſucht, wo möglich, einen Dachs durch Liſt oder Gewalt aus dem ſeinigen zu vertreiben, um ihn bewohnen zu können. Macht er ſich aber ja einen, ſo geſchiehet es unter einem wurzlichen Baume oder

Stei-

Steine, und nur mit einer Röhre, deren hingegen in einem Dachsbaue mehrere ſind. Man trifft bisweilen im freyen Felde, beſonders im hohen Getraide, ſolche einzelne Fuchsröhren an, die man Nothbau oder Fluchtröhre nennet. Dieſe bereiten ſich gewöhnlich die jungen Füchſe zu ihrem Aufenthalte, wenn ſie von den Alten aus ihrem Baue vertrieben werden.

Baumen, ſagt man von Baummardern, wilden Katzen, Eichhörnern, Luchſen ꝛc. wenn ſie einen Baum hinanlaufen, oder von einem Baume zum andern ſpringen.

1) Baumfalke — Falco Subbuteo — Gemeiner Baumfalke, Stein- Lerchen- und Stoßfalke, kleiner Weißbacken, Weißbäckchen, kleiner Buſſard und Schmerl gehört unter den Raubvögeln der erſten Ordnung in der Falkengattung zu dem Geſchlecht der eigentlich ſogenannten Falken — Falcones proprie ſic dicti — mit ſtarkem Schnabel, der einen großen Zahn hat, und mit ſtarken Füßen und Zehen. Er hält ſich am liebſten in Waldungen auf, die in der Nähe der Wälder ſind, und zieht nicht weg. Seine Nahrung beſteht in kleinen Vögeln und Mäuſen, und in ſeinem Horſte, den er auf hohe Bäume macht, ſind drey bis vier grünlich weiße olivenbraun gefleckte Eyer. Der Oberleib iſt braun; Nacken weiß; Bauch röthlich weiß mit dunkelbraunen Längsflecken beſetzt und mit roſtfarbenen After- und Schenkelfedern. Das Weibchen iſt zwiſchen 14 und 16 Zoll lang. Er wechſelt ſehr in der Farbe des Ober- und Unterleibes. Die übrigen Falkenarten ſind folgende:

2) Der Wanderfalke — F. peregrinus, Gmelin. Linn. — Mit langen Zehen, ſchwarzen Streifen, vom untern Schnabelwinkel bis an die Mitte des Halſes, aſchgraubraunem Oberleibe beym Männchen, dunkelbraunem u. ſchwarzgeſtreiftem beym Weibchen, weißem Unterleibe, der an Hals und Bruſt einzeln braun gefleckt, am Bauche aber in die Quere braun geſtreift iſt. Das Weibchen iſt 20 Zoll lang. Er variirt in der Farbe; denn die Farbe des Oberleibes wechſelt von dem Braunrothen (Faucon de Tartarie, Briſſon Orn. l. pag. 345) bis ins Schwarzblaue oder ganz Schwarze, geſtreift und gefleckt, und bey den unvollkommenen ſtehen, wie bey den mehreſten Falkenarten, am Unterbauche die Flecken nicht in die Quere, ſondern in die Länge. Oft ſind bey den Jungen die Schwanzbinden deutlich vorhanden, oft fehlen ſie, und der Schwanz iſt einfarbig dunkel. Alle deutſche Falken, die lange Zehen und einen dunklen Fleck an der Seite des Halſes haben, gehören hieher. Daher 1) Falco barbarus, Linn. pag. 272. N. 8 als ein noch ungepaarter Vogel, weil er am Bauche ſchwarze Längsflecken hat. 2) F. communis

munis ater, Linn. p. 270. N. 86. Wahrſcheinlich ein zweyjähriges Weibchen, das ſich durch die etwas dunklere Farbe des Unterleibes auszeichnet. Friſch, Vögel, Taf. 83. 3) F. communis albus, Linn. pag. 270. N. 86. ε. weiß, ohne und mit braunen Flecken. Einige beſchreiben einen hieher gehörenden Falken, andere aber, wie Friſch, Vögel, Taf. 80. citiren einen Halbweyhen — Männchen. Dieſer Wanderfalke iſt der eigentliche edle Falke, wenn man von ſolchen als in Deutſchland einheimiſch ſpricht; meynt man aber einen fremden, beſonders nordiſchen Falken, ſo iſt der Isländiſche gemeint. Dieſe werden als edle Vögel vorzüglich zur Baitze abgerichtet; denn das, was man in Schriften edle Falken nennt, iſt entweder eine aus dieſer und andern Falkenarten zuſammengeſetzte Art, die vorzüglich der Farbenwechſel dieſer Vögel im natürlichen, noch mehr aber im gezähmten Zuſtande, geſchaffen hat. Falco gentilis, Linn. Faun. Suec. 58. und Gmelin Linn. l. c. pag. 270. N. 13. iſt ein Vogel dieſer Art, ſo wie F. communis, Linn. l. c. p. 270. N. 86., den man in neuern Zeiten, als den Vater der Baitzvögel anſieht, nichts als ein Mäuſe-Buſſard iſt. Zuweilen beſchreibt man auch den Hühnerhabicht als hierher gehörig. Der Wohnort ſind hohe felſige und bewachſene Gebirge, ſeltener ebene Waldungen. Er zieht weg, oder ſtreicht, je nachdem der Winter ſtreng oder gelinde iſt, und ſeine Nahrung beſteht aus Waldgeflügel, aber auf den Wanderungen Feldgeflügel. Er bauet ſeinen Horſt gewöhnlich in Felſenklüften, ſeltner auf Bäumen, mit 3 bis 4 gelbröthlichen braungefleckten Eyern. Man belegt ihn auch noch mit den Namen: Pilgrim-, ausländiſcher, ſchwarzer und Berg-Falke, ſchwarzbrauner Habicht, gefleckter Falke und Habicht, Steinfalke, edler Falke, Baitzfalke.

3) Der Tannenfalke — F. abietinus, Bechſt. — Mit einem ſehr lang geſpitzten Schnabel, etwas unter den Knieen beſiederten Beinen, ſchwarzbraunem Kopf und Oberhalſe, ſchmutzig weißem Bauche, der einige dunkelbraune Querbinden hat, und aſchgrauem Schwanze, der mit zwölf dunkelbraunen Querbinden verſehen iſt. Das Weibchen iſt 18 Zoll lang; wohnt am liebſten in hohen Schwarzholzwäldern und nährt ſich von Vögeln. Er baut ſeinen Horſt auf hohen Fichten und Tannen. Die Jäger geben ihm auch noch den Namen: Großer Baumfalke und Schwarzbacken.

4) Thurmfalke — Falco Tinnunculus, Linn. — Mit zugerundetem Schwanze, rothbräunlichem, ſchwarzgeflecktem Oberleibe; das Männchen mit einem hellgrauen Scheitel und Schwanze, welcher letztere am Ende einen ſchwarzen Streifen hat, und wo die Seitenfedern nur auf der Unterſeite ſchwarze Quer-

ſtreifen zeigen; das Weibchen mit röthlichem, ſchwarzgeflecktem Scheitel und roſtfarbenem und ſchwarzgeſtreiftem Schwanze. Das Weibchen iſt 14 Zoll lang. Uebrigens wechſelt er auch ſehr in der Farbe ab, beſonders iſt der Oberleib in der Jugend rothbraun und ſchwarz in die Quere gefleckt, und der Unterleib einzeln dunkelbraun geſtrichelt. Auch giebt's, wiewohl ſelten, eine weiße Farbenvarietät. Sein liebſter Aufenthalt ſind felſige Berge und Waldungen, hohe alte Thürme und Schlöſſer; aber im Herbſte iſt er im flachen Felde und zieht mit dem Winter weg. Seine Nahrung ſind kleine Vögel, Mäuſe und Inſekten, und ſeinen Horſt baut er in Steinritzen, auch auf Baumſtämmen und in leeren Raben- und Krähenneſtern, und legt 4 bis 6 röthlich weiße oft über und über marmorartig mit braunrothen Flecken überzogene, oft auch mit olivenbraunen Flekken beſetzte Eyer. Faſt kein anderer Falke hat ſo viele Namen erhalten als dieſer, nemlich: Mauer-, Kirch- und Mäuſefalk, Wannen- u. Wandweher, Lerchen- und Sperlingshabicht, Röthelweyhe, Röthelweib, Rittelweyhe, Röthel- oder Rittelgeyer, Röthelgeyerlein, Röthelhuhn, Röthelweibchen, Graukopf, Steinſchmatz, Steinſchmätzer, Steinſchmack, Steengall, Windwahl, Windwachl, Sperber, rother Sperber, Lerchenſperber, Rittelweyer, Schwimmer.

5) Der braunrothe Falke — F. brunneus Bechſt. — Mit braunrothem Oberleibe, deſſen Federn ſchwarz eingefaßt ſind, roſtgelber Bruſt, die lanzetförmige Längsſtreifen hat, und roſtfarbenen Seiten, mit großen herzförmigen ſchwarzbraunen Flecken und roſtbraunem Schwanze, der ſchmale ſchwarze Querbinden und eine große ſchwarze Spitze hat. Das Männchen iſt 16 Zoll lang. Auch dieſer Vogel variirt in der Farbe, indem die Jungen, neben der ſchwarzen Einfaſſung der Federn des Oberleibes, auch noch eine weiße haben. Er lebt bey uns den Sommer hindurch in Vor- und Feldhölzern und zieht auch weg. Während ſeines Hierſeyns frißt er Vögel und Mäuſe.

6) Der rothfüßige Falke — F. rufipes, Beſeke — Mit ziegelrother Wachshaut, Augenliedern und Füßen, rothbraunen Lenden u. After, am Männchen taubenblauen Ober- und Unterleibe, am Weibchen dunkelbraun aſchgrau und ſchwarzgewelltem Oberleibe und roſtgelben Unterleibe (kleiner als der Thurmfalke). Er variirt in der Farbe beym Männchen vom Blauen ins Schwarze, beym Weibchen am Unterleibe vom Roſtgelben ins Roſtrothe. Man trifft ihn hin und wieder in Deutſchland an, vorzüglich in Schleſien und Franken in Wäldern und Buſchhölzern und zieht weg. Er wählt ſich zur Nahrung Vögel, meiſt aber Inſekten.

7) Der isländiſche Falke — Falco Islandus, Gmelin Linn. — Mit gelben Füßen, und mehr oder weniger weißer Hauptfarbe, auf welcher dunkelbraune oder ſchwärzliche herzförmige Flecken ſtehen. Das Weibchen iſt 21 Zoll lang. Er wechſelt ungemein in der Farbe: a) Weißer isländiſcher Falke. Entweder ganz weiß, oder oben noch mit einigen deutlichen oder undeutlichen braunen oder ſchwärzlichen Flecken (Linn. pag. 271. N. 87. β. v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk. 1779. Seite 30. Taf. 6.). b) Brauner isländiſcher Falke, mit dunkelbraunen, weißgefleckten und weißeingefaßten Federn des Oberleibes. (F. candicans islandus. F. islandus, Brünnich Orn. bor. pag. 2. N. 9. Linn. pag. 275. N. 101. β.). Ein junger Vogel. c) Gefleckter isländiſcher Falke, mit weißer Hauptfarbe, großen herzförmigen Flekken, weißem Schwanze, mit einzelnen ſchwarzen Binden. (F. islandus maculatus, Linn. p. 271. N. 87. λ.) Der Uebergang zur vollkommenen Farbe. Sein Wohnort iſt der Norden von Europa, und er kommt im Herbſt und Winter ſelten nach Deutſchland in die Wälder. Seine liebſte Nahrung iſt lebendiger Raub; und er bleibt der edelſte Falke zur Baitze. Außer dem obigen Namen führet er auch noch die Namen: Isländer, weißer Falke, Edelfalke.

8) Der Geyerfalke — F. candicans, Gmelin Linn. — Mit bläulicher Wachshaut und Füßen, braunem Oberleibe und weißlichem Unterleibe mit großen ovalen Längsflecken. Das Weibchen iſt 21 Zoll lang. Er hält ſich gewöhnlich in gebirgigen Waldungen auf, aber in Deutſchland ſieht man ihn im Herbſt und Frühjahr auf dem Zuge. Seine Nahrung beſteht in Haaſen und Vögeln. Man giebt ihm auch folgende Namen: Blaufuß in der Falkonierſprache ſonſt, blaufüßiger, Wachtel-, Stephan-, Schwimmerfalke, franzöſiſcher Würger, L'annette.

9) Der Sternfalke — F. ſtellaris, Gmelin Linn. — Mit himmelblauen Füßen, ſchwärzlichem Oberleibe, der ſternförmige Flecken hat, und weiß und ſchwarzgemiſchtem Unterleibe. Er iſt ſo groß als der Wanderfalke; wohnt häufig in Schleſien, und zieht gegen den Winter hin fort. Er wählt ſich zur Nahrung große Vögel; baut ſeinen Horſt auf hohen Bäumen, alten Thürmen und Mauern und führt auch den Nahmen Blaufuß.

10) Der Schlechtfalke — F. Gyrfalco, Linn. — Mit bläulicher Wachshaut, bläulichen oder gelblichen Füßen, dunkelbrauner Hauptfarbe des Oberleibes, roſtgelbem Unterleibe, an der Gurgel mit dunkelaſchgrauen Längs- und am übrigen Unterleibe mit dergleichen Querſtreifen. Das Weibchen iſt 23 Zoll lang. Er wählt ſich zum Wohnort gebirgige Waldungen und zieht im

Herbſt

Herbſt u. Frühjahre durch Deutſchland. Seine Nahrung beſteht aus großem Geflügel, und man giebt ihm den Namen: Linné's - Geyerfalke.

11) Der Halsbandsfalke — Falco ruſticolus Linn. — Mit aſchgrau und weißgewelltem Oberleibe, weißem Halsbande, weißem, herzförmig und klein braungefleckten Unterleibe, und 12 bis 13 weißen und braunen Schwanzſtreifen. Das Weibchen iſt 21 Zoll lang. Sein gewöhnlicher Wohnort iſt im Norden; zieht durch Deutſchland im Herbſt und Frühjahr.

Baumgans oder Ringelgans — Anas Bernicla — gehört in der Entengattung zu der Familie, deren Arten an der Wurzel einen glatten Schnabel haben, und auch Brent- Nonnen und Bernakelgans, Kloſter- und ſchottiſche Gans, Rothgans genannt wird. Sie hat ihren gewöhnlichen Aufenthalt in den kälteſten Ländern, um den Nordpol, wo ſie auch ihr Fortpflanzungsgeſchäft treibet; im Winter aber etwas mildere Gegenden und die deutſchen Küſten, ſeltener die Seen und Flüße auf ihrem Zuge beſucht.

Baumläufer — Certhia — macht in der zweyten Ordnung unter den Spechtartigen Vögeln — Pici — eine eigene Gattung aus, deren Schnabel ſehr ſchmächtig, lang, bogenförmig und ſpitzig, die Zunge ſpitzig und ſcharf iſt, und die Füße wahre Gangfüße ſind. Sie klettern aber demohngeachtet, wie die Spechte, außerordentlich ſchnell an den Bäumen hinauf und zur Seite, aber nicht herabwärts und nähren ſich vorzüglich von Inſekten, Larven und Eyern. Wir haben in unſern Waldungen und Hölzern folgende Arten:

1) Gemeiner Baumläufer — Certhia familiaris — europäiſcher Baumläufer, Baumläuferlein, ſchlechtweg Baumläufer, Baumreuter, Baumrutſcher, gemeiner Klettervogel, krumſchnäblicher Baumkleber, Grüper, Grauſpecht, Rindenkleber, Kleinſpecht, Schindelkriecher, kleiner Baumhacker, Baumklette, Baumhackel, Brunnenläufer, gemeiner grauer Baumſteiger, lebt am liebſten in Schwarz- oder Nadelholzwäldern, wo er ſein Neſt zwiſchen Baumritzen, zwey zuſammengewachſener Bäume und Klüfte baut, 6 bis 9 weiße, dunkel oder hellroſtfarben getüpfelte Eyer legt, von den in und unter den Rinden ſich befindenden Inſekten lebt, und im Winter in die Gärten, auch an die Häuſer zum Aufſuchen der verborgenen Fliegen ſtreicht. Er iſt oben grau, gelbröthlich und ſchwarz gemengt, unten weiß; die Schwungfedern dunkelbraun, von der vierten bis zur vierzehnten mit einem gelblichweißen Querbande; die Länge 5 bis 6 Zoll.

2) Mauer Baumläufer oder Mauerläufer — Certhia mu-

muraria — Mauer= Mur= Kletterſpecht, Mauerklette, kleiner u. ſchöner Baumläufer, Mauerklettervogel und Todtenvogel, wohnt vorzüglich in den bergigten Gegenden von Süddeutſchland auf Bäumen, in alten Schlößern und Thürmen, macht ſein Neſt in Hirnſchädel auf Gottesäckern in den Knochenhäuſern, in Löcher der alten Wände und Bäume, lebt ganz von Inſekten und kommt auf dem Striche bisweilen auch bis ins nördliche Deutſchland. Er iſt aſchgrau; die Flügel ſchwarz, die Deckfedern und die Schwungfedern von außen hochroſenroth, die vier erſten Schwungfedern mit zwey runden weißen Flecken; die Kehle am Männchen ſchwarz, am Weibchen weißlich, und die Länge zwiſchen ſechs und ſieben Zoll.

Baumlerche — Alauda arborea — gehört unter den Singvögeln mit unausgeſchnittenem Schnabel in die Gattung Lerche — Alauda, mit ſchwachen, geraden pfriemenförmigen Schnabel, deſſen beyde Kinnladen gleich lang, an der Wurzel aber klaffend ſind; mit offenen Naſenlöchern, geſpaltener Zunge, und mit einem Nagel an der Hinterzehe, der länger als ſie und ziemlich gerade iſt. Die Baumlerche, als beſondere Art, führt auch die Namen Wald= Heide= Buſch= Holz= Gereuth= Stein= Mittel= Knobel= Lüll= u. Dülllerche, Schmervogel und Waldnachtigall, lebt faſt nur in Wäldern und zwar Nadelholzwäldern bey den Blößen und Schlägen, wo ſie ihr Neſt mit 4 bis 5 dunkelgrauen, dunkelbraun gefleckten Eyern auf die Erde bauet, und im Herbſt in kleinen Heerden wegzieht. Im Frühling und Herbſte nährt ſie ſich auf den Haferſaaten, mit grüner Winterſaat und kleinen Sämereyen, im Sommer aber mit Inſekten. Der Schwanz iſt kurz; der Kopf mit einem weißen Kranze von einem Auge zum andern umgeben; auf den roſtbraunen Wangen vorn ein dreyeckiger weißer Fleck; an den Flügeldecken etliche weiße Flecken und die Hauptfarbe das eigentliche Lerchengrau. Die Länge 6 Zoll. Sie gehört, wie alle Lerchenarten zur niedern Jagd und wird außer dem Schuße mit Nachtnetzen, Leimruthen und Schlagwänden gefangen.

Baummarder — Muſtela Martes — gehört unter die Wieſelgattung und heißt auch Edel= Gold= Wald= Wild= Buch= Buſch= Fichten= Kiefern= Tannen= Birken= Eſpen= Licht= Vieh= und Feldmarder, mit einer gelben Kehle und Unterhalſe, am übrigen Körper aber hat er ſchön glänzend kaſtanienbraune Haare. Man hat dieſen Marder ſonſt mit dem ihm ſo ähnlich ſehenden Steinmarder für einerley Art gehalten und beyde nur als Varietäten getrennt; allein ſie ſind bey genauerer Beobachtung nach Geſtalt und Lebensart wirklich verſchieden. Dieſer iſt etwas größer; ein Fuß acht Zoll lang, am Schwanze faſt ein

Fuß

Fuß und die Höhe neun Zoll. Der Kopf iſt etwas ſtärker; die Ohren kurz und abgerundet; die Augen weit hervorſtehend, braun und funkelnd; der Leib etwas geſtreckter; die Beine höher; der Balg dicht und langhaariger, und da die weißgraue Grundwolle nicht ſo durchſchimmert, ſchön kaſtanienbraun; der Schwanz zottiger, dunkelbraun, nach der Spitze ſchwärzlich; die Läufe ſchwarzbraun, nach den Füßen zu faſt ganz ſchwarz; die Ohren auswendig braun, inwendig ſo wie die Endſpitzen weiß; am Mundwinkel vor und hinter den Augen lange ſchwärzliche Barthaare. Bey den Alten iſt der Unterhals hell, bey Jungen hochgelb. Ich habe auch einen geſehen, der von der dottergelben Kehle an, einen ſchmutzig gelben mit den kaſtanienbraunen Stachelhaaren braun gemiſchten Streifen bis zum After hatte; an dieſem waren die Vorderfüße ſchwärzlich; die Hinterfüße aber und der Schwanz mit dem Rücken einfärbig kaſtanienbraun. Im Winter iſt die Farbe dunkler, im Sommer heller, dort die Haare dichter und länger, hier kürzer und dünner. Das Weibchen iſt etwas ſchlanker, dünnköpfiger und heller vom Farbe. Einen in Feldhölzern wohnenden, ſehr großen, dunkeln mit einer orangengelben Bruſt verſehenen, einſam wohnenden alten, wilden ſcheuen Baummarder, heißen die Jäger Wildmarder, und geben ihn für etwas beſonders aus. Obgleich dieſer Marder im allgemeinen in ſeinen Sitten mit dem Steinmarder übereinkommt, ſo ſcheint er doch weit wilder, flüchtiger, geſchickter und grauſamer in Verfolgung ſeines Raubes zu ſeyn. Seine Stimme iſt etwas heller und kneffender; der Geruch ſeiner Exkremente aber eben derſelbe. Seine Heimath iſt ganz Europa, doch nicht bis zu den allernördlichſten Theilen, und der Norden von Aſien und Amerika. Auf Kamtſchatka und in Nordamerika wird er in großer Menge angetroffen. In Deutſchland iſt er nicht häufig, da ſeinem guten Balge ſo ſehr nachgeſtrebt wird. Sein Aufenthalt ſind Eichen- und Buchenwälder, am liebſten Tannen- Kiefern- und Fichtenwälder, wenn ſie hohle Bäume haben, oder mit lebendigen Buſchholz vermiſcht ſind. Ihr Wohnort ſind hohle Bäume und wenn dieſe fehlen, die wilden Tauben- Raben- Raubvögel- und Eichhornsneſter, auch wohl die Ritzen der Felſen. Sie haben immer mehr als eine Wohnung, um bey der geringſten Unſicherheit abwechſeln zu können. Durch dieſen Aufenthalt unterſcheiden ſie ſich ſehr vom Steinmarder. Nur ſelten, oder gar nicht, ſieht man ſie in den Häuſern. Hr. Bechſtein weiß nur einen einzigen, der im Winter einmal in einem Walddorfe aus der Scheuer gejagt und in dem daran liegenden Garten von einem Baume herabgeſchoßen wurde. Alles Waldgeflügel, ihre Brut und Eyer ſind ſeinen Nachſtellungen unterworfen. Er iſt daher nicht nur der kleinen Vögel, ſondern auch der großen, der Auer- Birk- Haſel- Rebhühner u. ſ. w. er-

klär-

klärter Feind. Außerdem verfolgt er vorzüglich die Eichhörner. Sonſt würgt er auch unter den großen und kleinen Waldmäuſen, den großen und kleinen Haſelmäuſen, außerordentlich. Wenn er den Schneußgang ausmacht, ſo plündert er ihn täglich nicht nur von Vögeln, ſondern auch von Beeren, findet aber auch gewöhnlich auf dem Wege in aufgeſtellten Fallbalken ſeinen Tod. Auch den Erdhummeln ſoll er, des Honigs halber, nachgraben. Nur im höchſten Nothfalle ſucht er das Aas auf. Obgleich dieſe Thiere mehr der kalten und ſchlechten Witterung ausgeſetzt ſind, als die Steinmarder, ſo ranzen ſie doch faſt einen Monat früher, und geben ſich nicht mit jenen ab, ob ſie gleich in ihrer Gegend und nahe beyſammen wohnen. Die Begattung geſchieht in der letzten Hälfte des Jänners, und ich habe nie bemerkt, daß ſie in einem Jahre mehr als einmal Junge hätten. Nach neun Wochen, alſo zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils, bringt die Mutter in einem hohlen Baume oder auch in einem Eichhorns- oder großem Vogelneſte drey bis vier Junge, welche ſie ſo lange ſäugt und nährt, bis ſie ſelbſt auf die Jagd auszugehen fähig ſind. Es geſchieht dies bey den Thieren der Wieſelgattung gewöhnlich, daß die Jungen über halb erwachſen ſind, ehe ſie von der Mutter verlaſſen werden, weil ſie ſonſt Hungers ſterben würden, da zum Fang ihres Raubes eine ungewöhnliche Geſchicklichkeit erfordert wird. Die Jäger nehmen ſie aus dem Neſte und ziehen ſie mit Milch und Semmeln auf. Es ſind außerordentlich luſtige und muntere Thiere, die mit Katzen und Hunden ſpielen, und nicht ſo leicht, wie die zahmen Steinmarder, umkommen, weil ihnen das Winkelkriechen nicht ſo angebohren iſt. An dieſen gezähmten Baummardern bemerkt man, daß ſie außerordentlich gern und lange ſchlafen. Sie ſind im Stande einen ganzen Tag hindurch zu ſchlafen, ein andermal aber auch eben wieder ſo lange zu wachen. Von Jägerbeobachtungen ſind bekannt: 1) Der Baummarder iſt ein geſchworner Feind der Eichhörner. Obgleich dieſe einen zottigern Schwanz haben als er, ſo können ſie ihm doch ſelten entfliehen. Er fliegt ſo geſchickt wie ſie von einem Baume zum andern, bis ſie ermüdet ſich ihm ergeben müßen. 2) Wenn er in einem hohlen Baume ſteckt, ſo läßt er denſelben oft umſägen, ehe er heraus flieht. Eben ſo unbeweglich und ruhig verhält er ſich, wenn er in einem offnen Neſte liegt. Wird ihn hier der Jäger eher gewahr, als er ihn, ſo darf er nur einen Stock in die Erde ſtecken und ein Kleidungsſtück daran hängen, wenn er keine Flinte bey ſich hat und dieſe erſt zu Hauſe holen muß. Wenn er wiederkommt, wird er gewiß noch auf ſeinem Platze ſitzen und den Stock mit dem Kleidungsſtücke unbeweglich anſtarren. 3) Vor einem Hunde laufen ſie von weitem, bäumen aber gewöhnlich nicht eher, als bis er ihnen ſo

nahe iſt, daß er ſie faſt ergreifen kann, alsdann thun ſie einen großen Sprung, laufen hoch hinauf auf einen Baum, und ſtrekken ſich auf einen Aſt der Länge nach hin. So überläuft ſie der Hund und weiß nicht, wo ſie hingekommen ſind. Iſt alsdann kein Schnee da, und der Hund nicht außerordentlich gut, ſo entkommen ſie gewöhnlich dem Jäger auch. 4) Die Jäger ſagen, daß die von langen Haaren entblößten Flecken auf dem Balge, vom Genuſſe des Honigs herkämen. Sie nennen ſie daher Honigflekken. Vielleicht ſtammen ſie von den Kämpfen her, in welche die Männchen zur Begattungszeit mit einander gerathen. Die Spur iſt in nichts von der Steinmarderfärthe verſchieden. Wenn man ihn bey Schnee auf einem Baume hat, ſo muß man unter den Baum ſehen, ob Flechten und Geniſt herabgefallen iſt, und alle alte Neſter unterſuchen, weil man ihn ſonſt leicht verliert. Gewöhnlich liegt er dann in einem alten Vogelneſte und wird daraus erſchoßen. Man ſollte ihn eigentlich ſeines koſtbaren Balges halber, mit Kugeln ſchießen. Man fängt ſie auch in Tellerfallen, beßer aber in Schwanenhälſen, die man unter die Wurzel eines abgeſägten Baumes legt und mit der beym Steinmarder angegebenen Witterung beſtreicht, und zum Abzugsbißen ein Stück gebratenen Hering, der während des Bratens mit Zucker beſtreut iſt, macht. Schlagbäume in Schneußgänge oder auf ihre gewöhnlichen Wege geſtellt, ſind eins der beſten Fangmittel. Man macht zu dieſen, ſo wie zu den Fallen, ein Geſchleppe von einer gebratenen Katze, oder von Haaſengeſcheide, und beſtreicht den untern Baum, die Zunge und auch das Geſchleppe mit obiger Maſſe, ſo iſt der Fang gewiß. Dieſe Schlagbäume werden ſo hoch aufgeſtellt, daß ſie ein Menſch ohne zu ſteigen bequem aufſtellen kann. — In England fängt man ſie in hölzernen Klappfallen, die mit einem Vogel beködert ſind. Der Balg iſt eines der ſchönſten Rauchwerke und wird gefärbt und ungefärbt zu allerley Verbrämungen, beſonders an Frauenzimmerkleidung, gebraucht. In Nordamerika ſind ſie ein wichtiger Handelsartikel. In Frankreich ißt man hin und wieder ſein Fleiſch. In der Haushaltung der Natur wird er dadurch nützlich, daß er manche ſchädliche Thiere vertilgt; allein da er auch viele nützliche verzehrt, ſo darf er in der Nähe menſchlicher Wohnungen ſich nicht vermehren, ſondern muß in die entfernten Waldungen verwieſen werden. Die Jägerausdrücke ſind wie beym Steinmarder.

Beerreiß heißt bey den Vogelſtellen das ſchwache Reiß, worein im Geſchneude, Dohnenſtriche ꝛc. die Vogelbeeren befeſtigt werden, um die Vögel in die Dohnen zu locken.

Beflogen oder Flugbar nennet man junge Vögel, die ihre Federn vollkommen erlanget haben

haben, was man beym zahmen Geflügel flücke nennet.

Beflügelter Wald, iſt ein Wald, durch welchen die zur Jagd gehörigen Flügel gehauen ſind. ſ. Flügel.

Behältniß iſt ein Dickigt oder ſumpfiger Ort, wo ſich das Wildpret gern aufhält.

Behängen oder Behängzeit iſt die Zeit, da man die Leithunde arbeitet, ſie geht im Frühjahre, ehe der Hirſch feiſt wird, an. ſ. Arbeiten den Leithund.

Behangen iſt ein Ausdruck, den man von den Ohren eines Jagd= oder Hühnerhundes braucht. Wenn ihm die Ohren bis vier Querfinger über die Naſe herunter hängen, ſo ſagt man „er iſt gut behangen.“

Behätzen oder Einhätzen heißt, wenn der Jäger die Hatzhunde zur wilden Schweinjagd erſt an zahmen Schweinen und dann an jungen Friſchlingen und ſchwachen Säuen zur Jagd abrichtet.

Beytritt nennt der Jäger, wenn der Edelhirſch erfüllet und feiſt iſt, und mit dem hintern Laufte um ein merkliches, ohngefähr eines Fingers breit neben dem vordern dergeſtalt tritt, daß die Färthen einander gleich ſtehen, welches das Thier nur im hochbeſchlagenen Zuſtande thut.

Beitzvogel iſt ein ſolcher Vogel, den man brauchen kann, um Reiher, Haaſen ꝛc. damit zu beitzen. Es gehören darunter mehrere Falkenarten; am gewöhnlichſten und ſicherſten aber ſind der Falke und der Habicht. Dieſe müßen zur Beitze abgerichtet werden, und hiezu wählet man entweder einen Neſtling, nemlich einen ſolchen Vogel, den man aus dem Neſte nimmt, oder einen Wildfang, d. h. einen bereits abgeſtrichenen, (ausgeflogenen) Vogel, der ſchon frey herumgeflogen iſt. Dieſe ſind mühſamer abzurichten als jene. Iſt ein junger Vogel zu wild, ſo muß man ihn hungern, einige Tage nicht ſchlafen laßen, und beſtändig bey ihm bleiben, damit er ſich an ſeinen Herrn gewöhne, und endlich alles thue, was derſelbe will. Beym Abrichten ſelbſt bindet man den jungen Vogel anfänglich mit einer Schnur, die man 9 bis 10 Ruthen auslaßen kann, damit er nicht irre werde, d. h. durchgehe, ſondern auf jeden Ruf zurückgehe. Dieſes geſchieht ſo lange, bis er ein guter Handvogel iſt, und auf jeden Ruf zurückkehrt. Um ſie daran zu gewöhnen, muß man ſie durch den Vorlaß locken. Dieſer iſt ein Stück rothes Tuch, oder ein Holz, das einen Schnabel, Schwingen und Fänge hat, auf dieſen muß er fliegen, ſo bald man ihn in die Höhe hält, den Vogel rufet und ihm zugleich ſein gewöhnliches Luder oder Freßen zeiget, in der iſt die Stimme allein hinreichend. Die am Vorlaße

befeſtigten Schwingen oder Federn, nennet man das Federſpiel, dieſe verändert man je nach der Art der Vögel, worauf man den Vogel abrichten will; z. B. auf Reiher beſteckt man den Vorlaß mit einem Reiherſchnabel und dergl. Federn, ſo auch auf Rebhühner, Milanen ꝛc. jedesmal mit dem Schnabel und den Federn dieſer Vögel. Hat man nun den Vogel 3 bis 4 Wochen in einem Zimmer oder Garten geübt, ſo verſuchet man es auch im Freyen, und bindet ihm dabey das Geſchütz (die Schelle) an die Fänge, um ſeine Bewegungen beßer bemerken zu können. Unterdeßen trägt man ihn immer gehaubt, d. h. am Kopfe mit einem Leder bedeckt, das über die Augen gehet, und ihn hindert, etwas anders zu ſehen, als er ſehen ſoll. Wenn nun die Hunde ein Wildpret auftreiben, haubet man den Falken ab, und wirft ihn darauf, d. h. auf das Wild zu. Nun ſteigt er nach und nach in die Höhe, bis man ihn in der mittleren Luft ganz aus den Augen verliert. Von da giebt er auf den Raub Acht, ſchießt wie ein Blitz auf ihn herab, und bringt ihn ſeinem Herrn, auf deßen Ruf. So bald er auf die Hand kommt, giebt man ihm ſein Jagdrecht, d. h. eigentlich das Hirn, Herz, Eingeweide und einen Schenkel des gefangenen Raubes, oder an deßen Stelle eine Taube oder einen andern Vogel.

Man hat auch Vögel, die auf Haaſen, Füchſe und Rehe, ja ſogar auf wilde Schweine und Vögel, abgetragen werden. Dieſe gewöhnet man in der Jugend ſich aus den Augen eines ſolchen Wildes zu ätzen. Man ſtopfet zu dem Ende ein ſolches Wild aus und läßt die Augenhöhlen offen, und der Vogel bekömmt weiter nichts zu freßen, als was er durch dieſe Höhlen aus dem hohlen Kopfe erlangen kann. Wenn nun der Falke in dieſer Abſicht darauf ſtehet, beweget man den Balg immer mittelſt eines daran befeſtigten Fadens, dadurch gewöhnet man ihn darauf feſt zu ſitzen, welches er thut, weil er ſonſt ſeine Beute zu verlieren fürchtet, deswegen klammert er ſich ſo ſcharf als möglich in die Hirnſchaale, um der Bewegung ohnerachtet, mit dem Schnabel in das Auge langen zu können. In der Folge ſetzt man den ausgeſtopften Balg auf einen Karren, und fährt in der größten Geſchwindigkeit damit fort; da denn der Vogel nachfliegt und ſich durch nichts von ſeinem Freßen abhalten läßt. Nimmt man ihn dann auf die Beitze, ſo ſtößet er auf das Wild, hängt ſich an deßen Kopf und hackt ihm die Augen aus, wobey das Wild aus Angſt ſtille hält, und nur auf den Vogel, aber nicht auf den Jäger, aufmerkſam iſt, der ſich indeßen heranſchleichen, und daſſelbe erlegen kann.

Belaufen heißt man die Begattung der Hunde. Schließt man aber eine Hündin mit einem Hunde ein, um ſich allein mit dieſem zu begatten, ſo nennet man es im Weydmanns-Ausdruck, **begatten.**

Belegen ſagt man von einer Hündin, die zum Belaufen mit einem Hunde eingeſperrt wird, damit die Race unvermiſcht bleibt.

Bellen oder Melden nennet man eigentlich die gewöhnliche Stimme der Hunde, man ſagt es aber auch, im weydmänniſchen Verſtande, vom Fuchſe, wenn derſelbe, beſonders bey bevorſtehender Witterungsveränderung und ſtürmiſchem Wetter einen gewißen Laut von ſich giebt. Auch ſagt man, die Jungen bellen, wenn ſie der Hunger, bey zu langem Außenbleiben der Nahrung, quälet.

Bengeln bedeutet ſo viel, als das Anhängen eines Klöppels an den Hals eines Hundes, damit er dem Wilde nicht nachlaufen könne. ſ. Kleppel.

Bergente — Anas Marila — Muſchelente, Mohr- Moder- Schaufel- u. Aſchenente und Schimmel, iſt eine zur Familie der Baumgans gehörige Art wilder Enten, die man in den nördlichen Ländern, und vorzüglich in Grönland findet, die im Herbſte aber auch in Deutſchland kommen. Sie ſind 16 Zoll lang; das Männchen iſt von Farbe ſchwarz und weiß, das Weibchen aber grau, roſtbraun und weiß. Ihre Nahrung ſind Schaalthiere.

Bergfink — Fringilla Montifringilla — gehört mit dem gemeinen Fink zu einer Ordnung und Gattung, wo er eine beſondere Art ausmacht, die auch folgende Namen hat: Tannen- Roth- Gold- Miſt- Koth- Schnee- Winter- Quäck- Quetſch- Quietſch- Baum- Buch- und Waldfink, Rowert, Queck, Quecker, Icawetz, Nikawitz, Gägler, Gogler, Gögler, Zetſcher, Zehrling, Pienken, Angermannländiſcher-Diſtelvogel und Bergnachtigall. Dieſe Art unterſcheidet ſich von den übrigen durch nachſtehende Kennzeichen, als: Die Deckfedern der Unterflügel ſind hochgelb; Bruſt und Schultern orangegelb. Es iſt ein ſchön gezeichneter Vogel, — etwas größer als der vorhergehende. Seine Länge iſt ſechs und ein Viertel Zoll, wovon der Schwanz $2\frac{1}{4}$ Zoll wegnimmt, der Schnabel iſt $\frac{1}{2}$ Zoll lang, im Sommer gelblich, an der Spitze ſchwarz; die Füße ſind dunkelfleiſchfarbig; die Schienbeine neun Linien hoch. Kopf und Kehle ſind glänzend ſchwarz mit dunkelrothgelber Einfaſſung der Federn, die in der Jugend ſtärker, im Alter ſchwächer iſt, ſo daß die ganz alten einen völlig ſchwarzen Kopf haben; Genick und Backen ſind weiß bepudert; der Rücken ſchwarz mit breiter dunkelgelber Einfaſſung der Federn; der Steiß weiß; der Vorderhals und die Bruſt, ſo wie die kleinen Deckfedern der Flügel, orangegelb; der Bauch weiß; die großen Deckfedern ſchwarz mit weißen Spitzen; die Schwungfedern dunkelbraun mit gelblichen Rändern; der Schwanz iſt ſchwarz und etwas gabelförmig. Das Weibchen iſt einfarbiger und

da braun, wo das Männchen ſchwarz iſt, und gelbrothgrau, wo dieß gelbroth iſt. Varietäten: 1) Der weiße Bergfink. Entweder ganz weiß, oder weißgrau, zuweilen auch noch mit blaßer Zeichnung der dunkeln Hauptfarben. 2) Der weißköpfige Bergfink. Von etwas hellern Farben, oder gewöhnlich mit einem weißen Kopfe. 3) Der bunte Bergfink. Auf verſchiedene Art bunt und mit weißen Flecken bezeichnet. In ſeinem Betragen hat der Bergfink viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Finken, und er läßt ſich ſogar durch dieſen herbey locken. Seine Lockſtimme iſt Jack, Jack, Quäák. Sein Geſang iſt von keiner Bedeutnng, indem er bloß ſo leiſe zirpend klingt, wie wenn ſich die gemeinen Finken wieder einſtudiren wollen. Man hält ihn alſo auch dieſerhalben nicht in der Stube, ſondern wegen ſeiner Schönheit, und weil man ihn zur Locke und auf dem Vogelheerde nöthig hat. Der Norden von Europa iſt eigentlich der Sommeraufenthalt dieſes Vogels. Im Frühjahr, Herbſt und Winter trifft man ihn als Zugvogel allenthalben in Deutſchland an, beſonders in Waldgegenden. Wo es viel Buchäckern im Herbſte giebt, und der Winter nicht ſchneereich iſt, da trifft man ſie zu 100,000 an. Ihr Zug geſchieht zu gleicher Zeit mit den gemeinen Finken. Sie fliegen aber weit höher, und man hört ſie daher oft, ſieht ſie aber nicht. In Anſehung der Nahrung ſtimmt er mit dem gemeinen Finken überein. Vorzüglich liebt er die Buchecker, und wenn es dieſe in Thüringen giebt, und der Winter gelinde iſt, ſo iſt er in ſolcher Menge da, daß er, wie ſchwarze Wolken, in der Luft wegzieht, und der Boden, wo die Schaaren in Tannenwäldern übernachten, wie beſchneyt erſcheint. Sie brüten im Norden, wie man ſagt, auf den Nadelbäumen. Das Neſt ſoll aus langem Moos beſtehen und inwendig mit Wolle und Federn ausgelegt ſeyn. Die Eyer, deren das Weibchen vier bis fünf legt, ſind gelblich und gefleckt. Auf ihren Zügen ſind ſie den Verfolgungen des Sperbers ausgeſetzt. Die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung ſind wie beym gemeinen Fink. Nächſt dieſen ſind ſie die Hauptvögel auf dem Finkenheerde, weil ſie nicht nur gemein ſind, ſondern auch in Menge auffallen. Die jungen Männchen ſind beßer zur Locke, als die Alten. Zu Läufern nimmt man Weibchen, weil die Männchen zu beißig ſind. Man fängt ſie auch in Schlagwänden in Gärten. Ihr Fleiſch ſchmeckt bitter, doch nicht unangenehm.

Berglerche — Alauda Alpeſtris — Schnee- Winter- Alpen- Ufer- gelbliche- gelbköpfige- Sibiriſche- Virginiſche- Caroliner- türkiſche- und nordiſche Schneelerche, wilde zweyſchopfige Alpenlerche und Prieſtergürtel, bewohnt den Norden von Europa, Aſien und Amerika, und kommt nur zuweilen im Winter als Zugvo-

gel nach Deutſchland. Kehle und Hals ſind gelb; quer über den obern Theil der Bruſt ein breites ſchwarzes Band; die äußerſte Schwanzfeder mit einem keilförmigen weißen Flecke, der die ganze äußere Fahne einnimmt, die übrigen an der Spitze ſind ſchmal weiß eingefaßt. Die Länge iſt 7 Zoll; und die Nahrung wie bey den übrigen Lerchenarten.

Berichten iſt, nach dem Jäger-Ausdruck, ſo viel, als einen Falken zahm machen.

Bernakel oder weißwangige Gans — A. leucopſis, Bechſt. — Die Hauptfarbe iſt aſchgrau; der Hals ſchwarz, Stirn, Wangen und Kehle weiß; ein ſchwarzer Augenſtreif; Schnabel und Füße ſchwarz. Zwey Fuß zwey Zoll lang. Sie hat mit der Baumgans einerley Wohnort, nur iſt ſie häufiger auf dem Zuge in Deutſchland. Sie hat auch noch die Nahmen: Schottiſche Gans, Rothfußgans, Nordgans, weißköpfige kleine Gans.

Beſchlagen nennet man, wenn ein Hirſch das Thier beſpringt.

Beſtätigen nennet man, wenn die Jäger, mit Hülfe des Leithundes, den gewißen Stand eines Hirſches im Holze erforſchen.

Beſtätigungsjagen iſt eine Jagd, die nach beſtätigtem Aufenthalte des Hirſches mit Umſtellung geſchiehet, wobey die Hirſche mit dem Zeuge eingeſtellet, und ordentlich gejagt werden. Wenn durch die vorhergegangene Leithundsarbeit die Hirſche beſtätiget worden, ſo ziehen des Morgens, wenn das Jagen eingerichtet werden ſoll, die Jäger aus und beſtätigen, jeder auf ſeinem Zuge, die Hirſche von neuem. Es werden hierbey zu einem Orte, zu deßen Beſtellung man 12 Fuder Zeug nöthig hat, zwey bis drey Leithunde, in Gebürgen und großen Wäldern auch noch mehr, gebraucht. Nun ſuchet des Morgens auf jedem Flügel ein Jäger mit ſeinem Leithunde vor, zwiſchen Feldern, Wieſen, jungen Schlägen, Dickigten, oder hohem Holze, wo die Hirſche des Nachts auf dem Geäſe geweſen, und des Morgens wieder zu Holze gezogen, oder von einem Orte zum andern gewechſelt ſind; alles dieſes muß der Jäger durch ſeinen Leithund erforſchen, dabey aber ſich in den Wechſeln wohl in Acht nehmen. Wobey er beſonders auf diejenigen Färthen Rückſicht nehmen muß, die der Hund am liebſten annimmt, denn dieſes ſind die friſcheſten. Dieſe beyden Jäger müßen alſo alles im Holze ſtehende Wildpret wißen, denn ſie berechnen, wie viel Stück hinein ſind, und ziehen die herausgegangenen davon ab, ſo zeigt ſich die Zahl der ſtehen gebliebenen, von ſelbſt. Bey großen Wäldern ziehet noch einer in der Mitte durch, dieſer weiß alſo, aus der Anzahl der über ſeinen Weg gegangenen Hirſche, verglichen mit dem Be-

richte der beyden Jäger auf den Flügeln, wie viel Hirſche auf jeder Seite ſtehen. Nun wird das Zeug in der Mitten durchgeſtellt, und dann nach Beſchaffenheit des mehrern oder wenigern Zeuges, derjenige Flügel vorzüglich umſtellet, wo die meiſten und beſten Hirſche ſind. Iſt das Zeug nicht wohl hinreichend, ſo ſuchet man Wege in der Mitten zu finden, wo man mit dem Leithunde hingehet, die engern Bezirke des Aufenthaltes der Hirſche zu finden ſuchet, und dieſe mit dem Zeuge umſtellet. Nun wird das Holz mit Federlappen umſtellet, welche ſich immer bewegen, auch werden hin und wieder Bauern dazu geſtellt, die ſie von Zeit zu Zeit in Bewegung ſetzen müßen. Dieſes geſchiehet, damit kein Hirſch aus dem Holze gehe, denn wenn ſie die Federlappen ſehen, fürchten ſie ſich davor und kehren wieder um. Hierauf wird nun nochmals mit dem Leithunde vorgezogen, dann aber die Tücher geſtellt, ſo viel Bund Federlappen zum Umſtellen gebraucht worden, ſo viel Tücher muß man haben. Nun ziehen die Jäger, welche beſtätiget haben, mit ihrem Leithunde, auf den Flügeln voran, und hinter ihrem Zuge her, werden die Tücher in möglichſter Geſchwindigkeit geſtellt. Des Nachts müßen die Jäger nebſt den Bauern bey dem Zeuge wachen, damit keines entwendet werde, auch die Leinen nicht etwa bey trocknem Wetter ſchlaff werden, oder bey naßem ſpringen, und alſo Hirſche übergehen können. Des andern Tages fängt das Treiben am weiteſten Orte an, jedes Treiben wird etwa 2 Tücher lang gemacht, und dieſe ſogleich abgebrochen und wieder vorgezogen, daß alſo das Wild immer mehr ins Enge kommt, und zuletzt nur noch das Zwangstreiben und eine Rundung hinter demſelben bleibt. Am Tage der Jagd ſelbſt, wird das Wild des Morgens früh, ehe die Herrſchaft kömmt, aus der Rundung in das Zwangtreiben getrieben, und wenn die Herrſchaft angekommen, das Treiben und die Jagd ſo gemacht, wie bey dem Worte Abjagen zu finden.

Beſuchknecht iſt ein Jagdbedienter, deſſen eigentliche Verrichtung iſt, vor einer anzuſtellenden Jagd die Vorſuche zu halten, die Hirſche zu beſtätigen, und ſeinen Vorgeſetzten Bericht davon zu erſtatten. Er muß fleißig, geduldig, nicht dem Trunk ergeben, und beſonders in der Leithundsarbeit ebenſo geſchickt, als des Leithundes mächtig ſeyn.

Bette nennet man das Lager, oder die Ruheſtätte des Rothwildprets.

Beuchel ſagt man vom Hirſche, wenn er längſt einem Berge oder Abhange hinfliehet, denn in dieſem Falle macht er auf einer Seite einen Hügel in der Geſtalt eines halben Eyes, und dieſen nennen die Jäger den **Beuchel**.

Beu-

Beutel iſt der Sack hinten am Netze, worein ſich das Wildpret verwickelt.

Beutelmeiſe — Parus pendulinus — Pendulin, Remitz, Cottonvogel, Pendulin- Florentiner- Sumpfbeutel- Pohlniſche Beutel- Sumpf- Vollhiniſche Beutel-Meiſe, Sumpfgrasmücke u. litthauiſcher Remitzvogel gehört zur Gattung Meiſe und bewohnt die waßerreichen, mit Rohr, Sträuchern und Bäumen bewachſenen Gegenden, wo ſie von Inſekten lebt und ihr künſtliches beutelartiges Neſt mit 5 bis 6 ſchneeweißen Eyern, an einen Strauch oder Rohrſtängel hängt. Sie hat einen geraden, ſcharf zugeſpitzten, an den Seiten etwas gedrückten Sängerſchnabel; einen hellgrauen Hinterkopf und Hals, an den Augen weg einen ſchwarzen Streifen, Rücken und Flügel hoch rothbraun und die mittlern Deckfedern nebſt dem Schwanze ſchwarz und weißlich an dem Rande eingefaßt. Die Größe iſt zwiſchen 4 und 5 Zoll.

Beyherſtellen heißt, wenn man, während des Treibens immer beyher das Jagdzeug ſtellet.

Beyjagen, Heckjagen, im Gegenſatze des Hauptjagens, wird zu außerordentlichen Zeiten, an ſolchen Plätzen und Oertern vorgenommen, wo keine Haupthölzer, Dickigte, oder Berg und Thal, ſondern bloß Vorhölzer, Büſche und Brahnen ſind.

Bezirk nennet man überhaupt bey der Jägerey ein Gebüſche, wo ſich ein Wild befindet; wenn nun die Jäger daſſelbe umgehen, um zu ſehen, ob das hineingeſpürte Wild nicht wieder heraus ſey, ſo nennen ſie es, in Bezirk bringen, oder Bekreiſen.

Biber, Erd- oder Landbiber, Caſtor — Caſtor fiber — gehöret als Nagethier der vierten Ordnung unter die, mit Schwimmfüßen verſehenen Säugthiere und macht eine eigene Gattung aus. Er iſt ſo groß, wie ein mittelmäßiger Hund, nemlich gewöhnlich beträgt die Länge des Leibes 2 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß und 4 Zoll ſeine Breite; die Höhe 1 Fuß 2 Zoll; das Gewicht zwiſchen 40 und 60 Pfund. Sein Kopf iſt kurz, dick und zuſammengedrückt und die ſtumpfe Schnautze dick; die Augen klein; die Ohren kurz zugerundet. Seine Läufte ſind nicht länger als 5 Zoll; an den Vorderläuften hat er fünf, von einander abgeſonderte, und mit langen, ſcharfen Nägeln beſetzte Zehen, ohne Schwimmhaut; die Hinterfüße hingegen, welche breite, ſtumpfe Nägel haben, ſind, wie bey den Gänſen, durch eine Schwimmhaut verbunden. Er hat einen ſchwerfälligen Gang und iſt im Gehen nicht ſo behend, als im Schwimmen. Er ſitzt mehrentheils auf den Hinter

terfüßen, und braucht die Vorderfüße als Hände. In dieſer Stellung begattet er ſich auch. Sein Schwanz iſt der merkwürdigſte Theil am ganzen Thiere. Seine Geſtalt iſt länglich eyrund, platt, in der Mitte erhaben; ein Viertel vom Leibe an gerechnet, haarig, dann mit fiſchähnlichen, ein Achtel Zoll dicken, ſechseckigen und blasbraunen Schuppen bedeckt, zwiſchen welchen kurze ſteife Haare ſtehen. Nahe am After ſammelt ſich in einem eigenen Beutelchen, aus beſondern Drüſen ein gelbliches, zähes und ſchmieriges Weſen von einem unangenehmen ſtarken Geruch und eckelhaft bitterm Geſchmack, das unter dem Namen Bibergeil bekannt und officinel iſt. Der Biber hat eine kaſtanienbraune und glänzende, bisweilen roſtfarbige oder ſchwarze, aber nur ſelten weiße Farbe. Er hält ſich in den nördlichen Gegenden von Europa, Aſien, und am meiſten von America auf, und in Deutſchland trifft man ihn als einzelnen Grubenbewohner an den großen Flüßen, wo er in großer Schüchternheit lebt. Ueberhaupt lebt er gern in ſtillen unbewohnten dichtbeholzten waſſerreichen Gegenden, fern von den Wohnungen und der Nachbarſchaft der Menſchen. Hier lebt er gewöhnlich einſam, und bauet ſich an Flüßen unter der Erde eine Höhle zur Wohnung für ſich und ſeine kleine Familie, daher heißt er auch der einſame Erd- oder Grubenbiber. Sein Haar iſt auch bey weitem nicht ſo fein, wie das von dem in Amerika noch befindlichen geſellſchaftlichen Biber; denn es wird durch den Aufenthalt in der Erde verdorben. Der Biber frißt zartes Holz, friſche Rinde, Blätter, Knospen ꝛc. Hiervon ſammelt er ſich einen hinlänglichen Wintervorrath ein, und verwahret ihn in ſeinem Baue in der Erde und unter dem Waſſer, damit er friſch bleibt. Daneben frißt er aber auch Fiſche und Krebſe. Den Herbſt und Winter, wo ſie ſich begatten, halten ſie ſich in ihren Hütten auf, und gehen nicht eher ins Freye, bis gegen das Frühjahr das Männchen ausgehet, während das Weibchen mit 2 bis 3 blinden Jungen, die ſie im März bringt, in Wochen liegt; doch beſuchet ſie auch da das Männchen von Zeit zu Zeit. Nach zwey Monathen gehet auch die Mutter mit den Jungen ins Freye. Die jungen Biber, welche im dritten Jahre völlig ausgewachſen und zur Begattung fähig ſind, laßen ſich leicht zähmen, und freſſen alsdann gern Brod. Im Julius und Auguſt arbeiten ſie gemeinſchaftlich an ihren Wohnungen, die ſie entweder ausbeßern oder neue bauen, und im September beziehen. Das Fleiſch des Bibers hat einen unangenehmen Geſchmack und wird nur von wilden Völkern und in Klöſtern zur Faſtenzeit gegeßen; doch ſoll der Schwanz ſehr wohlſchmeckend ſeyn. Er wiegt ohngefähr 4 Pfund und wird wie Fiſch zubereitet. Die Biber-Bälge werden zu den koſtbarſten Pelzwerken gerechnet, und vorzüglich die glänzend ſchwarzen ſehr theuer bezahlt. Man theilt

ſie

ſie auch in friſche, trockne und fette ein. Die letztern ſind die, welche die Wilden eine Zeitlang auf dem bloßen Leibe getragen, und die davon gewißermaßen eine Fettigkeit angezogen haben, dieſe ſind die beſten. Die erſtern ſind die, von denen, im Winter gefangenen Bibern, und die Trocknen, welche man nur zu Hüthen und dergl. gebrauchen kann, ſind die Bälge der, im Sommer erlegten Biber. Auf den Biberfellen hat man zweyerley Haare, theils lange, feſte und glänzende, theils kurze, wollige, weiche und ſeidenartige. Um die Haare zu benutzen, müßen ſie ausgeſondert, und die langen zu Strümpfen, Handſchuhen ꝛc, die kurzen aber zu Hüthen verarbeitet werden. Ein erwachſener Biber hat etwa $1\frac{1}{2}$ Pfund Haare, die aber ſehr theuer bezahlt werden. Endlich giebt uns auch der Biber das obengedachte Bibergeil, und von einem männlichen Biber bekömmt man ohngefähr 8 Loth Bibergeil. In Rückſicht des vielen Nutzens, den der Biber giebt, ſollte man deßen Vertilgung in waldigten, noch nicht ſehr bewohnten Gegenden, nicht mit ſolchem Eifer, wie bisher geſchehen, betreiben, denn ihre Anzahl verringert ſich ſogar in Amerika merklich. Die Färthe des Bibers gleicht der Fiſchotterfärthe, und nur an den Hinterfüßen iſt ſie, wie eine Gänſeſpur. Er gehört in Deutſchland zur hohen Jagd und wird in Tellereiſen, Netzen, Fallen, Stangeneiſen, Reuſen gefangen und mit Schießgewehr erlegt. Die weydmänniſchen Redensarten vom Biber, ſind folgende: Der Biber gehet nach ſeiner Nahrung, er hauet Bäume um, er beißet ſie nicht um. Er hat eine Burg, ſo heißt ſeine Wohnung im Walde. Er ranzet, d. h. er begattet ſich. Er bringet Junge. Er wird tod geſchlagen. Er hat einen Balg und wird geſtreift.

Biberfang iſt die Art und Weiſe, ſich der Biber zu bemächtigen, es geſchiehet 1) mit einem, mit zwey guten Federn verſehenen, Tellereiſen. Dieſes legt man dahin, wo er aus ſeiner Burg ſteiget, ſchneidet es ein wenig in die Erde ein, legt in die Erde friſche eſpene, weidene, haſelne und andere Reiſer um daßelbe, und über der Erde bedecket man es mit Laub. Wenn er nun ausſteiget, um nach ſeiner Nahrung zu gehen, ſo geräth er in das Eiſen und wird gefangen. Er würde aber das Eiſen mit fortnehmen, wenn man nicht die Vorſicht gebrauchte, es an eine Kette zu legen, welches daher nie zu unterlaßen iſt. Eine Witterung nimmt er ſo wenig, als alle andere Raubthiere, gern an; man reibe dagegen nur das Eiſen mit eſpenen und haſelnen Knospen gehörig ab, und lege es ſodann bey ſeiner Burg, wo er ausſteiget, entweder in die Erde, oder in das Waſſer; ſ. auch Tellereiſen. 2) Mit einem Netze von dünnen Leinen, eines kleinen Fingers dick, in Geſtalt eines Wachtelnetzes geſtrickt, wobey das Pogarn

eben

eben ſo ſtark als das Rehgarn ſeyn muß. Die Höhe beträgt 3 Ellen, und die Weite der Spiegelmaſchen 18 Zoll. Die Länge kann nach Belieben, oder Verhältniß der Größe des Waſſers, gemacht werden; gewöhnlich macht man ſie 50 Schritt lang. Wo es viel Biber giebt, muß man immer einige ſolche Netze im Vorrathe haben. Man bindet ſie wie Stellnetze, an $3\frac{1}{2}$ Elle lange Stangen, und ſtellet ſie, auf das Land dahin, wo der Biber ſeinen Aus- und Eingang hat. Hierauf gehet ein Jäger und ſuchet ihn mit dem Hunde auf, während ein andrer bey dem Netze liegen bleibt, und ſo bald der Biber kommt, um zurück ins Waſſer zu gehen und ins Netz geräth, welches aus deßen Bewegung bald zu erſehen iſt, läuft der Jäger alsbald zu und ſchlägt ihn tod; ließe man ihm aber Zeit, ſo frißt er ſich durch. Man kann auch die Netze um den Bau und die Burg des Bibers ins Waſſer ſtellen, ſo daß man es an beyden Ufern feſt mit dem Bau des Bibers eingräbt. Nun läßt man die Hunde hinein, dieſe treiben den Biber heraus und in den Garnſack; bey dieſem ſtehet ein Jäger und hat das Leinchen des Netzes in der Hand; fühlet er nun an der Bewegung deßelben, daß der Biber ins Netz iſt, ſo ziehet er es raſch an, wodurch ſich der Zipfel umdrehet, daß der Biber nicht wieder heraus kann. Dieſer Fang geſchiehet bey Tage, der erſte aber zur Nachtzeit. 3) Mit der Wathe. Die Biber pflegen auch ihre Baue in ſolchen aufzuführen, wo Waſſer und Fiſche ſtehen, und bey großen Gewäſſern die Flüſſe hineintreten. Wenn man nun eine Wathe, 15 bis 18 Ellen lang, mit einem ziemlich langen Küttel, ingleichen mit einem Geſenke und Bley, wie eine gemeine Fiſchwathe verſehen, hat; ſo wird dieſe von 2 bis 3 Perſonen, um den Bau geſtellt; wobey man aber ganz ſtill und behutſam zu Werke gehen, auch die Wathe vorſichtig ins Waſſer bringen muß. Hierauf ſchickt man einen Dachshund in den Bau, um den Biber herauszuſtöbern, der dann in die Wathe fähret, da man ſogleich die Wathe geſchwind aufhebet, worinnen man ihn findet und todtſchlägt. 4) Mit dem Stangeneiſen, wie den Fiſchotter, ſ. d. Wörter.

Biberfett, Bibergeilſchmalz; hiervon hat man zweyerley Arten, deren eine das natürliche Fett des Bibers iſt, die andere aber aus dem ſogenannten Bibergeil bereitet wird. Beyde haben gleiche Arzneykräfte, wie das Bibergeil; beym letztern aber ſind ſie ſtärker, als bey dem erſteren, welches daher, und auch um deswillen, weil es ſeltener zu haben, theurer iſt.

Bibergeilöl, wird aus dem Bibergeile gemacht, und in den Apotheken gefunden; es hat ſtärkende und erwärmende Heilkräfte.

Biberhund iſt ein, von Jugend an, auf den Biber- und

Fiſchotternfang abgerichteter Hund, der daher auch Otter= oder Fiſchotterhund genennet wird. Ein ſolcher Hund iſt etwas größer und hat etwas höhere Beine, als ein Dachshund; hat braune, ſtachlige Haare, trägt die Ohren mehrentheils auf beyden Seiten ſteif herabhängend, iſt beißig, beherzt und ſtets mürriſch, ſpielet auch nicht mit andern Hunden. Man hat davon 2 Sorten, eine größere und eine kleine; letztere iſt die, welche wir ſo eben beſchrieben haben, dieſe braucht man zum Stöbern. Die erſtere gleichet den däniſchen Blendlingen, hat ein ſcharfes Gebiß und wird zum Anpacken gebrauchet. Man läßt die Biberhunde in den Bau des Bibers, den man vorher mit einem Netze umſtellt hat, damit er nicht entlaufe.

Biberzähne ſind gelbröthliche ſtarke und breite Schneidezähne, wie die Zähne der Ratten und anderer nagenden Thiere geſtaltet, nur größer; denn die unterſten ſind länger als ein Zoll, und die oberſten 10 Linien, und ſchieben ſich, weil ſie nicht gerade liegen, unter die untern. Ihre Spitze iſt ſcharf geſchliffen, und wie bey den Mäuſen ſägenförmig ausgezackt. Der Biber hat deren in jeder Kinnlade zwey, außerdem aber noch an jeder Seite 8, als oben 4 und unten eben ſo viel, einander gegen über ſtehende, mithin in allem, 16 Back= und Schneidezähne. Letztere, denen man auch einige Arzneykräfte zuſchreibt, ſind ſehr gut beym Vergolden und Poliren zu gebrauchen.

Bienenfreßer, gemeiner, — Merops Apiaſter — gehört zu den ſpechtartigen Vögeln der zweyten Ordnung mit Schreitfüßen und macht eine eigene Gattung aus, deren Schnabel etwas keilförmig, vierſeitig und ſpitzig iſt; die Naſenlöcher ſind ſehr klein und die ſchmale Zunge iſt an der Spitze meiſt gefaſert. Man nennt ihn auch Bienen= und Immenwolf, Bienenfänger, Bienen= und Immenfraß, Heuvogel, Heumäher, gemeiner Bienenvogel, einſamer Braacher, Schwanzeisvogel, der ſich im ſüdlichen Europa aufhält und nur auf dem Striche nach Deutſchland kommt. Sein Neſt mit 5 bis 7 weißen Eyern iſt in tiefen Erdhöhlen am Waſſer, und ſeine Nahrung ſind Bienen und andere Flügelinſekten. Der Oberleib iſt leberbraun und grün gemiſcht; Bauch und Schwanz grünbläulich; die Kehle goldgelb; durch die Augen ein ſchwarzer Streif, und die Körperlänge 11 Zoll. Von dieſem Vogel iſt wahrſcheinlich der gelbköpfige Bienenfreßer — Merops congener Lin. — entweder eine Alters= oder bloße Farbenvarietät. Er iſt etwas größer, am Kopfe, Kehle und unterm Theile gelb; auf dem Rücken kaſtanienbraun; am Bürzel grün und gelb gemiſcht; die Schwungfedern an den Spitzen roth; und die Schwanzfedern am Grunde gelb.

Birkhahn oder **Birkhuhn, obergabelſchwänziges Waldhuhn, Heidel= Laub=**

Brumm=

Brumm- Spiel- Spill- Spiegel- Moos- Schild- und Moorhahn, kleiner Auerhahn, ſchwarzer Waldhahn, Kurre und deutſcher Faſan — Tetrao tetrix — iſt ein, zur Mitteljagd gehörendes Federwildpret der achten Ordnung oder Hühnerartigen Vögel, aus der Gattung Waldhuhn. Der Schwanz iſt auseinander gezogen; auf den Flügeln ein weißer Fleck; und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind ebenfalls weiß; beym Männchen iſt die Hauptfarbe ſchwarz, beym Weibchen ſchwarz und roſtfarben mit Querſtreifen. Die Länge des Männchens iſt drittehalb Fuß, wovon der Schwanz ſechs Zoll einnimmt; die Breite der Flügel fünftehalb Fuß und dieſe reichen, zuſammengelegt, auf ein Drittheil des Schwanzes. Das Weibchen iſt um ein Viertheil kleiner als das Männchen, das daher nur vier und jenes nur drey Pfund ſchwer iſt. Der Schnabel iſt einen Zoll lang, dick, gekrümmt und ſchwarz; die rundlichen Naſenlöcher dicht mit Federn bedeckt; der Augenſtern bläulich; die drittehalb Zoll hohen Schienbeine bis zu den Zehen befiedert; die Zehen geſchuppt, gefranzt und dunkelbraun. Die Hauptfarbe iſt ſchwarz, am Oberrücken und Unterleibe ohne Glanz, ſonſt ſtahlblauglänzend; die Schulterfedern, kleinen und einige der hintern großen Deckfedern der Flügel fein roſtfarben gewellt und beſpritzt; die übrigen Deckfedern ſchwarz. Der Steiß fein weiß beſpritzt; die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz; die Federn des Afters weißgewölkt; die untern Deckfedern des Schwanzes lang und ſchön weiß; über den Augen ein halbzolllanger hochrother warziger Fleck; die Schwungfedern dunkelbraun, von der fünften an mit weißer Wurzel, welches mit den halbweißen hintern Deckfedern einen weißen Spiegel bildet; die äußern Fahnen ſind roſtfarben geſprenkt; die Deckfedern der Unterflügel weiß; der gleichſam lilienförmig auseinandergezogene Schwanz hat achtzehn ſchwarze Federn; die Beine ſind wollig, weißgrau und dunkelbraun gefleckt. Varietäten:

a) Das weiße Birkhuhn. Es iſt entweder ganz weiß, oder ſchmutzig mit wenigen roſtfarbenen Querbinden.

b) Das bunte Birkhuhn. Mit großen ſchwarzen und weißen Flecken.

c) Das Baſtardtwaldhuhn — Tetrao hybridus — das einige für eine Baſtardtart von der Auerhenne und dem Birkhahn halten, iſt nach der Beſchreibung und Zeichnung wohl nichts als ein großer Birkhahn. Die Farbe iſt im Ganzen wie am Birkhahn; der Schwanz nicht ſo ſehr auseinander gezogen. Siehe Sparmanns Muſeum Carlſonianum tab. 15. Der Birkhahn iſt ein liſtiger und ſcheuer Vogel, der den Nachſtellungen der Menſchen ſehr gut zu entgehen weiß. Obgleich er auch, wie der Auerhahn, kurze Flügel

hat

hat, ſo fliegt er doch ſchneller und höher als jener. Das Federwildpret bewohnt vorzüglich den Norden von Europa und Aſien, und da der Auerhahn im Norden mehr die ebenen Waldungen ſucht, und in Deutſchland auf Gebirgen ſich aufhält, ſo iſt dieß beym Birkhahn gerade der umgekehrte Fall; im Norden liebt er mehr gebirgige, und in Deutſchland mehr die ebenen Waldungen. In Kettengebirgen findet man ihn daher vorzüglich in den Vorhölzern auch in Feldhölzern und er zieht die Laubhölzer den Nadelhölzern vor. Vorzüglich gern iſt er in Birkenwaldungen, wo Heiden, Trifften und Getraide in der Nähe ſind. Es iſt ebenfalls ein Standvogel, bleibt in Vorhölzern, wo Birken wachſen, immer in einerley Gegenden, von den Bergen geht er aber herab und man trifft ihn dann auch im Winter in den Feldhölzern an. Im Norden ſammlen ſie ſich in großen Truppen und ſollen weniger ſcheu ſeyn, als ſonſt. Im Winter und Frühjahr nähren ſie ſich von den Knospen und Zäpfchen der Birken, Haſeln, Fichten, Erlen, Lerchenbäume, von den noch übrigen Beeren, von den feinen Zweigen der Heidel- und Preyßelbeeren und vorzüglich von Wachholderbeeren, mit welchen der Kropf das meiſtemal ganz voll geſtopft iſt. Im Sommer und Herbſt machen Inſekten, nebſt Pflanzenſtoffen, Beeren, und wo es ſeyn kann, Heidelbeeren und Waizen, ihre Hauptnahrung aus. Steinchen brauchen ſie zur Verdauung, und Sand und Staub zum Baden. Sie fliegen nicht viel nach dem Waſſer. Die Birkhähne falzen ſpäter als die Auerhähne zu Ende des Aprils bis zu Ende des Mayes. Jeder hat ſeinen eignen Stand, und wenn etliche nahe wohnen, ſo kämpfen ſie alle Morgen, ja im Norden, wo ſie in Menge ſind, haben ſie ordentliche Kampfplätze, wo die Stärkern zuletzt den Platz behaupten und in der Nähe balzen. Dieß geſchiehet theils auf Bäumen, theils aber, und am öfterſten auf der Erde vor den Waldungen oder in denſelben auf Blößen und Wieſen. Sie machen dabey mehrere Wendungen und Gebehrden als der Auerhahn, ſträuben die Federn, breiten Flügel und Schwanz fächerförmig aus, ſchlagen mit erſtern, taumeln im Kreiſe herum, hüpfen bald da, bald dorthin und rufen dazu ſehr ſtark, von einer Terzie zur andern in die Höhe ſteigend, das Wort F r a u aus, und gurgeln und pullern dazu auf eine ganz eigene Art. Auf dieß Geſchrey, das mit der Dämmerung anfängt und bis an den lichten Morgen dauert, das man ſehr weit hört, kommen die Hennen herbeygeflogen und laßen ſich treten. Ein Hahn befruchtet drey bis ſechs Weibchen. Wenn ſie ſich begattet haben, ſo fliegen ſie auf die Bäume, und bleiben bis acht Uhr beyſammen, wo ſie ſich denn, um Futter zu ſuchen, trennen. Des Abends iſt der Hahn wieder auf ſeinem Falzplatze. Nicht ſowohl des Schußes, als des Vergnügens halber, daß der Anblick des Falzens gewährt, läßt man ſich an einem Orte, wo ein Hahn bal-

balzet, eine Hütte bauen. Er iſt nicht ſo leicht zu beſpringen, wie der Auerhahn, ob er gleich, ſo wie die Hennen, eben ſo hitzig iſt. Das Weibchen macht in jungen Schlägen, auf bloßen Anhöhen oder alten Stöcken ein Neſt aus Geniſt und einigen Federn und legt 8 bis 12, aufs wenigſte 6, aufs höchſte 16 ſchmutzig weißgelbe roſtfarben punktirte und gefleckte Eyer in daßelbe, die etwas kleiner als gewöhnliche Hühnereyer ſind und in drey Wochen ausgebrütet werden. Sie bedeckt das Neſt mit dem umliegenden Geniſte, wenn ſie aufſteht. Die gelbröthlichen Jungen laufen gleich mit der Mutter davon, und laßen ſich wie alle hühnerartige Vögel haudern. Sie ſcheinen nicht ſo bald flügge zu werden, wie die jungen Auerhühner; laßen ſich aber wie jene zähmen, ſind aber zärtlicher, und ſcheinen zu ihrem Gedeihen Baumknospen zu bedürfen. Länger als ein Jahr wird man ſie ſelten erhalten. Da wo ſie nicht in Menge wohnen, wird ihre Vermehrung durch die Raubthiere gar ſehr eingeſchränkt. Ihre Feinde haben ſie mit dem Auergeflügel gemein. Gewöhnlich gehören ſie zur niedern Jagd, doch werden ſie auch an einigen Orten zur hohen gerechnet. Sie werden in- und außer der Falzzeit auf den Ballhahn geſchoſſen. Die Jungen lockt man durch eine Lockpfeife zum Schuß. Man fängt ſie in Schlingen, Dohnen und Decknetzen. Man ſchätzt das Wildpret mehr als von dem Auerhahn, doch muß es jung ſeyn, um es ohne Baizen verbrauchen zu können. Im Norden werden ſie für Wetterpropheten gehalten. Wenn man ihnen auch die Knospen und Kätzchen anderer Büſche und Bäume gönnen mag, ſo werden ſie doch an denen, die Quirl treiben, z. B. an Fichten und Lerchenbäumen ſchädlich. Die Jägerſprache iſt in ihren Ausdrücken mit denen des Auerwildprets einerley. Außer der Falzzeit iſt ihm ſchwer beyzukommen, weil er an keinem Orte lange aushält, am beßten kann man ihn da mit dem Balbahn fangen, ſ. d. Wort. Nächſtdem kann man ihn auch im März in Strüpfen oder Maſchen von Schuhdrath, mit Pech geſchmiert, damit ſie von der Witterung nicht welk werden, fangen. Man nimmt nemlich einen birkenen Stab, eine Elle lang, in dieſen macht man auf beyden Seiten ein Loch, in deren jedes man ein, zwey gute Spannen langes Holz ſtecket, und wohl verkeilet. An dieſe Hölzer bindet man eine ſtarke, ebenfalls mit Pech beſtrichene Schnur, woran man die Maſchen ſo befeſtiget, daß ſie von dem untern Sitzſtabe eine kleine Spanne hoch aufgerichtet hängen, wobey man die Maſchen im Aufrichten, wohl mit Unſchlitt beſtreichet. Damit aber die Strüpfen von der Luft nicht abſchleifen, ſo muß man die Schlingen ſo wie eine Maſche zu der andern, in der Mitte mit einem etwas geklobenen Hölzchen, zuſammen heften, ſo können ſie ſich nicht verdrehen, und der Birkhahn ſitzet frey. Wenn nun

nun alles angeheftet und vor Wind und Regen verwahret iſt, ſo bohret man in die Mitte des Stabes ein Loch und ſtecket ihn ſtark und feſt auf den höchſten Gipfel eines Baumes. Das Fleiſch des Birkhahns iſt wohlſchmeckend, muß aber vor der Zubereitung geklopft werden.

Bläsente oder gemeines Waſſerhuhn — Fulica atra — macht in der neunten Ordnung unter den Sumpfvögeln — Grallae — eine eigne Gattung aus. Der Schnabel derſelben iſt kurz, an den Seiten ſehr zuſammengedrückt, oben ein ſcharfer Rücken, bis zur ſchieflaufenden Spitze faſt gleich breit, der Oberkiefer etwas über den untern herſchlagend; die kahle Stirnhaut groß. Die Naſenlöcher ſind in der Mitte des Schnabels in einer Furche und länglich; und die Füße mit getrennten aber geſiederten belappten Zehen, daher dieſe Gattung ſelten ans Ufer geht, ſondern faſt immer auf dem Waſſer ſchwimmt. Die Stirnhaut unſerer Bläsente iſt weiß; Kopf und Hals ſchwarz; der übrige Oberleib ſchwärzlich; der Unterleib aſchblau, die Kniebänder grünlich gelb; indeßen wechſelt die Farbe oft ab. Man nennt es auch Bläßhuhn, Blaßhuhn, Bläßchen, Bläßling, Blaßl, Weißbläße, Bläslein, Horbel, Hurbel, Pfaffe, Rohrhuhn, Waſſerhuhn, Meer- und Waſſerteufel, Flußteufelchen, glänzender Waſſerrabe, Zapp, Kritſchäne, Kritſchele, Timphahn und Bläſenörk. An Größe gleicht es einer mittelmäßigen Haushenne. Die Länge iſt ein Fuß vier Zoll, wovon der Schwanz faſt zwey Zoll wegnimmt; die Breite zwey und einen halben Fuß und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt etwas über einen Zoll lang, an den Seiten ſtark zuſammengedrückt, weiß, an der Spitze hornbraun; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Floſſenfüße ſind olivenbraun, auch zuweilen hellhornfarben; die Schienbeine zwey und einen Viertel Zoll hoch, vorn mit Schildern beſetzt, der nackte Theil der Schenkel oben hinten citrongelb; die Nägel ſpitzig und ſchwarzgrau. Der Kopf und Hals ſind dunkelſchwarz und haben weiche zarte Federchen; die eyförmige ſchwülige Stirnhaut iſt weiß, zur Zeit der Paarung ins fleiſchfarbene fallend; der übrige Oberleib mit den Schulterfedern und Deckfedern der Flügel iſt ſchwarz, aſchblau überlaufen; der Unterleib dunkelaſchblau, an der Bruſt roſtgrau und am Bauche röthlich weiß überlaufen; die langen obern und untern Deckfedern des Schwanzes ſind ſchwarz; die vordern Schwungfedern ſchwärzlich oder dunkelbraun mit roſtgrauen Spitzen, die hintern dunkelaſchgrau mit weißgrauen Spitzen, die Flügelbeugung, ſo wie die Kniebänder roſtgelb und die erſte Schwungfeder auf der äußern Seite ſehr ſchmal und fein weiß geſäumt; die Deckfedern der Unterflügel mit ihren langen Achſelfedern dunkel-

aſch-

aſchgrau; am Flügelbug ſitzt auch ein beweglicher kleiner vier Linien langer ſcharfer weißgrauer Stachel; die zwölf Schwanzfedern ſind ſchwarz, aſchgrau überlaufen, an den Spitzen ein klein wenig roſtgelb eingefaßt. Der ganze Körper iſt dicht mit Federn beſetzt, und die an der Bruſt und dem Oberrücken ſind alle ſo gerade, wie mit der Scheere beſchnitten. Das Weibchen iſt kleiner, an der Bruſt etwas mehr roſtbraun als das Männchen. Im erſten Jahre iſt die Farbe bloß auf dem Kopfe bis zur Hälfte des Halſes kohlſchwarz, der Oberleib iſt dunkelaſchblau glänzend und der Unterleib heller, oder röthlich überlaufen. Zuweilen ſind gelbliche, zuweilen röthlichgelbe und zuweilen gar keine merkliche gefarbte Kniebänder da. Auch der Flügelſtachel iſt noch nicht ſo merklich, wie an alten Vögeln. Varietäten:

1) Das weiße gemeine Waſſerhuhn. Rein oder ſchmutzig weiß.

2) Das weißflüglige gemeine Waſſerhuhn. Bloß weiße Flügel.

3) Das graue Waſſerhuhn mit roſtigrothem Unterleibe, der braune Wellenlinien hat. Dieſer ſchwere und kurzgeflügelte Waſſervogel hält nicht viel vom Fliegen, und es wird ihm ſehr ſauer, wenn er aufgejagt und zum Fliegen gezwungen wird. Er ſchwebt alsdann niedrig über den Boden hin, ſchwingt die Flügel außerordentlich ſchnell und läßt die Beine hängen. Er ſchwimmt auch langſam, und bewegt den Kopf beſtändig nickend. Wenn er daher vor einem Menſchen oder Thiere fliehen will, ſo läuft er ſchnell über das Waſſer, und bewegt die Flügel dazu, und verurſacht dadurch ein großes Geräuſch. Selten, und nur zur Zeit der Begattung, im Spiel, und vor einem Raubvogel taucht er unter, kömmt aber gleich wieder zum Vorſchein. Er lebt geſellſchaftlich und man ſieht daher immer einige beyſammen. Er ruft zur Zeit der Begattung, und wenn er im Herbſt ſeine Winterreiſe antreten will, den hellen Ton: Güh, güh! aus. Es ſind harmloſe Vögel, die nur zur Zeit der Begattung, wenn ſich die Männchen Weibchen ſuchen, in Zweykampf gerathen, und ſich alsdann heftig mit den Flügeln ſchlagen. Hier dienen ihnen vermuthlich ihre Flügelſporne als Waffen; denn ſonſt trifft man nichts waffenähnliches an ihnen an; und der Schlag der kurzen ſchwachen Flügel würde auch nicht ſtark genug ſeyn, wenn der Sporn nicht nachdrücklich mitwirkte. Das nördliche Europa, Aſien und Amerika ſind vorzüglich das Vaterland dieſer Vögel. Sie halten ſich im Waſſer an den Ufern der Meere, Seen und Teiche auf. Im October ziehen ſie familien- und truppweiſe in wärmere Gegenden, und ſie kommen alsdann in einigen Gegenden von Italien z. B. in Sardinien ſo haufenweiſe an, daß ſie wie abfallende

Blät-

Blätter umherflattern. Hier fangen ſie die Fiſcher auf eine ganz beſondere Art in Netzen und verkaufen ſie häufig in die Städte. Im März, wenn das Eis weg iſt, kommen ſie wieder bey uns an. Kräuter, Wurzeln, Sämereyen von Waſſerpflanzen, und Waſſerinſekten, dienen ihnen zur Nahrung. Durch Quarzſteinchen befördern ſie die Verdauung. Das Weibchen macht im May, im Rohr, Schilf oder im Sumpf auf Grashügeln ein Neſt aus Waſſerkräutern und Gräſern, heftet es, wo es nöthig iſt, an die Schilf- und Rohrſtengel feſt an, ſo daß es bey anſchwellender Fluth zwar ſchwimmt, aber nicht fortſchwimmen kann, und legt vier bis ſechs längliche ſchmutzig röthlichweiße mit graubraunen Flekken beſetzte Eyer. Die Brützeit dauert zwanzig Tage, und ſobald die Jungen ausgekrochen ſind, ſchwimmen ſie mit der Mutter auf das Waſſer, fangen Mücken und freßen Meerlinſen und andere Waſſer-Kräuter. Die Mutter hält ſich ſo lange bis ihnen die Flügelfedern gewachſen ſind, welches nach ſechs Wochen geſchieht, (denn vorher ſind es nichts als rußfarbige Wollkugeln) mit ihnen zwiſchen dem Schilfe und Rohre auf, um ihren Feinden nicht zu Geſichte zu kommen. Raben, Krähen, Iltiſſe und Wieſeln gehen der Brut nach. Die Gabelweyhe und beſonders die Roſtweyhe — Falco aeruginosus Lin. — gehören zu ihren Erbfeinden, die beſtändig auf ſie ſtoßen. Auf der Haut findet man die Waſſerhühnerlaus. Die Jägerbeobachtungen ſind: 1) Da die Roſtweyhe ihr Hauptfeind iſt, ſo hat die Natur die Alten und erwachſenen Jungen gelehrt, denſelben dadurch zu entgehen, daß ſie, ſobald ſie dieſelbe gewahr werden, mit gräßlichem Geſchrey auf einen Haufen dicht zuſammen ſchwimmen, dadurch jene abgeſchreckt wird. 2) Etwas eignes iſt es, daß wenn ſie einen Jäger gewahr werden, ſie allezeit ſo weit ins Waſſer hinein ſchwimmen, daß ſie der Schuß nicht erreichen kann, alsdann aber ganz ruhig und ohne Furcht ſitzen. Die Erfahrung hat ſie dies wohl gelehrt. Sie gehören zur niedern Jagd. Man muß ſich an ſie zu ſchleichen ſuchen, wenn man zum Schuße nahe genug kommen will. Am beßten fängt man ſie in Garnſäcken, die man ins Schilf in ihre beſtimmten Gänge mit der Einkehle dem Waſſer gleich ſtellt. Sie ſchwimmen ohne Bedenken hinein. Das Wildpret der Alten iſt nur für den Liebhaber, wegen ſeines thranigſten Geſchmacks, angenehm. Sonſt zieht man ſchon auch um deswillen die Haut mit ſammt den Federn ab, oder baizt ſie mit Eſſig; allein die Jungen ſchmekken ſehr gut.

Bläſſengans — Anas Albifrons — bewohnt den Norden und zieht im Winter einzeln mit den Saatgänſen in Deutſchland umher, iſt aber keine bunte Varietät derſelben, ſondern unterſcheidet ſich von ihr durch die erhabene Schnabelwurzel und durch den orangegelben Schnabel

 und

und gleichfarbige Füße. Der Oberleib iſt graubraun mit hellern Federrändern, der Bauch aber weiß und ſchwarzgefleckt, und die Stirn und die Deckfedern des Schwanzes ſind weiß. Die Länge dieſer Gans beträgt 28 Zoll. Sie heißt auch Lachgans und Bernakelgans.

Blatt iſt ein Nahme, den die Jäger auch dem Weydemeſſer beylegen, womit ſie das Wildpret zerwirken.

Blattſchießen iſt eine Art von Rehjagd, die man zu der Zeit vornimmt, wenn der Rehbock aufs Blatt läuft. Man nimmt nemlich Büchene- auch Apfel- oder Birnblätter, vorzüglich aber die äußere Birkenſchaale, weil ſie einen weit hellern und ſtärkern Ton giebt. Mit dieſer ahmet man die Stimme der Riecke nach. Wenn dieſes der Bock höret, kommt er geſchwind gelaufen, da der Jäger denn ſchon fertig ſeyn muß, ihn ſogleich zu ſchießen. ſ. aufs Blatt laufen.

Blaufuß, ſiehe Geyerfalke unter Baumfalke.

Blauhüthe ſind bey einem Jagen, Frohnbauern, die man als die geſchickteſten, unter dem Haufen auslieſet, damit ſie die übrigen Treiber in Ordnung halten. Sie werden durch ein Zeichen mit dem Namen des Amtes, wozu ſie gehören, auf dem Huthe, unterſcheiden, und bey dem Jagen ordentlich eingetheilt. Man beſtellt ſie auch bey dem Zeugſtellen, zur Bedienung der Forſt- und Jagdbedienten, wobey ſie allezeit grün gekleidet gehen, und die großen engliſchen Docken führen müßen. Sie haben den Namen daher, weil ſie ehedem eine Art ſtahlgrüner Hüthe trugen, die gewöhnlich durch den Gebrauch in allerley Witterung mit der Zeit blau werden.

Blaukehlchen oder blaukehliger Sänger — Sylvia ſuecica — gehört in der Gattung Sänger — Sylvia — zu den Wurmfreßern mit an der Wurzel etwas breiten, dann runden und ſehr ſpitzig auslaufenden Schnabel, führt auch die Nahmen Bleykehlchen, Schild- und Waſſernachtigall, Spiegelvögelchen, Wegflecklein, Weidenguckerlein, Karlsvogel, oſtindiſche und italieniſche Nachtigall, blaues Rothkehlchen, Rothſchwanz, Halbrothſchwanz, Rothkehlchen von Gibraltar. Man findet es in Deutſchland vorzüglich als einen in kleinen vereinzelten Geſellſchaften wandernden Zugvogel, im Herbſte und Frühjahre, ſelten im Sommer, am Waſſer, und es macht ſein Neſt mit 5 bis 6 blaulich grünen Eyern, in ein Erdloch. Der Oberleib iſt aſchgraubraun; Kehle und Unterhals ſind blau mit einer roſtrothen Binde nach der Bruſt zu, eingefaßt; der Schwanz an der Wurzel iſt roſtroth, am Ende ſchwärzlich; die Körperlänge 5 bis 6 Zoll. Es nährt

nährt ſich von Inſekten, Regenwürmern und Hollunderbeeren.

Blaumeiſe — Parus coeruleus — Pimpel, Pümpel-Jungfer- Mehl- Merl- Käſe- Hunds- Bien- Pinel- und Bleymeiſe, Blaumüller, — macht in der Meiſengattung eine eigne Art aus mit weißer Stirn, blauem Scheitel, olivengrünem Oberleibe und gelbem Unterleibe. Körpergröße zwiſchen 4 und 5 Zoll. Man findet dieſen ſehr nützlichen, von Bauminſekten und Beeren lebenden Vogel, in allen Laubhölzern und Gärten, wo man ihn vorzüglich hegen ſollte. Er macht ſein Neſt gern hoch in hohle Bäume mit 8 bis 10 weißen rothbraun gefleckten Eyern, und ſtreicht im Herbſte und Winter weit umher. Das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und ſie verzehret in den Obſtgärten ein Menge Inſekteneyer.

Blenden heißt, wenn den Lockvögeln, vermittelſt eines glühenden Drathes, das Geſicht benommen wird, damit ſie nicht im Bauer hin und wieder flattern, ſondern ſtill ſitzen, und durch nichts, das ihnen etwa in die Augen kommen könnte, verhindert werden, zu allen Zeiten und an allen Orten, bey gutem Wetter, ihre Lockſtimme hören zu laßen. Man thut dies gemeiniglich nur mit Finken und andern kleinen Vögeln, und zwar auf folgende Weiſe: Man ſperrt einen, um Michael gefangenen Finken in den Bauer, den er für die Zukunft behalten ſoll, und läßt ihn wenigſtens 3 Wochen darinnen ruhig ſtehen, damit er ſein Futter und Trank blindlings finden lerne. Alsdann macht man einen eiſernen Drath, der jedoch nichts von Stahl bey ſich, vorn an der Spitze aber ein Knöpfchen, ſo groß wie ein Hirſenkorn hat, glühend; dieſen hält man dem Vogel in und auf das Auge, bis die chriſtallene Feuchtigkeit herausläuft, da ſich denn in der Folge ein dickes Häutchen darüber ziehet. Alsdann müßen ihm die Augen, mit Safran und Eyweiß durch einander gerührt, oft beſtrichen werden, bis ſie geheilt ſind, und ihnen anfänglich das Stilleſitzen nicht geſtatten, und wenn ſie es aus Schmerz thun, muß man ſie mit einem feinen Rüthchen immer hin und her treiben, denn dieſe Bewegung hindert, daß ſie nicht ſo leicht umſtehen. Verſagen ſie das Futter und Trinken, ſo muß man ihnen mit einer Feder oft etwas geben und reines Brunnenwaſſer an den Schnabel halten, bis der große Schmerz vorüber und ſie ihr Futter finden können. Ein Vogel, der dieſes grauſame Verfahren überſtehet, hält ſich gemeiniglich mehrere Jahre. Die beßte Zeit dazu iſt im Oktober und zu Anfange des Novembers.

Blenden, Blendtritt, nennet man, wenn der Hirſch mit dem Hinterlaufte die Färthe des vordern vergrößert, indem er mit dem Hintern etwas überſchreitet, und mit dem Ballen beßer forgleitet, daß es ſcheinet,

 als

als wenn der Tritt weit länger wäre, als er wirklich iſt.

Blendling iſt eine Raçe von Hunden, welche daher entſtehet, wenn man eine niedrige däniſche Hündin von einem Windhunde belegen läßt. Man kann auch jede gemeine Hündinn, wenn ſie nur glatt von Haaren iſt, in Ermangelung der däniſchen, mit dem Windhunde belegen; die daraus erzeugten Blendlinge werden zwar etwas niedriger, aber ſtärker von Hals, Kopf und Schenkeln. Die Blendlinge ſind gut zur Fuchsjagd und als Schweißhunde abzurichten.

Blendtritt, ſiehe Blenden.

Blendzeit, ſ. Blenden.

Bley nennet man, 1) überhaupt alle Kugeln und Schroth, die der Jäger zum Schießen braucht, man ſagt z. B. „ich habe genug Pulver und Bley," 2) beſonders die Größe der Kugel in einer Büchſe, z. B. dieſe Büchſe hat ein großes oder ein kleines Bley, das heißt ſo viel als, ſie iſt auf eine große oder eine kleine Kugel gebohrt.

Bleykugel, bleyerne Kugel, iſt eine von Bley in eine runde Form gegoßene runde Kugel, um damit eine Büchſe, Flinte, oder Piſtol, zu laden. Das Bley dazu muß rein, weich, und nicht mit Zinn vermiſcht ſeyn, auch muß man die Kugeln eben ſo wenig hohl gießen, als allzutief abkneipen, ſondern man muß darauf ſehen, daß ſie recht rund werden, ſonſt werden ſie zu leicht. Denn je runder und vollkommener eine Kugel iſt, je beßer und gewißer iſt ſie, denn ſie gehet viel weiter, als eine nicht gehörig runde Kugel, weil ihr die Luft nicht ſo viel Widerſtand thun kann, als einer eckigten; eben ſo wenig wird eine ausgehöhlte Kugel ihre gehörige Wirkung thun, weil ſie zu viel Luft einziehet, welche die Wirkung ſchwächet.

Blocken, „der Falke blockt" ſagt man, wenn ein Falke, der ein Rebhuhn aufgetrieben, ſich nach ſeinem Vortheil auf einen Buſch oder Baum ſetzet, und daßelbe verwahret.

Blume iſt beym Fuchſe die Spitze des Schwanzes, bey dem Hirſche hingegen verſtehet man den ganzen Schwanz, oder vielmehr Bürzel, darunter. Dieſer ſiehet ſo grün aus, und ſchmeckt auch eben ſo bitter, wie Galle, daher ihn auch kein Hund frißt. Und da man in der Leber des Hirſches keine Galle findet, ſo ſuchen manche Jäger dieſelbe in der Blume; doch ſollten ſie erſt zeigen, durch welchen Kanal ſie ihr eigentliches Geſchäft, nemlich die Beförderung der Verdauung im Magen, von dem Bürzel aus, bewirke.

Bluthänfling iſt ein altes dreyjähriges Männchen vom Hanffinken — Fringilla cannabina — wo es im Frühjahre eine blutrothe Stirn, an den

Seiten der Bruſt hochblutroth und auf dem Steiße blutroth beſpritzt iſt. Allein nach dem Mauſern im Herbſte, iſt von der blutrothen Stirne faſt gar nichts ſichtbar, und die rothe Bruſt unter den röthlich weißen Federkanten verborgen, dann giebt man ihm den Namen des gemeinen Hänfling — F. Linota — weil der Winter erſt alle obigen Farben gehörig ausbildet.

Bock iſt ein Werkzeug zum Fangen der Raubvögel auf dem Horſte. Man macht ihn von 2 zuſammengewachſenen Holzſpitzen, die etwa ½ Elle lang, eines Fingers ſtark, und ſo weit auseinander gewachſen ſind, daß ſie über den Horſt reichen. In jede dieſer Holzſpitzen werden zwey pferdhaarne Schleifen, auf jede Seite eine, gemacht. Nun ſetzt man den Bock über den Horſt, und zieht die Schleifen auf, worinnen ſich die Raubvögel fangen, wenn ſie zu Horſte ab- und zufliegen.

Boemſch iſt eine Fangeart der Raubvögel. Man nimmt nemlich zwey Stöcke von Haſeln, oder anderm zähen Holze, drey bis 3½ Elle lang, und ſo dick, wie ein Rechenſtiel. Dieſe bieget man ſo, daß jeder einen halben, und alſo beyde zuſammen einen ganzen Zirkel ausmachen. Durch die Enden bohret man ein Loch, in welches man ein feſtes Leinchen macht, womit man die Stöcke zuſammenbindet, doch ſo, daß ſie leicht auseinander, und wie in einen Zirkel zu legen ſind, auch ſich im Fangen ſchnell aufſchlagen. Hiezu ſtricket man ein Garn auf folgende Art: Erſt ſtricket man 16 Maſchen, alsdenn faßet man den mittelſten Knoten ganz allein, und ſtricket rund herum, bis er drey Ellen lang iſt. Nun ziehet man es von einander und verſuchet, ob es in den, von einander gelegten Bügeln zureichet. Es darf aber nicht zu ſtraf ſeyn, ſondern muß etwas Buſen haben. In dieſer Geſtalt macht man es rund herum an den Bügeln feſt, und ſtellet es auf folgende Art: Man macht einen vierkantigen, 14 Zoll langen und 3 Zoll breiten Pfahl, in dieſen arbeitet man ein 4 Zoll langes Loch. Sodann bereitet man eine Zunge 10 bis 12 Zoll lang, 2 Zoll breit, und ſchneidet ſie an einem Ende ſo ein, daß ſie in das Loch des Pfahles paßt, in welchen man ſie mittelſt eines hölzernen Nagels befeſtiget. Am vordern Ende muß die Zunge ganz dünne ſeyn, damit ſie nicht zu ſchwer im Stellen ſey, und ſich leicht hinauf und hinunter drehen laße. Nun ſchneidet man einen Kerb in den Pfahl über der Zunge, und auch einen dergleichen auf der Zunge ſelbſt. Alsdann nimmt man einen, 4½ Ellen langen, armsſtarken Stock, und ſteckt ihn etwa 2½ Elle weit von dem Böhmſch in die Erde, auf dieſen bindet man drey fein gezwirnte Leinchen, welche, wenn man den Stock bieget, bis hinunter an die Stellung reichen. An eines derſelben macht man ein, 4 bis 5 Zoll langes, an beyden Seiten

ten breit geſchnittenes, Stellholz, die andern beyden Leinchen aber bindet man an jeden Bügel des Böhmſches, feſt. Dieſen Böhmſch ſtellt man da, wo ſich Raubvögel, Krähen ꝛc. aufhalten, indem man den Pfahl mit der Zunge feſt in die Erde ſchlägt, doch ſo, daß die Zunge frey, ein paar Zoll über der Erde bleibe. Alsdann legt man den Böhmſch um den Pfahl, damit die Stellung in der Mitten ſtehe. Nun muß man Hacken haben, um die Biegel feſt auf zu hacken, dieſe ſchlägt man da ein, wo die Biegel mit dem Leinchen zuſammen gebunden ſind. Alsdenn ſteckt man, wie oben geſagt, 2½ Elle von dem Böhmſche den Stock ein, bieget ihn, faßet das Stellholz, ſetzet es mit einem Ende an den Pfahl, und mit dem andern in den Kerb auf der Zunge, die beyden Nebenleinen aber bindet man an die Biegel des Böhmſches. An die Zunge wird etwas Fleiſch oder Geſcheide ꝛc. gebunden. Wenn dieſes ein Raubvogel gewahr wird, ſo kommt er, um es zu hohlen; wenn er es nun von der Zunge abhacken will, ſo fährt dieſe vom Stellholze ab, der Stock ſchnellet die Bügel auf, und oben zuſammen, und der Vogel iſt gefangen. Dieſer Fang iſt am beßten auf dem Schnee vorzunehmen, ob man ſchon wegen des gefrornen Erdreichs mehr Arbeit bey der erſten Anlage hat, er läßt ſich aber gut mit Schnee bedecken, daß die Vögel nur ſehen, was ſie ſehen ſollen, nemlich die Lockſpeiſe und nicht den Böhmſch, und alſo um ſo leichter eingehen.

Brachvogel — Numenius — macht unter den Sumpfvögeln — Grallae — eine eigne Gattung aus, deren Schnabel lang, ſchmal, unterwärts gekrümmt iſt; die Naſenlöcher ſind an der Wurzel und ritzenförmig; die Zunge kurz und ſpitzig; das Geſicht befiedert; an den Füßen ſind die Vorderzehen an der Wurzel verbunden und der Nagel der Mittelzehe ohne kammförmige Einſchnitte. Wir haben bey uns folgende Arten:

1) Der große Brachvogel — Numenius Arquata; Latham; oder Scolopax Arquata Linn. — heißt auch Doppelſchnepfe, Braachvogel ſchlechtweg, Keilhaaken, gemeiner Braachvogel, deutſcher Braacher, großer Feldmäher, Brachhuhn, Wetter- Gewitter- Wind- und Güth- Jüt- Jul- Geis-Vogel, Krummſchnabel, Faſtenſchlier, braunſchnäbliche und krummſchnäbliche Schnepfe, große Waſſerſchnepfe, Brach- und Kornſchnepfe, Himmelsgeis, Goiſar, Regenvogel, Regenworp, Regenwulp und Regenwölp. Der Oberrücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel ſind dunkelbraun mit roſtgelben zackigen Federeinfaſſungen; Hals und Bruſt rothgelblichweiß mit dunkelbraunen Längsſchmitzen; der Schwanz mit dunkelbraunen und röthlichweißen, an den Kielen abgeſetzten, Binden; und die Füße graublau. Die Länge beträgt 2 Fuß. Er ver-

verändert aber nach dem Alter und Geſchlecht etwas die Farbe, und die Weibchen nebſt den Jungen ſind gewöhnlich dunkler gezeichnet als die Männchen. Ueberdieß trifft man auch theils eine roſenrothbandirte theils eine weiße Spielart an. Dieſer Vogel nährt ſich von Inſekten, Regenwürmern, Schnecken, Schwämmchen, Kräuter- und Getraideſpitzen; und wohnt am liebſten an Meerufern, Seen, Flüßen und großen Sümpfen, welche an Riede und Aecker gränzen, und auf dem Zuge auch auf Aeckern bey Feldlachen ꝛc. in kleinen und großen Heerden. Allein ſein Neſt baut er jederzeit auf trockenen Stellen in Sümpfen und das Weibchen legt vier olivengrüne, bräunlich und ſchwärzlich gefleckte Eyer.

2) Mittler Brachvogel — N. Phaeopus, Lath. und Scolopax Phaeopus, Linn. — Der Schnabel iſt am ſtärkſten gebogen; zwiſchen Schnabel und Augen eine ſchwärzliche Linie; die Hauptfarbe roſtgrau, am Oberleibe mit pfeilförmigen, an den Seiten etwas ausgezackten, und an der Bruſt mit bogenweiſe ausgeſchweiften ſchwärzlichen Flecken; der Schwanz braungrau mit ſchwärzlichen breiten Streifen; die Füße graublau. Die Länge 15½ Zoll. Er wohnt an Ufern der Meere, Seen u. Flüße, wahrſcheinlich außer Deutſchland; hier blos als Zugvogel in kleinen Geſellſchaften, von 6 bis 8 Stück, vom Ende des Auguſts, den September durch bis in den December, auf Brachäckern, auf Sümpfen und Grasangern. Seine Nahrung iſt, wie beym vorigen, und man nennt ihn auch Regen- Saat- Güs- Güth- Wetter- und Windvogel, kleiner Keilhaaken, Blaufus, Blaubeerfuß, Moosſchnepfe, Regenworp, Regenwulp, kleiner Gewittervogel, Wimprell, kleiner Bracher, Gäcker mit unterwärts gekrümmtem Schnabel.

3) Rothbäuchiger Brachvogel, oder Rothbäuchige Schnepfe — N. Subarquata, Bechſt. — Schnabel und Füße ſind ſchwarz; der Unterleib roſtroth. Er iſt 8 Zoll lang, und variirt etwas in der Farbe nach Geſchlecht und Alter, wo der Unterleib heller und mit Weiß gefleckt iſt; am Weibchen iſt Hals und Bruſt weiß mit roſtrothen Wellenflecken. Sein Wohnort ſind große Moore, ſumpfige Wieſen, an Meeren, Flüßen, in Seen und Teichen — zieht im Spätſommer in kleinen Heerden. Er wählt ſich zur Nahrung Inſekten und Würmer; aber ſein Neſt baut er auf Gras und Maulwurfshügeln, mit 4 bis 5 gelblichen, dunkelbraun gefleckten Eyern. Dieſe und die folgende Art machen in Anſehung des Schnabels und Betragens den Uebergang zu den Strandläufern. Naumann ſagt, daß in letzterer Hinſicht der rothbrüſtige Brachvogel und der Alpenſtrandläufer ſo nahe verwandt wären, daß man glauben ſollte, ſie gehörten zu einerley Art.

4)

4) Zwerch-Brachvogel — N. pygmeus, Lath. — Der Schnabel und Füße ſchwärzlich, fleiſchfarben überzogen; der Oberleib lerchengrau; der Unterleib weiß; der Schwanz dunkelgrau weiß geſäumt. Er iſt acht Zoll lang. Auch dieſer variirt in der Farbe; denn die Weibchen ſind an der Bruſt graulich und roſtgrau geſtrichelt, und an den Jungen ſind, wie bey den Lerchen, alle obern dunkelbraunen Federn weiß geſäumt. Er wohnt im Norden von Deutſchland an den Ufern des Meeres, der Seen und Flüſſe und heißt auch Lerchenſchnepfe, Zwerchſchnepfe, kleine Strandſchnepfe, Dethardingiſche Schnepfe.

5) Punktirter Brachvogel — N. punctatus. — Die Füße ſchwarz, der Rücken braun und weiß punktirt; die Kehle röthlich; die Füße ſchwarz. Er iſt 9 Zoll lang. Man trifft ihn am Rhein an. Hr. Bechſtein hält ihn für den gefleckten Waſſerläufer, oder ſollte es etwa gar das Weibchen des punktirten Strandläufers ſeyn, dem der Schnabel etwas mehr gebogen war? Alle Braachvögelarten ſind eßbar, aber ſchwer zum Schuße zu bekommen, wenn man ſie auf dem Zuge nicht durch die Lockpfeife ankirrt.

Brachlerche — A. campeſtris, Linn. — Der Schnabel lang; über den Augen ein weißer Strich; der Schwanz dunkelbraun, die beyden äußern Federn nach außen weißlich; an der Bruſt nur einzelne ſchwarzgraue Strichelchen; der Nagel der Hinterzehe kürzer als ſie und etwas gekrümmt. Ihre Länge iſt 6½ Zoll. Sie variirt wenig; doch iſt ſie nach der Mauſer am Oberleibe gewöhnlich etwas olivenfarben überlaufen, und die Jungen haben daſelbſt weißkantirte Federn. Auch beſchreibt Sander im Naturforſcher XII. S. 24, unter dem Namen einer ſeltenen Winterlerche eine bunte Spielart mit weißen Flügeln. Es ſcheint, als wenn Alauda Spinoletta, Linné ſyſt. ed. 12. pag. 288. N. 7, hierher gehörte; doch iſt es nicht gewiß; da ſie ſchwarze Füße und Schnabel haben ſoll. Vielleicht aus dem Kabinet beſchrieben, wo dieſe Theile ſo dunkel geworden ſind. Sie hat ihren Wohnort in bergigen, beſonders ſteinigen Gegenden, auch ſelbſt in Wäldern an der Sommerſeite, die wenig Holz haben; im Herbſt, ehe ſie wegziehen, und im Frühjahr im Felde; ſie wandern familienweiſe. Von ihrer Nahrung weiß man bloß, daß ſie Inſekten freßen. In der Lebensart und dem Betragen, ſo wie in der Geſtalt, iſt dieſer Vogel faſt wie die Spieslerche, ein Mittelding zwiſchen Lerche und Bachſtelze. Man findet ihr Neſt auf der Erde in hohem Gras, unter einem Buſch u. ſ. w. mit 4 bis 6 blaulichweißen, mit rothbraunen und violetten Fleckchen und ungleichen Strichelchen beſetzten Eyern; woran die Fleckchen an der Spitze kaum merk-

lich

lich ſind, am ſtumpfen Ende aber zuſammen laufen. Sie hat auch noch die Nahmen: Ge- reuth- Feld- Spies- Koth- Kraut- und braunfalbe Lerche, Lürerke, Feldbachſtelze, graue Bachſtelze, Hüſter, Stappelvogel, Stöpsling, Griervögelein, Gukkerlein, Gückerlein, Greinerlein, Spilonette u. Florentiniſche Lerche.

Brandente — Anas Tadorna — oder Ringelgans, Lochgans, Brandgans, Fuchsente, Krachtgans, Wühlgans, krachende Ente, Bergente und Krachtente, gehört mit dem ſtummen Schwane in der Entengattung zu einer Familie, und bewohnt ſowohl das nördliche Europa und Aſien, nebſt allen daſelbſt befindlichen Seen, als auch die Küſten der Oſtſee. Dieſe zwey Fuß lange Ente nährt ſich von Fiſchen, Inſekten, Schaalthieren und Kräutern, und nach der Begattnng im Frühlinge macht ſie ſich ihr Neſt theils in Löcher unter dem Ufer, theils zwiſchen Felſenklüften und das Weibchen legt 12 bis 16 weiße Eyer. Sie unterſcheidet ſich von den übrigen Entenarten durch nachſtehende Kennzeichen: Der Schnabel iſt platt gedrückt und etwas aufwärts gebogen; der Kopf ſchwarz und grünglänzend; der Körper ſchwarz und weiß geſchäckt und über die Bruſt geht ein orangebraunes Band. Am Männchen iſt die Stirn noch überdieß auf beyden Seiten mit einem fleiſchigen Höcker, oder mit einer Blaße, verſehen, welche, ſo wie der Schnabel eine blutrothe Farbe hat; hingegen am Weibchen iſt die Stirn ohne Höcker und ſchmutzig weiß. Allein die Farbe dieſer Entenart wechſelt ungemein in dem Geſchlechte ab. Denn das Weibchen iſt nicht ſo lebhaft gefärbt, ſonſt aber dem Männchen in der Farbe ähnlich. Weiter giebt es a) Männchen mit ſchwarzem Schnabel; ſiehe Friſch Vögel-Taf. 166. b) Desgleichen Männchen mit ſchwarzer Unterbruſt, Bauch, After und Steiß, auch mit ſchwarzbraunem Schwanze, ſ. Naumann Land- und Waſſervögel III. Seite 215. Taf. 40. Fig. 58. c) Der Höcker des Schnabels und die Wurzel iſt bey einigen ſchwärzlich, die Spitzenhälfte blaßroth; Kopf und Oberhals hellbraun und ſchwarz geſtrichelt; Gurgel und Oberbruſt weiß; die Deckfedern der Flügel und die Unterbruſt dunkelbraun mit roſtfarbenen Federkanten; Schultern, Oberrücken und Flügelbug weiß, dunkelbraun und roſtfarben gefleckt, ſ. Naumann a. a. O. Taf. 59.

Brandfink — Fringilla flammea — oder feuerfarbiger- und rothhaubiger Fink, gehört unter die Finkengattung, und zwar in die Familie mit einem dünnen, an den Seiten etwas zuſammengedrückten und ſcharfen lang zugeſpitzten Schnabel. Er unterſcheidet ſich durch ſeinen hochfeuerrothen Scheitel, deßen Federn eine kleine Haube bilden, und durch ſeinen dunkelbraunen Oberleib. Am Männchen iſt

der

der Unterleib roſenfarben, am Weibchen aber grau, mit Roth überlaufen. Die Größe dieſes Finks kommt dem Hänflinge gleich und die Länge beträgt vier Zoll. Sein eigentlicher Aufenthaltsort iſt der Norden, aus welchem er nur in ſehr kalten und ſtrengen Wintern ſich bis in die deutſchen Hölzer verſtreicht.

Brand im Rohr nennen die Jäger die innerliche Beſchaffenheit eines, nicht ſcharf ſchießenden, Gewehres, mit dem Ausdruck, „es endet nicht gut aus dieſer Flinte oder Büchſe." Durch Friſchen oder Kolben, oder auch durch etwas mehr Ausbohren des Rohrs, wird dieſem Uebel abgeholfen; bisweilen thut man auch wohl, wenn man ein Stückchen davon abſchneiden läßt. Auch iſt darwider ein gutes Mittel, wenn man die Schwanzſchraube herausnimmt, und an deren Stelle einen Keil ganz feſt hineintreibet, ſodann aber den Lauf mit recht ſcharfem Weineßig anfüllet, und oben ebenfalls feſt verkeilet, nachher aber den Lauf ganz glühend werden läßt, daß der Eßig darinnen ſiedet, worauf man ihn wieder kalt werden läßt, die Keile heraus ſchlägt, und den Eßig ausgießet. Die jetzt gewöhnlichen Flinten mit Cylinderförmigen Schwanzſchrauben ſind dieſem Fehler ſelten ausgeſetzt. Siehe Büchſe und Flinte.

Branten ſind die Tatzen oder Füße des Bären. Siehe Bär.

Braunelle oder **Schieferbrüſtiger Sänger** — Sylvia Modularis, Lath., oder Motacilla modularis, Linn. — eine eigne Art, die zur Familie des Blaukehlchen gehört, und ein kleiner Vogel, der im Herbſte mit auf den Finkenheerden gefangen wird. Er iſt auf dem ganzen Leibe hellroſtfarben und ſchwarzbraun gefleckt, mit Flügeldeckfedern, die an der Spitze weiß ſind. Unterhals und die Bruſt aber ſchieferblau. Die Länge beträgt $5\frac{1}{4}$ Zoll. Uebrigens wechſelt er in der Farbe nach dem Geſchlecht und Alter mannigfaltig. Er liebt Waldungen und beſonders die jungen Schläge tiefer Schwarzholzgebürge, niſtet in bergigen Gegenden, und bringet fünf bis 6 Junge aus grünblauen Eyern aus. Er zieht im Herbſte, jedoch einzeln, mit den Finken, doch bleiben auch viele hier, und werden, wie die Rothkehlchen, in Stuben ſehr kirre, wo ihr liebſtes Futter gemahlne Hanfkörner und Semmelkrummen ſind. Sie vermehren ſich auch in der Gefangenſchaft, und eine im Zimmer eingeſperrte Siecke trägt auch zu Neſte, was ſie bekommen kann, ſetzet ſich darauf, und will brüten. Dieſer Vogel lockt ſeines Gleichen, und wird daher auch zum Lockvogel auf den Finkenheerden gebraucht. Auch kann man ſie in Sprenkeln und zur Frühjahrs- und Herbſtzeit in Meiſenkaſten fangen. Er hat auch die Namen: **Braune** u. **braungefleckte Grasmücke**, **Strauchgrasmücke**, **Prunell-**

nellgrasmücke, Brunelchen, Braunellichen, Prunellerl, Winternachtigall, brauner Fliegenſtecher, Spanier, Wollentramper, Bley- Grau- und Braunkehlchen, Bleykehlchen mit gefleckten Augen, Geſanggrasmücke, ſchönſingende Bachſtelze, braunröthlich bunter Fliegenvogel, großer Zaunſchleifer, Zaunſperling, Falkenſperling, Zärde, Zerte, Eiſenkrämer, Eiſenvogel, wilder Sperling, Baſtartnachtigall, Krauthänfling. Hingegen das eigentliche Braunkehlchen ſiehe unter Steinſchmätzer und das braune Meerhuhn — G. fuſca, Lath. — Stirn und Kinnlade gelblich; Oberleib olivenbraun; Kehle weißlich. Es iſt 12 Zoll lang und iſt nach allen Beſchreibungen nichts als ein junges noch nicht gemauſertes Männchen des obigen, oder das Weibchen deßelben. Dieß beſtätigt auch Herr G. Becker. Bey dem alten und jungen weiblichen Geſchlechte des grünfüßigen Meerhuhns, ſo wie bey dem jungen Männchen, ſind die Kniebänder grünlichgelb; bey dem Männchen werden ſie nach der zweyten Mauſer orangeroth, und dann immer dunkelrother, je älter es wird. Demohngeachtet nennt man es auch noch braunes und welſches Waſſerhuhn, weißbäuchiches Waſſerhuhn und Olivenwaſſerhuhn.

Brechen wird im Jägerausdruck das Wühlen der wilden Schweine genennet.

Brennen iſt ein Heilmittel wider die Hundswuth, das man bey ſolchen Hunden anwendet, die von einem tollen Hunde gebißen worden; indem man ihnen die Wunde mit einem glühenden Eiſen ausbrennet, oder ein, in Geſtalt eines Schlüßelbarts geſchmiedetes Stück Eiſen, glühend macht, und dem gebißenen Hunde mitten auf die Stirn legt, um den Ausbruch der Wuth zu hindern.

Brocken iſt bey dem Fang der Raubthiere mit dem Schwanenhalſe, derjenige Fraß, den man an den Abzugsfaden, als Lockſpeiſe, bindet, theils um das Thier damit anzulocken; theils, damit es, wenn es ihn genießen will, durch den daran befeſtigten Faden das Eiſen abziehe, und ſich fange. Siehe Schwanenhals.

Brillenente — A. perſpicillata, Lin. — oder ſchwarze Ente mit ſchwarzem, rothem und gelbem Schnabel, und große ſchwarze Ente aus der Hudſonsbay, gehört mit dem ſtummen Schwan unter eine Gattung. Der Leib iſt ſchwarz, auf jeder Seite hinter den Naſenlöchern ein erhöheter viereckiger ſchwarzer Fleck; am Vorderkopf und im Nacken ein weißer Fleck. Sie iſt 21 Zoll lang und variirt in der Farbe nach dem Geſchlecht; denn das Weibchen iſt rußſchwarz ohne weißen

ßen Fleck im Nacken, aber zwey dafür auf den Wangen. Ihr Wohnort iſt eigentlich Nordamerika; ſie muß aber auch in Nordeuropa einheimiſch ſeyn, da ſie auf ihrer Wanderung an der Oſtſee erſcheint. Ihre Nahrung iſt die gewöhnliche Entennahrung, und nach der Begattung baut ſie ihr Neſt an den Küſten, worein das Weibchen 4 bis 6 weiße Eyer legt.

Bruch heißt 1) der Platz, wo man ein Wild zuletzt hinein und nicht wieder herausgeſpüret hat, daher es ſich auch daſelbſt befinden muß. 2) Ein eichenes oder büchenes Reiß, nebſt dem Laube, womit ſich die Jäger nach vollendeter Jagd die Hüthe beſtecken, auch das gefällte Wild auf dergleichen Brüche legen. 3) Jedes abgebrochene grüne Reiß, bey der Arbeit des Leithundes, womit derſelbe geliebkoſet, auch die Färthe verbrochen, d. h., ein ſolches auf die Färthe gelegt wird. S. Abjagen und Arbeiten den Leithund.

Bruchlegen, heißt, wenn ein angeſchoßenes Wild in ein fremdes Revier gegangen, den Ort des Anſchußes ſowohl, als den, wo es in jenes Revier ging, mit einem Bruche bezeichnen; und es ſodann dem Jagdberechtigten jenes Revieres anzeigen, damit er das Nöthige wegen deßen weiterer Verfolgung verfüge.

Brunft, Brunſt, iſt der Geſchlechtstrieb des zur Hohen- und Mitteljagd gehörenden Wildes, zur Begattung mit dem andern Geſchlechte ſeiner Gattung.

Brunften nennet man das Geſchäft der Begattung ſelbſt.

Brunftplatz, Blohmplan, iſt der Ort, wohin ſich das Wild gewöhnlich ziehet, wenn es in der Brunft iſt. Große Herren halten viel auf wohlgelegene Brunftplätze, wo ſie Gelegenheit haben, zu ſehen und zu hören, was darauf vorgehet, und auch dabey Hirſche zu ſchießen. Es iſt gut, wenn ein ſolcher Platz in einer geräumigen, etwas erhabenen Gegend liegt, dabey etwas, jedoch nicht zu ſehr, damit er nicht zu dunkel werde, mit Eichen, Buchen, wilden Obſtbäumen und Linden beſtanden iſt, dabey aber in einer freyen Gegend und Ausſicht, jedoch mit Dickigt umgeben, ſich befindet, an welchem man einen Schirm ſo anbringet, daß man den ganzen Platz daraus überſchießen kann. Nächſtdem iſt es auch wohl gethan, ihn mit Hafer, Wicken, Klee, Heuſaamen und anderer Atzung zu beſäen, um das Wild deſto eher dahin zu locken. S. Hirſchbrunft.

Brunftſchießen nennet man die Jagd auf Hirſche in der Brunftzeit; wenn nemlich der Hirſch im September auf die Brunft tritt, welches er des Morgens und Abends, auch die Nacht über, durch heftiges Schreyen äußert, ſo wird jedermann, der nicht zur Jägerey gehöret, der

Zutritt in den Wald unterſaget, und es müßen zu der Zeit alle Geſchäfte im Holze eingeſtellet werden, um das Wildpret nicht in ſeiner Brunft zu ſtören. Wenn nun eine Herrſchaft dieſes Brunftſchießen unternehmen will, ſo ſtellen ſie ſich entweder auf die nur angeführte Brunftplätze, oder ſie reiten und gehen mit den Jägern, denen die Gelegenheiten und der Wechſel ſchon bekannt ſeyn müßen, herum und ſuchen die Hirſche zu beſchleichen, oder ſie ſtellen ſich auf den Wechſeln an. Wenn nun ein Hirſch in der Gegend zu ſehen, aber zu weit zum Schuße iſt, ſo lockt ihn der Jäger durch Kniken mit kleinen Stäbchen näher und der Herrſchaft zum Schuß; denn wenn er das Kniken höret, ſo glaubt er, es komme ein anderer Hirſch, zu dem er alsbald eilet, um ihn zu vertreiben, und ſo rennt er ſelbſt ins Verderben. Ehedem waren dabey viel Ceremonien, die aber nicht mehr im Gebrauch ſind, daher wir ſie auch mit Stillſchweigen übergehen. Wird ein Hirſch geſchoßen, deßen Geweih mit einer außerordentlichen Anzahl von Enden beſetzt, oder ſonſt ungewöhnlich geſtaltet iſt; ſo wird ein ſolches Geweih auf einen hölzernen Hirſchkopf befeſtiget, an welche unten auf einer Tafel das Jahr, und der Name desjenigen, von dem und der Ort, wo er gepürſchet worden, auch das Gewicht des Hirſches, ingleichen was ſich ſonſt etwa Merkwürdiges dabey zugetragen, bemerkt. Dieſes wird in einem Saale des Jagdhauſes zum Andenken aufgeſtellt.

Brunftzeit iſt die von der Natur feſtgeſetzte Jahreszeit, zu welcher das Wildpret jährlich auf die Brunft tritt und durch die Begattung die Fortpflanzung bewirket. Bey dem Hirſche fällt ſie in dem September und October, bey dem Schweine im November und December, und bey dem Rehe im December und Januar. Ein mehreres hiervon iſt bey der Beſchreibung jedes Wildes nachzuſehen.

Brunſt, ſ. Brunft.

Brut iſt die junge Zucht der Vögel, wie man denn von Vögeln, welche Eyer haben, ſagt, „ſie ſind in der Brut.“ Die Brut der Vögel zu verderben, iſt an den meiſten Orten bey ſcharfer Strafe verboten.

Büchſe, Rohr, iſt das Werkzeug, deßen ſich die Jäger bedienen, das Wildpret damit zu ſchießen. Sie ſind 1) gezogen, und dann heißen ſie Kugelbüchſen, Pürſchbüchſen, und dieſe haben entweder Schnecken- oder Haarzüge, oder ſie ſind glatt gezogen. 2) Ungezogen, und dieſe heißen Schrotbüchſen, Flinten. Nach Churſächſiſchen Geſetzen iſt das unbefugte Büchſentragen in der Wildfuhr, bey Verluſt der Büchſe und 20 Fl. Strafe verboten. S. L. O. v. 1. Oct. 1555. T. v. Jag. C. A. I. S. 60. Gen. Beſtall.

der

der Forſtbed. v. 20. May 1575. C. A. II. S. 519. Es ſollen auch Bauern, Hirten und Schäfer, bey Verluſt der Büchſe und 1 Neuſchock Strafe, kein dergl. Gewehr führen. Ang. L. O. v. 1555. T. Büchſentr. ꝛc. Rs. gr. v. 23. April. 1612. T. Rentſach. §. 32. C. A. I. Seite 57. Niederlauſ. L. O. v. 2. Decemb. 1651. T. 5. §. 13. ebend. III. Seite 461.

Auch ſollen Bürger, Bauern und andere Fußgänger über Land keine Büchſen, bey deren Verluſt und Gefängnißſtrafe, tragen. Siehe Mand. wider die Wildpretbeſchädiger v. 10. Oct. 1584. ebend. S. 529.

Ueberhaupt ſoll Niemand, mit alleiniger Ausnahme der Reiſenden, die in den Geheegen und Wildbahnen nicht abtreten, einiges Schießgewehr außer der ordentlichen Straße tragen. Insſonderheit ſind ſie denen, außer Dienſt ſich befindenden Jägerpurſchen, heimlich oder öffentlich bey ſich zu führen, unterſagt, letztere werden auch angehalten und ins nächſte Amt ausgeliefert, auch nach Befinden beſtraft. S. Mand. daß niemand außer der öffentlichen Landſtraße Büchſen tragen, vielweniger ſolche in Wäldern und Geheegen losſchießen ſoll, v. 9. July 1613. C. A. II. S. 547. Mand. wegen Büchſentragens, Jagens und Hetzens in Geheegen und Wildbahnen v. 10. März 1626 ebendaſelbſt. Seite 551. anderweites Mand. deswegen v. 29. April 1629. ebend. S. 553., ferneres Mand. vom 12. Decemb. 1630. ebend. Seite 555., wiederholtes Mand. v. 22. Jan. 1650. ebendaſelbſt. Mand. die Klöppelung der Hunde, und Schaafrüden, das Büchſentragen ꝛc. betreffend, v. 15. Febr. 1659. ebend. Seite 559. und deßen Erläuterung v. 7. May d. a. ebend. Seite 561. Mand. wider die Wildpretsdeuben, das Büchſentragen ꝛc. vom 24. März 1686. ebend. S. 579. Renovirtes Mandat die Wildbahne, das Büchſentragen ꝛc. betreffend, vom 18. Sept. 1697. ebend. S. 593. Mand. wider die Raubſchützen und Führung des Schießgewehrs in Königlichen Waldungen. Siehe S. C. A. P. I. S. 1491.

Dahingegen ſind ſie Lehnleuten, ſo ihre eigene Nieder- oder hohe Jagd haben, zu führen erlaubt.

Auch das Büchſenverſprechen ſoll nach der Pol. Ordn. v. 22. Jun. 1661. T. 3. §. 9. C. A. I. S. 1567., mit Gefängniß oder nahmhaften Geldbußen beſtrafet werden.

Bürgel, Burgſtall iſt ein Unterſcheidungszeichen der Hirſchfärthe von der Thierfärthe, da er mit dem Ballen die Erde vor ſich drückt, und im Fortſchreiten, vermittelſt des Zwanges, (eines andern Zeichens) ſolche wieder aufwärts und an ſich zwinget, daß man mitten im Tritte einen kleinen Hügel oder Berg findet.

Bunte Ente — Anas varia — ſ. Naumann Land- und Waſſervögel. S. 329. Taf. 53.

Fig.

Fig. 78, ein Weibchen gehört zur Entengattung als eigne Art und zieht im Okt. durch Deutſchland und hat auch den Namen große Tauchente. Der Schnabel an der Wurzel iſt erhaben, nach der Spitze zu flach, und ſo wie die Füße roth, der Nagel aber ſchwarz; der Kopf klein, der Hals dünn, beyde aber weiß, nemlich jener um die Augen, und dieſer an der Gurgel nur roſtfarben; auf der Bruſt befindet ſich ein großer roſtfarbener Fleck; der dunkelbraune Oberleib hat gelblichweiße Wellenlinien; die Deckfedern der Flügel ſind weiß; der Spiegel aber iſt ſchwarz, grün, blau und violett glänzend. Die Länge beträgt acht und zwanzig Zoll.

Buntſpecht — Picus major — gehört mit dem Schwarzſpecht unter eine Ordnung und zwar in die Familie mit Kletterfüßen, und unter eine Gattung, wo er eine beſondere Art ausmacht, deren unterſcheidende Kennzeichen folgende ſind: Die Hauptfarbe iſt ſchwarz und weißbunt; der After zinnoberroth; der Schnabel dick; am Männchen der Hinterkopf carmoiſinroth, und am Weibchen ſchwarz. Er heißt auch großer Buntſpecht, großer Rothſpecht, größerer Specht, geſprenkelter Specht, bunter Specht, ſchwarz- und weißgefleckter Specht, Elſterſpecht, Ageſterſpecht, größter ſchwarz- und weißbunter Baumhacker, Baumhäckel und großer Baumhackel. Er hat ohngefähr die Größe der Schwarzdroßel, iſt 9 Zoll lang und 16 Zoll breit; der Schwanz drey und einen halben Zoll; die Flügel legen ſich etwas unter der Mitte des Schwanzes zuſammen. Der 11 Linien lange Schnabel iſt ſtark, dick, breit, an der Spitze keilförmig zugeſchärft, oben ſchwärzlich hornfarben, unten aber bläulich hornfarben; der Augenſtern bläulich mit weißlichem Ringe; die Füße bläulich olivengrün; die Klauen hornfarbig; die geſchilderten Füße dreyzehn Linien hoch. Die Stirn iſt gelblichbraun; der Scheitel ſchwarz, hinten mit einer carmoiſinrothen Binde eingefaßt, welche von dem ſchwarzen Nacken durch eine weiße Querlinie abgeſondert iſt; die Backen weiß, an der Seite des Halſes ein röthlich ſchmutzig weißer Fleck, beydes mit einem ſchwarzen Bande, das von der untern Wurzel des Schnabels ausgeht, und faſt bis an die Bruſt herab läuft, umzogen; der Oberleib ſchwarz; der Unterleib bis zum Steiß röthlich ſchmutzig weiß; der Steiß hellcarmoiſinroth; die Schulterfedern und hintern Deckfedern der Flügel bilden ein eyrundes großes weißes Schild auf den Flügeln; die übrigen Deckfedern ſind ſchwarz; die Schwungfedern ſchwärzlich und haben fünf Reihen weißer Flecken, die auf der äußern Fahne viereckig, auf der innern halb eyrund ſind, und auf den zuſammengelegten Fahnen fünf weiße Querſtreifen bilden, an den Spitzen der vordern Schwungfedern ſteht nur auf der äußern Fahne ein klei-

kleiner eyrunder weißer Fleck; die zehn Schwanzfedern ſind keilförmig, im Verhältniß ſtärker als beym Grünſpecht, ſcharf geſpitzt, die drey äußerſten auf jeder Seite an der Wurzel ſchwarz, nach der Spitze zu röthlich weiß mit ſchwarzen Querſtrichen und gelbbraunen Spitzen, die folgende ſchwarz mit einer gelbbraunen Spitze und die letzte oder beyden mittelſten ganz ſchwarz. Dem Weibchen fehlt der carmoiſinrothe Nacken, die Stirn iſt hellbrauner, Kehle und Bruſt heller, und der Rücken (faſt allezeit) braunſchwarz. Er iſt nicht ſcheu, ſchreyt hoch: Gick, gick, gick! hält ſich mehr auf der Erde auf, als der Grünſpecht, iſt ihm aber ſonſt in ſeinem Betragen und Sitten gleich. Man trifft dieſen Specht in ganz Europa, im nördlichen Amerika und dem öſtlichen Sibirien an. Er bewohnt die Wälder, zieht das Laubholz dem Nadelholze weit vor, und hält ſich auch da lieber nahe bey bewohnten Plätzen, in den Feldhölzern und Gärten, als in tiefen Gebirgen und Wäldern, auf. Er zieht in Deutſchland nicht weg, ſondern von der Mitte des Auguſts an von einem Orte zum andern. Im Winter hält er ſich vorzüglich gern zu den Gärten. Er frißt allerhand Inſekten, als Heuſchrecken, Maykäfer, Miſtkäfer, Ameiſen, Bienen, auch Fichten- und Kieferſaamen, Buchecker, Eicheln und Haſelnüſſe. Die Haſelnüſſe zu öffnen, ſucht er eine Baumſpalte auf, klemmt ſie drein, hackt ſie ſo mit ſeinem ſtarken Schnabel auf und holt den Kern heraus. Er kann in kurzer Zeit eine ganze Hecke leer machen, und iſt dabey ſo erpicht auf ſeinen Fraß, daß er ſich ſo nahe kommen läßt, daß man ihn faſt erſchlagen kann. Eben ſolcher natürlicher Löcher bedient er ſich, um den Fichten- und Kiefernſaamen aus ihren Zapfen zu holen. Durch Vertilgung der Holzwürmer, Puppen und Maden, die er unter der Schale und dem Mooſe der Bäume hervorſucht, und wobey er oft an Obſtbäumen die alte Schale und das verderbliche Moos gänzlich ablöſt, wird er in Gärten beſonders nützlich. Im März ſchicken ſich die alten Vögel zur Paarung an. Sie niſten in hohlen Bäumen, beſonders gern in Pappelbäumen, weil die Oeffnung derſelben ſich beſonders ſchön erweitern läßt, und legen auf das faule Holz und Wurmmehl drey bis ſechs weiße Eyer. Die Jungen männlichen und weiblichen Geſchlechts, haben vor dem erſten Mauſern einen carmoiſinrothen Scheitel, und verändern überhaupt die Farbe deßelben bis ins dritte Jahr. Im erſten iſt nämlich, wie geſagt, der Scheitel ganz roth, im zweyten nur die hintere Hälfte, und im dritten erſcheint endlich die bleibende Farbe nach Verſchiedenheit des Geſchlechts. Seine Feinde ſind die Feinde des Grünſpechts. Man findet weiße Milben auf ihm; und in den dünnen Därmen Kratzerwürmer. Man fängt ihn wie den Grünſpecht. Er läßt ſich aber viel leichter ſchießen, wenn er an einem Baume herumklettert.

tert. Wenn man den Ort weiß, wo er ſeine Nüſſe öffnet, ſo kann man ihn auch mit einer pferdehaarnen Schlinge fangen. Sein Fleiſch ſchmeckt gut, beſonders zu der Zeit, wenn es Haſelnüſſe giebt. Die Jäger rühmen ihn auch als eine gute Witterung für den Baummarder. Durch ſeine Nahrungsmittel wird er nicht bloß den Wäldern, ſondern auch und vorzüglich den Gärten nützlich, wie die beyden folgenden Arten. Wenn man nicht Acht hat, ſo zerhackt er zuweilen die Bienenkörbe.

Bußarde — Buteones — nennt man diejenigen Arten aus der Falkengattung, welche mit einem ſchwachen Schnabel verſehen ſind, der nur einen ſeicht ausgeſchweiften Zahn hat, und welche ſchwache, kurze, unbefiederte, oder mehr oder weniger befiederte Fußwurzeln oder Füße haben. Dergleichen Falkenarten ſind in Deutſchland vier bekannt, nemlich:

1) Der gemeine Buſſard oder Mäuſe-Bußard — Falco Buteo — heißt auch Bushart, Edelfalke, Buſſard ſchlechtweg, Busbartfalke, Weyhe, Mäuſeweyhe, Wald- Sumpf- und Röthelweyhe, Waldgeyer, Mäuſeaar, Mäuſehabicht, Mäuſefalke, Mäuſewächter, Mauſer, Steinadler, Waſſervogel, Unkenfreßer und Schlangenfreßer, und unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch nachſtehende Kennzeichen: Die nackten Füße ſind kurz, und mit der Wachshaut gelb; der Oberleib iſt dunkelbraun, der Unterleib aber blaß mit braunen Flecken, und der Schwanz mit 12 Bändern verſehen. Der gemeine Buſſard iſt ein allenthalben bekannter Raubvogel, welcher ohngefähr die Größe eines Haushuhns und eine Länge von zwey Fuß und eine Breite von vier Fuß vier Zoll hat, wovon der Schwanz neun Zoll mißt. Die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf die Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt ein und einen Viertel Zoll lang, ſehr gekrümmt, der Haaken ſchwach herausgebogen, die Wachshaut und Ecken gelb, das übrige hornbraun; der Augenſtern gelbroth, in der Jugend grüngelb, im Alter weißgrau; die geſchuppten Füße ſtark und kaum drey Zoll hoch, mit den Zehen gelb; die Nägel ſchwarz und gekrümmt. Der ganze Oberleib iſt entweder etwas grau, weißlich oder röthlich gewölkt, welches die hellen Federränder verurſachen. Der Unterleib gefleckt; die Kehle weiß, ſchwärzlich geſtrichelt; der Hals dunkelgrau mit einzelnen gelblichen Rändern; die Bruſt weiß mit dunkelbraunen, gelbeingefaßten Wellenlinien; der Bauch weiß mit großen gelblichen und weißen Bändern; der After weiß mit einzelnen dunkelbraunen Wellenlinien; die Füße auswendig grau, inwendig braungefleckt; die Schwungfedern auf der äußern Fahne ſchwarzgrau, wie weiß bepudert, auf der innern weiß mit ſechs ſchwärzlichen

Flecken; die Deckfedern der Unterflügel grau mit weißen, braunen und gelben Bändern; der Schwanz ohngefähr mit zwölf ſchwärzlichen und hellaſchgrauen Bändern, die an der Seite braun eingefaßt ſind, und mit einer röthlichgrauen oder weißlichen Spitze. Das Weibchen, (welches die allhier angegebene Größe hat, da das Männchen faſt um ein Viertheil kleiner iſt) iſt am Oberleibe gewöhnlich heller, alſo mit roſtfarbenen Federſpitzen; Bauch und After ſind gelblichweiß mit dunkelbraunen Bändern, die eine röthliche Einfaſſung haben. Dieſer Raubvogel ändert faſt unter allen am ſtärkſten in der Farbe, welches theils im Alter und Geſchlecht, theis aber und vorzüglich in andern uns noch unbekannten Urſachen ſeinen Grund hat. 1) Einige ſind am ganzen Oberleibe roſtbraun, am Unterleibe etwas heller, oben und unten weißlich oder gelblich gewölkt. 2) Andere ſind faſt ganz ſchwarz am Ober- und Unterleibe. 3) Wieder andere ſind am Oberleibe braun, am Steiße roſtfarbig und weiß geſtreift, auf den Deckfedern der Flügel weiß gefleckt, an der Kehle und Bruſt gelblich und mit braunen langen Flecken beſetzt. 4) Noch andere haben einen weißlichen Kopf, ſind oben graubraun, unten röthlich mit graubraunen länglichen Flecken. 5) Einige ſind am ganzen Leibe braun und weißgefleckt. 6) Andere haben einen ganz weißen Unterleib. 7) Die ſeltenſte Varietät iſt faſt ganz weiß. 8) Die Jungen ſehen beym Ausfliegen meiſt am Oberleibe ſchwarzgrau aus, und der weibliche Vogel hat auf den Deckfedern der Flügel hellroſtfarbene Flecken und Kanten; der männliche Vogel iſt ſchwärzer; auf der Bruſt ſtehen eyrunde, am Bauche wellenförmige ſchwarzgraue Flecken; die Füße ſind grüngelb. Die Buſſarde ſind träge, ungeſchickte Vögel, die eine traurige Stellung haben, und ſtundenlang auf einem Flecke ſitzen und einem Maulwurfe oder einer Maus auflauern. Sie verrathen wenig Liſt, ſind aber ſcheu und furchtſam. Sie fliegen zuweilen, beſonders zur Paarungszeit, hoch in der Luft, beſchreiben ſchöne Kreiſe und ſchreyen dazu: Kriä! Ganz Europa und das nördliche Aſien ſind das Vaterland dieſes Raubvogels. Er hält ſich in Vor- und Feldhölzern lieber, als in tiefen Waldungen auf; man ſieht ihn am Tage daher immer auf den Feldbäumen ſitzen. Im Winter geht er vorzüglich in die Nähe der Felder, und ſtreicht einſam von einem Orte zum andern. So lange als der Schnee nicht gar zu hoch liegt, bleibt er immer gern an ſeinem Standorte und auf dem Felde, das er im Sommer beflogen hat. Die Nahrung beſteht in Fröſchen, Kröten, Eydechſen, Blindſchleichen, Ringelnattern, Ottern, Maulwürfen, großen und kleinen Feldmäuſen, Hamſtern, Feldgryllen, Käfern und andern Inſekten, Regenwürmern und Schnecken, denen er auf den Feldbäumen und Gränzſteinen auflauert. Er fängt auch junge Haaſen, Rebhühner

Wachteln ꝛc. doch iſt er kein geſchickter Raubvogel. Er geht auch aufs Aas. Der Horſt ſteht auf den höchſten Bäumen im Walde, und iſt aus Reiſern und Moos gebaut. Das Weibchen legt oft des Jahrs zweymal drey bis vier weißliche braungeſleckte Eyer. Die Jungen werden, wenn ſie auch ſchon flügge ſind, noch von den Alten gefüttert. Man kann ſie leicht mit rohem Fleiſche aufziehen. Man findet dreyerley Arten von Läuſen auf ihnen, und in ihren Eingeweiden Bandwürmer, Kratzwürmer, Rundwürmer und Kappenwürmer. Man ſchießt ſie im Fluge, oder durch Hinterſchleichen, und zwar gewöhnlich auf der Krähenhütte. Sie werden mit Falken gebaitzt. Man fängt ſie in eiſernen Mäuſefallen, wenn man einen Maulwurf oder eine Maus darauf bindet. Eben ſo kann man ſie im Schlagnetz fangen, das von ſelbſt abſpringt, wenn er die Körrung nehmen will. Große Herren machen ſich das Vergnügen, Falken auf ihn fliegen zu laßen. Aus ſeiner Nahrung ergiebt ſich, daß er unter die mehr nützlichen als ſchädlichen Raubvögel gehört.

2) Der weißliche Bußard oder Baſtartbußard — Falco Albidus — hat mit dem Mäuſebußard den Aufenthalt, die Nahrung und Fortpflanzung, gemein, unterſcheidet ſich aber durch folgende Kennzeichen: Er iſt nur 22 Zoll lang, hat eine glatte, gelbe Wachshaut; kurze, ſtarke, gelbe Füße; einen weißen mit großen braunen Flecken beſetzten Körper und einige mittlere Schwanzfedern, die auf gelbweißem Grunde, ſchmale ſchwarzbraune, jedoch am Schafte abgeſetzte Querſtreifen haben. Er varirt indeßen bisweilen etwas in der Farbe und hat alsdenn einen dunkelbraunen weißgeſtreiften Schwanz.

3) Der rauhbeinige Bußard — F. Lagopus — auch Mäuſefalke, rauhbeinige Weyhe, Mäuſehabicht, rauhbeiniger Mäuſefalke, Weyhe, rauhbeiniger Falke, europäiſcher Rauhfußfalke, Rauhfuß, Mäuſegeyer und Moosgeyer genannt, unterſcheidet ſich von den vorhergehenden durch nachſtehende Kennzeichen, nemlich: Wachshaut und Zehen ſind gelb; die kurzen Füße bis an die Zehen beſiedert; der Schwanz weiß, gegen die Spitze zu ſchwärzlich. Er iſt in der Größe und der ganzen Geſtalt und Betragen dem vorhergehenden gemeinen Bußard ähnlich. Seine Länge iſt zwey Fuß zwey Zoll; die Breite vier und einen halben Fuß; der Schwanz 9 Zoll lang und der Schnabel etwas über 1 Zoll; die gefalteten Flügel reichen bis an die Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt klein, weit im Kopf eingeſchnitten, ſehr gekrümmt, ohne Zahn, hornbraun, nach der Wurzel zu grüngelb; die Wachshaut gelb; der Augenſtern gelbroth; die beſiederten Füße kurz, zwey und ein Viertel Zoll hoch; die klein geſchuppten Zehen gelb; die Nägel ſehr gekrümmt und ſchwärzlich. Die Stirne und Au-

Augenlieder ſind weiß; der nackte Augenkreiß olivengrün, der Oberkopf, die Wangen, der Ober- und Unterhals weiß, mit kleinen länglichen dunkelbraunen Strichen, der Ober- und Seitenhals überdieß noch roſtgelblich überlaufen; der Rücken iſt dunkelbraun und weiß gefleckt, oben am dunkelſten und mit einigen roſtgelben Flecken; die Steißfedern weiß mit einzelnen dunkelbraunen Bändern; der ganze Unterleib gelblich weiß, an der Gurgel und Oberbruſt mit großen dunkelbraunen Flecken, die an ein- bis dreyjährigen Vögeln ſo groß ſind, daß dieß die Hauptfarbe zu ſeyn ſcheint, und nur Wurzel, Ränder und Spitzen gelblichweiß ſind; der übrige Unterleib iſt gelblichweiß, an der Bruſt nur mit ſehr einzelnen dunkelbraunen Flecken, ſo daß hier von weiten ein ganz helles weites Querband erſcheint; der Bauch und After haben ſchon etwas dichtere ungleiche dunkelbraune Querflecken; die Seiten aber ſind dunkelbraun und hellgrau geſtreift, und beym ganz Alten zieht ſich dieſe dunkle Farbe über den ganzen Bauch herunter, ſo daß hier ein großer dunkler Platz entſteht; die Hoſen und befiederten Füße haben dunkelbraune Querlinien; der After iſt ſchmutzig weiß; die Flügelränder ſind weiß mit kleinen hellbraunen Flecken; die Deckfedern der Flügel, wie der Rücken, nur ſind die kleineren roſtfarben eingefaßt; die Schwungfedern graubraun mit ſchwarzen Bändern und Spitzen, und auf der innern Fahne mit weißen Flekken, ſo wie die vordern auch weiße Schäfte haben, und die hinterſten verwaſchene weiße Spizzen; der zugerundete Schwanz iſt weiß, zwey Drittheile von der Wurzel an mit drey ſehr ſchmalen, an Alten nicht ſehr merklichen ſchwärzlichen Querſtreifen, der letzte Drittheil hat drey breite ſchwärzliche Querbänder, wovon das letzte das breiteſte iſt, und nur eine weißgraue Spitze hat. Das Weibchen iſt faſt um ein Drittheil größer, als das Männchen und hat das oben angegebene Maaß. Es iſt an Farbe heller, beſonders am Kopf und an der Bruſt mehr weiß und an den Seiten mehr dunkelbraun. Es giebt auch bey dieſem Vogel Farbenverſchiedenheiten, alſo hellere und dunklere Vögel. Manche Vögel ſind daher am ganzen Oberleibe rußſchwarz mit roſtgelbem Gewölke, am Unterleibe eben ſo, und haben einen weißgelben Querſtreifen an der Bruſt. Andere fallen am Oberleibe mehr ins roſtfarbene und ſind am Unterleibe nicht ſo hell. Noch andere ſehen am Oberleibe gerade aus, wie ein gemeiner Bußard, ſind am Halſe eben ſo gefärbt, nur auf der Bruſt weiß mit einigen dunkelbraunen Flecken und ſo weiter. Ob er gleich auch ein träger, trauriger Vogel iſt, ſo iſt er es doch nicht in dem Grade, wie der ihm ſonſt ſo gleiche gemeine Bußard. Im Sitzen hat er eben die Stellung, ſitzt auch immer gern frey auf Feldbäumen, Gränzſteinen, Erdklößen u. d. gl. Sein Flug iſt zuwei-

len außerordentlich ſchön, er ſteigt nemlich zu einer erſtaunenden Höhe in die Luft und macht dann mit ſeinem Weibchen oder einigen Kammeraden ſehr ſchöne kreisförmige Schwenkungen, wobey ſich der weiße Schwanz ſehr gut ausnimmt. Er ſchreyt Kreia! Sein Vaterland iſt das nördliche Europa und Amerika. Er hält ſich vorzüglich gern in Feld- und Vorhölzern auf. Bey uns wandert er nicht, ſondern zieht ſich nur im Winter nach den Feldern. Es ſcheint, als wenn dieſe Vögel im Herbſte aus den nördlichen Gegenden kämen und bey uns überwinterten, ſo viel giebt es deren im Winter in den großen ebenen Feldern und an den Holzrändern. Vom Oktober an ſieht man ſie allenthalben im Felde auf den Gränzſteinen und Feldrainen ſitzen. Sie nähren ſich von großen und kleinen Feldmäuſen, Hamſtern, Maulwürfen, Spitzmäuſen, Fröſchen, Eydechſen, und Schlangen, fallen aber auch auf junge Haaſen, Rebhühner, Faſanen, Wachteln und Lerchen. Im Winter ziehen ſie ſich auch nach dem Aas. Der Horſt ſteht auf den höchſten Fichten- und andern Waldbäumen, und iſt aus dicken und dünnen Reiſern gebaut. Er enthält vier bis fünf weiße Eyer und es werden des Jahres zuweilen zwey Gehecke gemacht. Der Fang und die Erlegung iſt wie beym gemeinen Bußard, mit welchem er auch gleichen Nutzen und Schaden ſtiftet. Indeſſen ſind alle Bußardarten für die Jagd doch von keiner großen Schädlichkeit, wie ſchon der Jägernahme anzeigt, weil ſie Mäuſefalken und Mäuſegeyer heißen. Allein Hr. Bechſtein hat doch zu Meiningen einen von dem daſigen Falkonier abgerichteten, geſehen, der ſehr gut auf Haaſen flog. Er war alt abgerichtet und der Falkonier verſicherte, daß dieſer Vogel ſehr leicht zur Haaſenjagd abzurichten wäre, ſo daß er daher in der Freyheit auch auf Thiere ſtößt.

4) Der Weſpen-Bußard — F. apivorus, Linn. — Mit längern Schnabel und Zehen, kleinen Federchen ſtatt der gewöhnlichen Bartborſten um den Schnabel herum, faſt halbbefiederten Füßen (Fußwurzeln,) wenig gebogenen Krallen, gelber ſchwarz geränderter Wachshaut, dunkelbraunem Oberleibe, weißem dunkelbraun herzförmig gefleckten und in die Quer geſtreiftem Unterleibe, und mattbraunem mit zwey dunkelbraunen breiten Bändern beſetztem Schwanze. Das Weibchen iſt 22 Zoll lang. Er variirt in der Farbe heller und dunkler, bey Alten am Unterleibe mit Querſtreifen, bey Jungen mit Längsſtreifen. Er wählt ſich zum Wohnort ebene Wälder, Feldhölzer und zieht weg. Seine Nahrung beſteht aus Mäuſen, Amphibien, Inſekten, Bienen, Weſpen, auch Grünem und Aas. Er macht ſich den Horſt auf Bäumen mit 3 bis 4 hochrothbraunen, roſt- und kaſtanienbraun gefleckten Eyern. Dieſer Vogel führet auch die Namen: Weſpen

pen- und Bienenfalke, Bienenfreßer, Mäuſewächter, Mäuſefalke, Honigbußard, Läuferfalke, Mäuſehabicht, Froſchgeyer und Vögelgeyer.

5) Der grauſchnäbliche Habicht oder Mäuſefalke, Mäuſegeyer, Mauſer und Froſchgeyer — F. polioryn-chos, Bechſt. — Wachshaut aſchgrau; Zehen lang und ſo, wie die oben etwas befiederten Füße, etwas gelb; die Nägel mittelmäßig gekrümmt; die Farbe umbrabraun, am Unterleibe weißlich gewölkt; der Kopf des Männchens aſchgrau, und der Schwanz mit 4 undeutlichen ſchwärzlichen Binden; der Kopf am Weibchen mit dem Oberleibe einfarbig, der Schwanz ſehr dunkel röthlich aſchgrau mit weißlicher Spitze ohne Binden. Er variirt in der Hauptfarbe etwas heller oder dunkler und am Unterleibe mehr oder weniger weiß oder gelblich weiß gewölkt. Er wählt ſich zum Wohnort die ebenen und gebirgigen Waldungen Deutſchlands, Thüringen, Heſſen. Zieht ſpät im Herbſte weg, und kommt früh im Jahre, zu Ende des März und Anfang des Aprils wieder. Er ſucht zur Nahrung Mäuſe, Amphibien, Inſekten, junge Vögel, Haaſen und Aas. Dieſer Vogel baut zu ſeiner Fortpflanzung den Horſt auf großen Bäumen mit 4 grauen klar braunen gefleckten Eyern. Hr. Bechſtein hat dieſen Vogel, der faſt in allen Stücken das Mittel zwiſchen dem Mäuſe- und Weſpen-Bußard hält, immer für einen Weſpenfalken gehalten, bis er ihrer ſo viel erhielt, daß er beſtändige Merkmale, die oben angegeben ſind, bey ihnen antraf. Die Länge iſt am Weibchen 2 Fuß, wovon der Schnabel 1 $\frac{1}{4}$ Zoll und der Schwanz 9 $\frac{3}{4}$ Zoll wegnimmt; die Flügel klaftern 4 Fuß 6 Zoll. Der Schnabel iſt ſtark, horngrau, ohne Zahn, mit einem großen Haaken und allzeit aſchgrauer Wachshaut; die Beine unter dem ſogenannten Knie etwas befiedert, Füße und lange Zehen gelb, mit hornbraunen, wenig gekrümmten Krallen; der Augenſtern goldgelb. Die Hauptfarbe umbrabraun, mit ſtärkerm oder ſchwächerm röthlichgrauem oder weißlichem Halsrücken; der Unterleib heller als der Oberleib, nach dem Bauche und After zu ins Roſtgelbe auslaufend, die Kehle ungefleckt, die Bruſt mit dunkelbraunen undeutlichen eyrunden Flecken, und der Bauch, die Schenkel und der After mit größern oder kleinern weißlichen Federeinfaſſungen, die dieſen Theilen ein gewäſſertes oder vielmehr gewölktes Anſehen geben; Kopf und Nacken aſchgrau, bald heller bald dunkler, bald rein, bald mit dunkel- oder umbrabraunen Längsſtrichen beſetzt; die vordern Schwungfedern ſchwärzlich mit weißlichen Spitzenrändern und die 3 bis 5 erſten mit weißen Schäften, die hinterſten wie der Rücken; der Schwanz braungrau mit vier undeutlichen ſchwarzen Querbinden, wovon die an der Spitze die größte iſt, und weißlichem Spitzenrand. Das Weib-

Weibchen iſt am Kopfe wie auf dem Rücken, gewöhnlich an der Bruſt dunkler als das Männchen, und am Bauche heller, d. h. mehr weiß gewölkt, auch die Federn des Oberleibes haben hellere Ränder; der Schwanz iſt einfarbig röthlichaſchgrau, mehr oder weniger dunkel ſchattirt, die Spizzen ſtärker und breiter röthlichweiß, als am Männchen. Dieſer Vogel iſt ſchneller, ſcheuer und liſtiger, als beyde vorhergehende. In den Beſchreibungen findet man ſeiner unter dem Mäuſe-Buſſard, vorzüglich aber unter dem Weſpen-Buſſard als Varietät gedacht, daher ſich die große Verſchiedenheit in jenen Beſchreibungen erklären läßt. Wenn jenes nicht der wahre Weſpen-Buſſard iſt, deßen Herr Bechſtein in ſeiner N. G. D. gedacht hat, ſo iſt es noch zweifelhaft, ob man nicht eigentlich dieſen dafür nehmen und jenen als einen unvollkommenen Vogel ganz wegſtreichen muß. Jener iſt mir ſelten vorgekommen; dieſer deſto häufiger.

C.

Change nennen die Jäger 1) wenn ein Hirſch unter andere Hirſche, unter Wildpret kömmt, als die zu ſeinem Trupp gehören. 2) Bey der Parforcejagd, wenn durch die Jäger ein anderes Wild rege wird, und unter die Hunde kömmt, welches ſodann die Hunde annehmen und damit fortgehen. Was dabey zu beobachten, ſ. Parforcejagd.

Chaſſe machen, iſt das vornehmſte Stück bey den Parforcehunden, daß man ſie nemlich vollkommen zum Gehorſam bringt, auch zum Rufe und Horne gewöhnt.

Contrafärthe wird der Wiedergang oder die Wiederfärthe genannt, da, wo ſich das Wildpret wendet, und auf der Färthe, auf welcher es hingegangen, wieder zurückgehet.

Citronenfink — Fringilla Citrinella et Serinus, Linn. — gehört in der Finkengattung zur Familie mit einem im Umfange runden, kurzen und kurzzugeſpitzten Schnabel, und hat auch die Namen: Ventuton, Italieniſcher Canarienvogel, Citrinlein, Citrinchen, Citril, citrongelber Fink, Girlitz, Hirngrill, Grünfink, eigentlicher Grünfink, Cini, Cinit, gelbgrüner Dickſchnabel, Fädemlein, Schwäderlein, Canarienzeiſig. Die Hauptfarbe iſt grüngelb; der Oberleib dunkelbraun und aſchgrau gefleckt, über die Flügel eine deutlich grüngelbe Binde; das Männchen am Unterleibe hochgrüngelb, das Weibchen bläßer und dunkelbraun gefleckt. Seine Länge iſt 5 Zoll. Er variirt in der Farbe, denn im Frühjahr und

Sommer hat an Kopf und Bruſt die gelbe Farbe die Oberhand, nach der Mauſer, alſo im Herbſt, aber die grünlichgelbe. Daher die etwas verſchiedenen Beſchreibungen von F. Citrinella und Serinus. Er wählt ſich zum Wohnort Gärten im ſüdlichen Europa, und ſüdlichen und mittleren Deutſchland. Z. B. in der Gegend bey Offenbach; ſie ziehen heerdenweiſe weg, nur wenige bleiben in gelinden Wintern da. Er hat die Nahrung, wie der Hänfling, und ſein Neſt auf Obſtbäumen.

Contrajagen iſt eine Jagd großer Herren auf einem freyen Platze zwiſchen zwey Dickigten, welche beyde mit Netzen umſtellt, in dem einen aber nur die Hirſche beſtätiget ſind. Des Nachts vor dem Jagen, werden die zwiſchen beyden Dickigten aufgeſtellten Tücher, aufgehoben, da denn auch ein Theil des eingeſtellten Wildes hinüber in das andere gehet, oder früh von einigen Treibeleuten hinübergetrieben werden kann. Am Morgen der Jagd ſelbſt werden beyde Dickigte gehörig eingeſtellet, und wenn die Herrſchaft in ihrem, auf dem grünen Platze, zwiſchen beyden Dickigten, errichteten Schirme angekommen, und die Quertücher weggenommen, ſo wird zuerſt in dem Jagen, nemlich in dem Dickigt, wo die Hirſche beſtätiget ſind, von der vornehmſten Hälfte der Jägerey, nebſt ihren Treibeleuten, der Anfang der Jagd mit dem gewöhnlichen Jagdgeſchrey gemacht. Sobald die am Contrajagen, nemlich an dem entgegengeſetzten Dickigt, angelegten Treiber das Jagdgeſchrey hören, fangen ſie ebenfalls, jedoch ganz ſacht und ſtill, an zu treiben; da denn bald aus dieſem, bald aus jenem Dickigt der Jagd, ein Hirſch kömmt, und von der Jägerey, die ihm, wo er herausgehet am nächſten ſtehet, angeblaſen wird; da die Herrſchaft alſo in dem Schirme die Jagd von zwey verſchiedenen Seiten hören, die Hirſche auch von beyden Seiten ankommen ſehen und ſchießen kann.

Contralauft heißt bey einem Contrajagen der freye Platz zwiſchen beyden Dickigten, wo der herrſchaftl. Schirm angebracht iſt. S. Lauft.

Contraruf, iſt eine Art eines Wachtelfanges. Man macht nemlich ein 3½ bis 4 Ellen langes Rohr, wie ein Blaſerohr, und dazu noch eine Hülſe zum Windgeben, wie eine halbe, weit ausgehöhlte Granate, an deren einem Ende eine 4 Zoll lange Röhre iſt, die man in die lange Röhre ſtecken kann. Dieſe Hülſe ſtecket man dicht voll geſottener Pferdehaare, und bindet ein dünnes, geſchmeidiges Leder feſt darüber, daß kein Wind dabey hinaus kann. Dieſe Hülſe ſteckt man in die lange Röhre ſo, daß keine Luft daneben herausgehen kann. Am andern Ende der langen Röhre bringt man eine Pfeife an, wie eine gewöhnliche Wachtelpfeife. Wenn man nun mit dem Finger auf das, über die

die Pferdehaare gebundene Leder, zweymal, kurz hinter einander, tupfet, ſo giebt es einen Ruf, wie eine Wachtelſtecke. Hat man alſo eine Wachtel mit dem Steckgarne verſtecket, ſo ſetzet man ſich mit der Pfeife hinter das Garn, und ſchlägt der Hahn, ſo hält man das Rohr mit der Pfeife nach ihm zu und antwortet wie gewöhnlich, ſo läuft der Hahn ebenfalls nach dem Rufe. Der Vorzug dieſer Fangeart, vor der gemeinen Wachtelpfeife, iſt der, daß wenn eine verderbte Wachtel vor der Pfeife weicht, ſo gehet man mit dem Rohre um dieſelbe herum, ſteckt das Rohr gegen die Wachtel, und benutzet eben das Weichen derſelben, um ſie ins Garn zu treiben. Alſo kann man dadurch auch die verderbten und verprellten Wachteln fangen.

Crabatten ſind bey der Jägerey entweder 2 Ellen lange, und 1 ½ Zoll breite Riemen, oder etwas breite wollene Tuchlappen, welche die Jäger den allzuſchnellen und raſchen Hunden anlegen, daß ſie ſelbige beyher ſchleppen müßen, um dadurch, daß ſie oft darauf treten, in ihrem Laufe aufgehalten zu werden, damit ihnen die andern folgen können.

Cureemachen oder Genußgeben, heißet bey einer Parforcejagd, wenn man den Hirſch aufbricht, das Geſcheide von dem Geäße befreyet, den Kopf nebſt Geweih ablöſet, und alles zum Zerwirken Gehörige beſorget. S. Parforcejagd.

D.

Dachs — Ursus meles, seu Meles taxus — heißt auch Dachsbär, Gräving oder Grefing, iſt ein vierfüßiges, zur Niederjagd gehörendes Raubthier. Er iſt etwas über eine Elle lang, hat aber ſo kurze Läufte und ſo zottige Haare, daß er mit ſeinem Bauche die Erde zu berühren ſcheinet. Einige davon heißen Hunds- und andere Schweinsdachs; bey erſterm iſt der Kopf einem Hundekopfe, bey letzterm hingegen einem Schweinskopfe ähnlich; übrigens aber iſt zwiſchen beyden kein weſentlicher Unterſchied. Seine Tatzen ſind ſtark, und mit ſcharfen Klauen verſehen, auch hat er ein ſehr ſcharfes Gebiß. Er hat lange, dicke Haare, vom Farbe weiß, grau und ſchwarz gemiſcht, nemlich am Obertheile des Leibes ſchmutzig weiß, an der Kehle, Bruſt, Bauche und Beinen hingegen ſchwärzlich. Seine Stimme kömmt dem Grunzen eines Schweines nahe. Er iſt faſt überall in Europa und Aſien, doch nirgends in großer Menge anzutreffen. Er hält ſich am liebſten in dunkeln Wäldern auf, wo er ſich einen Bau in der Erde macht, den er ſehr reinlich hält. Im November und December iſt ſeine Ranzzeit, und im Februar wirft die Dächſin 3 bis 5 Junge, die ſich leicht zäh-

zähmen laßen; die Alten aber kann man nie zahm machen. Er iſt von Natur träge und mißtrauiſch, und liebt die Einſamkeit, daher er auch nur des Nachts, und zwar nicht einmal gern bey Mondenſchein, ausgehet. Seine Nahrung beſtehet aus jungen Haaſen, Kaninchen, allerley kleinen Vögeln, Mäuſen, Schlangen, Würmern, Inſekten, am liebſten aber aus Obſt, Wurzelwerk, Eicheln, Bucheckern ꝛc. Er wird ſehr fett und um Martini iſt er am fetteſten. Wenn es frieret, bleibt er in ſeinem Bau, denn er kann, ohnerachtet ſeines dicken Pelzes, keine Kälte vertragen. Den Winter bringt er größtentheils ſchlafend zu, wobey er ſich zuſammen rollet, und die Schnauze in eine Oeffnung, das Saugloch genannt, ſtecket, die er zwiſchen dem Weydloche und dem Schwanze hat. Dieſe iſt gerade ſo groß, daß die Schnauze Platz darinnen hat, ſtehet aber in keiner Verbindung mit den Eingeweiden; ſondern giebt eine klebrige übelriechende Feuchtigkeit von ſich, welche unterdeßen dem Dachſe zur Nahrung dient. Bisweilen kömmt er auch bey Thauwetter einmal aus dem Bau, um zu ſaufen. Er erreicht ein Alter von ohngefähr 12 Jahren. Der Dachs iſt eßbar, und ſein Fleiſch von einem weichlichen, ſüßlichen Geſchmacke, faſt wie Schweinefleiſch. Das Fett wird zur Arzney als Heilſalbe gebraucht, ſtreicht man es auf die bloße Haut eines Thieres, dem die Haare ausgerauft worden, ſo wachſen weiße Haare an deren Stelle; auf dieſe Art kann man den Pferden künſtliche Bläßen machen, die jedoch bey der folgenden Härung ihre natürliche Farbe wieder annehmen. Die Haut oder Schwarte gehöret zum gemeinen Pelzwerk, iſt aber Waſſerdicht, und wird daher zu Jagdtaſchen, Ranzen, Fußſäcken, Bettſäcken ꝛc., auch auf die Kummte der Pferde gebraucht. Die weydmänniſchen Redensarten vom Dachſe ſind folgende: Er hat Klauen, eine Haut, wird gehetzt, ein- und ausgerüſtet, mit Schliefern geſucht, er verhält, verklüftet, verlieret ſich. Das Weibchen heißt die Dächſin, ſeine Lagerſtätte im Bau der Keßel und das Eingangsloch des Baues, die Röhre.

Dachsbau werden die unterirdiſchen Höhlen genennet, die ſich die Dachſe zu ihren Wohnungen machen. Die Hundsdachſe machen ſich ſolche am liebſten in feſtem und felſigem Boden, und graben ſie viel tiefer und enger als die Schweinsdachſe, dagegen haben dieſe mehr Nebenlöcher, Abſätze und Ausgänge, als jene, die in der harten Erde nicht ſo gut anzubringen ſind.

Dachſenhauen nennen an einigen Orten die Jäger das Ausgraben der Dachſe, weil man Haue, oder Hacken und Schaufeln, dabey braucht.

Dachsfang, Dachsjagen, iſt die Art und Weiſe die Dachſe

zu

zu fangen. Die bequemſte Zeit dazu iſt vor Martini, da die Dachſe am fetteſten ſind. Man hat dazu verſchiedene Arten, worunter folgende die vornehmſten ſind:

1) Mit der Dachshaube. Dieſe iſt ein Netz, ſo lang und weit als ein Dreßd. Scheffelſack, nur unten ſpitzig, mit einem eiſernen Ringe verſehen, und von feſtem ſtarkem Bindfaden geſtrickt. Die Maſchen ſind, wie bey einem Haaſennetze, und oben iſt eine Zugleine, wie an einem Geldbeutel. Wenn man nun bey einem gangbaren Baue, aus der ausgeführten Erde oder Sand, ingl. aus der Färthe und andern Kennzeichen gewiß ſchließen kann, welche Röhre die gangbarſte iſt; ſo ſtopfet man die andern Röhren zu und ſtellet um Mitternacht die Haube in dieſe offene Röhre, wobey man das Garn mit ein paar dünnen Rüthchen auseinander ſperret, vor dem Eingange umherhacket, und die Zugleine an einen nahen Strauch feſt bindet. Gegen Morgen ſtreichet ein anderer mit ein paar Stöbern im Felde, und beſonders in den Rübenſtücken, herum; wenn dieſe nun den Dachs auftreiben, ſo gehet er nach ſeinem Bau, geräth aber in die Haube, die ſich, wenn er hinein gehet, von ſelbſt zuziehet; da er denn gefangen und erſchlagen wird. Dieſes iſt die leichteſte und ſicherſte Fangart, und auch da zu gebrauchen, wo der Bau ſo tief und feſt iſt, daß man den Dachs nicht wohl herausgraben kann.

2) Durch Ausgraben. Hiezu braucht man zwey gute Dachshunde, wovon einer beſtändig bey dem Dachſe bleiben muß. Dieſe läßt man in den Bau, auf welchen ſich der Jäger auf die Erde legt und den Ort genau abhöret, wo die Hunde vorliegen. Alsdenn gräbt man da ein, wo man kurz vor die Hunde zu kommen glaubt, denn der Dachs läßt ſich die Hunde nicht ganz auf den Leib kommen, daher die Röhre eingeſchlagen werden muß, und der Einſchlag ſo geräumig ſeyn, daß man ſich darinnen umkehren kann. So bald man auf die Röhren kömmt, muß man ſich gleich hinter die Hunde machen, denn wenn man dem Dachſe zu nahe auf den Hals kommt, geht er über die Hunde weg, und ſucht ſeine Zuflucht auf einem Orte des Baues, da man denn von neuem einſchlagen müßte. Eben dieſes geſchiehet, wenn die Hunde nicht recht ſcharf ſind und anhalten, da er denn ſogar nicht ſelten aus dem Baue heraus, und ſobald nicht wieder hinein gehet. Am ſchlimmſten iſt es, wenn die Hunde zu der Zeit abgehen, da man bald auf dem Dachs iſt. Dann verkluft er ſich, gräbt immer tiefer in die Erde, die er hinter ſich ſcharret, und ſich ſo verſetzt, auch ganz ſtille ſitzet, daß ihn die Hunde ſelten wieder finden; denn der ganze Bau iſt von dem Dachsgeruche voll,

daß alſo die Hunde die Färthe mit der Naſe nicht unterſcheiden, ſondern den Dachs bloß mit den Augen finden können. Wenn man auf dem Dachs iſt, ſo faßt man ihn mit einer Zange feſt bey der Schnauze, und ſchlägt ihn tod, will man ihn aber lebendig haben, ſo fängt man ihn bloß bey dem Unterkiefer; denn faßte man ihn bey den Oberkiefer und die Naſe zugleich mit, ſo ſtürbe er augenblicklich. Hat man nun den Dachs aus dem Baue, ſo muß man Holz quer über die Röhren legen, und dieſe zudecken, damit das Erdreich nicht zu ſehr in die Röhren laufe, dann wirft man das Erdreich wieder oben darauf; ſo bleibt der Bau gut. Ohne dieſe Vorſicht würde er verfallen, und weder Dachſe noch Füchſe würden weiter einkriechen.

3) Durch Schlagbäume, die man im Herbſte vor die meiſten und gangbarſten Röhren der Dachsbaue ſtellet, damit der Dachs beym Ein- oder Ausgange, die Zunge wegſtoße, und vom fallenden Baume erſchlagen werde. S. Schlagbaum.

4) Mit dem Tellereiſen, das man vor die Röhren legt, in die Erde einhauet, und wieder mit leichter Erde und Laube bedecket. Es darf aber nicht verwittert, ſondern nur mit Fichten- oder Tannenſpitzen, Eichen- oder Haſellaube, berieben werden. Man muß das Eiſen an einer Kette befeſtigen, die zwar etwas in den Bau, aber nicht zu weit hinein reichet, damit er mit dem Eiſen nicht ſo tief in den Bau krieche, daß man ihn ausgraben müßte. Er wird das Eiſen gemeiniglich gewahr und geht dann nicht gern aus dem Bau, wenn man aber alle Nebenröhren zumacht, das Eiſen in die gangbarſte Röhre legt und liegen läßt, ſo muß er doch endlich einmal heraus, wenn er nicht im Baue verhungern oder verdurſten will. Auf gleiche Weiſe kann man ſie auch in Schlingen fangen, oder mit Selbſtſchüßen tödten. Nicht weniger kann man ihn auch des Nachts, wenn er ſeiner Nahrung nachgehet, mit ſtarken Bauer- und beſonders Hirtenhunden hetzen, die ihn ſehr bald einholen; aber wenn derer nicht mehrere beyſammen ſind, oft nicht überwältigen; dahero man ihnen, gehörig bewaffnet, zu Hülfe kommen muß. Dieſe Jagd geſchiehet ſehr oft, unbefugter Weiſe, von Hirten und Schäfern.

Dachshund, Dachsfinder, Dachskriecher, Dachsſchlieffer, iſt eine Art auf die Dachſe abgerichteter kleiner Hunde, die man zum Fange derſelben braucht. Sie ſind niedrig, lang und ſchmal vom Leibe, haben niedrige, und vorn gemeiniglich krumme Füße. Der Farbe nach ſind ſie gemeiniglich ſchwarz, dunkelroth, braun, oder auch gelb, allezeit aber mit braunen Extremitäten, d. h. braune Pfoten, Schnauze, und dergl. Ringel um die Augen. Dabey ſind ſie glatt und kurz von Haaren. Man hat noch eine Art mit

mit geraden Schenkeln, die aber ſtockhärig ſind, wie die Waſſerhunde. Dieſe ſind beßer zur Jagd über der Erde zu gebrauchen, denn wegen ihrer höhern Beine laufen ſie beßer, das Kriechen hingegen wird ihnen ſaurer, mithin halten ſie dabey auch nicht ſo lange aus. Jene hingegen lieben das Kriechen weit mehr und ſind ihrer Bauart nach dazu ſchon geſchickter als zur Jagd über der Erde, auch ſind ſie im Bau unermüdet, ſo lange ſie nur etwas darinnen merken, und gehen eben ſo ſcharf auf Füchſe und Kaninchen ꝛc. als auf Dachſe. Wenn eine Hündin ¾ Jahr oder ein Hund 1 Jahr alt iſt, müßen ſie abgerichtet werden. Dieſes bewirket man dergeſtalt, daß, wenn man einen Dachs ausgraben will, man den jungen Hund mitnimmt und ihn durch Hetzen und Zureden beweget, mit dem Alten in den Bau zu kriechen, wozu er ſich um deſto williger finden läßt, wenn er den Alten in der Röhre anſchlagen höret. Um ihn nun hitziger zu machen, bricht man dem lebendig ausgegrabenen Dachſe die Fänge aus, damit er den jungen Hund nicht beißen könne, und läßt ihn in eine, zu dem Ende bereitete Röhre von Brettern, mit Erde überſchüttet, laufen, worauf man den jungen Hund nachhetzet, und wenn der Dachs gefangen und getödtet iſt, giebt man von ſeinem Schweiße dem jungen Hunde etwas aufs Brod geſtrichen, um ihn genoßen, d. h. auf den Dachs begierig zu machen. Der Dachshund iſt auch vortrefflich zum Stöbern im Holze, auf Haaſen, Füchſe und Rehe, zu gebrauchen, daher er gewöhnlich ſo lange auf der Färthe anhält, bis er das Wild zum Schuße bringet. Auch jaget er nie ſcharf, daher fürchtet ſich das Wild nicht für ihm, und verläßt das Revier nicht ſo leicht, als wenn es ſcharfe Jagd- oder gar Windhunde hinter ſich hat.

Dämpfen, Eindämpfen, Verhalten, oder finſter machen, wird geſagt, wenn die Jäger Vögel auswintern, oder auch erſt im Frühlinge dergleichen fangen, welche ſie auf den Vogelheerd, als Sing- Lock- oder Pfeifvögel, brauchen wollen, und dergleichen Vögel in dieſer Rückſicht, wenn ſie anfangen zu pfeiffen, entweder in eine finſtere Kammer, oder in beſonders dazu verfertigte Kaſten ſtecken, damit ſie mit ihrem Geſange ſo lange ſchweigen, bis ſie zur Zeit des Vogelfanges wieder ans Licht und auf den Vogelheerd kommen, um alsdenn deſto ſtärker zu pfeiffen, oder zu ſingen.

Däniſcher, oder großer däniſcher Hund, hat völlig die Geſtalt, wie der Schäfer- und Bauerhund, nur eine etwas dickere Schnautze und meiſtens eine fahle, graue und ſchwarze Farbe.

Däniſche Tücher, oder Mitteltücher gehören zu einem vollſtändigen Jagdzeuge und werden mit beym Hauptjagen gebraucht. Sie haben oben entweder eine Maſche hoch Gemäſche und

und unten Rincken, oder auch oben und unten Rincken, ſtellen aber nur 3½ Elle bis 4 Ellen in die Höhe, ohngeachtet ſie, wie die hohen Tücher, 150 Schritte lang ſind. Sie werden theils in weitern Kreiſen, theils zu Abjagungsflügeln und Läuften gebraucht. Zum Dammhirſch und Saujagen ſind ſie vollkommen hinreichend.

Damwild — Cervus Dama — wovon das Männchen Damhirſch, Tannhirſch, Dannhirſch, Dämlein, Damling, Dambock, Dämmhirſch, wilder Rehbock, das Weibchen aber Damthier, Damwild, und Damgeiß genannt wird, gehört nach dem Linne'ſchen Naturſyſteme in die fünfte Ordnung unter die wiederkauenden Thiere zur Hirſchgattung, in welcher es eine eigene Art ausmacht, und wird zur hohen Jagd gerechnet. Die Kennzeichen dieſer Art beſtehen darinnen, daß das Gewehhe des männlichen Geſchlechts zuſammengedrückt, mit den Enden zurückgekrümmt, an der Spitze breitzakkig oder ſchaufelförmig, und die Blume ziemlich lang iſt. In der Rangordnung unſerer Jagdthiere nimmt der Damhirſch, wegen ſeines Anſehens und ſeiner Nutzbarkeit, die zweyte Stelle ein. Auch in Anſehung der Größe hält er das Mittel zwiſchen dem Rothhirſche und dem Rehbocke, iſt faſt fünf Fuß lang und drey Fuß hoch. Die Schwere des Körpers hält ſich zwiſchen 250 bis 300 Pfund. Der Leib iſt verhältnißmäßig ſtärker als am erſtern, die Läufe aber kürzer und dünner, die Ohren nicht ſo lang, die Blume aber weit länger. Uebrigens haben alle Theile, das Gehörn ausgenommen, einerley Lage, Geſtalt und Verhältniß. Die alten Hirſche werfen im May, die Spieſer aber im Junius ihr Geweyh ab, und erſetzen es eben ſo mit rauhen Baſt wieder, wie der Edelhirſch, ſo daß es im Anfange des Septembers vereckt iſt und geſchlagen wird. Es hat auch eben die Beſtandtheile und ſproßt ebenfalls auf dem Roſenſtocke als ein weicher Kolben hervor, der ſich nach und nach in die Länge und Breite vergrößert; allein es iſt weit dünner, platter, dehnt ſich mehr in die Breite, und iſt nach dem Verhältniß mit mehr Enden beſetzt, die nach innen gekrümmt ſind, und endigt ſich mit einer langen und breiten, oft 2 Hände breiten Krone. Bey den alten ſind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit 30 bis 40 Enden verſehen, die aber weder ſo hoch noch lang ſind, als beym Rothhirſche, ſondern vielmehr Ausſchnitten gleichen, daher man den Damhirſch auch nicht nach der Anzahl der Enden anſpricht. Je beßer der Hirſch iſt, deſto beßer bildet er ſeine Schaufeln und Enden aus, und es ziert dies Gehörn den Damhirſch ungemein. Das Weibchen iſt ohne dieſe Kopfzierde und wie beym Rothwild, kleiner, leichter, ſchwächer, und hat nicht das empfehlende Anſehen. Die gewöhnliche Farbe beyder Geſchlechter, iſt im Sommer glänzend rothbraun, mit weißen kleinen

Flecken über den Rücken, die Keulen und Schultern; von dem Blatte geht horizontal ein weißer zwey Finger breiter Streifen bis an die Keulen, wo er ſich in einem Winkel etwas herabſenkt und dann bis an die Blume hinläuft; neben der Blume ſteht noch auf jeder Seite neben dem weißen Streifen ein gleichlaufender ſchwarzer; dieſer iſt oben ſchwarz unten weiß; die Stirn bis zur Naſe, und der Oberhals ſind ſchwarzbraun; letzterer an den Seiten heller; die Seiten unter der Einfaßung, ſo wie die Außenſeite der Läufe, hellgelblich; der Untertheil des Halſes, Bruſt und Bauch, ſo wie die inwendige Seite der Beine, weiß. So ſehen ſie bis zum November aus. Im Winter aber, wo ſich die Haut mit grauen und dunkelbraunen Haaren verdichtet, verſchwinden alle Flecken und Einfaßungen, und von erſtern ſieht man nur noch auf den Keulen eine kleine Spur, denn die graue Farbe legt ſich auf die hellen und die dunkelbraune auf die dunkeln Sommerhaare. Dieß Winterkleid dauert bis im Junius, wo ſich dieſe Thiere verfärben. Außerdem giebt es auch weißes, iſabellfarbenes u. ſchwarzes Damwild, das aber wie alle Varietäten ſeltener iſt, als das gewöhnliche, doch nicht ſo ſelten als bey dem Roth- und Rehwild; da ſich dieſe Wildart bey uns, als bloß naturaliſirt, in einem zähmern und alſo variablern Zuſtande befindet, als jenes. Eben ſo giebt es, wiewohl ſehr ſelten, weiß und roth- und weiß, und ſchwarzgefleckte Damwild, auch graues, braunes und ſchwärzliches. Von Natur iſt der Damhirſch, ohngeachtet ſeines ſchweren Körpers, flüchtig, dauert aber nicht ſo lange aus, wie der Rothhirſch, er iſt auch munter, und macht allerhand luſtige Sprünge. So furchtſam und geduldig er ſich in ſeinem gezähmten Zuſtande beweißt, ſo muthig und tapfer beweißt er ſich in der Wildniß, und ſtreitet oft um eine Gattin oder einen Weideplatz mehrere Stunden lang. Zur Brunftzeit kämpfen immer Hirſche von einerley Alter mit einander, bey der Kirrung und Winterfütterung aber, ohne Unterſchied des Alters, und drey und vierjährige fordern oft ältere, aber ſchwächere, heraus. Zu eben dieſer Zeit, mehr noch, wenn die Brunft bald vorüber iſt, ſchreyet er, wie der Rothhirſch, nur weniger ſtark. Ohnerachtet man jetzt den Damhirſch faſt in ganz Deutſchland, wo ebene Waldungen ſind, antrifft, ſo ſcheint er doch kein urſprüngliches deutſches Thier zu ſeyn, ſondern eigentlich in die wärmern europäiſchen Länder, nach Italien, Frankreich, Spanien zu Hauſe zu gehören; dann findet man ihn wieder in Paläſtina, Perſien, China bis an die kalte Tatarey. In gemäßigten und warmen Gegenden hält er gut aus, in kalten aber, wie Schweden u. a., will er in der Freyheit nicht wohl fort. Sie lieben zu ihrem Aufenthalte kleine Hügel, die mit ſchmalen Thälern abwechſeln; gehen aber nicht in die

Brücher, wie das Roth- und Rehwild. Schwarzholz-Waldungen ſcheinen ſie den Laubholzwaldungen vorzuziehen. Sie verändern ihren Stand nicht ſo leicht und weit, als die Rothhirſche. Vom März bis in Auguſt ſuchen ſie Dickungen auf, um ſich vorzüglich vor den ſie plagenden Inſekten zu ſchützen. Sie leben geſellig, verſammeln ſich in ſtarken Rudeln und pflegen ſich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirſche machen ſich nach der Brunft in Rudel zuſammen, und leiden eher als die Rothhirſche, junge Damhirſche und Thiere unter ſich. Dieſe ſondern ſich aber meiſt von ſelbſt wieder ab, und es hält ſich dann das Damwild mit den jungen Hirſchen zuſammen. Das Damwild äſet ſich vorzüglich von dürr erwachſenen Kräutern im Walde oder auf den nahgelegenen Brachäckern und Triften; fettes und feuchtes Gras und Getraide liebt es nicht ſo ſehr, wie das Edelwild. Es macht auch nicht ſo weite Wechſel nach dem Geäſe. Im Sommer genießt es gern Laub, und im Winter ſchält es gern die jungen Bäume ab; dann geht es auch auf die jungen Schläge und frißt, wo es nicht gefüttert wird, was es findet, und thut dadurch am jungen Anfluge und Aufſchlage beträchtlichen Schaden. Iſt Eichelmaſt vorhanden, ſo zieht es dieſe allen andern vor. Herr Graf v. Sponeck ſagt, das Damwild liebt außer dem gewöhnlichen Geäſe des Rothwildes noch vorzüglich im Frühjahr — die jungen Triebe der Kiefer, glatten Ulme, Sumpfheide, wilde Johannisbeere, der Roſenarten, Maasliében, Schafgarbe, Wieſengreſſe und des Ehrenpreißes; im Sommer — Thymian, Doſten, Sophien-Ranke, Bocksbart, Wegſenf, Hartheu, Goldruthe und Riehgras; im Herbſte — die Frucht der Roßkaſtanien, und im Winter — die Knospen der niedern Weide. Im September iſt die Feiſtzeit des Damhirſches und er tritt daher in der Mitte des Octobers oder zu Anfang des Novembers auf die Brunft, die kaum einen Monat dauert. Die älteſten, nicht aber die ſtärkſten, machen allezeit den Anfang, und genießen dabey eines allgemein anerkannten Vorzugs, den ihnen die ſtärkern Jungen gar nicht ſtreitig machen. Es begegnen ſich daher auch nur blos Damhirſche von einerley Alter auf den Brunftgängen, und kämpfen mit einander, wobey ſie ſich oft tödliche Wunden beybringen. Der Ueberwundene weicht dem Sieger, während der ganzen Brunftzeit, von weitem aus. Die Brunft beginnt damit, daß ſich die alten Hirſche trennen, zu dem Wild-Rudel begeben, und ſich mit einigen von ihnen abſondern. Dieſe ergeben ſich nicht gleich, ſondern er muß ſie etliche Tage erſt herumtreiben, alsdann ergiebt ſich gewöhnlich das älteſte, und ſo giebt er ſich mit einem nach dem andern ab, bis er endlich erſchöpft iſt. Dieß dauert etwa acht Tage. Dieſen Zeitpunkt kündigt er gewöhnlich durch Schreyen an. Von der

Saamenfeuchtigkeit färben ſich, ſo wie am Rothhirſche, die Haare am Unterleibe, ja ſogar an der Naſe und Stirn, weil er oft da zu lecken pflegt, und dieſe Zeichen bleiben auch bey weißen Damhirſchen bis zur nächſten Verfärbung. So ſehr, wie den Edelhirſch, ſchwächt dieſen die Brunſt nicht, und er erholt ſich alſo nach derſelben bald wieder, und wird feiſt. Nach acht Monaten oder im Junius und Julius, ſetzen die Thiere eines, ſelten zwey Kälber (Tannkützel) an verborgenen Orten in Dickungen, oder im langen Graſe. Dieſe bleiben zwey Tage liegen, alsdann laufen ſie vor oder neben der Mutter her, wenn dieſe weggeht. Nur bleiben ſie in den erſten vier Wochen im Buſche liegen, wenn dieſe ins Feld auf die Aeſung zieht; ſie ruft ſie beym Rückgange mit einem lauten Gluckſen, und ſie antworten mit einem feinen Rufe. Gewöhnlich ſaugen ſie bis zur Brunft, doch fangen ſie nach derſelben auch wohl wieder an, und genießen die Muttermilch bis die Quelle von ſelbſt verſiegt, ja an gelten Thieren ſieht man oft noch Spieſer ſaugen. Wenn die Kälber nicht mehr trinken, ſo heißen die männlichen junge Hirſche, die weiblichen aber Schmalthiere. Im März ſetzt der junge Hirſch die Spieſe auf. Die Schmalthiere brunften, wenn ſie fünf Vierteljahr alt ſind, oft aber auch erſt das Jahr darauf, wenn ſie über zwey Jahre alt ſind; letzteres ſind mehrentheils ſpät geſetzte Wildkälber. Im zweyten Jahre ſetzt der junge Damhirſch ein Gehörn von ſechs bis zehn Enden auf, und heißt ein angehender Schaufler, im dritten Jahre fangen die Stangen oben an, ſich auszubreiten, und er erhält einige Enden nach hinten zu, auch einige Enden rückwärts über dem Eißſprüſſel. Er heißt alsdann ein dreyjähriger, in der Folge ein vierjähriger, fünfjähriger, ſechsjähriger Schaufler, nach dem ſiebenten Jahre, wenn er ſeine vollkommene Größe und Gehörn hat, ein alter Capital-Schaufler, oder ein rechter guter Schaufelhirſch. Krankheiten und Feinde ſind gerade wie beym Rothwild. Im Jahre 1765 fielen in einem gewißen Amte 300 Stück an einer Seuche, welche die Eckern verurſacht haben ſollten. Das Rindvieh, das den Aeßern des Damwildprets nahe kam, krepierte ebenfalls. Die folgenden Jägerbeobachtungen ſind meiſt vom Hrn. Reichsgrafen von Mellin. 1) Da ſich das Damwild gern im Walde äßet, nicht weit davon auf die Feldtrifften, aber allezeit wieder in das Gehölz zurückgeht, ſo ſcheint es recht dazu geeignet, kleine Forſte durch ſeine Gegenwart zu beleben. In einem Kiefer- oder Fichten-Revier von 1000 Waldmorgen können 100 Stück mit Zuwachs, wenn keine Viehtrifft da iſt, ohne dem Holze nachtheilig zu ſeyn, gehalten werden, wenn nur im Winter Holz gefällt wird, daß ſie die Abfälle genießen können, und ihre ſonſtige Heufütterung da iſt. Bey Beſetzung eines ſolchen iſolirten Reviers ſind eini-

ge Vorſichtigkeitsregeln nöthig, weil ſie nicht leicht bleiben, wenn man ſie in fremden Gegenden eingefangen hat, und hier ſogleich wieder ausſetzt. Die ſchicklichſte Zeit iſt der Winter, und man umzäunt dazu eine Dickung mit einem ſechs Fuß hohen Zaune. In derſelben ſteht die Heuſcheune, an welcher ſie inwendig mit Heu und dann mit Maſt von Eichen, Buchen und wilden Kaſtanien gefüttert werden. Bey tiefem Schnee nimmt man einige Fächer aus dem Zaun und läßt das Wildpret aus, füttert es alsdann auf beyden Seiten des Heuſchoppens. Es wird ſich dann, ſo lange der Winter dauert, da einfinden, nach und nach an die Gegend gewöhnen, und ſo da bleiben. Wegen ſeiner Schönheit und Nutzbarkeit, iſt es auch für Thiergärten ein vortreffliches Wildpret, und man kann auf einem Morgen immer ein Stück rechnen. 2) Da eine acht- oder vierzehntägige frühere Geburt auf das Kalb und in der Folge auf den Hirſch den größten Einfluß hat, ſo muß man Hirſche und Thiere, die früh beſchlagen und früh ſetzen, in einem Reviere möglichſt ſchonen. Denn das Hirſchkalb ſetzt frühere Spieſe auf, bekommt nachher ſtärkere Schaufeln und tritt, ſo lange es lebt, einige Wochen eher auf die Brunft; und das Wildkalb wird gleich nach den erſten fünfviertel Jahren befruchtet, und bringt immer frühe Kälber. 3) In der Brunft zeigen ſie eine eben ſo ſtarke Erhitzung der Lebensgeiſter und daraus erfolgende längere Lebensdauer als der Rothhirſch. Herr Reichsgraf v. Mellin ſchoß einen Damſpieſer, daß er 50 Schritte nach dem Anſchuße ſtürzte, fieng ihn ab, und er ſprang, da er ihn herumwendete, wieder auf, ſetzte durch ein Dickig und ſchwamm noch über 500 Schritte weit in einem See fort, ehe er umſchlug und verendete. 4) Von der bekannten Antipathie zwiſchen Roth- und Damhirſchen iſt nur ſo viel gegründet, daß jene ſich nicht gern an den Stellen äſen, wo dieſe ſchon geweſen ſind und vorzüglich ihren Unrath zurückgelaßen haben. Daß ſie aber in einem Thiergarten beyſammen von Kräften abnehmen und hektiſch würden, wenn ſie mit dieſen in Geſellſchaft wären, iſt um ſo weniger wahr, da ja die Damhirſche allezeit warten müßen, bis jene geſättigt ſind, ehe ſie ſich auf den gemeinſchaftlichen Fütterungsplatze einfinden dürfen. 5) Hr. Reichsgraf von Mellin ließ einem Damhirſche, nachdem er geſchlagen hatte, das Gehörn über dem Roſenſtocke abſägen. Der Hirſch brunftete, und beſchlug das Thier, das blieb aber gelte. Dieſe Operation wurde drey Jahre hinter einander mit gleichem Erfolge wiederholt. Nun ließ er dem Hirſche das Geweyhe. Das beſchlagene Thier wurde tragend und ſetzte im folgenden Sommer ein Hirſchkalb. Hierdurch wird die Verwandſchaft der Säfte, die das Gehörn bilden und die Saamenfeuchtigkeit ausmachen, mehr als zu einleuchtend. Die Färthe hat im Gange, Trabe

und in der Flucht, die größte Aehnlichkeit mit der Hirſchfärthe. Ein alter Schaufler macht ſeine Spur ſo ſtark und breit, wie ein Rothhirſch von 6 Enden, und das alte Damthier läßt ſich wie ein Schmalthier ſpuren. Doch ſind bey aller Aehnlichkeit die Färthen der Damhirſche kürzer gefaßt, die Wände der äußerſten Seite der Ballen flächer und eröffneter, faſt wie bey den Ziegen. Alle Arten der Jagden, die auf den Rothhirſch gemacht werden, ſind auch auf den Damhirſch gewöhnlich. Der Nutzen erſtreckt ſich eben ſo auf alle Theile des Körpers wie beym Edelhirſche. Das Wildpret iſt zärter und mit mehr Feiſt durchwachſen, als an jenem; Spieſer und Schmalthiere geben vortreffliche Braten, beſonders delikat aber ſind die ſaugenden Kälber. Die Häute ſind nicht ſo ſtark, geben aber feinere Beinkleider u. Handſchuhe. Der Talg iſt ebenfalls vorzüglicher. In Anſehung der übrigen Theile iſt die Benutzung dieſelbe, wie bey dem Rothwild. In Sardinien werden die Geweyhe, die von beträchtlicher Größe ſind, in Waſſer geweicht, und beym Tanz als Schuhſohlen gebraucht, um den Schall der muſikaliſchen Inſtrumente zu verſtärken. Der Schaden, den ſie am jungen Holze und an Saatfeldern anrichten, iſt wie beym Edelhirſch; doch beſchuldigt man ſie, daß ſie am Holze noch ſchädlicher wären, als jene, da ſie leckerer ſind, und nicht mit ſo groben Nahrungsmitteln vorlieb nehmen. Die Jägerſprache iſt gerade wie beym Rothwild, nur beym Gehörn einige Abänderungen, die aber auch oben ſchon angegeben ſind. Den Rücken pflegt man auch den Federrücken zu nennen.

Decke heißt auch in manchen Ländern die Haut der Thiere.

Decket ruft derjenige Lerchenſtreicher, welcher, wenn des Nachts mit den Stangen oder dem Nachtgarne geſtrichen wird, hinten nach gehet, ſo bald er etwas unter dem Garne bemerkt, damit die Garnträger das Garn ſogleich niederlaßen, um den Fang zu machen.

Decknetze ſind Netze, die man zum Fange der Lerchen, Wachteln, Rebhühner ꝛc. gebraucht. Man ſtrickt ſie entweder mit gleichſeitigen oder länglich viereckigten und rautenförmigen Maſchen, jede zwey Zoll weit, aus nicht zu ſtarken, aber doppelt gezwirnten Fäden. Ihre Länge darf nicht unten 20 und nicht über 45 Ellen und ihre Höhe nicht unter 8 und nicht über 12 Ellen betragen. Ein ſolches Netz läßt man oben mit einer, eines kleinen Fingers ſtarken, Schnur herabhängen, und knüpfet man an den beyden ſchmalen Seiten, von Elle zu Elle, andere Schnürchen an, um zwey Stangen durchzuſtecken, an welchen es von eben ſo viel Perſonen getragen wird.

Deputat heißt bey der Jagd ſo viel, als eine beſtimmte Anzahl

zahl von dieſer oder jener Art von Wildpret, die an gewiße Perſonen, oder auch auf gewiße Güther, jährlich geliefert wird. Dieſe werden in Sachſen auf folgende Arten erlanget. 1) Bekommen manche in königlichen Dienſten ſtehende Perſonen. 2) Güther, gegen Ueberlaßung der Jagden, oder auch wegen des ihnen zugefügten Wildſchadens, dergleichen Deputate, oder es ſind 3) Gnadendeputate, die auf beſondern Specialbefehl an gewiße Perſonen auf ihre Lebenszeit gereicht werden. Dieſe hören mit dem Tode derer, die ſie genießen, auf, die erſten bekömmt allezeit derjenige, der die Stelle, welcher das Deputat gereichet wird, bekleidet, und die andern bleiben unabänderlich dem Beſitzer des Guthes, dem das Deputat verliehen iſt. Die Lieferung deßelben ſoll nach den königl. ſächſiſ. Geſetzen einem jeden an Wild, Bachen, Reben und dergleichen nach dem Buchſtaben der Jagdſchiede erfolgen. S. Befehl v. 5. Jul. 1712. C. A. II. S. 603, und Reſcr. gr. vom 23. April 1612. T. Rentſach. §. 33. C. A. I. S. 191. Nach dem Gen. die Ablieferung der Wildpretsdeputate, betreffend vom 24. Jul. 1787. ſollen alle Vaſallen und Unterthanen, die theils gegen Ueberlaßung der Jagden, theils Wildſchadens halber, theils auch in verſchiedenen andern Abſichten, Wildpretsdeputate zu fordern haben, oder denen künftig noch dergleichen bewilliget werden dürften, deren Ablieferung bey der Behörde, gehörig in Erinnerung bringen, oder bey deren Unterlaßung zu gewarten haben, daß wenn ſie drey Jahre hindurch ſolches verſäumet, das, über drey Jahr rückſtändige Deputat nicht gereichet, vielmehr dieſelben deßen verluſtig geachtet werden ſollen. Da es ſich doch des geſchehenen Angebens ungeachtet ereignen kann, daß die Ablieferung des verlangten Wildprets-Deputats nicht ſofort möglich zu machen iſt, ſo ſind zu diesfalſiger Sicherſtellung der Wildpretsempfänger die Oberforſt- und Wildmeiſter angewieſen, daß ſie denen, der zu erhaltenden Wildpretsdeputate halber ſich meldenden Vaſallen und Unterthanen, wenn dieſe ihnen nicht ſo fort abgeliefert werden können, einen Schein über das geſchehene Anmelden und die nicht erfolgte Ablieferung ſowohl, als deren Verhinderungsurſachen unentgeldlich ausſtellen ſollen. Auch wurden in dem Mand. die Schonung der Jagden auf gewiße Zeit betreffend, vom 30. Jul. 1763. S. C. A. I. S. 1503 und C. ad. 1 ebend. Seite 97 befohlen, daß die (wegen des ſiebenjährigen Krieges außen gebliebenen) Wildpretsdeputate vom 1. Jan. 1764 wieder richtig verabfolget werden, die bis dahin aufgewachſenen Reſte aber wegfallen ſollten.

Dickigt iſt ein mit viel und dicken Sträuchern und Gebüſchen bewachſener Ort, der dem Wilde zum Aufenthalte und Schutz wider die Anfälle der Raubthiere, Hunde, und nicht

zur Jagd berechtigter Menſchen, dienet.

Dickmaaß iſt das Baſt oder rauhe Häutchen an dem Gehörne eines Hirſches, oder Rehbocks, das von demſelben in die Höhe ſchießet.

Diſtelfink oder Stieglitz, Stichlitz, Fiſtelfink, Stechlitz, gemeiner Stieglitz, Goldfink, Diſtelvogel, Rothvogel, Jupitersfink, Klatter, Truns und Stachlick — Fringilla Carduelis — gehört mit dem gemeinen Finken zu einer Gattung, wo er eine Art ausmacht, deren Kennzeichen ſind: Die Schwungfedern ſind vorwärts ſchön gelb; die zwey äußern Schwanzfedern in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß. Dieſer ſchöne Vogel iſt faſt ſo groß als ein Hänfling, fünf und drey Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz zwey Zoll und der Schnabel einen halben Zoll einnimmt. Der Schnabel iſt ſehr ſpitzig, an den Seiten etwas gedrückt, weißlich mit einer hornfarbigen Spitze; der Augenſtern nußbraun; die Füße ſind bräunlich; die Schienbeine ſechs Linien hoch. Der Vorderkopf iſt hoch ſcharlachroth; eine gleichfarbige breite Einfaſſung umgiebt die Wurzel des Schnabels; Halfter und Zügel ſind ſchwarz; der Scheitel ſchwarz, in einen Streifen ſich verlierend, der ſich zu beyden Seiten über den Hintertheil des Kopfs nach dem Halſe hinabzieht; hinter dieſem ſchwarzen Genick ein weißlicher Fleck; die Wangen in Verbindung mit dem Vorderhalſe weiß; der Hinterhals und Rücken ſchön braun; der Steiß weißlich mit bräunlichem Anſtriche, die längern Federn ſchwarz; die beyden Seiten der Bruſt und die Weichen hellbraun; die Mitte der Bruſt, der Bauch und After weißlich, manche Federn mit einem bräunlichen Anſtriche; die Schenkel graulich; die Schwungfedern ſammtſchwarz mit weißen Endpunkten, die bey den Alten kleiner, bey den Jüngern aber größer ſind, und zuweilen an den beyden erſten Federn fehlen; die Mitte an der äußern Fahne mit einer zolllangen goldgelben Kante, welche in Vereinigung mit den goldgelben Spitzen der hintern großen Deckfedern einen ſchönen Spiegel bildet; die Deckfedern übrigens ſchwarz; der Schwanz ein wenig geſpalten, ſchwarz, die zwey, auch zuweilen drey erſten Schwanzfedern in der Mitte der innern Fahne mit einem weißen Fleck, die übrigen mit weißen Spitzen, zuweilen iſt auch wohl die dritte an den Seiten ganz ſchwarz. Das Weibchen iſt etwas kleiner, nicht ſo breit und ſchön roth um den Schnabel herum; die Halfter bräunlich; die Wangen mit hellbraun vermiſcht; die kleinen Deckfedern der Flügel braun; der Rücken dunkelbrauner. Uebrigens giebt die Größe und Anzahl der Punkte an den Flügelfedern kein Unterſcheidungsmerkmal für das männliche und weibliche Geſchlecht ab. Auch iſt der Unterſchied unter großen und kleinen Stieglitzen, wovon

man jene in manchen Gegenden Tannenſtieglitze, weil ſie in Schwarzwäldern ſich aufhalten ſollen, und dieſe Gartenſtieglitze nennt, weil ſie bloß in Gärten ausgebrütet werden ſollen, nicht weſentlich, ſondern es giebt große Gartenſtieglitze und kleine Tannenſtieglitze, und der Unterſchied beruht, wie bey andern Vögeln, bloß auf den häufigen Nahrungsmitteln, und darin, daß die großen aus früher gelegten Eyern, und die kleinern aus ſpäter gelegten, herkommen; daher die Vogelſteller aus einem Neſte große und kleine Stieglitze aufziehen. Das ſicherſte Kennzeichen des Weibchens iſt und bleibt an den braunen kleinen Deckfedern der Flügel, die von der Schulter an, wenigſtens bis in die Mitte, nach den Flügelgelenken zulaufen; die Männchen hingegen ſind an dieſer Stelle allezeit ſchwarz, auch iſt der Zügel oder die ſchmale Einfaßung um den Schnabel herum allezeit an dem Männchen ſchwarz, am Weibchen aber weißlich und bräunlich. Varietäten: 1) Der weiße Diſtelfink. Entweder rein weiß, odermit durchſchimmernden Hauptfarben. 2) Der ſchwarze Diſtelfink. Sehr ſelten im Freyen. 3) Der gelbbrüſtige Diſtelfink. Die Seiten der Bruſt ſind gelb, der Umkreiß um den Schnabel und die Schwung- u. Schwanzfedern weniger dunkelſchwarz. 4) Der gelbſtirnige Diſtelfink. Die rothe Einfaßung des Schnabels iſt ſchwefelgelb. 5) Der ſchwarzköpfige Diſtelfink. Kopf, Kehle und Hals ſind ſchwarz. Es wurde einmal in Schwaben ein ganz Neſt voll Junge ſo gefunden. 6) Der bunte Diſtelfink. Vorzüglich der Unterleib weiß. 7) Der weißliche Diſtelfink. Der Leib weißlich, mit rother Farbe am Kopfe und graubraunen Flügeln und Schwanze. So fallen oft Baſtarde von Stieglitzen und Canarienweibchen aus. Die Diſtelfinken ſind muntere und geſchäftige Vögel. Sie fliegen ſehr ſchnell, gehen aber deſto ſchlechter, ob ſie gleich ſehr geſchickt an den Zweigen der Bäume und andern Gewächſen herumklettern können. Ihre Lockſtimme iſt Ziflit und Dahihä! und ihr Geſang ſehr abwechſelnd und angenehm, daher ſie auch unter die vorzüglichen Stubenvögel gerechnet werden. Sie lernen ſogar jung aufgezogen die Lieder anderer Vögel nachpfeifen. Das Vaterland dieſes Vogels iſt ganz Europa und Sibirien. Den Sommer über ſind ſie in Gärten, in Vor- und Feldhölzern und in ſolchen Waldungen anzutreffen, wo Aecker, Wieſen und Waldungen mit einander abwechſeln, und wo beſonders ſteinige Hügel ſind, wo ihre Hauptnahrungsmittel, die Kletten und Diſteln, wachſen. Sie ſind mehr Stand- als Strichvögel, denn nur ſehr hoher Schnee kann ſie ganz aus ihrer Heymath treiben. Sie ſtreichen nur in kleinen Flügen von höchſtens zehn bis zwölf Stück. Ihre Nahrung ſuchen ſie in allerhand kleinen Sämereyen, als Wegbreit- Habichtskraut- Kletten- Kohl- Rüben- Kanarien-

rien = Diſtel = und Erlenſaamen, Lein, Leindotter ꝛc. Wenn im Winter davon wenig übrig bleibt, ſondern alles vom Froſt ausfällt, ſo müßen ſie die Sämereyen im Frühjahr auf der Erde aufſuchen und weit herum ſtreifen, ehe ſie etwas finden. Sie freßen auch Blütenkätzchen, z. B. von den Fichten. In der Stube erhält man ſie mit Mohn und Hanf. Sie niſten am liebſten in den Gärten, in den Apfel = u. Birn= bäumen, und zwar in zweigigen Kronen. Ihr Neſt iſt faſt ſo ſchön wie ein Finkenneſt gebauet, auswendig mit zartem Moos, Leberkraut, Flechten, zarten Faſern und Wurzeln, und inwendig mit Wolle, Haaren und Gewächswolle, ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 blaßgrüne, blaßroth und ſchwarzroth gefleckte und geſtrichelte Eyer. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert. Sie ſind vor dem erſten Mauſern auf dem Kopfe grau und heißen bey den Vogelſtellern Grauköpfe. Wenn man die männlichen Jungen bloß aus dem Neſte nehmen will, ſo muß man diejenigen ausſuchen, welche keinen weißen Ring um die Schnabelwurzel haben, auch von Farbe weder zu dunkel, noch zu hell ſind. Es gehört freylich dazu Erfahrung. Sie werden mit Mohn und Semmeln, in Milch oder Waſſer geweicht, aufgezogen. Alte Vögel machen des Jahrs zwey Gehecke. Der Sperber fängt ihrer, beſonders im Winter, viel. Mit der Flinte ſind ſie leicht zu ſchießen, da ſie nicht ſcheu ſind. Mit Lockvögeln fängt man ſie auf Lockbüſchen und den Finkenheerden. Wo ſie ſtehen, bindet man im Winter auf einen kleinen Baum einen Büſchel Diſtelköpfe und beſteckt ſie mit Leimruthen. Da er klein iſt und nicht häufig gefangen wird, ſo wird er durch ſein Fleiſch eben nicht beſonders nützlich; doch iſt dieß ſehr ſchmackhaft. Er hilft durch ſeine Nahrung Diſteln, Kletten und anderes Unkraut vermindern. Er geht aber auch nach den Gartenſämereyen und nach den Blüten der Obſtbäume, doch iſt dieſer Schaden von keinem Belang.

Docke, Dogge, Engliſche Docke, Engliſcher Hetzhund, iſt eine Art großer Hetzhunde, wie wir vorzüglich aus England und Irrland bekommen. Jetzt werden ſie auch hier zu Lande erzogen. Die größten davon nennet man Kammer= oder Leibhunde, und hält ſie bloß zum Vergnügen. Um das Wachsthum derſelben möglichſt zu befördern, giebt man ihnen Schlappermilch und Rindermark, aber keinen Knochen, denn ſonſt verderben ſie ſich die Zähne. Auch dürfen ſie nichts ſaures bekommen.

Docken nennet der Jäger einen Bund Leinen, welchen er davon bildet, daß er die an einem Tuche oder Garne, nach deren erfolgter Befeſtigung, übrig gebliebenen Leinen über der Hand und dem Ellenbogen aufwickelt und mit einer ſich ſchnell wieder aufziehenden Schlinge verwahrt.

wahrt, damit ſie ſich beym Auf- und Abladen nicht verwirren.

Dohle — Corvus monedula — gemeine Dohle, Thurmkrähe, Schneedohle, Tul, Puhl, Thale, Dhul, Dachlike, Doole, Tole, Thole, graue Dohle, Tahe, Doel, Zſchokerll, Tagerll, Aelke, Kayke, Gacke, Thalk, Schneegäcke, Klaas und ſchwarze Wachtel, gehört unter die dritte Ordnung oder unter die krähenartigen Vögel — Coraces — und zwar mit Gangfüßen, wo ſie in der Gattung Krähen eine eigene Art ausmacht, welche mit dem Kolkraben einerley Gattungskennzeichen hat. Allein als Kennzeichen der Dohlart ſind folgende zu merken: Der Hinterkopf iſt hellgrau; der übrige Körper ſchwarz, unten etwas heller. Sie iſt ohngefähr von der Größe einer Taube; die Länge dreyzehn und ein halber Zoll, und die Breite zwey Fuß zwey und ein halber Zoll; der Schnabel ein und ein Viertel Zoll lang und der Schwanz fünf Zoll; die Flügel reichen gefaltet nicht ganz an das Ende des letztern. Der Schnabel iſt faſt kegelförmig, an den Seiten gedrückt, vorn kaum etwas gebogen und ſchwarz; der Augenſtern bläulich- oder gelblichweiß; die Füße ſchwarz; die geſchilderte Fußwurzel ein und ein Viertel Zoll hoch. Die Stirn, der Scheitel, Rücken, Steiß, Schwanz, die Flügel und die Kehle ſind ſchwarz, die großen Deckfedern der Flügel mit einem violetten, das übrige mit einem grünen Glanze; der Hintertheil des Kopfs, der Nacken, die Seiten des Kopfs und Halſes ſind lichtgrau, wie wenn ſie bepudert wären, und eine noch gleichfarbige Einfaßung haben noch einige Federn des Oberrückens, ſo daß ſich dieſe Farbe vom Ende des Scheitels an, wo ſie am ſtärkſten und hellſten iſt, nach und nach in den Rücken verliert; Bruſt und Bauch und die untern Deckfedern der Flügel haben eine ſchwarzaſchgraue Farbe. Das Weibchen iſt unmerklich vom Männchen verſchieden, doch geht die helle Farbe des Hinterkopfs und Nackens nicht ſo weit in den Rücken herein, der Schnabel iſt nicht ſo ſchwarz und der Unterleib mehr ſchwarzaſchgrau. Man hat folgende Varietäten: 1) Die weiße Dohle. Rein weiß, graulich weiß, oder gelblich weiß. 2) Die ſchwarze Dohle. Friſch Taf. 68. Sie iſt gewöhnlich kleiner, und der graue Nacken fehlt. 3) Die bunte Dohle. Schwarze und weiße Theile oder Flecken. 4) Die Dohle mit dem Halsbande. Sie hat ein weißes oder weißgraues Halsband. Man ſoll ſie vorzüglich in der Schweiz und in Italien antreffen. 5) Die Kreuzdohle. Sie hat einen übers Kreuz geſchlagenen Schnabel, wie ein Kreuzſchnabel. Eine Mißgeburt. Die Dohlen ſind, ob ſie gleich nahe bey den Menſchen wohnen, ſcheue, furchtſame Vögel und dem Jäger ſchwer zu ſchießen. Vermöge ihres ſchlanken Körperbaues und der ſehr zugeſpitzten Schwingen, kön-

können ſie hurtiger als die ihnen ſonſt ſo ähnlichen Rabenkrähen und Saatkrähen fliegen. Doch lieben ſie beyder Geſellſchaft, ſo wie ſie überhaupt geſellſchaftlich ſind, und fliegen, ihnen zu Gefallen, auf ihren Zügen weit langſamer, als ſie ſonſt wohl brauchten. Ueberhaupt ſind ſie viel lebhafter und in allen ihren Bewegungen viel hurtiger und munterer. Denn wenn man ſie einzeln fliegen ſieht, ſo ſind ſie ſo ſchnell wie die Tauben, denen ſie auch mehr ähneln als jenen. Sie ſtoßen unaufhörlich ihr helles Jack, Jack! aus, und man kann ſie bey ihren Zügen durch dies Geſchrey ſehr gut von den Krähen und Raben unterſcheiden, wenn man einen Schwarm hoch in der Luft ſpielen oder ziehen ſieht. Sie ſind es vorzüglich unter ihren Gattungsverwandten, die ſich durch die mannigfaltigſten Schwenkungen bald hoch, bald tief, beſonders auf ihren Wanderungen und bey ſchöner Witterung im Herbſt und Frühjahre, vergnügen. Und es iſt in der That nicht unangenehm, ſie zu beobachten, wenn ſie auf tauſenderley Art Cirkel und Schneckenlinien in der Luft beſchreiben. Ohngeachtet ihrer großen Geſellſchaftlichkeit, zanken und ſtreiten ſie ſich doch beſtändig unter einander, und Nachbaren, die zunächſt beyſammen wohnen, müßen ſich erſt einander fürchten lernen, ehe ſie in Friede bey einander wohnen können. Auch ihnen ſchreibt man ein hohes Alter zu, und vorzüglich die gute oder böſe Gewohnheit, alles Glänzende zuſammen zu tragen. Sie ſtreuben zuweilen die Kopffedern, und daher kommt es wohl, daß man ihnen einen dicken Kopf zuſchreibt und davon ihre Liſt und Verſchlagenheit herleiten will. Sie bewohnen ganz Europa und das öſtliche Sibirien. Die ebenen Gegenden ſcheinen ſie den gebirgigen vorzuziehen, und in waldigen findet man ſie gar nicht. Sie bewohnen die Städte, ſeltner die Dörfer, und in denſelben alte und verfallene Schlöſſer, Thürme und Kirchen. Große Städte ziehen ſie den kleinern vor, und dieſe wieder den Dörfern. Eigentlich ſuchen ſie bloß alte gothiſche Gebäude auf, in deren Höhlen, Ritzen und Klüften ſie niſten, und wo dieſe nicht ſind, trifft man ſie auch nicht an. Sie ändern auch ihren Aufenthalt oft, und eine ganze Geſellſchaft zieht, wenn beſonders ihre Brut geſtöhrt wird, welches durch Bauen, durch Wieſeln und Marder, als ihre größten Feinde, u. dergl. geſchehen kann, in eine andere Stadt, und beſuchen dieſe in vielen Jahren nicht wieder. In nördlichen und kalten Gegenden ſind ſie Zugvögel, die ihre Heymath, ſo bald die Erndte geendigt iſt, verlaßen, bey uns hingegen bloß Strichvögel, oder auch ſelbſt Standvögel. Zu Ende des Oktobers ſieht man ſie des Abends und Morgens in unüberſehbaren Schaaren, wovon immer eine die andere zu verfolgen ſcheint, mit einem unaufhörlichen Geſchrey über den Thüringer Wald ziehen. Faſt

jede halbe Stunde ſchneidet jeder abgeſonderte Schwarm ſeine Zirkel in der Luft, und es ſcheint dies eine Art des Wartens und der Sammlung auszudrücken, damit die Letztern und Schwächern ſich nicht zu weit entfernen und immer bey dem ganzen Zuge bleiben mögen; denn der darauf folgende Schwarm macht eben dergleichen Schwenkungen, und faſt immer auf derſelben Stelle. Wo ſich eine ſolche Heerde, die aus mehrern Tauſenden beſteht, niederläßt — und dies thun ſie gern an den kahlen Vorderbergen des Thüringer Waldes — da färbt ſie einen großen Hügel ganz ſchwarz. In Thüringen ſuchen dieſe Zugdohlen des Winters über, die Wieſen zwiſchen den Gebirgen auf, die wegen warmen Quellwaſſers nicht ganz zufrieren, zerſtreuen ſich aber auch auf die Felder, wo Miſthaufen zerlegt ſind. Im März kommen ſie wieder zurück; und es iſt bemerkenswerth, daß ſie allezeit im Herbſt gegen Abend über den Thüringerwald ziehen, und im Frühjahr vom Abend gegen Morgen wieder über denſelben zurück wandern. Sie freßen Regenwürmer, Heuſchrecken, Engerlinge und andere Erdmaden und folgen deshalb dem Pfluge, ſpringen den Schaafen und Schweinen auf den Rücken, um die Läuſe abzuſuchen, gehen Getraide, Hülſenfrüchte und die grüne Saat an, nehmen Kirſchen und anderes Obſt ab, zupfen Gras und andere Wurzeln aus, ſuchen die Rebhühner- und Lerchenneyer auf, freßen im Winter Aas und Miſt. Auf den Gerſtengelegen und Garben ſieht man ſie in der Erndte, wie die Tauben, ſitzen und freßen; den Waitzen verachten ſie auch nicht, aber den Hafer rühren ſie nicht an. Im Winter laufen ſie wohl in den Städten auf den Straßen herum und ſuchen ihr Futter, ſind aber nicht ſo dreuſt, wie die Nebelkrähen. Da ſie geſellſchaftlich leben, ſo brüten oft mehrere in einer Kluft auf alten Thürmen, Schlöſſern, Kirchen und Stadtmauern; doch ſieht es jedes Paar lieber, wenn es eine eigne Höhle finden kann, und vor derſelben ſitzt zur Brütezeit das Männchen immer und bewacht ſein Weibchen und Neſt. Selten niſten ſie in Baumhöhlen, und dieß ſcheinen nur immer diejenigen zu thun, welche an keinem alten Gebäude in der Stadt ankommen können, und doch die Gegend, in der ſie gebohren und erzogen ſind, und die Geſellſchaft, mit der ſie wandern, nicht verlaßen wollen. Bey dem Bau ihrer Neſter rauben ſich die benachbarten Paare einander die Baumaterialien, welche aus Reiſern, Wurzeln, Haaren und Wolle beſtehen, und es entſtehen deshalb oft heftige Kämpfe, wenn der Eigenthümer einen ſolchen Dieb ertappt. Sie legen vier bis ſieben Eyer, welche ſchön oval, grün und mit dunkelbraunen oder ſchwarzen Flecken beſtreut ſind, die oft am obern Ende zuſammenfließen, Die Jungen kommen bald aus ihren Neſtern hervor, ſetzen ſich vor die Höhlen an die Sonne und laßen

ſich füttern. Wenn ſie zum Fligen geſchickt ſind, gehen ſie mit aufs Feld. Wo ihrer viel wohnen, iſt zur Zeit, wenn ſie Junge haben, ein beſtändiges Zu- und Abfliegen; und alsdann ſind ſie auch den Feldern am nützlichſten, zur Vertilgung mancherley ſchädlicher Inſekten, als der Maulwurfsgrylle, und Mayſkäferlarve. Die Jungen ſind im Nacken ſchwärzlicher als die Alten, laßen ſich leicht zähmen, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, und lernen Worte nachſprechen, und an dieſen bemerkt man beſonders den großen Hang, alles, was glänzt, zuſammen zu tragen und zu verſtecken. Mit bloßer Gerſte und Brod, nehmen ſie, in Geſellſchaft der Hühner, vorlieb. Als Feinde der Dohle ſind anzuſehen die Katzen, Hausmarder und Wieſeln, denn ſie zerſtören ihre Brut zuweilen. Die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung, ſind wie bey der Rabenkrähe. Sie gehen in Höfen und an denſelben gelegenen Gärten unter das Schlagnetz, wenn man Gerſte oder Rinderblut zur Körrung hinlegt. Der Nutzen und Schaden beſteht darinnen: Das Fleiſch der Jungen ſoll wie Taubenfleiſch ſchmekken. Man füttert die Falken damit. Sie ſind im Ganzen für den Oekonomen mehr nützlich als ſchädlich. Faſt all ihr Schaden, den ſie thun, kann verhindert werden.

Dohnen oder **Donen, Tonen, Maſchen, Schleifen, Schneißen, Geſchneide**, ſind Schlingen, worinnen ſich zur Herbſtzeit allerley Arten von Krammets- und andere kleine Zugvögel, vermittelſt angebrachter Lockſpeiſe, von ſelbſt fangen. Man hat davon verſchiedene Sorten, nemlich:

1) **Bügeldohnen** flechtet man von 4 bis 6 Haaren aus einem Pferdeſchweife oder Mähne, und ziehet ſie in das obere Theil eines Bügels aus einem dünnen elaſtiſchen, an beyden Enden zugeſpitzten und mit dieſen, eine Hand breit über einander in einen Baum gebohrten Stäbchen, gemacht, in deßen untern Theil man die Lockſpeiſe, aus Ebereſchenbeeren beſtehend, hänget, wie Fig. 2 zeiget. Wenn der Vogel im Bügel ſitzet und nach den Beeren langet, wobey er ſchlechterdings den Hals durch die Schleifen ſtecken muß, ziehet er dieſe zuſammen, bleibt hängen und erwürget ſich. Bey Bereitung der Dohnen iſt zu bemerken, daß, wenn man einige hundert Schleifen gemacht hat, man ſolche an ein rundes dickes Holz ſchleife, das ſo dick ſeyn muß, als ſich die Schleifen beym Richten öffnen ſollen; ſo angeſchleift lege man ſie in ein ſiedendes Waſſer, laße ſie darinnen eine Weile ſieden, dann nehme man ſie heraus und laße ſie ſo lange auf dem Holze, bis ſie vollkommen ausgetrocknet ſind; dann ziehe man ſie gehörig ein, ſo werden ſie nie vom Wind und Regen leiden, ſondern feſt ſtehen, bis ſie durch einen Vogel zugezogen werden.

2)

2) Hängedohnen. Dieſe flechtet man aus Ruthen zuſammen, ſo daß ſie die Geſtalt eines ſpitzwinkelichen Dreyecks bekommen; mit dem obern ſpitzigen Ende hänget man ſie an den Aſt eines Baumes, in die beyden in die Höhe ſtehenden Seiten ziehet man die Schleifen, und in die unterſte die Beeren, wie Fig. 3. zeiget. Dieſe ſind den Bügeldohnen um deswillen vorzuziehen, weil bey ſelbigen die Bäume, durch das Einbohren der Löcher, verwundet werden.

3) Baſtdohnen. Dieſe werden von lindenem Baſte geflochten und die Schleifen zugleich mit eingezogen. Ihre Verfertigung koſtet viel Mühe, und da man ſie ſehr wohlfeil kaufen kann, ſo iſt dieſes beßer, als ſie ſelbſt ſo mühſam zu verfertigen. Dieſe Dohnen bindet man mit einem Ende an ein ſchwaches biegſames Aeſtchen eines nicht ſtarken Baumes, und mit dem andern an den Baum ſelbſt, wodurch das in die Höhe gezogene Aeſtchen mit der Dohne die Geſtalt bekömmt, welche Fig. 4. zeiget. Dieſe Art Dohnen kömmt den Hängedohnen um deswillen nicht gleich, weil ſie von der Witterung leicht verzogen werden.

Nächſt dieſen 3 Arten von Dohnen, findet man noch mehrere Arten in Krünitzens Encyclop. B. IX. S. 363, ingleichen in der Onomatologia Forest. Piscat. Venatoria, Frankfurt und Leipzig, 1772. im erſten Theile S. 482 folg. beſchrieben, welche aber, wegen ihrer wenigern Brauchbarkeit als die vorbeſchriebenen Arten, hier aufzuführen unnütz und allzuweitläuftig seyn würden.

Bey dem Stellen der Dohnen kömmt es auf das ordentliche Stellen der Schleifen an; dies muß, wie natürlich, ſo geſchehen, daß der Vogel, der ſich auf den untern Theil der Dohne ſetzt, die Beeren nicht erreichen kann, ohne mit dem Kopfe durch die Schleifen zu fahren und ſich zu fangen; daher dürfen ſie nicht zu klein ſeyn, damit der Vogel im Durchfahren nicht anſtößt und, dadurch zurückgeſcheucht, zurückprellt; ſie dürfen aber auch nicht zu groß ſeyn, weil ſonſt der Vogel viel Dohnen ausbeeren würde, ehe er ſich fienge. Die Schleifen müßen ſo nahe beyſammen ſtehen, daß ſie ſich leiſe berühren und alſo der Vogel im Einfliegen durch eine muß, ſie dürfen aber nicht etwas über einander hervoragen, ſondern müßen außen gerade neben einander ſtehen. Damit die Schleifen ſich nicht durch Regen oder Wind verziehen, muß man auf jeder Seite der Schleifen ein dünnes Pferdehaar ziehen, und theils vorn an der Dohne, theils am Baume, woran ſie iſt, mittelſt eines kleinen Einſchnittes, befeſtigen; dieſe nennet man Windhaare, Windleinen. Die Lockſpeiſe, wozu mehrentheils Ebereſchbeeren, als die Lieblingsſpeiſe der Vögel, genommen werden, ziehet man ſenkrecht unter den Schleifen a in b Fig. 4. ein, und zwar jederzeit gerade unter dem Mittelpunkte

pünkte ein. Die einzuhängende Traube darf nicht allzuklein ſeyn, und muß etwas lang unter der Dohne hangen, damit der Vogel weit reichen muß und ſich deſto eher fängt. Der Stiel darf nicht zu weit über das untere Theil der Dohne herausragen, ſondern muß demſelben beynahe gleich, doch aber ſo weit hindurch geſteckt ſeyn, daß die Traube nicht gleich bey einer leiſen Berührung herausfällt, ſondern feſt hält.

Es iſt 4) noch eine Art von Dohnen zu erwähnen übrig, nemlich die ſogenannten Erd- oder Laufdohnen, die man hauptſächlich zum Schnepfenfange braucher. Man ſchneidet nemlich Stöcke 20 Zoll lang und 1 Finger dick, an einem Ende ſpitzig, gegen das andere Ende macht man einen Durchſchnitt, durch welchen man eine, von Pferdehaaren gedrehete Schleife, ziehet, die am obern Ende einen ſtarken Knoten, damit ſie ſich nicht durchziehe, am andern aber das Auge zur Schleife haben muß. Dieſe Stöcke nebſt Schleifen, ſteckt man zwiſchen Büſchen in einen Triangel umher. Dann ſtellt man die Schleifen ſo, daß ſie nicht ganz auf den Boden kommen, ſo daß die Schnepfen ſie im Laufen treffen müßen. Man kann auch Krammetsvögel in Menge darinnen fangen. Gegen den Winter, wenn der Vogelfang vorbey iſt, werden die Baſtdohnen ganz weg, aus den andern aber nur die Schleifen genommen, aufgehangen, ausgeſtrichen und unten ein Hölzchen durchgeſteckt, damit ſie ganz ſenkrecht hängen und im künftigen Jahre wieder deſto brauchbarer ſind.

Dohnenfang, Dohnenſtrich, Schnaidtbegehen, iſt theils die vorbeſchriebene Art des Vogelfanges, theils eine Menge Dohnen, die dergeſtalt in Gängen geſtellt ſind, daß man ſie ſämmtlich auf einem Wege begehen kann, theils aber auch die Zeit, wenn dieſer Fang geſchiehet. Dieſe nimmt gegen die Mitte des Septembers ihren Anfang, weil um dieſe Zeit der Landvogel ſich zum Zuge anſchicket und in Menge verſammelt, im October iſt der beſte Fang, denn um dieſe Zeit iſt der Zug am ſtärkſten, und bey anfangender Weinleſe werden die Weindroßeln aus den Weinbergen durch die Arbeiter verſcheucht und fallen nun mit Macht in die Beeren des Dohnenſtriches; daher auch in den Hölzern, wo Dohnſtriche ſind, keine Vogelbeerbäume geduldet, oder wenigſtens ſämmtliche Beeren, vor Anfange des Dohnenfanges abgenommen werden müßen. Der Dohnenſtrich muß täglich und zwar in den Nachmittagsſtunden begangen werden, denn da pflegen die Vögel nicht leicht in die Dohnen zu gehen, des Vormittags hingegen fangen ſich noch viel Vögel, und dieſe würde man ſodann verjagen. Hier muß nun der Vogelfänger nicht nur die gefangenen Vögel ausnehmen, ſondern auch, wo es nöthig iſt, friſch einbeeren, und die etwa ſich verzogenen Schleifen wieder in Ordnung ſtellen, überhaupt

aber ſich der möglichſten Geſchwindigkeit dabey befleißigen, damit darunter ſeine übrigen Jagdgeſchäfte nicht leiden. Zu dem Ende auch eine Art von Dohnen wählen, deren Stellung nicht zu mühſam iſt, wozu ich die drey vorbeſchriebenen Arten, und darunter vorzüglich die Hänge-Dohnen, empfehle.

Es treten oft Nebenumſtände ein, die den Dohnenfang erſchweren, oft vereiteln; hierunter gehöret der oben ſchon erwähnte Umſtand, wegen der im Holze wachſenden Ebereſchbäume. Wie demſelben zu begegnen, iſt ebenfalls bereits angeführt. Auch ſind bisweilen viel Amſeln im Holze, die, wie bekannt, viel Dohnen ausbeeren, ohne ſich zu fangen. Nicht weniger Schaden thun in dieſer Art die Baummarder und Eichhörnchen, ja ſogar das Rothwildpret beliebet bisweilen, nicht aus Hunger, ſondern aus Leckerey, die Beeren aus den Dohnen zu ziehen, Dieſe letztern des Dohnenfanges halber zu vertilgen, wäre denn freylich wohl Schade; wie es hingegen bey den erſtern geſchehen müße, findet der Leſer an ſeinem Orte.

Donner heißt die Hunde loskuppeln, um das Wild auszuſpüren, und ihnen ſolches dadurch gleichſam zu überlaßen.

Doppelflinte iſt ein Schießgewehr mit zwey Läufen und Schlößern, welches der Jäger bey Treibejagen, auf dem Anſtande ꝛc., ſehr vortheilhaft brauchen kann.

Drathſchleifen ſind eine Fangart für Iltiße und Wieſeln. Die, womit man Iltiße fängt, werden nach Fig. 4. folgendergeſtalt bereitet: a und b ſind krumme, gebogene, über Daumenſtarke Stöcke, worein oben in c kleine Löcher gebohrt werden, durch welche ein Drath gehen kann, d ſind durchgeſchlagene Nägel, e iſt die Stellzunge, von einem dünnen Bretchen gemacht, auf welche ſowohl an der Seite als am Ende ein Kerb geſchnitten wird; f iſt ein Pfählchen 6 bis 7 Zoll lang, worein ebenfalls ein Kerb geſchnitten iſt; g iſt das Stellholz, 3 bis 4 Zoll lang, das an dem Schnürchen i u. oben an dem krumm gebogenen Stocke k angebunden iſt, dieſer iſt ſo ſtark wie ein Rechenſtiel, und die beyden Drathſchleifen h welche durch Löcher d gezogen ſind, ſind an demſelben angemacht. Man ſtellet ſie folgendergeſtalt: Man ſteckt die Bogen a und b feſt in die Erde, dergeſtalt, daß ſie 15 bis 16 Zoll über der Erde, und 18 Zoll weit auseinander ſtehen, hinter dieſen ſteckt man den Stock k ein, und bieget ihn, daß das Schnürchen i mit dem Stellholze g an der Stellung hinunter reiche. Dieſes ſetzt man an den Pfahl f und bringt die Zunge e an das Stellholz. Die Drathſchleifen aber ziehet man auf und richtet ſie genau dem Bogen gleich. Zwiſchen die Bogen ſtecket man die Gabel m, an welcher an einem ausgewachſenen Aeſtchen ein Vogel, oder ſonſt etwas zum Fraße, hängen muß. An beyden Seiten wirft man etwas al-

tes Reißholz hin, damit die Iltiße durch die Bügel müßen. Oder man ſtellt 4 Bügel und Schleifen in Geſtalt eines Viereckes, ſo kann nichts vorbey, denn wenn ein Iltis nach dem Fraße langen will, muß er die Zunge herunter treten, da denn ſo der Stock k mit den Schleifen heraufſchnellet, und den Iltis bis in die eiſernen Nägel d in die Höhe ziehet, und erwürget.

Die ſogenannte **Wieſelſchleife** wird nach Fig. 5. auf folgende Art bereitet: a — b ſind zwey, 16 bis 18 Zoll lange Pfähle, in dem Pfahl a iſt 2 bis 3 Zoll von oben herunter ein Kerb eingeſchnitten, in dem Pfahl b iſt oben ein Loch, durch welches die Schleifen f gar leicht gehen können, c iſt die Stellzunge, von einem Daumensſtarken Stocke gemacht und an einem Ende mit einem Kerbe verſehen, daß man ſie an den Pfahl anhacken kann. Mitten auf dieſer Stellzunge iſt noch ein Kerb und die ganze Stellzunge etwa ſechs Zoll lang, d iſt ein Stellholz, drey und ein halb Zoll lang, an einem Schnürchen e angebunden und oben in g am Stocke angemacht; f ſind drey Schleifen von gelben Clavier-Saiten, an dem Leinchen i angebunden. Dieſe ſtellet man dergeſtalt, daß man den Pfahl a feſt in die Erde ſchlägt, daß er 10 bis 12 Zoll über dem Boden ſtehe; 10 bis 12 Zoll von dieſem den Pfahl b. Sodann ſteckt man den Stock gegen zwey Ellen von den Pfählen, ſo, daß dieſe mit demſelben in einer Linie ſtehen, bieget den Stock etwas und ſetzet das Stellholz d in den Kerb an den Pfahl a, legt die Zunge c mit der Krümme an denſelben Pfahl und drückt ſie mit dem mittelſten Kerbe an das Stellholz d, an dieſe Zunge bindet man den Vogel h, ziehet ſodann die Drathſchleife auf, und ſetzt ſie, wie einen Triangel, um die Zunge und den Vogel, daß alſo auf jeder Seite eine, und wieder eine quer vor nach dem Pfahl b zu ſtehen komme. Wollen die Schleifen nicht recht ſtehen, ſo ſteckt man dünne Reiſer dabey ein, ſo iſt die Stellung fertig. Wenn nun ein Wieſel den Vogel nehmen will, ſo ziehet es die Zunge vom Stellholze ab, der Stock g ſchnellet mit den Schleifen an den Pfahl und es wird erwürgt. Noch beſſer iſt es, wenn neben dem Loche im Pfahle, wo die Schleifen durchgehen, ein paar eiſerne Stifte eingeſchlagen werden; denn dieſe halten das Wieſel deſto feſter und ſtechen es todt.

Drathſchlingen dienen zum Fange der Haaſen, Füchſe und anderer dergl. Thiere. Man macht ſie von ausgeglühetem Eiſen- oder Meßingdrath, in der Stärke einer mittelmäßigen Stecknadel, macht an deren einem Ende eine kleine Schleife, und das andere befeſtiget man an einem Zaune, Büſche oder andern engen Paße, wo ein ſolches Thier durchgekrochen, damit es, wenn es wieder kömmt, den Drath, wo es nothwendig hindurch kriechen muß, zuſammen ziehe und

ſich fange. Ehe man ſolche Schlingen ſtellt, waſche man vorher die Hände und reibe dieſe ſowohl als die Schlingen mit Erde, Gras oder Laub. Wenn man ſie nicht mehr braucht, hebe man ſie in einem reinen leinenen Säckchen, an der Luft hängend, auf.

Dreſſiren heißt ſo viel, als einen Hühnerhund oder andern Jagdhund, zu ſeinem Geſchäfte abrichten. S. Hühnerhund, Jagdhund.

Dreyzehiger Specht — Picus tridactylus — gehört mit dem Schwarzſpecht in eine Ordnung und Gattung, wo er eine beſondere Art ausmacht. Als unterſcheidende Kennzeichen gelten bey dieſer Art folgende, nemlich: Bloß mit drey Zehen an den Füßen; ein ſchwarzer Oberleib und ein weißer Unterleib, der an den Seiten ſchwarz gewellt iſt; am Männchen ein goldfarbener und am Weibchen ein ſilberfarbener Scheitel. Der ganze Vogel iſt neuntehalb Zoll lang. Er hat auch die Namen Dreyfingeriger und ſchäckiger Specht, dreyzehiger Baumhacker, und Dreyzeh. Man findet ihn in den Waldungen von Bayern, Schwaben und in den ſüdlichen Alpen Deutſchlands, an andern Orten aber äußerſt ſelten.

Droßel nennet man auch beym Hirſche den Knoten, wo die Zunge am Schlunde und der Gurgel angewachſen iſt.

Drücken ſagt man beſonders vom Haaſen, wenn er ſich dadurch, daß er ſich mit dem ganzen Leibe und Kopfe auf die Erde niederleget, den Blicken der Jäger und Hunde zu entziehen ſuchet.

Dunſt, Vogeldunſt, iſt die kleinſte Art von Schroth, womit man gemeiniglich blos nach kleinen Vögeln zu ſchießen pflegt.

Durchgehen heißt entweder, wenn die Jagd- oder Treibeleute durch ein Dickigt gehen und das Wildpret heraustreiben müßen, oder wenn aus dem Treiben, oder ſonſt aus dem eingeſtellten Jagen, ein Stück Wildpret ausreißet, zurücktritt und die Flucht ergreift.

Durchſchlagen nennt man, wenn ein Hirſch, Thier, eine Saue c. durch das Zeug aus dem Jagen kommt.

Durchſchneiden ſagt man vom Wolfe oder Luchſe, wenn ſie ſich durch das Jagdzeug beißen und hinauskommen.

Durchſchnitt nennt man eine eingehauene Schneuße oder einen alten Weg.

Durchſtellen iſt, wenn mit Tuchen oder Garnen oder auch nur mit Tuch- und Federlap-

lappen auf einem ausgeräumten Stellflügel von einem Orte bis zum andern geſtellt worden iſt.

Duſel oder **Sicke** wird von den Wald- und Feldvögeln das Weibchen genannt, dagegen es bey dem größern Federwildpret, **Henne** oder **Huhn** heißt.

E.

Eckigter Lauf wird bey einem Jagen ein ſolcher Lauf genannt, welcher keine Rundung bekommen hat und dazu gut iſt, daß unten am Orte eine Schnappe oder ein Falltuch füglich angebracht werden kann, um nicht jagdbare Hirſche und überhaupt junges Wildpret wieder aus dem Jagen zu laßen.

Edelvogel heißt unter dem Waldwildpret der **Auerhahn**, und unter dem Feldfederwildpret der **Trappe**.

Edelwild ſind unter den jagdbaren und eßbaren vierfüßigen Thieren, der Hirſch, der Damhirſch, das Reh, das Schwein und der Haaſe.

Eichhorn — Sciurus vulgaris — heißt auch **gemeines Eichhorn**, **Eichhörnchen**, **Eichhörnlein**, **Eichkitzel** u. **Eichkätzel** und gehört mit dem Hamſter unter einerley Ordnung, macht aber eine beſondere Gattung aus, welche aus mehrern Arten beſteht. Unſere Art Eichhorn unterſcheidet ſich durch folgende Kennzeichen: Die Ohren ſind an der Spitze mit einem Haarbüſchel beſetzt; Rücken und Schwanz ſind gleichfarbig. Die Größe des gemeinen Eichhorns iſt gewöhnlich acht Zoll; der Schwanz mißt neun Zoll; die Höhe anderthalb Zoll; der Kopf iſt dick, platt, faſt viereckig, nach der Spitze zu ſpitzig auslaufend; die Naſe ſteht, nach der Schnauze zu, hoch; die Oberlippe ragt über die Unterlippe, iſt merklich kürzer und bedeckt die Vorderzähne nicht; die untern Vorderzähne ſind, wie faſt bey allen Nagethieren, zum beßern Nagen, beweglich; die Lippen mit kurzen ſteifen weißen Haaren beſetzt; zur Seite der Naſe ſtehen fünf Reihen ſchwarzer langer Borſtenhaare; über den Augen und auf den Backen einzelne; die Augen ſind groß, vorragend, ſchwarzbraun, etwas näher nach den Ohren, als nach der Naſe; der Hinterkopf erhaben, die Ohren lang, aufgerichtet und (im Winter) an den Spitzen mit langen ſich auseinanderſträubenden Haaren beſetzt; der Hals kurz; der Leib ſchlank; der Rücken gewölbt; der lange Schwanz fächerig mit langen Haaren bewachſen; die kleinen aber ſtarken Beine mit großen Füßen und dicken Zehen verſehen; die Vorderfüße vierzehig und ſtatt der fünften ein ſtumpfer Nagel; die Hinterfüße fünfzehig, alle Zehen mit großen

ſcharfen Krallen bewaffnet. Der Farbe nach giebt es in Thüringen vorzüglich zwey Varietäten, das fuchsrothe und ſchwarze Eichhorn; doch iſt letzteres etwas ſeltener; von der Kehle geht unter der Bauchmitte ein breiter weißlicher Streifen; der Grund iſt immer aſchgrau. Im Winter wird an den rothen der Oberleib grau geſprengt, indem die Haare fuchsroth, aſchgrau und weiß ſind. Im Alter behält das Eichhorn dieſe graurothe Farbe auch im Sommer, doch mit rothem Schwanze, Füßen und Ohrbüſcheln. Im Norden werden die rothen Eichhörner im Winter ganz grau, welches dann das ſogenannte Grauwerk (petit-gris) giebt. Außer dieſen Hauptvarietäten des fuchsrothen und ſchwarzen Eichhorns, kenne ich noch folgende: 1) Das ſchwarzbraune; 2) das aſchfarbene; 3) das graue mit rothem Strich über dem Rücken; 4) das gefleckte, entweder fuchsroth mit weißen Flecken, oder ſchwarz mit weißen Flecken; 5) das weißgelbe; 6) das weiße ohne oder mit rothen Augen; letzteres trifft man nur jung im Neſte an; 7) das rothe mit weißem Schwanze. Dieß habe ich im Jahr 1797, den 14. Sept., bey Reinhardsbrunn im Gothaiſchen, angetroffen. Ein allerliebſtes Thierchen! Die meiſten dieſer Varietäten entſtehen aus der Vermiſchung der ſchwarzen und fuchsrothen Eichhörner. Das Weibchen iſt etwas kleiner, als das Männchen und der Schwanz iſt nicht mit ſo langen und dichten Haaren beſetzt. Es ſind hurtige, kurzweilige und unruhige Thiere. Zum bloßen Gehen und Schreiten ſcheinen ſie zu leicht gebaut, daher ſie auch immer einen leichten oder ſtarken Gallop machen. Durch Hülfe des zottigen Schwanzes können ſie von einem Baume zum andern ſehr geſchickt ſpringen, gleichſam fliegen. Sie ſind ſehr reinlich und ſitzen daher immer auf den Hinterfüßen, putzen und lecken ſich. So wie die Sonnenhitze fliehen ſie das Waſſer, jedoch ſchwimmen ſie nothgedrungen über einen Fluß oder Teich, bey uns aber nicht mit einem Brettchen oder Stückchen Baumrinde, wie man ſonſt wohl in nördlichen Gegenden bey ihren Streifereyen, die Mangel der Nahrungsmittel veranlaßt, bemerkt haben will. Zur Begattungszeit ſind es ſehr boshafte Thiere, die alles mit grimmigen Beißen verjagen; beſonders gerathen die Männchen, wenn ſie ſich begegnen, ſehr an einander. Ihre Stimme iſt in der Fröhlichkeit und zur Begattungszeit ein Pfeifen, bey Freude und Furcht ein Klatſchen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenſchaft ein Knurren und Ziſchen. Geſicht und Geruch ſind ihre ſchärfſten Sinne, und ſie haben noch überdem ein feines Gefühl für die Veränderung des Wetters; Sturm verrathen ſie z. B. durch ihr Pfeifen, Klatſchen und durch Verſtopfung des Eingangs ihres Neſtes auf derjenigen Seite, wo er herauskommen wird, und bey fürchterlichen Gewittern, ſtarken Regengüßen

güßen und heftigen Winden, verſchließen ſie ſich ganz in daſſelbe. Die gemeinen Eichhörner wohnen in ganz Europa und ganz Rußland. Wo Baumwaldungen ſind, beſonders Fichten= und Tannenwaldungen, trifft man ſie allenthalben, beſonders aber in Deutſchland und Rußland in Menge an. Im Thüringer Walde ſind die ſchwarzen vorzüglich sehr gemein. Sie leben in der Höhe und bauen ſich von dünnen Reiſern, Laub und Moos, Neſter von runder Form mit einer Haube, wie die Elſterneſter, worin ſich ein Eingang dem Wind entgegen, beſonders gegen Morgen zu, findet. Gern ſetzen ſie dieſe an den Stamm eines Baumes an und laßen an der Seite eine kleine Oeffnung, durch welche ſie in der Noth ſchlüpfen können, wenn der Feind zur rechten Thüre herein kömmt. Ein Paar hat deren mehrere, doch ſind ſie nicht alle mit einer Haube verſehen, weil ſie bloß Zufluchtsörter oder Vorrathskammern abgeben. Sie beziehen auch wohl die leeren Elſter= und Rabenneſter und richten ſie nach ihrer Bequemlichkeit ein. Das Heckneſt wird aber allezeit neu gebaut, damit es die gehörige Bequemlichkeit, Feſtigkeit und Dauer erhalte. Die Nahrung beſteht in Tannen= und Fichtenſaamen, Nüſſen, Eicheln, Buchéckern, Obſtkernen, Hornbaum= Ahorn= und Maßholderſaamen, Beerkernen, Blüten= und Laubknospen, Heidel= und Preußelbeerblättern und einigen Arten von Schwämmen. Einen Süßbirnbaum, ſo wie einen Wallnußbaum, können ſie in etlichen Tagen ableeren. Die Tannen= und Fichtenzapfen zernagen ſie, um zu den Saamenkörnern zu gelangen. Von den Fichten beißen ſie im Winter die äußerſten Reiſer ab, um ſich von den Blütenknospen zu nähren. Von Nüſſen und Eyerſchwämmen legen ſie in einem Neſte, hohlen Baume, auch auf dem Boden in ein Loch ein Magazin an, erſparen aber den Vorrath gewöhnlich nicht bis zum Winter, ſondern verzehren ihn in regenhaften Herbſttagen ſchon. Wenn ſie ſpeiſen, ſo ſetzen ſie ſich ſehr artig auf die Hinterbeine und bringen die Nuß oder andere Nahrungsmittel mit den vordern als mit Händen zum Munde. Die Stellung und die Mienen, die ſie dazu machen, beſonders wenn ſie ein Leckergericht haben, nehmen ſich ſehr artig aus. Der März iſt die Zeit, wo dieſe Thierchen zum erſtenmal läufiſch werden, und wo ſie häufig ſind, entſteht alsdann ein gewaltiger Krieg unter den Männchen. Die Jungen werden etwas ſpäter hitzig, und die Alten machen gewöhnlich zwey Gehecke, wovon man die Jungen im Julius und Auguſt im Neſte antrifft. Das Weibchen trägt vier Wochen und bringt im April oder May zum erſtenmale 3 bis 7 Junge in dem am beſten ausgefütterten Neſte, die acht bis neun Tage blind ſind, vier Wochen geſäugt werden, und ſich dann noch acht bis vierzehn Tage von der Mutter Nahrung zutragen laßen, ehe ſie ſelbſt derſelben nachgehen, ob ſie gleich

gleich vor der Zeit ſchon auf dem Neſtbaum herum ſpielen. Sie laßen ſich jung mit Milch und weißem Brode leicht aufziehen; allein man muß ſie in dieſer Abſicht ſogleich, wenn man den Baum beſteigt, aus dem Neſte nehmen, denn ſobald man ſie liegen läßt, ſo wittert dieß die Mutter, und trägt ſie in ein anderes Neſt, oft ſehr weit weg. In der Folge freßen ſie Nüſſe und allerhand Backwerk. Ihre poſſirlichen Wendungen, Stellungen und Gebärden, machen dem Liebhaber viel Vergnügen, allein man muß ihnen nicht nur des Benagens, ſondern auch ihrer Biſſe halber, die zur Begattungszeit gefährlich werden, die obern oder untern Vorderzähne ausbrechen. Die Vermehrung dieſer Thiere iſt zur Zeit, wenn es viel Tannen- und Fichtenſaamen giebt, außerordentlich, und ich weiß, daß alsdann nicht nur die Fülle der Nahrung ihre Fortpflanzungskraft vermehrt, ſo daß ſie mehrere Junge auf einmal zur Welt bringen, und auch wohl drey Gehecke des Jahres machen, ſondern daß ſie auch in dieſen Gegenden, wo überflüßige Nahrung iſt, Wanderungen zu machen ſcheinen, wenigſtens wandern ſie da aus, wo ſie dieſelbe nicht mehr finden. Die Jungen aus dem erſten Wochenbette ſind um Michaeli den Alten an Größe gleich, und pflanzen ſich gleich das folgende Frühjahr fort. In harten anhaltenden Wintern, wo der Schnee ſehr hoch liegt, und der Fichten- und Tannenſaamen mangelt, ſterben ſie Hungers. Man findet alsdann nichts als zernagte Holzrinden in ihren Magen. Es ſcheint auch zuweilen, wenn ſie häufig ſind, eine Seuche, die mit der Räude verknüpft zu ſeyn pflegt, unter ſie zu kommen. Man findet alsdann eine gelbe übelriechende Feuchtigkeit in ihrem Magen. Gift ſind ihnen Pfirſchen- und Aprikoſenkerne, die man ihnen alſo in der Stube nicht geben darf. Ihre natürlichen Feinde ſind folgende: Der Fuchs erſchleicht ſie zuweilen, wenn ſie ſich auf dem Boden befinden. Der Baummarder iſt ihr Hauptfeind, dieſer ruht nicht eher, als bis er ſie durch Nachſetzen ſo ermüdet hat, daß ſie ſich ihm ergeben müßen. Die Jungen ſucht er in den Neſtern. Die große Haſelmaus erſchleicht auch die Neſter und ſchleppt die Jungen weg. Mehrere Raubvögel und Eulen, wagen ſich an jung und alt. In den Bälgen logiren ſich Holzböcke und Milben in Menge ein. In ihren Eingeweiden iſt mehr als eine Art von Bandwürmern. Als vorzügliche Eigenſchaften des Eichhorns, ſind folgende zu betrachten; 1) Die Liſt, mit welcher die Eichhörner dem Jäger und ſeinen Hunden zu entgehen wißen, iſt merkwürdig. So bald ſie einen Menſchen oder Hund gewahr werden, ſo ſuchen ſie gleich einen Baum zu erreichen, laufen auf der entgegengeſetzten Seite hinauf, klatſchen und ziſchen einigemal, ſtecken nur kaum die Schnauze hervor, um zu ſehen, wo der Feind iſt; ſobald dieſer nur die Augen wegwendet, ſind ſie

ſie in dem Gipfel des Baums, ſpringen unvermerkt von einem zum andern, legen ſich dann auf einen dicken Aſt hin, oder hängen ſich in dicken Aeſten an einen Schaft und bleiben hier unvermerkt liegen oder hängen, bis die Gefahr vorüber iſt. Sie ſind im Stande, mit Hülfe ihres Schwanzes, zwölf Fuß weit von einander ſtehende Bäume zu erfliegen; freylich ſenken ſie ſich dabey in der Luft, vermöge ihrer Schwere. 2) Im Spätherbſt und Frühjahr findet man zu der Zeit, wenn keine Zapfen vorhanden ſind, eine Menge kleiner Reiſer unter den Fichten liegen, die von den Eichhörnern abgenagt ſind. Es ſind die äußerſten Reiſer, an welchem ſich die Blütenknospen, beſonders die männlichen, befinden, welche ſie ausfreßen; da ſie nun dieſes nicht an dem Reis ſelbſt können, weil es zu ſchwach iſt, ſie zu tragen, ſo ſind ſie genöthigt, daßelbe abzubeißen. Die Jäger rechnen ihnen dieſen Schaden gewöhnlich ſehr hoch an. Dieß kann ich nicht. Sie thun dann (wohlgemerkt, wenn ſie nicht in ungeheurer Menge da ſind) an dem Waldbaume, was der Gärtner an ſeinem Gartenbaume thut; ſie beſchneiden ihn, machen, daß dadurch nicht zu viele Zweige entſtehen, die die Säfte zur Beförderung der Dicke rauben, und die übrigen Blüten guten und fruchtbaren Saamen enthalten, da ſonſt durch die ungeheure Menge Blüten und Zapfen dieß nicht geſchehen könnte. Ehe man die vom weiſen Schöpfer geſchaffenen Thiere tadelt, muß man vorher Urſach und Wirkung nicht einſeitig, ſondern nach allen Seiten betrachten. Man hat verſchiedene Arten des Fanges und der Erlegung, nemlich: Die Färthen ſind wegen der ausgeſperrten Zehen und langen Ferſen ſehr kenntlich. Sie ſetzen ſie zwey und zwey beyſammen, die großen Hinterfüße weiter auseinander als die kleinern Vorderfüße. Man ſieht aber gewöhnlich nicht nach der Spur, ſondern wird ſie ohnedem auf der Erde oder auf den Bäumen gewahr. Da die Füße von der Obrigkeit als ſchädlich eingelößt werden, ſo ſchießt ſie der Jäger, wo er ſie antrifft. am beſten wäre es, man ſchöße ſie im Herbſt und Winter, wo nicht nur ihr Balg gut, ſondern auch ihr Fleiſch zu genießen iſt. Wenn man ſie geſchoßen hat und ſie nicht ganz todt ſind, ſo muß man ſie vorſichtig angreifen, weil ſie ſonſt außerordentlich ſtark beiſſen. Man fängt ſie in Schlingen, die man in ihren Hauptgängen aufgeſtellt. Auf die Bäume ſtellt man auch Fallen, die aus zwey Brettern beſtehen, wovon das obere, das beſchwert und wie eine Mäuſefalle durch ein Hölzchen aufgeſtellt iſt, an deßen Zunge eine Nuß befeſtigt wird, durch deren Berühren die Falle umwirft, und das Thier zerquetſchet. Wer ein gutes Blaßrohr hat, kann ſie auch durch thönerne Kugeln erlegen. Ihr Nutzen und Schaden iſt folgender: Das Fleiſch iſt gut zu eßen, und nur das Vorurtheil macht, daß es in Deutſchland nicht allgemein geſchieht. In England halten es man-

manche Perſonen für eine Delikateſſe, und ſagen, es ſchmecke unter allem Wildpret am beſten. In der That ſchmeckt ein gebratenes Eichhorn, wie eine gebratene Henne, auch mit einer Zwiebelbrühe ſchmeckt es angenehm und wenn ſie auch nichts als Tann- und Fichtenſaamen, der ihnen einen bittern Geſchmack mittheilt, genoßen hätten. Die Krebsfänger beködern ihre Krebsreuſen mit Eichhornfleiſch, wonach dieſe vorzüglich gehen ſollen. Die Bälge der deutſchen Eichhörner werden nicht genug genußt; deſto hoher aber das Grauwerk oder Bene von den in nördlichen Gegenden wohnenden. Der Bebbam oder die Bäuche, die weiß und ſchwarz ſind, geben das koſtbarſte Futter und Gebräme. Die Ohren braucht man auch ſtatt der Hermelinſchwänze zu Auszierung der Unterfutter. Aus den Schwanzhaaren verfertigt man Mahlerpinſel. Wenn ſie in Menge da ſind, ſo thun ſie beſonders an dem Tannen- und Fichtenſaamen großen Schaden; kommen auch in die nahen Gärten und tragen die Wallnüſſe und Süßbirn weg. Auch der Eichel- und Buchecker-ſaat ſind ſie nachtheilig, da ſie den Saamen aus der Erde hervorſcharren; ſind aber doch bey weitem nicht ſo ſchädlich, als die Mäuſearten, und können auch leichter gefangen werden. Man ſollte dieſe Thiere, wie Haaſen, die auch, im Ueberfluße gehegt, ſchädlich werden, aber doch zum Wildpret gehören, benutzen. In Anſehung der Jägerſprache finden die gewöhnlichen Ausdrücke ſtatt.

Eibergans — Anas molliſſima, Linn. — Der Schnabel halbwalzenförmig, auf beyden Seiten mit weit vorwärts laufender ſpitzwinkliger Federhaut; beym Männchen Scheitel und Wangen ſchwarz, und an beyden Seiten des Halſes ein hellgrüner Fleck; beym Weibchen die Hauptfarbe roſtgelb, ſchwarz in die Quere geſtreift. Sie variirt nach dem Alter und Geſchlecht ſehr in der Farbe, denn a) im erſten Jahre iſt das Männchen am Rücken weiß, der Scheitel nicht ſchwarz, und der übrige Körper ſchwarz und weiß geſchäckt. b) Im zweyten Jahre ſind Hals und Bruſt ſchwarz und weiß gefleckt, und der Scheitel ſchwarz. c) Im dritten Jahre iſt die Farbe faſt vollkommen, doch nicht lebhaft, und noch einige wenige ſchwarze Flecken ſtehen am Halſe. Auch die alten Männchen haben d) zuweilen ſtatt des weißen Rückens in der Mitte deſſelben, ſo wie an den Wurzeln der Flügel, eine ſchwarze Farbe. e) Einigen Weibchen fehlen die zwey weißen Flügelſtreifen, und f) Andere ſind am Bauch aſchgrau, ſtatt dunkelbraun. Der Geſtalt nach iſt dieſer Vogel ein Mittelding zwiſchen Gans und Ente. Ihr Wohnort iſt der Norden von Europa, Aſien und Amerika, verfliegt ſich zuweilen im Winter auf die deutſchen Seen und Flüſſe, und Hr. Bechſtein hat im Winter 1788 ſogar ein Weibchen bey Schnepfenthal auf einer Wieſe geſchoßen. Sie wählen ſich zur Nahrung Fiſche, Muſcheln, Schnecken, Inſekten und

Seegräſer. Sie machen ſich zu ihrer Fortpflanzung das Dunenneſt an Küſten und auf Inſeln mit 5 bis 8 hellgrünen Eyern. Man giebt ihr auch noch die Nahmen: Eiderente, Eidervogel, Eider, St. Kuthbertsente. Ohngeachtet ihr Fleiſch einen thranigen Geſchmack hat, wird ſie doch ihrer Eyer, und beſonders ihrer Federn wegen, ſehr geachtet; daher begeben ſich die Küſtenbewohner ſeines Vaterlandes ſeinethalben in die größte Lebensgefahr, denn um die Dunen und Eyer zu bekommen, müßen ſie ſich an Strikken, bis zu den, an den ſteilſten Felſen ſitzenden Neſtern, hinablaßen. Wenn dem Eider die Eyer zum erſtenmale genommen ſind, ſo legt er andere, welche ihm dann gelaßen, den Jungen aber gewöhnlich die Flügel gelähmt werden, damit ſie, wenn ſie flügg ſind, nicht weggehen. Die Federn laßen ſich dieſe Vögel zwey- bis dreymal aus den Neſtern rauben, und bringen immer wieder andere hinein; geſchieht es aber mehrmal, ſo verlaßen ſie das Neſt ganz. Dieſe Federn ſind die bekannten Eiderdunen, und wenn ſie ein Neſt dreymal plündern, bekommen ſie etwa ein halb Pfund und dieſes noch mit Moos, Meergras ꝛc. vermiſcht. Dieſes wird getrocknet, mit Fachbögen, wie die Huthmacher haben, aufgelockert und endlich mit den Händen die Unreinigkeiten ausgeleſen. So bekommt man von 10 Pfund ungereinigten Eiderdunen, 3 Pf. gereinigte. Man bereitet auch die Häute getödteter Eidern, nebſt den Federn zum Pelzwerk. In Norwegen und Island iſt es verboten ſie umzubringen. In dieſen Ländern weiß man gewißermaaßen ſie zu zähmen und dahin zu vermögen, daß ſie ſich der Neſter bedienen, welche ihnen die Einwohner, an bequemen Orten, bereiten, oder ſich wenigſtens ſelbſt welche an minder gefährlichen Stellen nicht weit von den Wohnungen erbauen.

Einbeeren, heißt die Vogelbeeren in die Dohnenbügel als Lockſpeiſe hängen.

Einbinden heißt die Garne an Reife oder Stöcke heften.

Einfallen ſagt man, wenn der Auerhahn gegen Abend auf den Baum, und anderes Federwild an den Ort fliegt, wo es übernachten will.

Einfangen nennet man 1) wenn ein Hund oder Thier in ein anderes gebißen hat; 2) wenn man wilde Thiere, die man in einem verzäunten Orte aufbewahret, in Käſten bringet, um ſie an einen andern Ort zu ſchaffen.

Eingang nennt man beym Hirſche oder beym Thiere, wenn dergleichen früh Morgens vom Felde zu Holze, oder aus einem jungen Schlage oder Hauung in ein Dickigt geſpürt wird.

Eingreifen wird geſagt, anſtatt Eintreten, wenn ſich ein

Hirſch oder Thier auf der Erde gut ſpüren läßt, oder in der Flucht ſich ſtark anſtemmt, daß man die Färthe ſehr deutlich ſehen und erkennen kann.

Eingraben, Einwühlen ſagt man von Dachſen, wilden Schweinen ꝛc., wenn ſie die Erde mit ihren Rüßeln oder Klauen aufſcharren, und ſich darein Löcher oder Höhlen zu ihrem Lager bereiten.

Einhäſen heißt, wenn man dem Haaſen an einem Hinterlaufe zwiſchen der Röhre und der Hoſe ein Loch durchſticht und durch dieſes den andern Lauft ſteckt, ſo daß man ihn bequem tragen oder aufhängen kann.

Einhauen, Einſchlagen, nennet man entweder, wenn ein Raubvogel den Raub mit ſeinen Fängen aufhebet und fortführet, oder wenn man bey Dachs- und Fuchsgraben, gerade an dem Orte, wo der Hund vorbiegt, von oben hineingräbt.

Einhohlen nennet man, wenn die Hunde die wilden Schweine anpacken.

Einjagen iſt das Geſchäft des Jägers, indem er die jungen Jagdhunde ſo lange mit den alten Hunden aus- und einführt, bis ſie zu den ihnen beſtimmten Verrichtungen geſchickt ſind.

Einkreiſen heißt, ein Gebüſch, in welches man auf dem Schnee einen Wolf hinein, aber nicht wieder heraus geſpüret hat, umgehen, um gewiß zu ſeyn, wo er ſich geſteckt hat.

Einlaufen heißt, wenn von großem und kleinem Haar- und Federwildpret etwas in die aufgeſtellten Garne geht und ſich fängt.

Einlegen ſagt man vom Leithunde, wenn er zu hitzig und ſcharf fortſucht, ſo daß ihn der Jäger mit Gewalt auf- und anhalten muß.

Einrichten nennt man, wenn etwas mit dem Leithunde beſtätiget iſt und mit dem hohen Zeuge umſtellet wird.

Einſchlag iſt ein Kennzeichen der Hirſchfärthe, weil er nemlich immer beſchloßen und gezwungen gehet, ſo zwinget er von dem hohen Graſe oder jungen grünen Getraide, worüber er zu Holze ziehet, etwas ab, das ſodann in der Färthe liegen bleibt und obigen Nahmen führet.

Einſchrecken geſchieht auf großen, mit vier Seitenwänden und einer Decke geſtellten, Vogelheerden, oder auf den ſogenannten Schreckheerden; indem man zwey lebendige Raubvögel, auf hohen Stangen in Käfigen ſitzen hat, und man den Kaſten, wenn Zugvögel antreten, aufzieht, ſo daß der Raubvogel bloß ſitzt und die Vögel alsdenn vor Schreck ins Garn fallen. Mehr davon ſiehe unte:

ter Schrecken. Es heißt aber auch ein Stück Wild unvermuthet mit Gewalt in das aufgeſtellte Garn einjagen.

Einſprung iſt eine Oeffnung im Zaune des Thiergartens, wodurch das freye Wild eingehen kann und hinterher dieſe Thüre von ſelbſt zufällt.

Eisbeine, Flanken, ſind bey dem Hirſche die Dünnungen, welche das Geſcheide umgeben.

Eiſen ſind Maſchinen, deren ſich der Jäger zum Fange der Raubthiere bedient.

Eiſen legen heißt die gedachten Maſchinen mit oder ohne Witterung zum Fange aufſtellen.

Eisſprüßel ſind die nächſten Enden über den Augenſproſſen an den Stangen des Hirſchgeweyhes.

Eis-Seetaucher — Colymbus glacialis — auch Seetaucher mit dem Halsbande, Eistaucher, großer nordiſcher Taucher, ſchwarzkehliger Ententaucher, Seehahr, Lumme, Polartaucher, und große Halb-Ente genannt, gehöret in der Ordnung Schwimmvögel als eine beſondere Art zur Gattung der Seetaucher, deren Unterſcheidungskennzeichen ſind: Ein ſtarker, faſt walzenförmiger, weniger ſpitziger Schnabel, deßen Rand der Kinnladen eingebogen und die obere etwas länger, als die untere iſt; die Naſenlöcher am Schnabelrande ſind ſehr ſchmal, und oben durch ein Zwiſchenhäutchen getheilt; die Zunge iſt lang, ſpizzig, am Grunde auf beyden Seiten geſägt; die Füße haben vier Zehen, wovon die äußerſte die längſte und die hinterſte mit der innern durch eine kleine Haut verbunden iſt; der Schwanz endlich iſt kurz und zwanzigfederig. Sie halten ſich in den nördlichen Meeren und Seen auf, gehen aber auch im Herbſte und Winter auf die deutſchen Seen, Teiche und Flüße. Der Stand ihrer Füße macht, daß ſie geſchwinder ſchwimmen und tauchen, als gehen können. Unſer Eis-Seetaucher kommt im Spätherbſt, wenn es zu frieren anfängt und in ſehr kalten Wintern, wenn das Eis aufgeht, auch auf die Seen und Flüße Deutſchlands, und unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch folgende Kennzeichen: Er iſt drey Fuß lang; die Seiten der Bruſt ſind weiß und ſchwarz violett geſtreift; der Kopf, Hals und Oberleib glänzend ſchwarz, letzter mit viereckigen und runden weißen Flecken; an der Kehle und am Nacken ein weißes, ſchwarzgeſtreiftes, unterbrochenes Band. Indeſſen wechſelt er in der Farbe doch auch ſehr ab, denn die Jungen erhalten nicht ſogleich ihr vollkommenes Gefieder, und ſind oben weißgefleckt und unten ganz weiß; das Weibchen aber hat nicht das deutliche weiße Halsband und iſt auch nicht ſo glänzend ſchwarz. Dieſe Art nährt ſich vorzüglich

von Fröſchen und Waſſerinſekten, und baut ihr Neſt an den Küſten, worein das Weibchen zwey hellbraune Eyer legt.

Eisvogel — Alcedo Ispida — heißt auch Königsfiſcher, Eisvogel, (Europäiſcher) Fiſcher Martin, Eiſengart, Waſſerhühnlein und Seeſchwalbe, gehört mit dem Bienenfreßer in eine Ordnung und Familie, wo er mit mehrern fremden Arten eine beſondere Gattung ausmacht, welche einen langen, geraden, ſtarken und ſpitzigen Schnabel u. eine fleiſchige, flache, kurze und ſpitzige Zunge hat. Als Kennzeichen der Art unſers Eisvogels iſt er kurzgeſchwänzt, oben mit Lazurfarbe glänzend, die Zügel und der Unterleib aber orangebräunlich. Wenn dieſer Vogel nicht den dicken Kopf, großen Schnabel und kurzen Schwanz hätte, alſo der Geſtalt nach nicht etwas tölpiſch ausſähe, ſo würde er, in Hinſicht der Farbe, einer der ſchönſten Vögel ſeyn; denn hierin ſtreitet er mit mehrern Papageyen um den Rang. Er iſt ſieben Zoll lang, wovon der Schnabel einen und einen halben Zoll und der Schwanz ein und ein Viertel Zoll wegnimmt; die Breite iſt zehn und einen halben Zoll und die Flügel reichen gefaltet bis zur Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel iſt lang, ſtark, gerade, zuſammengedrückt, ſpitzig, dunkelhornbraun, unten an der Wurzel gelbbraun, im Rachen ſafrangelb; der Augenſtern rothbraun; die Füße mennigfarben; die geſchilderte Fußwurzel nur drey Linien hoch; die äußere Zehe mit der mittlern zuſammengewachſen; die Klauen ſchwarz. Der Scheitel und die Deckfedern der Flügel ſind tiefgrün (ſchwarzgrün), erſtere mit hellem Lazur in die Quere gefleckt, und letztere mit eyrunden Lazurflecken; von den Naſenlöchern bis hinter die Augen läuft ein orangenrother breiter Streifen (Zügel); hinter den Ohren ſteht ein großer weißer Fleck; vom untern Schnabelwinkel läuft bis zum Hals ein breiter Streifen, der mit den Scheitelfarben prangt; die Schultern und der Rücken ſind glänzend lazurfarbig (ſchön glänzend himmelblau); die Kehle röthlichweiß; der übrige Unterleib ſchmuzig orangeroth, am Bauche etwas heller; die Schwungfedern ſchwärzlich, an der ſchmalen Fahne blaugrün; der zugerundete Schwanz oben prächtig dunkelblau mit Lazurglanz, unten ſchwärzlich. Beym Weibchen ſind die Farben alle dunkler, ſo daß das, was beym Männchen ins Lazurfarbene ſpielt, hier ins Grasgrüne fällt; beſonders ſind die Schulterfedern dunkelgrün. Man ſieht dieſen Vogel niemals auf der Erde laufen, wozu auch ſeine kurzen Füße nicht eingerichtet zu ſeyn ſcheinen, ſondern er ſitzt immer auf niedrigen Zweigen, und hat die bewegliche Vorderzehe bald vorne, bald zurückgeſchlagen; beſonders ſchläft er in der letzten Stellung, um ſich deſto feſter zu halten. Sein Flug iſt ohngeachtet ſeiner kurzen Flügel ſchnell genug, tief und in gerader Linie; doch

fliegt er allezeit nur eine kurze Strecke. Einige Dichter rechnen ihn unter die Singvögel; allein, ſowohl die Annehmlichkeit ſeines Geſanges, der nur in einigen unmelodiſchen Tönen: Giek, giek! beſteht, die er im Fluge herausſtößt, als auch das Schwimmen ſeines Neſtes auf den Meereswellen, ſein angenehmer Geruch, die vorzügliche Heilkraft ſeines Herzens und andere Erzählungen, gehören zu den vielen Fabeln, womit man die Geſchichte dieſes ſchönen Vogels auszuſchmücken geſucht hat. Er muß ein ſehr ſcharfes Geſicht haben, da er ſeinen Raub von weitem erblickt. Er iſt in Europa, Aſien und Afrika verbreitet. Es iſt ein ungeſelliger einſamer Vogel, der in der Gegend ſeines Aufenthalts keinen Kameraden leidet. Er bleibt das ganze Jahr über bey uns, zieht aber im Oktober von einem Bach, Fluß oder Teich zum andern, und er ſcheint alsdann wirklich zu ſtreichen, da man mehrere hintereinander die nemliche Reiſeroute machen ſieht, nur fliegen ſie nicht zuſammen, ſetzen ſich aber gewöhnlich alle auf die nemlichen Wehre und auf den nemlichen Pfahl und Stein am Waſſer. Im März ſind ſie wieder an ihrem Standpunkte. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen, beſonders in Bachfiſchen, Schmerlen, Elritzen u. ſ. w., in Blutigeln und vielleicht in Waſſerinſekten und ihren Puppen. Er ſitzt beſtändig auf einem Pfahle, Zweige oder Steine, und lauert auf ſeinen Raub, erblickt ihn von weitem unter dem Waſſer, flattert alsdann wie ein Raubvogel über ihn, und ſtürzt ſich, wenn er ihm recht ſitzt, hinein, und fängt ihn mit dem Schnabel. Gewöhnlich fliegt er wieder auf den nemlichen Platz, wo er geſeßen hat, wirft ihn ſo lange im Schnabel herum, bis der Kopf nach dem Schlunde zuſtehet und verſchluckt ihn dann ganz. Er iſt oft ſo groß, daß der Schnabel nicht ganz verſchloſſen werden kann und der untere Theil erſt verdauen muß, ehe der hintere ſich nachſchiebt. Gräten und Schuppen werden, wie bey den Raubvögeln, in einem Balle wieder weggeſpeyt. Im Winter ſitzt er an den Wehren auf Eislöchern und lauert ſeinem Raube auf. Im März machen die Alten ſchon Anſtalt zum Neſte. Dieſes ſteht unter dem Ufer in Löchern, unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher, auch in Felſenritzen. Es beſteht aus klaren Wurzeln und iſt mit eigenen Federn ausgefüttert. Gewöhnlich legt das Weibchen acht weiße Eyer. Dieſe werden von ihr allein ausgebrütet, unterdeſſen daß es vom Männchen mit Nahrungsmitteln verſehen wird. Die Jungen liegen lange in dem Neſte, und ſehen, von den großen Kielen, die ſie bekommen, wie die Igel ſo ſtachlich, aus. Bis zum erſtern Mauſeln ſind ſie oben dunkelgrün und unten roſtgelb. Seine Feinde ſind große und kleine Wieſeln, Wander- und Waſſerratten verfolgen ihre Brut. Sie ſind ſehr ſcheu, und müßen daher, um ſchußrecht ſich ihnen zu

nähern, hinterſchlichen werden. Am beßten fängt man ſie in eiſernen Mäuſefallen mit Tellern, die man auf diejenigen Pflöcke legt, wo ſie ſich gewöhnlich hinſetzen. Auf ihrem Strich, im Oktober, fängt man dann viele. Mann kann auch Sprenkel dahin hängen. Wenn man da, wo kleine Bäche einen Wirbel machen, alles überhängende Strachwerk, Pfähle und Wurzeln wegſchneidet, und ein paar Stäbchen mit Sprenkeln ſo ins Waſſer ſtellet, daß die Stellhölzer nur zwey Hände hoch über dem Waſſer ſtehen, und ſie nach dem Platze zutreibt, ſo fangen ſie ſich ſehr leicht. Leimruthen wollen an ihren fetten Federn nicht haften. Ihr Nutzen und Schaden: Man kann ſie eßen und ſie haben keinen übeln Fiſchgeſchmack. Man braucht auch die Häute, um die Motten von den wollenen Zeuchen abzuhalten, weil man bemerkt hat, daß ſie nicht leicht in die ausgeſtopften Vögel von dieſer Art kommen. Da ſie nicht häufig ſind, ſo iſt der Schaden, den ſie an den Fiſchwaſſern thun, eben nicht beträchtlich. Sie gehören daher auch für den Jäger nicht unter das Raubzeug.

Elenwild — Cervus Alces — hat auch die Nahmen Elch, Elchthier, Elenthier, Elend, Elent, Elen, und das Männchen noch beſonders Elchhirſch, Elenhirſch und Elentochs, das Weibchen hingegen Elchthier, Elenthier und Elendkuh. Es gehört mit dem Hirſch- und Dammwildpret in eine Gattung, wo es eine beſondere Art ausmacht, deren Kennzeichen in folgendem beſtehen: Der Kopf iſt geziert mit handförmigen, dem weiblichen Geſchlechte fehlenden Geweyh, das ſich ohne Stamm gleich am Grunde ausbreitet und zackige Lappen bildet; und mit einem ſteifhaarigen Kehllappen. Obgleich das Elen zu demjenigen Wild gehört, das der Jäger Rothwild nennt, und welches ſich durch ſeine ſchöne Geſtalt vor andern Thiergeſchlechtern auszeichnet, ſo findet man doch nichts weniger, als die feinen und ſchönen Verhältniße an demſelben, welche den Edelhirſch zieren, es iſt vielmehr plumper gebaut, hat einen kürzern Hals, längere Ohren, einen langen und ſtarken Maulthierkopf, eine ſtarke Bruſt, und iſt vorn höher als hinten; dahingegen iſt es viel größer und ſchwerer als das Rothhirſchgeſchlecht. Ein ausgewachſener preuſſiſcher Elenhirſch iſt vorne, von der Spitze der Schaale, bis zum Halsknochen gemeſſen, 6 Fuß 2 Zoll, und mit der aufgerichteten Möhn 6 Fuß 9 Zoll hoch, hinten von der Spitze der Schale, bis zur Mitte der Keulen nur 6 Fuß; die Länge von der Mitte der Bruſt bis zur Schwanzſpitze an den Seiten weg 6 Fuß 3½ Zoll, des Halſes 1 Fuß 11¼ Zoll, des Kopfes bis ins Genick 2 Fuß 6 Zoll, und die Breite der Bruſt 1 Fuß 4 Zoll. Das Gewicht iſt in der guten Zeit ohne Schweiß, Geſcheide und Geräuſch ohngefähr 5¼ Centner und mit demſelben 6½ Centner.

Doch ſpricht man auch von ſo großen ſtarken, beſonders ameri⸗kaniſchen Elenhirſchen, die 8 — 12 Fuß hoch (wahrſcheinlich bis zur Spitze der Ohren gerechnet) und 10 bis 12 Centner ſchwer ſeyn ſollen. Der Kopf iſt groß, dick, langgeſtreckt, und vorn gegen das Ende ſpitzig zulaufend, wie beym Maulthier; die Oberlippe groß, dick, länger als die untere, wulſtig und vom Zahnfleiſch ab⸗geſondert; der Rachen groß, die Zunge, wie die Ochſenzunge, und die Kinnladen, wie bey allen wie⸗derkauenden Thieren; in der un⸗tern liegen acht ſcharfe und ſpitzi⸗ge Schneidezähne, und anſtatt derſelben in der obern, ein dicker, ſchwarzer, ſchwammiger, gekerb⸗ter Fleiſchwulſt, der ſich mit der hervorſtehenden Oberlippe endigt, und in deßen Kerbe die Schnei⸗dezähne des Unterkiefers paßen; die Eckzähne fehlen; dann fol⸗gen 24 ſtarke mit Spitzen ver⸗ſehene Backzähne, auf jeder Seite ſechs; die Augen ſind klein, ihr Winkel lang und in die Krüm⸗me geſpalten; die Thränendrüße $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und $\frac{1}{2}$ Zoll breit, mit einer dicken, gallerigen, oft harten Materie beſetzt; die Naſen⸗löcher ſind ſehr weit; die Ohren lang und groß, 1 Fuß acht Li⸗nien lang und hängen ſeitwärts, wie beym Rindvieh; unter der Kehle iſt eine knorpliche häutige Warze oder Beutel von 7 Zoll Länge, woran zwey Bärte von ſechs Zoll langen ſteifen Haaren ſitzen, die unten zuſammenſtoßen und einen Bart, wie einen zu⸗geſpitzten Kegel, bilden. Dieſer Beutel fängt erſt nach dem drit⸗ten Jahre an zu wachſen und ſich zu verlängern, und bey al⸗ten Weibchen findet man zuwei⸗len Merkmale davon; der Hals iſt eingezogen, breit und dick, und oben darauf ſteht eine $7\frac{1}{2}$ Zoll hohe Mähne, welche der Hirſch, ſo wie die Beutelhaare ſträubt, wenn er in Affekt kommt. Genick, Bruſt und Schenkel ſind außerordentlich ſtark; die Hinter⸗läufe kürzer als die Vorderläufe, beyde hirſchartig gebaut, ſtark, und nervig; die Füße geſpalten. In den Vorderfüßen ſteckt die meiſte Kraft; mit denſelben wehrt er ſich, und iſt im Stande mit denſelben einen Wolf oder Hund zu tödten. Der Schwanz oder die Blume iſt, wie beym Hirſche, kurz und ſtumpf, ohne Haare $3\frac{1}{2}$ Zoll, mit denſelben $6\frac{1}{4}$ Zoll lang. Dem Elenthier oder dem Weib⸗chen fehlt nicht bloß die Kopf⸗zierde, ſondern es iſt auch nicht ſo hoch, lang, ſtark und ſchwer. Ein ausgewachſenes iſt vorn fünf Fuß neun und ein Viertel Zoll, und hinten fünf Fuß ſieben Zoll hoch, von der Bruſt fünf bis ſechs und einen halben Zoll lang, und wiegt ohne Aufbruch ohnge⸗fähr vier und einen halben und mit demſelben fünf und einen halben Centner. Die Schaalen an den Füßen ſind länger und ſchmäler als am Hirſche, da bey dieſem die Ballen weit ſtärker ſind; auch hat dieſer längere und breitere Afterklauen, die eine mehr auswärtsſtehende Richtung haben. Durch dieſe verſchiedene Fußbildung iſt der Jäger im Stande, die Fährte der beyden Geſchlechter zu unterſcheiden. Da

beym

beym Hirſche und Thiere der Abſtand der Afterklauen vom Ballen nur zwey Zoll iſt, ſo treffen beym Schreiten dieſelben den Ballen, daher beym Gehen oder Stampfen auf feſtem Boden ein Klappern entſteht. Die Farbe beyder Geſchlechter iſt vom Ende Junius an bis nach der Brunft im September vom Maul bis über die Naſenlöcher gelbbraun; ein ſchmaler Ring um die Augen, und das Innere der Ohren aſchgrau; der übrige Kopf, welcher kurz behaart iſt, und auf der Stirn Wirbel zeigt, der Hals, die Bruſt und der ganze Oberleib, ſo wie Mähne und Halsbeutel, ſind ſchwarzbraun; die Vorder- und Hinterläufe bis über die Knie, der untere Theil der Keulen, der ganze Unterbauch ſind aſchgrau ins gelblichweiße fallend. Vom Oktober bis März, wo ſie die braunen Winterhaare haben, verwandeln ſich die ſchwarzbraunen Theile in ein helleres Braun mit Grau vermiſcht, und vom April bis Ende Junius in ein hellbraun, das immer dunkeler wird. Zu dieſer Zeit ſehen die Theile, welche ausgehaart ſind, gegen die obern dunkler aus, daher denn ein gefleckte̕s und ſonderbares Anſehen entſteht. Das Geweyh, das hinten über den Augen ſteht, hat mehr eine ſeitwärts als in die Höhe ſtehende Richtung, und ſteht daher weiter auseinander als am Rothhirſch, breitet ſich ſchaufelförmig aus, hat im Preuſſiſchen 16 bis 28 Enden und eine Schwere von 28 bis 40 Pf. In Nordamerika aber werden ſie ſtärker, ſo daß man ſie von 40 bis 50 Pfund Schwere findet, ſogar bis 75 Pfund ſchwer will gefunden haben. Bey einem Elenhirſchkalbe kommen kurz nach der Geburt zwey Buckel oder Kolben zum Vorſchein, die bis zum September einen Zoll hoch ſind, und hieraus bildet ſich der Roſenſtock; im zweyten Jahre iſt es ein Spieſer und die Spieſe werden bey guter Aeſung einen Fuß lang; im dritten Jahre wird es ein Gabelhirſch, oder bleibt ein Spieſer mit kürzern und längern Spieſen. Im vierten Jahr bekommt das Gehörn ſechs Enden und wird oben mehr breit und rund. Im fünften Jahre finden ſich ſchon kleine Schaufeln, die mit den Jahren und bey guter Aeſung an Breite, Dicke und Mehrheit der Enden zunehmen; alsdann heißt der Hirſch nach ſeiner Stärke ein geringer oder ſtarker Schaufler. Ein ſtarker Schaufelhirſch, der gute Aeſung hat, wirft ſein Gehörn ſchon im December und Januar ab; ſchlechte Hirſche im Februar und May, geringe und Spieſer erſt im April und Anfang des Mayes. Ein ſtarker Hirſch hat alſo ſchon zu Ende des Junius wieder vereckt, geringere aber im Julius und Auguſt. Das Gehörn iſt bis zu ſeiner Vollkommenheit mit einem grauen ins ſchwärzliche fallenden Baſte umkleidet, der an Stangenhölzern, beſonders Kiefern, in etlichen Stunden abgefegt iſt. Dann hat das Geweyhe eine hellbraune oder auch dunklere Farbe. Die Materie, woraus es beſteht, iſt feſter und ſchwe-

ſchwerer als am Edelhirſch. Dieß Thiergeſchlecht zeichnet ſich auch in ſeinem Naturell gar ſehr vor dem Rothwild aus. Es iſt im ganzen dümmer und furchtſamer und hat auch nicht die feinen Sinne. Ohnerachtet der großen Naſenlöcher kann es nicht weit wittern und der Jäger kann ihm daher verſteckt ſehr nahe kommen. Das Geſicht iſt etwas beſſer, das Gehör aber vortrefflich, und dieß ſchützt daſſelbe auch vor den Nachſtellungen der Menſchen das meiſtemal. Die Stimme des Hirſches, die er in der Brunftzeit, doch nicht ſo häufig als der Rothhirſch, hören läßt, iſt mehr blökend als ſchreyend, faſt wie bey dem Damhirſch, in kurzen Abſätzen. Sein Widerſtand beſteht theils im Gehörn, theils in den Läufen, vorzüglich den Vorderläufen, durch deren Schläge es Thiere und Menſchen tödten kann. Da ſie vorne höher als hinten ſind, und nach Verhältniß des Körpers ſehr hohe Beine haben, ſo können ſie nicht ſolche Sätze und Sprünge thun, wie das Rothwild; ſie gehen daher beſtändig einen ſtärkern und ſchwächern Trab, kommen aber darin den geſprengten Hirſchen und Pferden, durch das weite Ausgreifen der Vorderläufe, gleich. Sie ſchwimmen ſehr geſchickt und können rutſchend über die tiefſten Moräſte ſchnellen. Zuweilen fallen ſie auf der Flucht, und vorzüglich wenn ſie aufs Eis getrieben ſind, plötzlich nieder; im letztern Falle ſuchen ſie ſich aufzuhelfen, können aber nicht, und ſcharren daher mit den Vorder- und Hinterläufen. Dieß hat vielleicht zu der Fabel von der fallenden Sucht dieſer Thiere, Anlaß gegeben. Das Geklapper mit den Afterklauen und das Schlagen mit den Vorderläuften, nennen die Jäger S ch e l l e n. Die nördlichen Gegenden von Europa, Aſien und Amerika, ſind die Heimathe der Elenthiere. Man trifft ſie daher in Preußen, Pohlen, Litthauen, Curland, Liefland, Norwegen u. Schweden, in Aſien und Sibirien bis tief in die Chineſiſche Tatarey hinab, und in Amerika von der Hudſonsbey bis nach Virginien herab an. In Europa wohnen ſie vom 53ſten — 64ſten Grad nördlicher Breite, in Aſien vom 45ſten — 61ſten, und in Amerika vom 44ſten — 53ſten. Sie lieben wilde und einſame Gegenden, daher ſie auch in Europa an ſolchen Orten, wo die Bevölkerung immer ſtärker wird, alſo Waldſtrecken ausgerottet, und die Wälder ſelbſt häufiger von Menſchen und Vieh beſucht werden, ſich immer mehr zurückziehen und zuletzt gar ausgehen. Es gab deshalb auch in ältern Zeiten in Deutſchland Elenne, die man jetzt gar nicht mehr da antrifft. Die Wälder, worin ſie ſich gern aufhalten, müßen eine niedrige und feuchte Lage haben, aus Mooren und Brüchen beſtehen, wo Rohr, Werftweiden, Ellern und andere Laubholzarten wachſen, die ihre vorzügliche Aeſung ausmachen. Ganz reine Schwarzholzwälder lieben ſie nicht, ob ſie ſie gleich auch zu gewißen Jahreszeiten beſuchen. Vom Septem-

tember bis zur Setzzeit ziehen ſie ſich aus den Brüchen in höhere Gegenden, die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzt ſind. Sie halten ſich in Rudeln, die zuweilen aus mehr als einer Familie beſtehen. Zu gewißen Jahreszeiten trennen ſich die Hirſche von den Thieren. Eine Familie beſteht nach der Setzzeit gewöhnlich in einem alten Thiere, zwey fertigen Thieren, die den Herbſt brunften werden, zwey Schmalthieren und zwey Kälbern. Gegen die Brunftzeit ziehen ſich, nach der Stärke des Wildſtandes, mehrere Familien zuſammen, die aber doch ſelten zu mehr als funfzehn bis zwanzig Stück anwachſen. Die Schmalthiere, welche brunften, verlaßen alsdann die gemeinſchaftliche Mutter, halten ſich aber in der Nähe auf, und ſobald die Brunft vorbey iſt, ſchlägt ſich das Thier vom Rudel ab, and ſucht wieder ſeine Kinder. Im dritten Jahre gegen die Setzzeit verlaßen die Spieſer die Mutter, ſo wie die ſtarken Hirſche bis gegen die Brunftzeit allein, und nicht mit dem Thier-Wildpret geben; nach der Brunft und bis gegen die Setzzeit bleiben die Rudel gemiſcht. Die vorzüglichſte Aeſung dieſer Thiere beſteht aus den jungen Trieben, Blättern, Knoſpen und Rinden der Sohl- und Werftweide, der Birke, Eſche, des Vogelbeerbaums, Spitzahorns, der Winterlinde, Wintereiche, Kiefer und Fichte; dann aus jungen Rohr, Schilf und andern hohen Sumpfgräſern, und wenn die Felder nicht weit von dem Standorte entfernt ſind, aus ſchoſſenden Waizen, Roggen, Gerſte, Hafer und Lein, welche Getraidearten ſie aber ganz jung und reif unberührt laßen; zuletzt genießen ſie auch Haidekraut und Poſt. Wenn ſie ruhen, ſo ziehen ſie einen Vorderlauf zurück und biegen ſich mit dem Körper vor, um auf dem Bauche zu ruhen. Sie gehen, wo ſie ſicher ſind, bey Nacht und bey Tag auf die Aeſung. Im Preuſſiſchen Litthauen beginnt die Brunft gegen das Ende des Auguſts und dauert den September durch. Der Hirſch treibt mehrere Thiere zuſammen, und wenn mehrere Hirſche nach einem Thiere ſtreben, ſo giebt es oft ſo hitzige Kämpfe, daß die Stangen abgebrochen oder gar ausgedreht werden. Der ſtärkere Hirſch vom Leibe bleibt gewöhnlich Sieger. Geringe Hirſche, die keine Gattinnen erhalten können, werden dann wie wüthend, laufen in Feldern und ſogar in benachbarten Gegenden umher, und magern ſich dadurch eben ſo ab, als wenn ſie gehörig gebrunftet hätten. Der Hirſch zieht den Thieren, wie ein Ochſe mit niederhängendem Kopfe nach, und ſetzt entweder im Nachziehen oder im Stillſtehen des Thiers auf und vollzieht die Begattung oder den Beſchlag ſehr geſchwind, wo das Thier gewöhnlich unter ihm wegläuft. Er beſchlägt in einer Stunde wohl zwey bis dreymal, und mattet ſich daher ſehr ab. Zur Abkühlung ſeiner Hitze muß er auch Waſſer in der Nähe haben. Das Thier geht gegen 9 Monate tragend, und die Setz-

zeit dauert daher von der Mitte des Mays, bis in die Mitte des Junius. Gewöhnlich ſetzt ein Elenthier zum erſtenmal ein Kalb, nachher aber, bis es alt und ſchwach wird, allezeit zwey Kälber, welche mehrentheils zweyerley Geſchlechts ſind. Sie ſind röthlichbraun, ſpringen, wenn ſie abgeleckt ſind, auf, ſuchen das Euter und gehen den dritten oder vierten Tag mit der Mutter aus. Sie ſaugen nicht bloß bis zur Brunft, ſondern auch nach derſelben, bis keine Milch mehr da iſt. Die Mutter beſchützt ſie ſorgfältig. Wenn das Elenkalb zwey Jahr vier Monate alt iſt, ſo brunftet es zum erſtenmal und ſetzt alſo nach drey vollen Jahren und darüber. Selten brunften ſie, wenn ſie ein Jahr und vier Monate alt ſind, und thun ſie es, ſo bleiben es dann immer ſchwache Thiere, die auch ſchwächliche Kälber bringen. Das weibliche Geſchlecht heißt vom erſten Jahre bis zur Setzzeit ein Kalb, im zweyten ein Schmalthier, im dritten ein fertiges Thier, das brunften kann, und im vierten, wenn es geſetzt hat, ein altes Thier. Die Elenne laßen ſich, jung aufgezogen, leicht zähmen, und man hat in Amerika Beyſpiele, daß ſie den Schlitten gezogen haben. Auch in Schweden brauchte man ſie in alten Zeiten zum Schlittenzuge; allein da ſich Mörder und andere Verbrecher oft dieſer Thiere zum Entkommen bedienten, ſo wurde dieſe Benutzungsart bey ſchwerer Strafe verboten. Sie ſind mehrern Krankheiten ausgeſetzt, als das andere Rothwildpret, denn wenn eine Seuche unter den nahen Rindviehheerden herrſcht, ſo werden ſie gewöhnlich damit angeſteckt. Vorzüglich befällt ſie die Lungenfäule, der Milzbrand und der Durchfall, wenn Frühjahre und Sommer ſo trocken und heiß ſind, daß die Brüche entweder austrocknen oder aus Mangel an Regen oder Zufluß faul werden. Wem alſo an dieſem Wildſtande gelegen iſt, der muß in ſeinem Reviere große Waſſerbehältniße ausgraben laßen, die, wo möglich, immer Zufluß haben. In Europa ſtellt ihnen der Bär, Wolf, Luchs und Vielfraß, und in Amerika der Wolfsbär und die Pardel-Katze, vorzüglich nach. Der Bär beſchleicht nur ein einzelnes Thier, ſucht ihm an der Seite anzukommen, um es niederzuſchlagen. Er frißt Geräiſch und Geſcheide erſt, bedeckt das übrige mit Moos, Laub und Aeſten, und kommt des andern Tages wieder zu ſeinem Riß, wenn er nichts neues gefangen hat. Vor mehrern Elennen muß ſich der Bär fürchten. Der Wolf hat dem alten Ellenthier allein nichts an, allein einer Geſellſchaft wird es allezeit zu Theil. Sie ſuchen es gewöhnlich im Winter aufs Eis zu treiben, wo es nicht fortkommen kann. Den größten Schaden thun ſie an jungen Kälbern. Der Luchs fällt nur junge Kälber an, er ſchleicht ſich vorzüglich in Brüchen, in hohem Gras an ſie und thut einen oder etliche große Sprünge, um auf dieſelben zu kommen und ihnen die Halsflechſen zu zerbei-

ßen. Er genießt bloß den Schweiß, das Herz, die Eingeweide und den Kochbraten, und läßt alsdann den Reſt liegen. Unter den Inſekten plagen ſie die Ochſenbremſe, die Rennthierbremſe, und die Naſenbremſe. Doch werden alte Thiere, wegen ihrer langen Haare, nicht ſo ſehr von den beyden erſtern geplagt, als der Edelhirſch und das Reh, allein die Schmalthiere ſind nicht davon frey. Sobald als jene dieſe Thiere ſpüren, ſo gehen ſie in tiefen Brüchen ſo weit in den Schlamm, daß nur der Kopf und die Naſe vorſteht. Gegenwärtig ſind nur folgende Jägerbeobachtungen bekannt:

1) Die Witterung der Elenthiere iſt ſo ſtark, daß jeder Bauerhund die Färthe oder Spur annimmt. Vor einem Bauernhund ſtellt ſich ein ſolches Thier, kommen aber mehrere, ſo wird es flüchtig, und ſind es gute Jagdhunde, ſo wird es ſo, wie der Rothhirſch, zuletzt forcirt.

2) Sonſt gab man das Alter der Hirſche auf 50, ja ſogar auf 80 Jahre an. Allein neuere Beobachtungen ſagen, daß er nicht älter als 16 bis 18 Jahr werde. Wo ein ſtarker Elenſtand iſt, da vergeht kein Jahr, daß nicht ältere Hirſche oder Thiere des natürlichen Todes ſterben. Sie verlieren, wie das Rindvieh, die Schneidezähne, kümmern alsdann und ſterben endlich.

3) Das Elen wittert ſchlecht, uud kann daher von Wilddieben und Jägern leicht erlegt werden. Soll daher dieſer Wildſtand nachhaltig werden, ſo darf der Jäger vor der Setzzeit niemals mehr als den zehnten Theil wegnehmen, und da ſie mit Seuchen und Krankheiten, auch mit dem natürlichen Tode leicht befallen werden, ſo müßen immer drey Viertel alte Hirſche und Thiere genommen werden.

4) Wenn ſich ein Rudel Elennen niedergelaßen hat, und hört das geringſte Geräuſch, ſo fährt es in die Höhe, flieht aber nicht ſogleich, ſondern bleibt ſtehen und ſucht ſeinen Feind mit den Augen zu entdecken. Iſt es ein Fußgänger ſo wird es flüchtig, allein vor Pferden und Wagen flieht es nicht. Auf letztere Art wird es alſo am leichteſten hinterſchlichen.

5) Dieſe Thierart liebt die Aeſung nahe bey ihrem Standorte, oder gar in demſelben zu finden; ſie zieht daher nur nothgedrungen auf entfernte Weideplätze.

6) Dieß Wildpret verlangt durchaus Ruhe, wenn daher ein ſolcher Wildſtand aufkommen ſoll, ſo iſt Ruhe die erſte Bedingung. Werden ſie aus ihren Standörtern von Hunden u. ſ. w. verjagt, ſo kehren ſie in langer Zeit, oder wohl gar nicht wieder zurück.

7) Auffallend iſt, wie dieß ſchwere Thier durch grundloſe Brüche gehen kann. Es ſetzt ſich dabey mit den Hinterläufen auf die Heſſen, ſtreckt die Vorderläufe ganz horizontal vor ſich hin, greift alsdann mit den Vorderläufen ein, ſchiebt mit den hintern nach, und rutſcht auf dieſe Weiſe ſehr geſchwind fort. Iſt der

Bruch ſo beſchaffen, daß er nicht einmal einen Wolf oder Hund trägt, ſo behält es zwar die vorige Stellung, legt ſich aber auf die Seite, zieht die Läufe zuſammen, ſchnellt damit, und rudert ſich gleichſam hinüber. Da der innere Theil des Fußes hohl gebaut iſt, und die Schalen ſcharf ſind, ſo leiſten ſie ihm als Ruder vortreffliche Dienſte, ſo wie die elaſtiſchen Haare auch das ihre beytragen, daß es nicht verſinke. Solche Reiſen werden bloß zu Aufſuchung einer Leckerey, zum Beyſpiel, der Dotterblume, oder wegen Verfolgungen unternommen

Man hat verſchiedene Arten des Fanges oder der Erlegung des Elenwilds. Der Jäger kann die Färthe des Elenhirſches ſehr leicht von der des Thieres unterſcheiden, da bey jenen der Fuß kürzer und breiter, und die Schaalen ſtumpfer, als bey dieſen ſind, die Geäfter mehr auswärts ſtehen und die Ballen ſtärker ſind. Daher führt der Elenhirſch den Schrank und Beytritt, und hinterläßt auch ſo, wie der Edelhirſch. Wo er durch Dickige geht, knickt er mit ſeinem Gehörn auch die kleinen Aeſte. Sonſt hat man in Preußen ordentliche Jagden auf dies Wildpret eingerichtet, und den Leit- und Schweißhund auf daßelbe gearbeitet. Sie reſpectiren die Lappen und das Nachtfeuer, allein im Jagen ſelbſt muß das Zeuch triplirt werden, und zwar doppelt mit Tüchern, weil es dieſe mehr als die Netze ſcheut. Am Abjage-Ort muß viel Waſſer ſeyn. Jetzt iſt das Birſen mit der Büchſe ſchon hinlänglich zu verhindern, daß ſich dieß Wildpret nicht zum Nachtheil des Waldes und Feldes vermehre. Es geſchieht zu Fuße, zu Pferde, oder auch auf einem einſpännigen Wagen. Man ſtellt ſich auch vor, und läßt ſich durch Menſchen oder Hunde das Wildpret zu treiben; oder der Hund ſtellt das Elen, und der Jäger ſucht ſich anzuſchleichen und den Schuß anzubringen. Man kann auch Jagdhunde auf ſie abrichten, die den Elenhirſch, ſo wie den Rothhirſch, ſtellen und forciren. Wegen der ſtarken Witterung und weil er keine Wiedergänge macht, ſo verlieren ihn die Hunde nicht leicht, es müßte denn Waſſer da ſeyn, durch welches er ſchwimmt. Der Nutzen und Schaden iſt folgender: Das Elenwildpret iſt zur guten Zeit eine geſunde und wohlſchmeckende Speiſe, durchwachſen und feiſt. Das von Thieren iſt zärter, als das von Hirſchen, und das von jungen Kälbern, Schmalthieren, jungen Hirſchen u. Thieren beßer als von dergleichen Rothhirſchen. Den Hirſch ſchießt man vom Juny an bis zu Ende des Auguſts; das Thier vom Auguſt bis in die Mitte des Novembers; die Kälber vom Juny bis Auguſt und die Schmalthiere vom Junius bis November. Doch da der Privatmann in den Gegenden, wo Elenthiere wohnen, nicht ſowohl auf den Wohlgeſchmack, als auf den größern haushälteriſchen Nutzen ſieht, ſo wird dies Wildpret vorzüglich im Winter geſchoßen, damit es eingeſalzen

 und

und geräuchert werden kann. Wenn die Keulen ausgelößt, in Riemen geſchnitten, und nach und nach im Rauche oder der Luft getrocknet werden, ſo iſt dieß eine vortreffliche Speiſe, die vorzüglich in Amerika gewöhnlich iſt, und welches Fleiſchwerk auch als Kaufmannswaare nach England verſchickt wird. Maul, Ohren, Kolben und Zunge, gehören zu den Leckerbißen. Eben ſo das Mark aus den Knochen, das feſter, nicht ſo fett, aber ſchmackhafter, als das Rindermark iſt. Die gelblichen Knochen dienen zu allerhand Drechſelarbeiten und zu Zierrathen. Aus den Klauen kann man artige Hornſachen verfertigen, und die Horndreher machen Ringe, Armbänder, Ohrgehänge und andere Amulette daraus, welche der abergläubiſche Pöbel vorzüglich gern gegen Krampf und fallende Sucht kauft und anlegt. Man bereitet auch Pulver daraus, welches unter dem Namen preparirte Elenklaue, bekannt iſt. Aus den ganzen Füßen, die bis zu den Knieen mit der Haut abgelößt werden, macht man Geſtelle und Füße unter Tiſche, und Queridons, und aus den Vorderfüßen Becher und Pokale. Die ausgelößten Sehnen können sehr dünn geſpalten werden, und dienen Sattlern und Riemern, ſo wie den wilden Nationen, ſtatt Zwirn. Das Fett iſt ſehr weiß und heilſam. Es wird nicht bloß zu Lichtern, ſondern auch zu Salben, verbraucht. Dies Wildpret aber hat deßelben, in Verhältniß gegen das Rothwildpret, weit weniger, als man glauben ſollte. Die elaſtiſchen Haare werden zum Auspolſtern gebraucht, und ſind beßer als Kuh- und Hirſchhaare. Mit den Häuten wird in Nordamerika und dem aſiatiſchen Rußland, ein großer Handel nach Europa getrieben. Man bekommt ſie theils roh, theils von den wilden durch das Gehirn, Mark und den Unrath in den kleinen Gedärmen gahr gemacht. Solche Häute heißen indianiſch gahr gemacht, und bleiben immer geſchmeidig. Die unkultivirten Nationen in beyden Welttheilen brauchen ſie als Kleidungsſtücke und zum Bedecken der Hütten. Die Schuhe, die ſie davon machen, befördern ihr ſchnelles Laufen, da ſie leicht ſind, und ſie ſich in denſelben niemals wund gehen. Bey uns werden ſie von den Weißgerbern rauh oder weiß gahr gemacht. Aus erſtern Häuten macht man Pferdedecken, und von den Läufen, für die Jäger Jagdtaſchen und Futterale für Büchſen u. ſ. w.; aus leztern, wenn ſie ſtark ſind, Kolette, Degenkoppel und dünne Beinkleider, Handſchuhe, lederne Kiſſen u. ſ. w. Man legt ſie unter das Bettuch, um gut, und in Krankheiten ſich nicht wund zu liegen. Sonſt machte man von dem ſtarken Leder in Preußen Kürraſſe und Bruſtharniſche. Das Geweyh dient zu allem, wozu man das Hirſchhorn braucht. Die Meſſerſchmiede und Schwerdfeger machen Griffe an Meſſer und Hirſchfänger daraus, und die Drechsler verdrehen es, da es weiß und feſt iſt. Man ziert auch

auch die Häuſer damit, wie z. B. ſonſt das Reſidenzſchloß zu Königsberg. Auch brauchte man ſie vor dem zu Leuchtern in den Vorſäälen auf adlichen Gütern. Die Wilden in Amerika machen Löffel und anderes Geſchirr daraus. Aus dieſen hier kürzlich aufgezählten Nutzen des Elenthiers ergiebt ſich, warum daſſelbe, von den alten heidniſchen Preußen, göttlich verehrt wurde, ſo wie es noch von einigen Wilden in Amerika und Aſien geſchieht. Man hat ſogar in Preußen Verſuche gemacht, daſſelbe zu einem Hausthiere zu bilden. Es läßt ſich auch leicht jung an einer Kuh ſaugend gewöhnen, allein es ſtirbt gewöhnlich im zweyten oder dritten Jahre am Durchfall. Dieſer großen Nutzbarkeit ungeachtet, darf das Elenthier doch in kultivirten Gegenden nicht gehegt werden, denn es iſt ein wahrer Waldverwüſter, der ſich vorzüglich von Knoſpen, Blättern und Rinden der Bäume nährt. Beſonders ſchält es die jungen Schwarzhölzer im Frühjahr. Es ſtößt mit den Schneidezähnen aufwärts, wie mit einem Meiſel die Rinde durch, und zieht ſie dann ſtreifweiſe ab. Durch dieß Stoßen werden die Unterkinnbacken und die Kehle oft ganz von Haaren entblößt. In jungen Dickigen beißt es alle Spizzen ab, und wo die Stange zu hoch iſt, drückt es dieſelbe mit dem Kopfe gegen den Hals herunter und bricht ſie ab. Die Jägerſprache iſt gerade wie beym Damhirſch.

Elendsfinder iſt eine Art beſonders zur Elendsjagd abgerichteter Hunde. Siehe Elendsjagd.

Elendsjagd geſchiehet da, wo das Elend einheimiſch iſt, auf folgende Art: Entweder man ſtellet große Jagden und beſonders Keßeljagden darauf an, wie bey uns auf die Hirſche, oder es gehen einzelne Jäger mit ihrem Finder, dieſer ſtreicht im Walde und jaget entweder das angetroffene Elendwild denen, auf den Wechſeln angeſtellten Schützen zu, oder wenn er recht wohl abgerichtet iſt, ſo ſtellt er es, daß der Jäger ſich hinanſchleichen, und daſſelbe vor dem Hunde wegpürſchen kann.

Elſter oder **gemeine Elſter, Gartenkrähe, Aelſter, Azel, Hutſche, Schalaſter, Alaſter, Alſter, Aegarſt, Agelaſter, Algaſter, Agerluſter, Agelhetſch, Algarte, Häſter, Heiſter, Egeſter, Aſter, Heſte, Hetze, gemeiner Heher, Aelſter, Egerſte** und **Elſterrabe** — Corvus Pica. — Sie gehört mit dem Kolkraben in eine Gattung und Ordnung. Die Kennzeichen der Art ſind folgende: Sie iſt ſchwarz und weiß geſchäckt, mit langem keilförmigen Schwanze, die ſchwarze Farbe mit verſchiedenem Schiller. Hätte die Elſter nicht den langen Schwanz, ſo wäre ſie nicht größer als eine Haustaube. Sie iſt achtzehn Zoll lang, wovon der Schnabel einen Zoll 2 Li-

Linien, und der Schwanz faſt neun Zoll wegnimmt; die Breite iſt zwey und zwanzig Zoll, und die gefalteten Flügel bedecken nur ein Drittheil des letztern. Der Schnabel iſt ſchwarz, ſtark, vorn etwas gekrümmt; der Augenſtern nußbraun; die Füße ſchwarz; die geſchilderte Fußwurzel ein und drey Viertel Zoll hoch. So einfach die Farbe dieſes Vogels beym erſten Anblicke ſcheint, ſo zuſammengeſetzt iſt ſie bey näherer Betrachtung, durch ihren verſchiedenen Schiller. Kopf, Hals, obere und untere Deckfedern der Flügel, Kehle und Bruſt ſind ſammtſchwarz, an der Kehle die ſteifen haarigen Federſchäfte grau; der Rücken ſchwarz, grünglänzend; über dem Bürzel läuft ein ſchwaches graues Band hin; der Bauch, die Federn am Flügelrand und die Schulterfedern ſind ſchön weiß; durch letztere entſteht ein großer eyrunder, weißer Fleck auf den Flügeln; die Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz; die eilf erſten Schwungfedern auf ihrer äußern Seite und an der Spitze ſchwarz, und ſo wie ihre Deckfedern mit einem goldgrünen Glanze überzogen, auf der innern Seite aber ſchön weiß, die folgenden Schwungfedern ganz ſchwarz, und ſo wie ihre Deckfedern ſtahlblauglänzend; die Schwanzfedern ſind ſchwarz, die zwey mittelſten ganz und an den vier folgenden nur die äußere Fahne ſtark goldgrünglänzend, die äußerſte von außen mit ſtahlblauem Glanze, alle aber mit Spitzen, die ſich aus dem Purpurrothen ins Stahlblaue ſanft übergehend endigen, und mit purpurrothen Schäften. Die Elſter prahlt alſo in der That mit ſtolzen Farben, und man ſagt daher nicht ohne Grund von einem geputzten Menſchen, er ſey ſo bunt wie eine Elſter. Das Weibchen iſt unmerklich vom Männchen verſchieden, und ein Ungeübter muß beyde nahe beyſammen ſehen, wenn er einen Unterſchied entdecken ſoll; alsdann wird er aber den kleinern Kopf, das wenigere Schwarz an der Bruſt, und die ſchwächer glänzende, weiße und ſchwarze Farbe an jenem gewahr werden. Es giebt mehrere Varietäten: 1) Die weiße Elſter. Rein weiß, gelblich weiß, oder auch bey dieſer Grundfarbe mit den durchſchimmernden dunklen Farben. 2) Die bunte Elſter. Unregelmäßig ſchwarz und weiß, ſchwarzbraun u. weiß, auch wohl roſtfarben und weiß. 3) Die aſchgraue und weißgefleckte Elſter. Die ſchwarze Farbe iſt aſchgrau. 4) Die roſtfarbene u. weißgefleckte Elſter. Die ſchwarze Farbe iſt hell und dunkel roſtfarben. Muſeum Carlſonianum. IV. t. 77. 5) Die geſtreifte Elſter. Ueber dem Körper der Länge nach ſchwarz und weißgefleckt. Latham Index ornith. 1. pag. 163. n. 32. Wegen des langen keilförmigen Schwanzes, deſſen äußerſte Feder nur bis zur Mitte der mittlern reicht, und welcher im Flug eine pfeilförmige Geſtalt annimmt, und wegen der Flügel, deſſen Federn nach vorne und hinten zu ſtufenförmig abnehmen, und welche daher im Fluge rundlich erſcheinen,

fliegt ſie ſchwer, und muß daher die Flügel beſtändig und ſchnell zuſammen ſchlagen. Um den ſchönen Schwanz nicht zu verunreinigen, trägt ſie ihn im Sitzen und Hüpfen immer etwas in die Höhe und bewegt ihn beſtändig, wie eine Bachſtelze; auch läßt ſie im Stillſitzen die Federn am Unterleibe ſehr locker herabhängen, und nimmt dabey ein liſtiges und ſtolzes Anſehn an. So ſehr ſie, nach ihrem Aufenthalte zu urtheilen, den Umgang der Menſchen zu lieben ſcheint, ſo mißtrauiſch und ſcheu iſt ſie, und es iſt kein Jäger im Stande, ſich ihr frey ſchußrecht zu nähern. Ihre Stimme iſt heiſer, und drückt ſich am öfterſten durch ein durchdringendes Gäkeräck! aus, und da dieß dem Lachen einiger Menſchen ähnlich klingt, ſo ſagt man im gemeinen Leben, er lacht wie eine Elſter. Auch wegen ihrer Geſchwätzigkeit ſind die Elſtern bekannt, und waren deshalb bey den Römern dem Bachus heilig. Dieſe Gabe bemerkt man aber nicht mehr als im Frühjahr, zur Zeit der Paarung, wo ein Päärchen oft Stundenlang bey einander ſitzt, und ſich ſeine Liebe durch tauſenderley an einander hängende verſchiedene ſanfte Töne zu erkennen giebt; auch der Streit, wenn mehrere Männchen um eine Braut werben, wird auf dieſe Art mit bloßen Worten geſchlichtet, und letztere fliegt alsdann mit ihrem Liebhaber, den ſie ſich auserleſen hat, allein davon. Von dieſer Eigenſchaft ſchreibt ſich in manchen Gegenden Deutſchlands die Redensart her, die man von einem Menſchen braucht, der nichts verſchweigen kann, er habe Elſtereyer gegeſſen. Im Zorne bedienen ſie ſich eines kreiſchenden Quaaks, und der oben genannten lauten Sylben; eben dieſelbeu wiederholen ſie in jedem andern Affekte oft und nachdrücklich, z. B. wenn ſie eine Katze, oder einen Raubvogel in der Gegend ihres Neſtes bemerken. Sie tragen auch, wie die meiſten Vögel ihrer Gattung, glänzende Dinge zuſammen. Ihre Fähigkeit, bey der größten Zahmheit, menſchliche Worte nachſprechen zu lernen, hat ſie auch in manchen Häuſern beliebt gemacht, und ſie können ſogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden. Man hat Beyſpiele, daß gezähmte Elſtern vier Tage von ihrem Hauſe weggeblieben, und doch wieder zurückgekehrt ſind. Sie müßen ein hohes Alter erreichen, denn man bemerkt nicht nur ein Paar ſehr viele Jahre hindurch in einerley Gegend, ſondern die gezähmten dauern auch ſechszehn bis zwanzig Jahre aus. Man trifft die Elſter in Europa, Aſien und Amerika an. In Deutſchland gehört ſie unter die gemeinen Vögel, doch giebt es einzelne Gegenden, wo man ſie gar nicht ſieht. Nur von den Amerikaniſchen behauptet man, daß es Zugvögel wären; die Europäiſchen ſind Standvögel, und dieß ſo ſehr, daß Männchen und Weibchen Jahr aus Jahr ein, gepaart beyſammen bleiben. Sie halten ſich gerne nahe bey den

Städ-

Städten, Dörfern und Bauernhöfen auf, wenn Gärten, Erlen, Weidenbäume und Wieſen in der Nähe ſind. Die großen Waldungen und hohen Gebirge ſcheuen ſie, und man findet ſie ſchon ſelten in den Vorhölzern. Im Herbſte ziehen ſich alle Jungen, die um ein Dorf wohnen, in eine kleine Geſellſchaft zuſammen, und ſuchen ſo vereinigt den Winter über ihr Futter. Im Febr., wenn das Wetter anhaltend ſchön iſt, ſetzen ſie ſich dann auf die höchſten Erlenbäume, beſprechen ſich über ihre Liebe, paaren und trennen ſich zum Neſterbau. Im Winter freßen ſie Aas, Ueberbleibſel von menſchlichen und thieriſchen Nahrungsmitteln, Miſt, Koth, Mäuſe, kleine unwehrſame Vögel, die Beeren vom Hartriegel, Weißdorn, Hagebuten, Graswurzeln, die Knospen der Birn- und Apfelbäume u. ſ. w. Im Sommer nähren ſie ſich von Regenwürmern, Schnecken, Miſtkäfern, Maykäfern und ihren Larven, von Raupen und andern Inſekten, von allerhand Wurzeln, Kirſchen, Obſt, Eicheln, nehmen Eyer und Junge aus den Vogelneſtern und tragen zuweilen junge Hühner, Gänſe, Enten und Faſanen weg. Sie verſtecken den Vorrath von Lebensmitteln, wenn ſie dieſelben häufig finden. Ihr Geruch iſt ſo fein, daß ſie im Winter, beym härteſten Froſt, die Puppen unter dem Moos und in der Erde riechen. Gezähmt freßen ſie Brod, Fleiſch und faſt alles Gemüße.

Die Elſter iſt einer von den erſten Vögeln, die im Frühjahr ihr Neſt bauen. Sie bauen zuweilen ſchon im Februar, wenigſtens doch im März. Man ſieht es am öfterſten auf Erlenbäumen, dann auf Weiden- Obſt- und andern Bäumen, die nahe bey Häuſern und Gärten, Hekken oder Wäldchen ſtehen. Faſt immer ſteht es hoch in den Gipfeln, ſelten tief in Feldhölzern auf einem hohen und dichten Strauche. Es iſt von großem Umfange. Die Unterlage macht ſie von Erde und Dornen, in der Mitte iſt es mit dünnen Reiſern durchflochten und inwendig mit den kleinſten weißen Wurzeln ausgefütttert. Es hat einen Deckel, (Haube) von Dornen, zur Sicherheit vor Hagel und Raubvögeln, da es mehrentheils in einem Gipfel frey ſteht, und der Eingang iſt zur Seite. Sie legt drey bis ſechs längliche Eyer, welche weißgrün ſind und klare, aſchgraue und olivenbraune Punkte und Flecken haben, und ſechszehn Tage bebrütet werden. Die Mutter führt die Jungen noch einige Zeit, wenn ſie ausgeflogen ſind, und benachrichtigt ſie immer bey einer nur ſcheinbaren Gefahr durch ein unaufhörliches Geſchrey, auf ihre Flucht zu denken. So bald ſie acht Wochen alt ſind, haben ſie den ſchönen Schwanz ihrer Eltern, und ſind auch in der Größe wenig von ihnen verſchieden; alsdann machen die Eltern Anſtalt zu einer zweyten Brut. Sie hat folgende Feinde. Im Winter bey tiefem Schnee fängt der Habicht zuweilen eine Elſter, wenn er ſonſt keinen beſſern Raub ha-

haben kann. Die Elſterlaus und eine gelbe Milbe plagt ſie. Da dieſe Vögel in der Nähe der Menſchen wohnen, und die Gefahr kennen, in welcher die Thiere in ihrer Geſellſchaft ſind, ſo ſind ſie deshalb gar ſehr auf ihrer Huth, und weit liſtiger als Raben und Krähen. Man ſchießt ſie wie dieſe. Sie gehen auch auf die Krähen- und Heherhütte. Das Fleiſch der Jungen wird in einigen Gegenden gegeſſen, und hat keinen unangenehmen Geſchmack. Sie nützen durch ihre Nahrungsmittel, ſchaden aber auch durch dieſelben. In Vorhölzern, Feldhölzern und Erlenbrüchen können ſie allerdings geduldet werden, allein aus den Gärten muß man ſie dorthin verweiſen, weil ſie nicht bloß dem jungen Federvieh ſchädlich ſind, ſondern auch im Sommer das Obſt und im Winter die Tragknospen abfreſſen, und die Pfropfreiſer abtreten. Hier wird mit Recht für ſie Schußgeld gegeben, weil wir die Raupen und Schnecken, die ſie etwa in Gärten wegleſen, ſelbſt vertilgen können und ihrer Hülfe nicht bedürfen; denn die kleinen Inſekten, die den Blüten vorzüglich ſchaden, gehen ſie nicht an.

Elſterſpecht — Picus leucotos, Bechſt. — macht in der zweyten Ordnung, welche die ſpechtartigen Vögel enthält, in der Gattung Specht und zwar mit Kletterfüßen eine eigene Art aus, welche größer als der Buntſpecht iſt, indem er eine Länge von 10 Zoll und 8 Linien, eine Flügelbreite von 1 Fuß $6\frac{3}{4}$ Zoll und eine Schwanzlänge von 4 Zoll hat. Die Flügel reichen bis etwas über die Mitte des Schwanzes, und ſeine Schwere iſt $3\frac{1}{4}$ Unze Apothekergewicht. Der hornblaue Schnabel iſt ſtark und lang. Die Hauptfarbe des Gefieders iſt ſchwarz und weißbunt und zwar der Mittelrücken bis an den Schwanz weiß; die Stirne ſchmuzig weiß, Scheitel und Hinterkopf ſchwarz; über die Flügel mehrere weiße Flecken oder Streifen; der Hinterbauch und After roſenroth; die Füße ſind blaugrau und unten olivengrün, aber nebſt den Zehen ſtärker als beym großen Buntſpecht. Er iſt ein Zugvogel, den man in Schleſien während des Winters einzeln antrifft, wo er ſich von Ameiſen, Käfern, Bienen und andern Inſekten nährt.

Ende, Enden, ſind die Sproßen oder Zacken an den Hirſchgeweyhen und Rehbocksgehörne, nach deren Anzahl die Hirſche angeſprochen werden, z. B. der Hirſch hat an jeder Stange 5 Enden, ſo heißt er ein Zehner; ſind aber die Enden ungleich vertheilt, und an einer Stange mehr als an der andern, ſo ſpricht man ihn nach der mehrern Zahl, mit dem Beyſatz, ungerade, an; z. B. an einer Stange 6 und an der andern 5 Enden, ſo heißt er ein ungerader Zwölfer..

Ende, Sturz, Blume, nennet man den Schwanz des Hirſches.

Enden, Verenden, ſagt man, wenn ein Hirſch oder anderes Wild ſtirbt, z. B. er hat geendet, verendet.

Enderlinge oder Engerlinge, ſind diejenigen Maden, welche bey dem Rothwildpret in der Haut leben und aus den auf und in dieſe Thierart eingelegten Eyern der Vieh- Ochſen- oder Kuhbremſe — Oeſtrus bovis — entſtehen. Da nun dieſe Engerlinge erſt im Frühjahre vor der Setzzeit, wenn das Rothwild ſich verfärbet, aus der Haut fallen, ſo iſt das Hirſchleder z. B., gewöhnlich im Winter, auf dem Rücken ganz voller Löcher, und nur im Julius und Auguſt, da dieſe Löcher wieder zugewachſen ſind, erhält man daher Häute ohne Löcher. Eine zu große Menge Engerlinge um die Gurgel verurſacht dem Rothwild oft den Tod.

Ente — Anas — iſt eine zur zehnten Ordnung, welche die Schwimmvögel — Anſeres — enthält, gehörige Vögelgattung, die man, in Anſehung ihres Schnabels, in zwey Familien abtheilen kann, nemlich: a) in die Familie mit einem an der Wurzel höckerigen Schnabel, und b) in die Familie mit einem an der Wurzel glatten Schnabel. Die Gattungskennzeichen derſelben beſtehen 1) in dem Schnabel, welcher blätterig gezähnelt, oben gewölbt, am Ende mit einer übergehenden ſtumpfen Nagelſpitze verſehen iſt; 2) in kleinen und eyrunden Naſenlöchern; 3) in einer ſtumpfen, an den Seiten gefranzten, Zunge; und 4) in Füßen, woran die mittelſte Zehe die längſte, die hintere aber frey iſt. Ihre Nahrung iſt ſehr verſchieden, z. B. Fiſche, Inſekten, Würmer, Getraide, Sämereyen, Gras ꝛc., und das Neſt bauen ſie gewöhnlich in Sümpfen, oder nicht weit davon. Zu dieſer Gattung gehören in Deutſchland folgende Vögel: a) Mit an der Wurzel höckerigem Schnabel. 1) Stummer Schwan. 2) Schneegans. 3) Sammet-Ente. 4) Trauer-Ente. 5) Brand-Ente. 6) Brillen-Ente. b) Mit an der Wurzel glattem Schnabel. 7) Singſchwan. 8) Gemeine (wilde) Gans. 9) Saatgans. 10) Bläſſengans. 11) Ringel- 12) Weißwangige- 13) Rothhals- 14) Eider-Gans. 15) Bergente. 16) Schnatter- 17) Quack- 18) Pfeif- 19) Spieß- 20) Winter- 21) Tafel- 22) Aſchgraue- 23) Knäckente. 24) Krickente. 25) Zirz- 26) Kragen- 27) Löffel- 28) Spatel- 29) Weißköpfige- 30) Schmiel- 31) Gemeine (wilde) Ente. 32) Haubenente. 33) Weißäugige Ente. 34) Kolben-Ente. 35) Mönch-Ente. 36) Schwarzſchwänzige Ente. 37) Schwarznackige Ente. 38) Weißſtirnige Ente. 39) Bunte Ente. Allein unter dem Namen Ente ſchlechtweg, verſteht man die gemeine wilde Ente — Anas Boſchas fera, L. — welche auch folgende Namen führt: Märzente, Stockente, Grabente,

Spiegelente, grobe wilde Maſchente, Blumente, Störente, Sterzente, Grasente, Hagente, Blauente, Rätſchente, Blaßente, wilde blaue Ente, große, kleine wilde blaue Ente, Roßente u. Schildente. Die Kennzeichen der Art ſind folgende: Der Schnabel iſt gerade und gelblichgrün; der Spiegel violetgrün, und auf dem Schwanze ſind beym Männchen zwey gekräuſelte Federn; dies hat auch einen entenhalſigen Kopf und am Halſe ein weißes Halsband; das Weibchen aber iſt röthlichbraun und ſchwarz geſprenkelt. Dieſe Ente wird zwey Fuß lang und drüber, wovon der Schwanz über vier Zoll wegnimmt; die Breite iſt drey Fuß; die Flügel legen ſich vor dem Schwanzende zuſammen; das Gewicht iſt zwey und ein halb Pfund. Der halbcylindriſche, vorn etwas flache Schnabel iſt gelblichgrün, mit weißlichem Nagel; die Naſenlöcher eyrund; der Augenſtern hellbraun; die Schienbeine zwey Zoll hoch, und mit den Schwimmfüßen orangefarben, bald dunkler bald blaſſer, nach Verſchiedenheit des Alters; die ſtumpfen Nägel weißlich; Kopf und Hals entenhalſig, d. i. glänzend dunkelgrün, das von weitem ſchwarz ausſieht; am Untertheile des Halſes ein weißes Halsband, das faſt rings um den Hals herum geht; der Obertheil des Rückens roſtbraun; der Mittelrücken und die Schulterfedern weiß mit feinen ſchwarzen Wellenlinien durchzogen; der Bürzel und Steiß ſchwarz mit grünem Glanze; die Bruſt hellkaſtanienbraun, bey jungen Vögeln purpurröthlich; der Bauch hellgrau mit zahlreichen wellenförmigen feinen Querlinien durchzogen; die Flügel ſind oben bräunlich, unten weiß; die großen Deckfedern derſelben aſchgrau, in der Mitte weiß, an den Spitzen ſchwarz, daher ein ſchwarzer und weißer Querſtrich über den obern Theil der Flügel läuft; die vordern Schwungfedern ſind graubraun; die mittlern machen den violetgrünen Spiegel, ſind alſo in der Mitte violetgrün, an den Seiten ſchwarz eingefaßt und mit weißen Spitzen; der zugeſpitzte Schwanz hat 20 Federn, die 2 mittlern ſind ſchwarz mit grünem Glanze und aufwärts gekrümmt, die übrigen aſchgraubraun mit weißen Rändern. Das Weibchen iſt kleiner und hat mit dem Männchen bloß den violetgrünen Spiegel gemein; übrigens iſt es hellröthlichbraun mit ſchwarzen Flecken und Strichen, am Bauche ſchmutzigweiß, über den Augen mit einem weißen, und durch dieſelben mit einem ſchwärzlichen Strich bezeichnet. Wie unter allen Vögeln, alſo giebt es auch unter dieſen große und kleine Varietäten. 1) Auf dem Zuge ſchießt oder fängt man aber zuweilen merklich größere, die vielleicht in einer einzigen Gegend gezogen werden, dieſe nennt der Jäger Störente. Sie haben ganz die Farbe der männlichen gemeinen Art, ſind aber auch wohl, (dieß iſt aber nicht weſentlich), auf dem Rükken etwas dunkler oder rußbraun.

2) Wenn der Rücken dunkelbraun und röthlich gefleckt, übrigens aber Farbe und Größe von der gemeinen wilden Ente iſt, ſo wird dieſe Varietät, welche aber bloß eine Altersvarietät zu ſeyn ſcheint, (denn ich habe viele junge Männchen nach dem erſten Mauſern ſo gefunden), Roßente genannt. Die übrigen Varietäten, die Jäger und Schriftſteller hieher rechnen, ſind beſondere Arten. Dieſe Ente iſt, wie Geſtalt, Lebensart und die Gewohnheit, ſich ſo gern zu den Menſchen zu geſellen, wenn ſie nicht geſtört, ſondern vielmehr gehegt und gefüttert wird, beweißt die Stammmutter unſrer zahmen Ente, von welchen man ſo viele antrifft, die ſowohl in männlicher als weiblicher Geſtalt den wilden in allen Stücken gleichen. Eben ſo iſt auch ihre Stimme die nemliche. Der Entrich ſchreyt in einem tiefen heiſeren einfachen Tone; die Ente hingegen ruft laut nicht nur in einem weg, ſondern auch ſehr hoch und bis zu einer Sechſte herab Draak, Draak, und die Jungen ſchreyen im Herbſte bey Tag und bey Nacht unaufhörlich. Wo ſie nicht gehegt werden, ſind es ſcheue, furchtſame und wilde Vögel, die mit dem Winde den Jäger ſich nicht anſchleichen laſſen. Ob ſie gleich ſchwer ſind, ſo fliegen ſie doch hoch und ſchnell, und ihre Fittige pfeifen. Sie erheben ſich gerade vom Waſſer in die Höhe, ſteigen alsdann in ſchiefer Richtung hoch in die Luft, ſtoßen auch eben ſo ſchief wieder herab und fallen ſchwer auf. Ihr Gang iſt wie bey der gemeinen, watſchelnd und ſchlecht; deſto ſchöner ſchwimmen ſie, bald auf die rechte bald auf die linke Seite gekehrt. Sie laßen ſich leicht zähmen, und wenn man die Jungen fängt und ihnen die Flügel knickt, ſo laßen ſie ſich dann im Winter mit den zahmen eintreiben und füttern. Sie mauſern ſich im Frühjahr, das Männchen, wenn das Weibchen brütet, und dieſes, wenn die Jungen Federn bekommen. Dieſe Ente wohnt in Europa, Aſien und Amerika, beſonders in den nördlichen Gegenden dieſer Erdtheile. Sie wohnt an den Küſten der Meere, auf Seen, Flüßen und beſonders gern auf Teichen, die in waldigen Gegenden liegen. Wenn das Weibchen brütet, ſo entfernt ſich das Männchen, und wo ſie häufig ſind, ſchlagen ſich dieſe zuſammen, mauſern ſich zwiſchen dem Schilfe und gehen erſt im Herbſt wieder zu den Weibchen mit den Jungen. Es ſind bloß Strichvögel, die im Auguſt familienweiſe auf den Flüßen, Seen und Teichen liegen, im Oktober und November aber ſchaarweiſe ſich zuſammenſchlagen und dann im Winter bald da, bald dorthin fliegen, wo alsdann die Gewäſſer offen ſind, und ſie ihre Nahrung im Ueberfluß haben können. Man hört ſie beſonders im November und December bey der finſterſten Nacht oft hoch in der Luft wegziehen, wo immer ein alter Entrich das Commando zu haben ſcheint, indem man nur ein einzelnes tiefes und grobes Draak ertönen hört.

hört. Die Schaaren werden denn dadurch immer größer, daß ſie andere auf einem Teiche oder See liegenden Enten anrufen und dadurch zu ſich herauf locken. Sie fliegen auch in einem Dreyeck, wie die wilden Gänſe, doch nicht immer und nicht ſo ordentlich. Die Nahrung beſteht aus kleinen Fiſchen, vorzüglich Karpfenbrut, Fröſchen, Froſchlaich, Eydechſen, jungen Schlangen, Regenwürmern, Schnecken, Inſekten, Waſſerkräutern und ihren Wurzeln und Saamen, und aus Getraide, wonach ſie auf die Aecker, beſonders auf die abgeſchnittenen Hafer- und Gerſtenſchwaden fliegen. Wie unſere zahmen Enten durchſchnattern ſie allen Moraſt und Unrath, ſuchen ſich aus, was ihnen ſchmackhaft, und laßen das Uebrige wieder durch die Zähnelung des Schnabels gehen. Alte ſchon gepaarte Vögel gehen ſchon im März von dem Trupp und paaren ſich. Sie reihen mit den Komplimenten, wie die zahmen Hausenten. So lange das Weibchen noch nicht brütet, iſt das Männchen beſtändig um daſſelbe und fliegt allezeit voran, wenn ſie aufgejagt werden. Das Weibchen macht in Feld- und Waldbrüchen, in Wieſen, an Teichen und Seen, ins Schilf, auch mitten im Walde, ſogar auf Weiden, Erlen, Linden und Eichbäumen, ein rundes Neſt aus Raſen, Laube, Binſen, Schilf, Grasſtengeln und andern Geniſte, und füttert es weich mit ihren eignen Federn aus. Auf den Bäumen wählt es entweder eine Unterlage von einem alten Elſter- oder Krähenneſte, oder ſetzt ſein eignes Neſt auf den Strunk des Baumes auf. Alte Weibchen legen in der Mitte des Aprils ſchon ihre 8 bis 14 blaß olivengrünen Eyer darein, die gerade wie die von den zahmen Enten ausſehen, nur gewöhnlich etwas kleiner ſind. Sie werden in drey Wochen ausgebrütet, und die Jungen laufen und ſchwimmen gleich mit der Mutter davon. Ehe ſie Federn bekommen, ſehen ſie wollig aus, am Oberleibe ſchwarzgrün, am Unterleibe ſchmutziggelb, haben über den Augen eine gelbliche und durch dieſelbe eine ſchwarze Linie, und ſind außerordentlich ſchnelle Thiere, die ſo geſchwind wie die Mäuſe laufen und ſich bey Verfolgungen im Waſſer ſogleich unter das Ufer verkriechen und einbeißen. Die Feinde derſelben ſind: Der Fuchs, Marder, Iltiß und die Wieſeln erſchleichen die Brutente auf dem Neſte, und nehmen wenigſtens die Eyer aus; mehrere Raubvögel fallen die Alten und Jungen an, und ſogar die Kolkraben, Rabenkrähen und Elſtern, fliegen auf letztere. In den Eingeweiden wühlen mehrere Arten von Bandwürmern, Krätzerwürmern, Rundwürmern und Egelwürmern. Jägerbeobachtungen kennt man folgende: 1) Wenn die wilde Ente auf einen Baum baut, ſo trägt ſie die ausgekrochenen Jungen einzeln im Schnabel herab auf das Waſſer. 2) Steht der Baum über dem Waſſer, ſo ſoll ſie die Jungen herabſtürzen; allein dies

iſt

iſt mir nie zu Geſicht gekommen, vielmehr habe ich die Jungen ſelbſt ſich herabſtürzen ſehen, wodurch denn ſo mancher Krüppel entſteht, die man unter den Jungen findet. Will man ein wildes Entengehege anlegen, ſo thut man am beſten, man ſucht Eyer zu erhalten und legt ſie den zahmen Enten unter, dieſe führen ſie alsdann. Wenn ſie bald flügge ſind, ſo fängt man ſie ein und knickt oder ſchneidet ihnen das erſte Flügelgelenke ab. Sie müßen den Winter über da bleiben, und ſich mit dem andern zahmen Waſſergeflügel füttern laſſen. Die wilden Enten gehören zur niedern Jagd und verurſachen in denjenigen Gegenden, wo große Teiche oder Seen ſind, im Herbſte vorzügliche Jagdluſtbarkeiten. Die Fang- u. Schießarten paßen auf alle folgende Entenarten, nur iſt eine zuweilen ſcheuer und liſtiger als die andere. Man ſchießt ſie durch Anſchleichen hinter dem Winde auf dem Anſtande, oder durch Hülfe des Schießpferdes mit Entenſchrot. Sonſt werden ſie in Netzen, auf dem Heerde und mit Angeln gefangen. Um ſie auf letztere Art zu bekommen, ſchlägt man einige oben zugeſpitzte Pfähle ins Waſſer, auf dieſelben legt man einen fünf bis ſechs Pfund ſchweren Stein, an welchem man eine Schnur mit einem Angelhaaken, der einen kleinen Fiſch oder kleinen Stückchen Kälber- oder Rinderlunge enthält, befeſtigt. Die Enten ziehen den Stein herab und bleiben hängen. Der Nutzen und Schaden beſteht im folgenden: Das Wildpret wird, ob es gleich etwas thranig ſchmeckt, unter die guten Speiſen gerechnet. Die Jungen ſchmecken beſſer als die Alten. Sonſt dienten die ſchönen gahr gemachten Hälſe wie Pelzwerk. Die großen Schwungfedern kann man zum Zeichnen und die ganzen Flügel als Kehrbeſen brauchen. Die übrigen Federn dienen zum Auspolſtern der Kiſſen. Auch durch ihre Nahrung werden ſie in mancher Rückſicht nützlich; ſchädlich aber durch Wegfangen der Fiſchbrut und wenn ſie auf die Getraideſchwaden fallen. Aus der Jägerſprache, welche eigentlich die gewöhnliche iſt, merkt man bloß: Der Entrich heißt wie bey allen Arten Entvogel, Rätſch, Wahrte und Andrack. Sie verbeißen ſich, wenn ſie angeſchoßen ſind und ſich unter dem Waſſer am Graſe oder Geröhrig einbeißen und nicht wieder zum Vorſchein kommen.

Entenbaitze iſt diejenige Art Entenfang, welche von Falkoniern vermittelſt abgetragener Falken geſchieht. Mehr davon ſiehe unter Habicht.

Entenfang nennet man überhaupt die Art und Weiſe, die wilden Enten todt oder lebendig zu bekommen, insbeſondere aber die Art und Weiſe, ſie an einen gewißen Ort zu körnen, u. dann in Menge lebendig zu fangen. Ueberhaupt bekömmt man die wilden Enten am gewöhnlichſten durch Schießen, worunter folgende

Arten die angenehmſten ſind: 1) wenn die jungen Enten auf einem mit Rohre bewachſenen Teiche ausgewachſen, aber noch nicht ganz flugbar ſind, läßt man Gänge durch das Rohr hauen, und dann ſtellet ſich vor jeden Gang ein Schütze an, die Enten aber werden entweder durch einen oder mehrere auf einem Kahne fahrende, oder im Rohre wadende Perſonen, nebſt bey ſich habenden Hunden, rege gemacht, und weil ſie nicht fliegen können, ſchwimmen ſie fort, und werden, indem ſie über die, durch das Rohr gehauenen Gänge ſchwimmen, geſchoßen. 2) Wenn man einen Kahn mit grünen Reiſern dergeſtalt beſteckt, daß man ihn für einen ſchwimmenden Buſch anſehen könnte, und ſich dann ein paar Schützen hinein ſtellen, ſo kann man damit nahe an die auf dem Teiche liegenden Enten fahren, welche dieſes ſich bewegende Gebüſch nicht fürchten, die darinnen verborgenen Schützen aber nicht ſehen. Nur muß man ſo fahren, daß die Enten keinen Wind bekommen, welches wegen ihres ſehr ſcharfen Geruches, ſehr leicht geſchehen kann. 3) Wenn das Sommergetraide in Schwaden liegt, kommen die Enten, welche um dieſe Zeit vollkommen flugbar ſind, des Abends nach Sonnenuntergang in großer Menge darauf, ſo daß, wenn man ſich an einzeln ſtehenden Mandeln, oder ſonſt gehörig verſtecken kann, man deren oft mehrere auf einen Schuß ſchießen und ſo in mondhellen Nächten viele bekommen kann. 4) Kann man im Frühjahre viel Entvögel mittelſt einer zahm gemachten wilden Ente, ſchießen, die man zur Zeit ihrer Begattung, oder auch während der Brutzeit, auf einer Kauge befeſtiget, oder an einem langen Bindfaden, auf dem Teiche ſchwimmen läßt. Da denn die Entvögel zu ihr kommen und geſchoßen werden, doch muß ſolches im Fluge geſchehen, damit man nicht zugleich die Lockente mit tödte. 5) Wenn man einen abgerichteten rothen, dem Fuchſe an Farbe und Geſtalt gleich kommenden, Hund, oder noch beßer einen wirklichen abgerichteten Fuchs am Rande des Teiches, Flußes oder Sees herumlaufen läßt, welchen die Enten, aus Vorwitz oder Feindſchaft, verfolgen, und in Menge ſelbſt an den Rand kommen, da man denn oft auch mehrere auf einen Schuß ſchießen kann, beſonders wenn man zu Pferde iſt, da denn das Pferd freylich gut vor dem Schuße ſtehen muß. Die Enten, welche ſich für einem Jäger zu Fuße ſcheuen und nicht herankommen würden, fürchten das Pferd nicht, ſondern gehen ungeſcheut bis an den Rand. Bey dieſer und allen Entenjagden verſtehet es ſich, daß man einen Hund haben muß, der aus dem Waſſer apportiret, und auch die angeſchoßenen Enten, die ſich gewöhnlich in der Tiefe an eine Wurzel anbeißen, hervor holet.

Das Fangen der Enten im eigentlichen Verſtande, geſchiehet auf folgende Arten: 1) Mit dem G a r n ſ a c k e oder H a m e n, und dem Prellnetze. Man nimmt

nemlich 6 bis 8 Fiſchhamen oder Garnſäcke, deren Einkehlen jedoch ſo eingerichtet ſind, daß die Enten hineinkommen können. Dazu braucht man noch ſpieglich geſtrickte Prellnetze, mit zwey Zoll weiten Maſchen, woran man oben und unten Ringe zum Durchziehen der zum Stellen und Anbinden nöthigen Leinen befeſtiget, unten aber auch noch Bleykugeln daran bringet, die das Garn unter dem Waſſer halten. Ferner braucht man dazu Stellſtangen, zum Aufſtellen der Netze, und noch andere Stangen mit Haaken verſehen, die man allezeit zwiſchen zwey Stellſtangen ſtellet. Dieſe Hamen ſtellet man im Schilfe nach einem Ufer zu, und die Prellnetze dazwiſchen auch auf den Flügeln und Seiten hinaus. Sodann fähret man mit Kähnen erſt in der Entfernung herum und dann immer näher, und treibet ſo die Enten nach und nach bis an die Hamen, welche, wenn ſie an das von den Prellnetzen gemachte Geleiter kommen, an demſelben wegſchwimmen und endlich ihre Zuflucht in den Hamen ſuchen, durch deren Einkehlen ſie zwar hinein, aber nicht wieder heraus können. 2) Mit Angeln. Man ſtößt nemlich da, wo die Enten gern anſchwimmen und hinfallen, Pfähle ein, welche man oben etwas zuſpitzet, und Steine darauf leget, die man mit einem Bindfaden unter dem Waſſer an die Pfähle bindet; an den Stein bindet man einen Bindfaden, und an deßen anderes Ende einen ſtarken Angelhaacken, und neben dieſen eine Federkiele, damit er nicht unterſinke. An den Haaken befeſtiget man kleine Fiſche oder ein Stückchen Kalbs- oder Rehlunge, welche auch auf dem Waſſer ſchwimmet. Wenn nun eine Ente, nach ihrer gewohnten Art, den Köder begierig verſchlucket und wieder fort will, ſo ziehet ſie den Stein mit herunter, und dieſer, vermöge ſeiner Schwere, die Ente mit in die Tiefe des Waſſers, wo ſie ertrinket. 3) Kann man junge, noch nicht ganz flugbare Enten auf folgende Art fangen: Man ſtricket ein dreyfaches Garn, wie zu Schreckbeerden, deßen Spiegel von ſtarkem Bindfaden, vier Maſchen hoch, und jede Maſche von einem Knoten zum andern gerechnet, zwölf Zoll weit. Das Inngarn wird von ſtarkem Zwirn, achtzehn Maſchen hoch und jede drey Zoll weit, geſtrickt. Die Länge des Inngarnes muß ſich zu der Länge des ganzen Garnes, wie 3 zu 5 verhalten, damit erſteres recht buſenreich werde. Dieſes bindet man ein, wie Stecknetze für Hühner, nur ohne Spieſe, an deren Stelle man unten eiſerne Ringe und Bleygewichte, oben aber nur Ringe von Horn, zum Einziehen der Hauptleinen, anbringet. Hat man nun junge Enten auf einem Teiche, ſo richtet man dieſes Garn quer durch das Rohr, und ſtellet ſie dergeſtalt auf Forkeln, daß von den Spiegeln eine Maſche unter, und 3 über das Waſſer kommen. Dann treibt man die Enten darauf zu, welche blind hinein gehen, wobey man auch oft die Alte mit be-

kömmt, die ihre Jungen, ehe ſie fliegen können, nicht gern verläßt. Man kann auch auf dieſe Art die jungen wilden Gänſe fangen. 4) Die vorzüglichſte Art, Enten zu fangen, iſt ein ordentlich angelegter Entenfang, womit man die Enten auf dem Zuge fängt. Er iſt am füglichſten da anzulegen, wo ein Fluß ſich in zwey Arme theilet. Auf dem Fluße muß er nahe an das Ufer kommen, wo er im Frühjahre von dem Grund- und Treibeiſe nicht ſo ſehr beſchädiget werden kann, wobey es, um mehrerer Feſtigkeit willen, wohlgethan iſt, oberhalb des Entenfanges, einen Damm von Faſchinen eine Ecke in den Fluß hinein zu bauen. Zum Fange ſelbſt pflanzet man Saal- und andere Weiden recht dicht nach dem Ufer bis auf das Land hinaus, ſtößt, wo ſie nicht dicht genug gepflanzt ſind, geſchmeidige Stangen dazwiſchen ein, bieget dieſe, nebſt den Weiden, oben rund, wie ein Gewölbe, zuſammen, und bindet ſie ſo dicht, daß keine Ente hindurch kriechen kann. So macht man den Fang 40 bis 50 Ellen lang und 4 Ellen breit. An beyden Oeffnungen ſetzet man Säulen mit Fallthüren verſehen, die man aufziehen und ſchnell herunter laßen kann. Auch bringet man, an der Seite nach dem Strome zu, noch ein paar kleine, aus Weiden und Rohr geflochtene Fallthüren an, woran man Steine hängt, damit ſie ſich ins Waſſer ziehen, nach der Uferſeite hingegen müßen 2 bis 3 runde Löcher mit weidenen Zuſetzthüren ſeyn. Eine Ecke unterhalb des Fanges muß eine Laubhütte für den Entenfänger, entweder auf einem Baume, oder, in deßen Ermangelung, auf Pfählen angebracht ſeyn, daß er den Fang überſehen kann; im letzten Falle muß ſie mit Reißig und angepflanzten Weiden verblendet werden. In dem Fange iſt eine Bohle an der Seite mit Baſtſtricken angebunden, um ſie nach Maaßgabe der Waſſerhöhe, höher oder niedriger hängen zu können. Vor der einen Oeffnung ſtößt man ein paar Stangen ein, wovon die äußerſten ſo weit abſtehen müßen, daß man, wenn man mit einem Kahne an die Oeffnung fähret, hinten ſo viel Raum habe, daß man ein, beſonders dazu geſtricktes, und ſowohl an die mittelſten Stangen als bis an die Oeffnung des Fanges gehendes Garn, mit Seitenwänden und einer Decke anhängen könne. An dieſem ſind unten durch etwas lange Stangen und Gewichte. In den Fang ſetzet man nach den Oeffnungen zu und auch von außen vor dieſen Rohrkaupen aus einem Teiche, und ſchlägt Pfähle dabey, damit ſie nicht wegſchwimmen. Wenn nun gegen den Winter die Teiche zuzufrieren anfangen, und die Enten ſich auf die Flüße begeben, ſo bringt man die Zugfäden an den Fallthüren in Ordnung, daß ſie ſchnell genug loßgehen, befeſtiget auf jeder Kaupe eine Lockente, die man ſich dadurch verſchafft hat, daß man wilde Enteneyer durch zahme Enten ausbrüten ließ, an dieſe bindet man

einen Faden, der ſowohl, als die Zugfäden der Fallthüren, bis in die Hütte reichet, damit man ſie dadurch in Bewegung ſetzen könne, wenn ſie zu ſtill ſitzet. Auf die Bohle in dem Fange ſtreuet man etwas weniges Hafer, noch mehr aber in den Fang ſelbſt, und damit er nicht herausſchwimme, verwehret man ihm den Ausgang durch vorgemachte Hafergarben oder Schilf. Wenn nun die wilden Enten die außerhalb des Fanges befindlichen Lockenten gewahr werden, ſo fallen ſie bey dieſen ein, ſehen aber alsdann auch die Lockenten und das Futter im Fange, worauf ſie hinein ſchwimmen, und durch ſchnelles Herablaßen der Fallthüren, gefangen werden. Man kann ſich dieſer Entenfangesart auch im Sommer, wenn die jungen Enten noch nicht ganz flugbar ſind, auf großen Teichen und Seen, wo es ſich der Mühe verlohnet ihn anzulegen, bedienen, wenn man nemlich die Enten mit Kähnen herzutreibet, die zu den Lockenten, und von dieſen in den Fang hinein ſchwimmen, wobey man einen rothen abgerichteten Hund, immer am Rande auf- und ablaufen läßt. Man kann ſie hiezu noch ſicherer machen, wenn man ſchon vorher, ehe man fangen will, von Zeit zu Zeit etwas Futter in den Fang ſtreuet, da ſie ihn denn gewohnt werden, und blindlings hinein gehen.

Entengehäge iſt ein Ort, wo man eine beſtändige Zuzucht junger und alter wilden Enten unterhält. Man läßt nemlich wilde Enteneyer, die man zur Legezeit ſucht, durch zahme Enten ausbrüten, und füttert die Jungen nebſt den Alten, im Hofe. Es muß aber ein Teich oder ein fließendes Waſſer in der Nähe ſeyn, damit die jungen Enten, wenn ſie einige Tage alt ſind, dahin gebracht werden können. Dieſes muß alle Morgen geſchehen, und des Abends müßen ſie wieder eingehohlet werden, bis ſie ſich von ſelbſt zum Ein- und Ausgehen in den Hof gewöhnen. Wenn ſie Federn bekommen, löſet man die Spitzen der Flügel ein Glied lang ab, oder bricht ihnen die Flügel, worauf man ſie aber einige Tage inne halten muß, bis ſie wieder heil ſind, dann fährt man mit dem Füttern, Ein- und Austhun, wie vorher, fort, wobey man ſie auch gewöhnen kann, zu kommen, wenn man pfeift. Alsdann bauet man am Waſſer kleine Häuſer, von bloßem Säulwerke, an allen Seiten offen, und nur oben mit Stroh oder Schindeln gedeckt, in welche, ſo wie außen herum, man Rohr- oder Graßkaupen aus Teichen und Sümpfen ſetzet, und ſodann die gelähmten jungen Enten unter die Häuſer durch die Fütterung gewöhnet, und dadurch bewirket, daß ſie im folgenden Frühjahre, weil ſie nicht weiter fliegen können, auf dieſen Kaupen niſten und brüten. Die von dieſen ausgebrüteten jungen Enten, braucht man nicht zu lähmen; ſondern ſie bleiben ohne dieſes zahm und fliegen weg und wieder herbey. Man kann junge wilde Gänſe auf

auf gleiche Art zähmen, man muß aber auch den folgenden Generationen die Flügel lähmen, weil ſie, von Natur wilder als die Enten, ſonſt fortgehen.

Entenheerd iſt auch eine Art, Enten zu fangen, welches auf zweyerley Weiſe folgendergeſtalt geſchiehet: 1) Am Waſſer auf einem an einem Teiche nahe am Ufer angelegten Heerde, wozu man die Wände, deren man ſich zum Staarheerde bedienet, gebrauchen kann. Man richtet dabey den Heerd gehörig ein, bauet eine kleine Hütte von Schilf ſo weit weg, als es nur, der Ruckleine halber, möglich iſt, nimmt die Wände wieder ab, und ſtreuet einige Tage nach einander Hafer, eingequellte Gerſte oder Malz hin, wobey man zugleich anfänglich eine zahm gemachte wilde Ente anfeßelt, welches man aber nicht mehr nöthig hat, wenn die wilden Enten die Körnung angenommen haben. Wenn ſie nun einige Tage hindurch, recht ſicher gemacht ſind, ſo ſchlägt man, bey gutem Winde die Garne auf, und bedeckt ſie gehörig mit Graß, das nicht zu lang und ſperrig iſt. Nun ſetzet man eine oder mehrere Lockenten darauf, und wenn Enten genug auf dem Heerde ſind, bedecket man ſie durch einen ſchnellen Ruck mit dem Garne. Man muß aber nicht eher rucken, bis alle umher ſitzenden Enten auf dem Heerde ſind, denn die etwa noch in der Nähe befindlichen, werden verſcheucht und kommen nicht wieder. Auch muß man nicht gleich den folgenden Tag wieder ſtellen, ſondern ihnen einige Tage Ruhe laßen, und während derſelben, ſie durch eingeſtreuetes Futter kirre machen. Nur da kann man alle Tage ſtellen, wo viel Enten wechſeln, und immer wieder auf andere Teiche gehen, da gemeiniglich alle Tage neue kommen, die durch den Ruck noch nicht furchtſam gemacht ſind.

2) Im Waſſer mit Schlagwänden. Dieſe werden von feinem Bindfaden, aus gut ausgehecheltem Flachſe geſtrickt, wobey man mit 180 2½ Zoll weiten Maſchen anfängt und 120 mal herum ſtricket, und ſodann rund herum mit etwas ſtärkerem Bindfaden verhauptmaſchet. Die Oberleinen müßen eines Fingers ſtark und gut gezwirnt ſeyn, die Unter- und Saumleinen ſind etwas ſchwächer, und die Wände ſtellet man recht Buſenreich ein. Dieſen Heerd bringet man auf einen Hügel oder eine Inſel im Teiche auf folgende Art an: Man mißt zuvörderſt das Waſſer ab, und bemerket ſeinen höchſten und niedrigſten Stand im Herbſte, dann führet man zwey Hügel auf, ſo lang und breit, daß ſie mit zwey paar Wänden bedecket werden können, und zwar in ſo einer Richtung neben einander, daß von einem Heerde die rechte, und von dem andern die linke Wand neben einander zu liegen kommen, weil die Enten gern weit auseinander ſchwimmen. Dieſe Hügel müßen, wie ein vom Waſſer und den Wänden hinanlaufendes Gewölbe, in der Mitte erha-

erhaben gemacht werden, worauf man ſie gehörig mit Raſen beſetzet. Dann richtet man, ehe noch das Waſſer wieder anwächſet, die Wände ordentlich, wie zu einem Finkenheerde ein, jedoch ohne Schnellbäume, und mit hinten und vorne gerade eingeſchlagenen Hefteln zum Anbinden der Leinen, vorher aber bohret man ein Loch durch, ſo weit, als zum geräumlichen Durchziehen der Leinen nöthig iſt, hinten und vorn aber bringet man Winden an, um die Leinen damit anzuziehen, welches im Waſſer mit bloßen Händen zu ſchwer fallen würde, denn es darf nichts von dem Zeuge aus dem Waſſer hervorragen, ſondern es muß alles unter dem Waſſer ſeyn. Dieſe Winden aber ſind von folgender Beſchaffenheit: Es werden zu jeder Winde zwey vierkantige eichene Pfähle, 7 bis 8 Zoll ins Gevierte haltend, eine Elle weit von einander, eingerammelt. Jeder dieſer Pfähle wird mit einem eiſernen Ringe, wie ein, in Pfannen gehender Thorweg verſehen. Dieſer Ring muß über dem Durchſchnitte 3 Zoll weit, 2 Zoll breit und ½ Zoll ſtark, unten am Ringe aber noch eine eiſerne Stange von gleicher Breite, 7 Zoll lang und ¾ Zoll ſtark, angebracht ſeyn, in deren Mitte ein viereckigtes Loch iſt, durch welches ein eiſerner Bolzen gehet, der durch das Eiſen und die Säule durchlangen muß, und an deſſen einem Ende, wie am Eiſen, ein Kopf und auswendig ein Nagel vorgeſteckt werden kann. Die Ringe werden, ſo ſtark als das Eiſen iſt, in die Pfähle eingelaßen, ſo daß die Hülſe über den Pfahlen zu ſtehen komme. Die Walzen der Winde werden aus gutem feſten Holze, ohne die Zapfen eine Elle lang, gemacht, die Zapfen aber, welche in die eiſernen Ringe der beyden Pfähle kommen, müßen leicht zu drehen ſeyn. Näher nach dem Zapfen als nach der Mitte zu, werden 4 Löcher, je 2 und 2 neben einander gemacht, dieſe müßen gegen 2 Zoll lang ſeyn, und übers Kreuz treffen; in dieſe kommen noch zwey, ſo breit als nöthig geſchnittene ¾ Elle lange Windeklöppel. In die Mitte der Walze wird ein kurzer, aber etwas ſtarker hölzerner Nagel gebracht. An den Larven der Stellſtäbe ſind eiſerne Backen, und an den Stellſtäben ſelbſt eiſerne Dillen mit Löchern und dazu gehörigen eiſernen Bolzen. So ſind alle vier Stäbe zum Anziehen der Oberleinen beſchaffen. Zum Aufſtellen gehet ein, etwa 6 Zoll breites, Stückholz unter den Stäben hindurch, auf welchem Stahlfedern anzubringen ſind, die gerade unter den Stäben liegen. Die Stäbe ſelbſt müßen 6 Zoll über die Oberleinen hinaus reichen, über welchen eine Stellung mit einem übergehenden eiſernen Bügel, und der Haaken, wie der, welcher bey dem Vogelheerde von Holz iſt, angebracht wird. An dieſem ſind Dräthe zum Abziehen, wovon der von der hinterſten Stellung unter den vorderſten Stab gelegt werden muß, weil er, wenn er oben wegginge, vom Vorderſtabe weggerißen würde,

de, oder letzterer gar ſtehen bliebe, deswegen müßen auch, eine Elle vor den vorderſten Pfählen, Stäbe mit Löchern eingeſchlagen werden, durch welche die Zugdräthe gehen, und dann erſt gegen die Mitte des Heerdes ſchräg zuſammen laufen und in die Hütte genommen werden. Zu den Oberleinen müßen oben rund geſchnittene, mit einem weiten Loche verſehene, Heftel ſeyn, durch welche die Unterleinen gezogen, und daran gebunden werden können, damit die Wände nicht wie an einem oben ſtumpfen oder ſpitzigen Heftel, hängen bleiben können, weil man, beym Einlegen der Garne ins Waſſer, nicht genau ſehen kann, ob ſie an die Heftel treffen, oder nicht, Nun wird auf dem Damme, oder auf einem Baume in Südoſten des Heerdes, die Hütte angelegt, und mit lebendigen Hekken, oder Raſen verkleidet, daß ſie das Anſehen eines Raſenhügels gewinne. Nach dieſen Vorrichtungen wird der Teich wieder angelaßen. Will man nun ſtellen, ſo fährt man mit dem Kahne zum Heerde, ſtrecket die eine Wand auf das Trockne des Heerdes, nimmt die Unterleinen, fühlet im Waſſer nach dem hintern Heftel, ziehet die Leine durch, und bindet ſie an, ſodann ſteckt man ſie auch am vorderſten durch und ziehet ſie ſcharf an; hierauf nimmt man die Oberleine, ſchlägt ſie um den Stab, und legt das Ende derſelben mit einer halben Schleife an den in der Mitte der Walze befindlichen hölzernen Nagel, Sodann werden die Windenknebel in die Löcher der Walze geſteckt und gedrehet, einer davon wieder herausgezogen und in das, im Drehen oben kommende Loch geſtecket, und damit immer abwechſelnd fortgefahren. Das erſte Ende an der Leine, ziehet man nicht ſo ſcharf an, ſondern die Oberleine wird auch an dem hinterſten Stabe, wie vorne, umgeſchlagen, durch den Heftel gezogen und an die Winde angelegt. Hierauf drehet man die Winden vorn und hinten zugleich, damit die Wand recht ſtraff werde. Eben ſo verfährt man auch mit den andern drey Wänden; endlich drückt man jeden Stab auf ſeine Feder herab, legt und ſtellet die Schneller auf, ſo iſt man mit Stellen fertig. Nun bringet man einige gelähmte und gezähmte wilde Enten, die man gewöhnt hat, ihr Futter auf dem Heerde zu bekommen, auf ſelbigen; dieſe läßt man frey auf dem Teiche herum ſchwimmen, da ſich denn auch bald viel fremde Enten zu ihnen geſellen, und auch an ihrem Futter auf dem Heerde, wenn er nicht geſtellt iſt, Theil nehmen; denn man muß eine Zeitlang vor dem Stellen, immer fleißig auf dem Heerde füttern, um ſie anzukörnen. Iſt ſodann der Heerd geſtellt, ſo ſchüttet man ein reichliches Futter von Hafer und Malz auf, und wenn ſie ſich nun in Menge verſammelt haben, ſo fängt man ſie auf einen Ruck. Wobey aber die Lockenten gezeichnet ſeyn müßen, damit es nicht heiße, mit gefangen, mit gehangen.

Entenſtößer nennet der empiriſche Jäger alle Raubvögel, die auch Enten zu ihrer Nahrung rauben, als den Habicht, Falken, Entenadler ꝛc., und beſonders alle die, welche zur Baitze abgerichtet werden können.

Ereilen, ſagt man vom Hirſche, wenn er im freyen Boden oder im Graſe die vordere Schaale mit der hintern ergreift, und zwar bis in, auch wohl über die Hälfte, doch ſo, daß die hintere und vordere Färthe, gerade in einander ſtehen. Das Thier kann ſolches ſelten, wenigſtens nicht fortgeſetzt, thun.

Erfüllung, Hinterlaſſen, Zurückbleiben, ſind 3 Worte von gleicher Bedeutung, und dann üblich, wenn der Hirſch mit der hintern Schaale, 2 bis 3 Finger breit, jedoch gerade zurück bleibet. Man findet ſolches gemeiniglich bey alten und feiſten Hirſchen, deren Sehnen ſteifer und kürzer werden.

Erheben ſagt man von dem Bären, wenn er, um ſich umzuſehen, den Kopf in die Höhe richtet.

Erlegen nennen die Jäger, wenn man ein Wildpret tödtet, es geſchehe auf welche Art es wolle.

Erlenfink oder Zeiſig — Fringilla Spinus — heißt auch Zeischen, Zischen, Zeißke, Ziesle, Ziſel, Zeiſel, Ziſing, Zeiſchen, Sischen, Zinslein, grüngelbes Zeislein, Zeiſerl, Zeisle, Zeiſigfink, grüner ſchwarzplattiger Hänfling und Engelchen, gehört zur Gattung Finke als eine beſondere Art mit folgenden Kennzeichen: Die Farbe iſt Zeiſiggrün; die Schwungfedern ſind in der Mitte und die Schwanzfedern an der Wurzel gelb. Der Zeiſig iſt in Deutſchland ein ſehr gemeiner Vogel, wenigſtens zur Strichzeit und im Winter. Er iſt vier und drey Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz einen und drey Viertel Zoll und der Schnabel vier Linien mißt. Der Schnabel iſt gegen die ſcharfe Spitze zu, wie beym Stieglitz, ſchmal, an der Spitze braun, übrigens aber hellaſchgrau, im Winter weiß; der Augenſtern iſt nußbraun; die Schienbeine ſind ſieben Linien hoch und mit den Zehen ſchwarzbraun. Der Scheitel und die Kehle ſind ſchwarz; Hals, Wangen und Rücken grün, letzterer ſchwärzlich gefleckt; der Steiß, ſo wie ein Strich durch die Augen, der Unterhals und die Bruſt grünlichgelb; der Bauch, After und die Weichen weißgelblich, die beyden letztern mit ſchwarzen Flecken; die Schwungfedern ſchwarz, äußerlich gelbgrün gerändet, von der vierten an, die Wurzel bis zur Hälfte an der äußern Fahne gelb; die kleinen Deckfedern der Flügel grün, die großen mit gelber Kante, die dergleichen Streifen bilden; der Schwanz gabelförmig, die Wurzelhälfte gelb, und die Endhälfte mit den zwey mittlern Schwanzfe-

federn ſchwarz. Das Weibchen iſt bläßer, der Kopf und Rücken mehr grau und ſchwärzlich gefleckt; die Kehle und die Seiten weißlich; die Bruſt und der Hals weiß, grünlich und ſchwärzlich gefleckt; die Füße graubraun. Dem Männchen fehlt gewöhnlich vor dem zweyte Jahre die ſchwarze Kehle, und je älter es wird, je gelber, grüner und alſo ſchöner wird es. Man hat mehrere Varietäten: 1) Der weiße Zeiſig. Entweder ganz weiß oder gelblich weiß. 2) Der bunte Zeiſig. Weiß geſchäckt oder auch bloß mit weißen Flügeln und Schwanze. 3) Der ſchwarzbrüſtige Zeiſig. Die ſchwarze Kehle hatte ſich auf der ganzen Bruſt ausgebreitet, und der Vogel war mehr gelb als grün. 4) Der ſchwarze Zeiſig. Schwarz mit gelblichem Scheitel, auch bloß ſchwärzlich mit grünen Federrändern. Mit dem Canarienvogel giebt es Baſtarte. Er iſt ein lebhafter, flüchtiger, wenig ſcheuer und gelehriger Vogel, der gleich zahm wird, auch in der Stube mancherley kleine Kunſtſtücke, als Waſſerziehen u. d. gl. lernt. Auch ſein Geſang iſt nicht unangenehm. Seine Lockſtimme klingt: Dillah. Sein Vaterland iſt ganz Europa und das weſtliche und ſüdliche Rußland. Vom April bis im September bewohnt er in Deutſchland die gebirgigen Nadelwälder. In der Mitte des Septembers gehen einige Familien zuſammen und formiren kleine Flüge, welche die Hopfenberge, u. diejenigen Plätze, wo viele Diſteln wachſen, beſuchen. Im Oktober werden aus dieſen kleinen Heerden, große Schaaren, die dann den ganzen Winter hindurch, von einem Erlenbaume zum andern fliegen. Zuweilen ſitzt ein Baum ſo voll, daß man ſo viel Zeiſige als Reiſer daran bemerkt. Im Sommer frißt er Fichten- und andern Schwarzholzſaamen, auch die jungen Knospen des erſtern, und den frühen Saamen mancher Waldkräuter; im Herbſte Hopfen- Kletten- und Diſtelſaamen, ſo wie Hanf; im Winter Erlenſaamen. Zur Verdauung beißt er, wie alle ſaamenfreßende Vögel, Quarzkörner auf. Auch findet man Grünes in ſeinem Magen. Er trinkt viel. In der Stube erhält er Mohn und Hanf. In Deutſchland findet man das Neſt auf den Fichten und Tannen, auf den äußerſten Spitzen der hohen Zweige, ſeltner auf den Erlenbäumen, die an Waldwaſſern ſtehen. Es iſt gut gebauet, und beſteht aus Würzelchen, Reiſerchen und Haarmoos, mit Diſtelbürſten, Pflanzwolle, Puppenhülſen und Spinngeweben durchwirkt und befeſtigt, und inwendig mit feinen Würzelchen ausgelegt. Die Eyer, deren ſie des Jahrs zweymal 5 bis 6 legen, ſind graulichweiß mit purpurbraunen kleinen Flecken oder Punkten, beſonders am obern Ende dicht beſetzt. Die Jungen ſehen wie die Weibchen aus, und verſchönern ſich bis ins vierte Jahr. Ihre Krankheiten ſind gewöhnlich Verſtopfung, der Fettdrüſe und der Durchfall. ſ. Miſteldroßel. Iſt der Durchfall ſo ſtark, daß

daß er ihnen den After zuklebt, ſo nimmt man einen Stecknadelknopf, taucht ihn in Leinöl und ſchiebt ihn ſo mehreremale in den Maſtdarm, welches Klyſtir gewöhnlich hilft. Dieß kann man bey allen kleinen Vögeln anwenden. Der Sperber und gemeine Würger ſind im Winter ihre Hauptfeinde. Man pflegt ſie im Winter mit feinem Dunſte in Menge von den Erlen zu ſchießen und legt auch in Erlenhölzern vom Oktober an, den ganzen Winter hindurch, einen Heerd zu ihrem Fange an. Man braucht dazu Lockvögel, und wenn man denſelben vollkommen machen will, ſo muß man ausgedroſchene Hanfbündel auf demſelben herumſtellen, wodurch dieſe Vögel in Schaaren herbeygelockt werden. Eben ſo häufig ſind ſie auf Lockbüſchen mit Leimruthen im Herbſte und Winter zu fangen, und auf den Tränkheerd gehen ſie zu Mittage, Abends und Morgens. Im Herbſte und Winter ſind ſie ſehr fett und wohlſchmeckend und freßen auch den ſchädlichen Diſtelſaamen weg; ob ſie ſchon auch in Hopfenbergen zuweilen Schaden thun.

Erneuern, Verneuern, wenn man, nach bereits vorher geſchehenem Vorſuche, an dem Tage, da das Jagen beſtätiget und eingerichtet werden ſoll, nochmals vorſuchet.

Erſchlagen wird geſagt, wenn die Jagdbauern einen Wolf, Luchs oder Fuchs, in dem Zeuge mit der Holzaxt oder mit einem Knüttel, tödten.

Erwürgen heißt, wenn ein Wildpret von Menſchen weder erlegt noch gefällt, ſondern mit Hunden gehetzet und von denſelben umgebracht wird.

Escortable ſagt man in der Falknerey von einem Vogel, den man im Begriff iſt, aus dem Auge zu verlieren, dieſe ſind gemeiniglich die, welche am beſten befiedert ſind, und ſich, wenn ſie die Hitze drückt, in die Luft zu ſchwingen pflegen.

Eule — Strix — iſt eine Gattung nächtlicher Raubvögel, welche das Tageslicht blendet, ein ſehr leiſes Gehör und ſehr weiches Gefieder hat. Ihre Nahrung machen mittlere und kleine vierfüßige Thiere, vorzüglich Mäuſe und einige Arten von Pflanzenkeimen aus. Als Gattungskennzeichen ſind nachſtehende anzuſehen: Ein ſehr befiederter und großer Kopf; ein vom Grunde an ſehr gekrümmter Schnabel ohne Wachshaut; ſehr große, in einem weiten Federkreiſe ſtehende Augen; ſehr große und wie mit einem Schleyer eingefaßte Ohren; eine geſpaltene Zunge und ſtarke, ſehr befiederte Füße, mit einer vor und rückwärts beweglichen Zehe. Sie halten ſich in Wäldern, Steinritzen und alten Gebäuden auf, und niſten entweder in Höhlen oder in verlaßenen Vogelneſtern paarweiſe. Man theilt dieſe Gattung am beſten in zwey Familien ab,

nemlich: a) in Ohreulen und in b) Kautze. Zu den a) Ohreulen — Striges auriculatae — mit Federbüſchen über den Ohren, gehören bey uns in Deutſchland ſechs Arten, als:

1) Die große Ohreule oder Uhu — Strix Bubo — auch Schuhu, Buhu, Schubut, Bhu, Uhueule, Schafſut, Hub, Huo, Puhi, Berghu, Huhey, Ohreule, Puhey, Adlereule, Großherzog, Schubuteule, große Horneule, große gelbbraune Ohreneule, Hürn, Berg- u. Steineule, Berndietrich, und wüthendes Heer. Dieſe Art hat nachſtehende Unterſcheidungszeichen:

Der Leib iſt roſtgelb, ſchwarzgefleckt; die Federohren ſind ſchwarz. Durch das ſtarke Gefieder ſcheint der Uhu einem Steinadler an Größe gleich zu kommen, doch wiegt er nicht mehr als drey und ein halb Pfund. Die Länge iſt zwey Fuß; die Breite fünf Fuß; der Schnabel iſt einen und einen halben Zoll lang, und der Schwanz 10 Zoll. Die Flügel durchkreuzen ſich über der Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt ſehr gekrümmt, ſtark, und ſo wie die langen, ſtarken gekrümmten Klauen, ſchwarzblau; die beſiederte Fußwurzel iſt zwey und drey Viertel Zoll hoch; der Stern der großen Augen orangengelb. So wie alle Eulen hat er einen dicken Kopf, eine volle ſtarke Bruſt, Hals und Beine. Der Kopf iſt ſchwarz, weißlich geſprenkelt; die drey und einen Viertel Zoll langen Federohren, welche aus ſchönen großen Federn beſtehen, ſchwarz; das Geſicht mit weißen und ſchwarzen Federhaaren beſetzt; der Oberleib roſtgelb mit vielen großen ſchwarzen Flecken, auch aſchgrau und weißlich geſprenkelt; der Unterleib weiß, röthlichgelb mit großen länglichen ſchwarzen Flecken; die Kehle weißlich; die Beine bis auf die Klauen mit roſtbräunlichen fein dunkelbraun in die Quere geſtreiften Dunenfedern bekleidet; eben ſo der After; der Steiß roſtgelb, dunkelbraun beſpritzt und unregelmäßig bandirt; die kleinen Deckfedern der Flügel ſind ſchwarzbraun, einzeln gelbröthlich und weiß geſprengt; die großen dunkelbraun mit roſtgelben und weißen Flecken; die Schwanzfedern roſtgelb mit dunkelbraunen Bändern, an den hintern iſt die Grundfarbe dunkelbraun beſpritzt; die Deckfedern der Unterflügel gelblichweiß, mit ſchmalen, feinen, dunkelbraunen Strichelchen; der Schwanz roſtgelb mit neun ſchwarzgrauen Querbinden, an der Spitze dunkelbraun beſpritzt, die beyden mittlern Federn dunkelbraun mit winklichen gelblichweißen Querſtreifen, die dunkelbraun beſpritzt ſind. Das Weibchen iſt größer, hat eine dunklere Zeichnung und die weißliche Kehle fehlt gewöhnlich. Der Uhu iſt ein ſtarker, muthiger, nächtlicher Raubvogel; ob er gleich nur des Abends und Morgens in der Dämmerung und in hellen Nächten, ſeinen Geſchäften nachfliegt, ſo hat er doch ein ſo feines

nes Gehör, daß er auch ſchlafend am Tage aufwacht, wenn ſich ein Menſch in der Nähe ſeines Ruheplatzes bemerken läßt, und davon fliegt. Er ſtößt in den dickſten Waldungen nicht an den Bäumen an, ſo wenig blendet ihn das Tageslicht. Er ſchwingt ſich des Abends mit ſeinen großen Fittigen oft ſehr hoch in die Luft. Seine Stärke iſt ſo groß, daß es Beyſpiele giebt, daß ihm ſelbſt der Steinadler hat unterliegen müßen. Mit Weyhen und Krähen lebt er im ewigen Kriege, und dieſe zeigen auch dem Jäger, gewöhnlich durch Schreyen, ſeinen Aufenthalt, wenn ſie ihn am Tage ausſpüren. Er ruft beſonders zur Paarungszeit des Nachts ſtark und dumpf Puh! wozu er zuweilen auch noch ein ſtarkes Jauchzen und Klappern mit dem Schnabel ſetzt. Er läßt ſich jung leicht aufziehen und zähmen, und dient dem Jäger zur Jagd auf Raubvögel und Krähen. Er figurirt mit ſeinen Augen und Gliedmaßen, wie die mittlere Ohreule und die Eulen überhaupt. Das nördliche Europa, Aſien und Amerika, iſt das Vaterland dieſer Eule. Seinen Aufenthalt hat er in alten wüſten Bergſchlöſſern, in gebirgigen Waldungen, und in Gegenden, wo unzugängliche Felſen ſind. Er geht nur in der größten Hungersnoth, in kalten Wintern, in die Ebenen herab. Seinen Aufenthalt verändert er nicht. Gezähmt hält man ihn in einem großen, mit ſtarkem Drath durchflochtenen, Käfig. Die Nahrung des Uhus beſteht in Maulwürfen, großen und kleinen Feldmäuſen, Wanderratten, Waſſerratten, Fledermäuſen, Schlangen, Eydexen, Kröten, Fröſchen, Mai- und Miſtkäfern, in jungen und alten Haaſen, jungen Reh- und Hirſchkälbern, Kranichen, Haſel- und Schneehühnern, Enten und andern Vögel, die er ſchlafend überfällt. Selbſt ſeine Gattungsverwandten, die andern Eulenarten, ſchont er nicht, ſondern fängt ſie und bringt ſie ſeinen Jungen. Größere Thiere zerreißt er in Stücken, kleine aber verſchluckt er ganz, und ſpeyt nach vier und zwanzig Stunden, das Gewölle, d. h., Knochen mit dem Balge und Federn, wieder von ſich. Er raubt von der Abenddämmerung an, die ganze Nacht hindurch, wenn er Junge hat. Im Winter nimmt er zuweilen die Krähen von den Dachforſten herab. Eine Eigenheit iſt, daß er, wie mehrere Eulen, und die Katzen, von vielen Thieren ſelten mehr als Dreyviertheile frißt, und allezeit die Hinterviertel unberührt läßt, die man dann auch in den Neſtern findet. Gezähmt giebt man ihm Ochſenleber, Mäuſe, Vögel und Aas. Beym Jäger frißt er alles, was vom Wildpret für die Küche Unbrauchbares abgeht. Die zwey runden weißen Eyer, die ohngefähr die Größe der Hühnereyer haben, findet man im May oft ohne alle Unterlage in Klüften- und Felſenhöhlen, in alten Mauern, ſeltner in einem verlaſſenen Raubvogelneſte, auf einem Baume. Sie werden drey Wochen bebrütet. Die Jungen blei-

bleiben lange, vier Wochen und noch länger, im Horſte ſitzen. Man findet viele Haaſen- und Wildpret-Gerippe vor denſelben. Sie tragen den Jungen ſehr eifrig zu. Dieſe laßen ſich leicht aufziehen, und freßen in ſechs Wochen ſchon allein, wenn man ihnen etwas vorwirft. Faſt mit allen Raubvögeln und Krähenarten leben ſie im Streite. Es kann ihnen aber kein Vogel etwas anhaben. Man hinterſchleicht ſie mit der Flinte, und fängt ſie vor dem Horſte mit Schlingen. Unter allen Eulenarten iſt dieß, wie die Nahrung ausweißt, die einzig ſchädliche. Die Falkonier brauchen den Uhu, um Raubvögel, beſonders Milanen, herbeyzulocken. Die Faſanenjäger ſtellen ſie in die Faſanerie, an einen freyen Ort, in ein Gitter, oder auf eine Krücke, und ſchießen die in der Gegend befindlichen Krähen und Raubvögel, die den Faſanen ſchädlich ſind, und ſich um den Uhu verſammeln, mit Windbüchſen weg. Auf den Krähenhütten werden Kolkraben, Krähen, mehrere Raubvögelarten und andere große Vögel, durch ſie herbey zum Schuß gelockt. Die Jägerſprache iſt wie bey den andern Raubvögeln.

2) **Die mittlere Ohreule** — St. Otus — oder **kleiner Uhu**, oder **Schuhu**, **gemeine Ohreule**, **Katzeneule**, **Horneule**, **Hörnereule**, **kleine Horneule**, **langöhrige Eule**, **Fuchseule**, **Ohrkauz**, **Kauzeule**, **rothgelber Schuhu**.t, **kleine rothgelbe Ohreule**, **Hornohreule**, **Knappeule**, **Ohreule**, **Ranzeule** und **rothes Käuzlein**. Als Kennzeichen der Art gelten folgende:

Jedes Federohr beſteht wenigſtens aus ſechs großen Federn; der ganze Oberleib iſt roſtgelb und dunkelbraun gefleckt und aſchgrau beſpritzt. Da dieſe Eule, wie alle Eulenarten, ſehr dick und nicht mit feinen weichen Federn beſetzt iſt, ſo erſcheint ſie äußerlich von der Größe einer Rabenkrähe. Sie iſt dreyzehn Zoll lang und drey Fuß breit; der Schwanz mißt fünf Zoll und der Schnabel nur einen Zoll nach der Krümmung, die Flügel legen ſich auf der Schwanzſpitze zuſammen. Der Schnabel krümmt ſich ſehr und iſt ſo wie die Klauen ſchwärzlich; der Augenſtern hochgelb; die befiederten Füße ein und ein Viertel Zoll hoch. Den Kopf zieren auf beyden Seiten zwey Zoll lange Federohren, die aus wenigſtens zehn ſtufenweiſe zu- und abnehmenden ſchwarzen und gelb- und weißgerändeten ſchmalen Federn beſtehen, und nach hinten und ſeitwärts gedreht, wie ein paar Hörner, ſich ausdehnen; die borſtenförmigen Haare, die den Schnabel und die Augen vorwärts (das Geſicht) umgeben, ſind weiß mit ſchwarzen Spitzen, die krauſern aber, welche die Augen nach den Ohren zu umſchließen, roſtgelb; die ganze Geſichtsfläche umkränzt von dem obern Ohrenwinkel bis zur Kehle herab ein ſchwarzes Band, das an den Seiten ſchön roſtgelb, weiß und dunkelbraun beſpritzt

ſpritzt iſt; der ganze Oberleib iſt mit den Deckfedern der Flügel roſtgelb und tiefbraun gefleckt, allenthalben hellaſchfarben beſpritzt, auf dem Kopfe und den Flügeldeckfedern am ſtärkſten; der Unterleib iſt blaßgelb mit ſchmalen dunkelbraunen herunterlaufenden Streifen, die in der Mitte des Bauchs weiß eingefaßt ſind; die Afterfedern ſind röthlich weiß mit einzelnen braunen Strichen auf den Federſchäften; die bis zu den Klauen beſiederten Füße ſchmuzig blaßgelb; die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun und roſtfarbig geſtreift, an den Spitzen das Roſtfarbige ins Aſchgraue übergehend und dunkelbraun beſprengt, die hintern wie die Deckfedern der Flügel; die erſtere Schwungfeder iſt an der äußern Fahne gar merklich ſägenförmig geſchliffen; der grade Schwanz iſt roſtgelb und dunkelbraun geſtreift, auf den beyden mittlern Federn und an den Seiten aſchgrau beſprengt, an der untern Seite bemerkt man die Streifen deutlicher und reiner, und die Hauptfarbe erſcheint aſchgrau. Das Weibchen iſt, wie bey allen Eulenarten, immer etwas größer und dunkler von Farbe. Die Grundfarbe iſt gewöhnlich hellroſtfarben, und dieſe Farbe zieht ſich, je älter ſie werden, deſto mehr ins dunkle, daher man auch zuweilen ſolche Vögel antrifft, deren Grundfarbe ganz roſtfarben iſt. Doch ſehen ſich im erſten und zweyten Jahre Männchen und Weibchen faſt gleich, wenigſtens iſt zu der Zeit die dunklere Farbe beym weiblichen Geſchlecht noch nicht ſo merklich. So wie in der Farbe, alſo auch im Betragen, ſind ſich die Eulen ſehr ähnlich. Wenn man ſie gezähmt hat, ſo machen ſie allerhand wunderbare Poſituren und Bewegungen. So oft ſie Athem holen, ſo erweitert und verengert ſich die Pupille; bald öffnet ſie die Augen weit, bald ſchließt ſie dieſelben wieder zu; bald zieht ſie den Hals in die Bruſt, bald verlängert ſie ihn und dreht ihn zuweilen wie ein Wendehals, bald dreht ſie ſich und breitet die Flügel weit aus, bald zieht ſie ſich wieder wie ein Ball zuſammen, bald bläht ſie ſich groß auf, bald macht ſie ſich wieder geſchmeidig; bey den meiſten dieſer Bewegungen, welche ſehr bedächtlich und langſam von ſtatten gehen, knackt ſie mit dem Schnabel. Man kann dieſe Poſituren mit Vorhaltung der Finger oder einer Katze dirigiren. Außer dem gewöhnlichen ängſtlichen hohen Geſchrey Hůkeh! läßt ſie noch ein ſauſendes boshaftes Blaſen hören. Sie fliegt wie alle Eulen, von der Abenddämmerung an, herum, doch kann ſie auch am Tage, wenn man ſie aufjagt, ſehen. Dieſe Vögel haben als Raubvögel, die bey ſtiller Nacht jagen ſollen, einen langſamen, und wegen des feinen Gefieders, faſt unhörbaren Flug. Des Nachts können ſie, vermöge ihres Augenbaues, der wie bey den Katzen, die feinen Lichtſtrahlen aufſammlet, beßer ſehen als am Tage, wo ſich ihre Pupille ſehr zuſammen zieht; allein deswegen ſind ſie doch nicht

ſo geblendet, daß ſie ſich mit den Händen fangen ließen, im Gegentheil verräth ihnen ihr großes, durch den eben angegebenen Federkranz umſchloſſenes Ohr auch im Schlaf das geringſte Geräuſch und ſie fliegen davon. Das Vaterland dieſer Eule iſt Europa, Aſien, Afrika und Amerika, in den drey letzten Weltgegenden, bloß die gemäßigten und nördlichen Länder. Sie liebt vorzüglich die Waldungen und iſt da gern, wo es viele hohle Bäume und Felſenhöhlen giebt. Man trifft ſie auch, und beſonders im Winter, in Städten und Dörfern in Scheunen und alten verfallenen Gebäuden an. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in Waſſerratten, großen und kleinen Feldmäuſen, Miſt- May- und Erdkäfern und andern Inſekten. Zuweilen mag ihr freylich auch ein kleiner ſchmackhafter Vogel zu Theil werden, denn ich habe bemerkt, daß ſie durch die Schneußgänge fliegt. Im Winter ſucht ſie die Mäuſe ſogar in Scheunen auf. Mehrentheils findet man die vier bis fünf weißen rundlichen Eyer in einem alten Krähen- Raben- wilden Tauben- Eichhorns- oder Raubvogelsneſte, ſelten in hohlen Bäumen. Während das Weibchen brütet, bringt das Männchen Nahrung herbey. Die Jungen laßen ſich durch friſches Fleiſch leicht zähmen; die Alten aber ſchwer. In ihren Eingeweiden findet man Kratzerwürmer (Echinorynchos). Sie ſind zwar, wie alle Eulen, den Verfolgungen der Raubvögel, Raben, Krähen, Elſtern, Hehern, Spechten und der meiſten kleinen Vögeln ausgeſetzt, allein dieſe haben ihr nichts an, ſondern verfolgen ſie nur, bis ſie ſich ſo verſteckt hat, daß ſie dieſelbe nicht mehr gewahr werden. Auch thun dieſe Vögel deshalb nicht ſo ängſtlich, daß die Eulen ſie verfolgten, ſondern es geſchieht deshalb, weil die Eulen nächtliche verſteckte Thiere ſind, welche die Vögel ſelten ſehen, und die ihnen ſchon deshalb und noch mehr dadurch auffallen, daß ſie eine ganz eigene katzenähnliche Geſtalt haben. Sie fliegen zuweilen vor dem Jäger auf, wenn er durchs Holz gehet, man bemerkt alsdann, wo ſie ſich hinſetzen, und ſchießt ſie. Eben ſo kann man ſie des Abends auf dem Anſtand erlegen, wenn ſie vor einem hinſchweben. In Scheunen werden ſie im Winter zuweilen in Garnen gefangen, die vor den Oeffnungen hängen. Dieſe, ſo wie alle, verzehren ihren Raub mit Haut und Haar, und werfen daher zu beſtimmten Zeiten die geballten Haare, Federn, Flügeldecken und Knochen in eyrunden Bällchen wieder heraus. Dieſe findet man gewöhnlich auf Grenzſteinen liegen. Man braucht ſie auf dem Vogelheerde, auf der Krähen- und Meiſenhütte, um die Vögel herbeyzulocken, indem man ihr Geſchrey nachahmt. Im Haushalte der Natur ſind ſie, wie alle einheimiſchen Eulenarten, den Uhu ausgenommen, ſehr nützliche Thiere, die zur Vertilgung der ſich ſo häufig vermehrenden und ſchädlichen Mäuſearten beſtimmt ſind. Daher ſie nicht

nicht bloß in Wäldern, ſondern auch in Feldern, häufig fliegen. Es iſt daher ſehr unrecht, daß man für die Vertilgung dieſer nützlichen Vögel noch Schießgeld giebt. Die Obrigkeiten ſollten dieſes Accidenz dem Jäger auf eine andere Art vergüten. Fliegt ja zuweilen eine von den Eulenarten in einen Taubenſchlag und verſcheucht dieſelben daraus, ſo kann dies dadurch verhütet werden, daß man des Nachts den Schlag verſchließet. Daß ſie zuweilen einen Vogel aus der Schneuß nehmen, kommt hier in gar keinen Betracht.

3) Sumpfohreule — St. paluſtris. — Der Körper oben weiß, grau- und braunbunt; die Augengegend dunkel; 3 bis höchſtens 6 Ohrfedern; die Zehen nur einzeln befiedert. Acht und einen halben Zoll lang. Ihr vorzüglichſter Wohnort iſt Pommern, Mecklenburg, Heſſen, Rhein und Thüringen, wo ſumpfige Gegenden ſind. Wenn ſie am Tage im Rohr aufgeſtöbert wird, ſo ſteigt ſie ſo hoch in die Luft, wie ein Falke, daß ſie ſich oft dem Auge verliert. Sie nährt ſich von Mäuſen und baut ihren Horſt in ſumpfigen Torfmooren, wo hohes Gras auf den Hügeln ſteht, mit 3 bis 4 weißen Eyern. Sie führt auch die Nahmen: Perleule, Kircheule, Thurmeule, weiße Eule, Todteneule, geflammte Eule, Waldkauz, Kohleule, Kauzeule, Buſcheule, Steineule, Harzeule, gelbe Schleyer- oder Perleule, Ranzeule, Paruckeneule, Schleyer-Auffe u. Käuzlein.

Die Kennzeichen der Art ſind: Der Körper iſt oben auf einem nur wenig vorſchimmerndem roſtfarbigem Grunde, aſchgrau gewäſſert, mit in Schnüren gereihten kleinen ſchwarzen und weißen Fleckchen; der innere Rand der Mittelzehe gezähnelt. Dieſe Eule zeichnet ſich durch ihr ſcharfes Geſicht, und durch die Sanftheit und artige Zeichnung ihres Gefieders, unter allen Eulenarten ſehr aus. In Rückſicht der Größe ſtimmt ſie mit der vorhergehenden überein, iſt faſt 14 Zoll lang und drey Fuß breit; der Schwanz iſt fünf Zoll lang und der Schnabel einen Zoll; die Flügel reichen über die Schwanzſpitze heraus. Der Schnabel iſt ſehr gekrümmt und ſpitzig, weiß, zuweilen an der Spitze braun; die befiederten Füße zwey Zoll hoch; die Klauen ſchwärzlich; die Mittelzehen am innern Rande gezähnelt. Die Augen ſind ſehr regelmäßig mit einem dichten Kreiſe von weißen und zarten Federn umgeben, die nach dem Schnabel zu, einen kaffeebraunen Fleck haben, und bey weniger genauer Unterſuchung für Haare gehalten werden können. Die Einfaßung der Ohren iſt von achtfachen, oben ſtark abgerundeten, harten, nach dem Geſicht zu weißen, und nach dem Hals zu rothbraunen Federn, die zuweilen klare aſchgraue Sprenkeln haben, zuſammengeſetzt. Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel ſind ſchön aſchgrau gewäſſert

mit

mit in Schnüren gereihten kleinen ſchwarzen und weißen Flekken, welche am Ende jeder Feder ſitzen, und dem Gefieder ein gar ſchönes Anſehen verſchaffen, und unter dem Aſchgrauen ſchimmert überdieß noch etwas gelbliche Grundfarbe hervor. Die gewäſſerte aſchgraue Farbe entſteht aus den feinſten weißlichen und ſchwarzgrauen Strichelchen. Der Unterleib iſt blaßröthlich mit ſchwärzlichen Punkten; der After roſtgelb. Die innere Seite der Schwung- und Schwanzfedern iſt weißlich mit ſchwarzgrauen Streifen, und einzelnen dergleichen Flecken, die äußere rothgelb mit ſchwarzgrauen und aſchgrauen beſpritzten Fortſetzungen der innern Streifen und dergleichen Spitzen: die erſte Schwungfeder iſt ſtark gezähnelt, und die mittlern Schwanzfedern ſind ganz rothgelb mit ſchwarzgrauen Binden. Das Weibchen iſt dicker als das Männchen, und auch mit helleren Farben regelmäßiger und deutlicher bezeichnet; vorzüglich iſt der Unterleib roſtroth mit einzelnen ſchwarzen und am Bauch auch weißen Pünktchen. Man trifft bey dieſer Eule Varietäten an, die aber vermuthlich Altersverſchiedenheiten ſind: 1) Mit blaßgelbem Oberleibe, auf welchem die weiß- und ſchwärzlichen Pünktchen ſtehen. 2) Mit grau- und braungewelltem Oberleibe, auf welchem einzelne weiße Punkte ſtehen. 3) Mit ungeflecktem Unterleibe, welcher etwas gelb, weißgelblich, ganz weiß oder weißlich, hin und wieder röthlichgelb iſt. Sie gleicht in der Lebensart der mittlern Ohreule, iſt aber ſehr zärtlich, und kann daher auch nur ſchwer gezähmt werden. Ihr Geſchrey iſt durchdringend und abwechſelnd hoch und tief: Scheh, Schihu! Da ſie ſich mehrentheils in Städten und Dörfern aufhält und zur Paarungszeit zuweilen in die Stube fliegt um Baumaterialien zu holen, ſo hat ſie zu allerhand Geſpenſterhiſtörchen Anlaß gegeben. Sie hat ſogar einmal im Preußiſchen einem Schulmeiſter des Nachts die Perücke vom Kopfe genommen und ſie in ihr Neſt getragen. Sie bewohnt die alte und neue Welt, zieht aber nicht höher gegen Norden, als Schweden hinauf. Sie hält ſich in den volkreichſten Städten, auf Kirchen, Thürmen, alten Schlöſſern, Gebäuden und in Mauern auf. Des Abends geht ſie in die Felder und Wälder ihrer Nahrung nach. Sie fliegt ſehr niedrig über den Boden weg. Wenn der Winter ſehr ſtrenge iſt, ſo trifft man mehrere zuſammen, in einer Höhle oder im Heu verſteckt, an. Ihre Nahrung iſt mit der der mittlern Ohreule einerley, außer daß ſie vorzüglich Kirchen und Scheunen und überhaupt die Häuſer von Haus- und Wanderratten und Hausmäuſen, reinigen. Sie gehen ebenfalls in die Schneuße nach den Vögeln. Sie haſchen auch Käfer und Fledermäuſe. Ihre drey bis vier weiße Eyer, die länglicher als von andern Eulen ſind, legen ſie zu Anfang des Aprils in die Klüfte der Mauern, unter die Dächer, u. ſ. w.

auf das bloße Geniſt oder Kehrig, und auf eine Unterlage von Werch, Wolle und Federn. Die Jungen ſehen anfangs weißwollig aus. Dieſe laſſen ſich mit Mäuſen und Fleiſch aufziehen, und leben dann ſehr lange. Ihre Feinde ſind, wie bey der mittlern Ohreule; und ſo auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung; nebſt dem Nutzen und Schaden. Das Fleiſch der Jungen ſoll nach den erſten drey Wochen, wo ſie gut gefüttert und fett ſind, nicht unangenehm ſchmecken.

4) Der **Nachtkauz** oder die Nachteule — St. Aluco — heißt auch **gemeine Eule**, **große Baumeule**, **Mauseule**, **graue Buſcheule**, **Knappeule**, **Grabeule**, **braune Eule**, **graue Eule**, **Huhu**, **Waldäuffel**, **Nachtrapp**, **Schreyer- und Geyereule**.

Die Kennzeichen der Art ſind: Der Kopf iſt groß; auf den Schultern ſtehen große birnförmige weiße Flecken in regelmäßigen Reihen; der Unterleib hat zickzackförmig auslaufende Querſtreifen; die vierte und fünfte Schwungfeder iſt die längſte. An Größe übertrifft dieſe Eule die vorhergehende, iſt funfzehn Zoll lang und faſt drey Fuß breit; der Schnabel ein und einen Viertel Zoll und der Schwanz ſechs Zoll lang; die Flügel reichen zuſammen gelegt etwas über die Schwanzſpitze hinaus. Der Schnabel iſt ſehr gekrümmt, gelblichweiß, gewöhnlich in der Mitte grünlich, bey Jungen an den Seiten hellhornfarben; der Augenſtern iſt dunkel- oder kaſtanienbraun; die Klauen ſind ſchwärzlich; die befiederten Füße zwey und einen Viertel Zoll hoch. Der Kopf iſt groß, und dicht in Federn gehüllt; der Federkreis um die Augen iſt weißgrau, ſchwärzlich geſtrichelt; der Schleier beſteht aus etlichen Reihen weiß, braun und ſchwarz gefleckten Federn; von der Stirn bis zum Scheitel läuft ein breiter kaſtanienbrauner Streifen; der Oberleib iſt röthlichgrau oder grauweiß mit klaren dunkelbraunen ungleichen Querflecken und langen ſchwarzbraunen ungleichen Streifen bezeichnet; auf dem Kopfe ſtehen kleine, und auf den großen Deckfedern der Flügel, und auf den Schulterfedern große in regelmäßigen Reihen geſtellte ſchöne birnförmige weiße Flecken; der Unterleib iſt weiß, an der Bruſt mit ſchwärzlichen in die Quere laufenden kleinern und am Bauche mit größern der Länge nach laufenden Streifen, die zickzackförmig ausgeſchnitten ſind und mit einzelnen unregelmäßigen dunkelbraunen Zeichnungen außer am After; die befiederten Füße und Zehen ſchmutzig weiß, ſchwärzlich punktirt; die Schwung- und Schwanzfedern haben wechſelsweiſe dunkelbraune und graurötliche Querſtreifen, wovon die letztern dunkel gewäſſert ſind; die drey erſtern Schwungfedern ſind ſägenförmig und haben auf der äußern Seite einzelne große weiße Flecken. Die Männchen haben immer eine graue oder weißgraue Grundfarbe, und je heller dieſe iſt,

iſt, deſto älter ſind ſie. Die Weibchen hingegen, welche ohnehin etwas größer ſind, haben eine roſtgraue oder roſtgelbe Grundfarbe und je dunkler dieſe iſt, deſto älter iſt das Weibchen. Dieſe Eule hat ungemein weiche und zarte Federn, daher ihr Flug auch ohne das geringſte Geräuſch iſt. Sie ſchreyt tief und dumpfig Huhu! Sie kann am Tage gut ſehen. Wider die Gewohnheit der Eulen trifft man dieſe im Herbſte in den Stoppelfeldern häufig ſitzend an; vielleicht daß ſie dann auf dem Striche iſt, oder nach den Dörfern zieht. Sie läßt ſich jung und alt leicht zähmen. Dieſe Eule wohnt in Europa und Sibirien. Sie hält ſich den Sommer über in Waldungen auf und geht nur im Winter in die Städte und Dörfer. Am Tage ſitzt ſie in hohlen Bäumen oder in Dickungen dicht an einen Aſt gedrückt. Man ſieht ſie der Maulwurfs- und Mäuſejagd halber in der Dämmerung auf den Wieſen und Feldern herumſchwanken. Sie nährt ſich wie die mittlere Ohreule. Doch behauptet man von ihr, daß ſie auch junge Haſen, Kaninchen, Faſanen und Rebhühner fange. Ihre drey bis fünf weiße Eyer trifft man in Raubvögel- Raben- Krähen- Elſtern- und Eichhornsneſtern an. Die wolligen Jungen haben lauter perlgraue und weißliche Federn. Sie werden lange Zeit auf den Aeſten der Bäume zuſammen ſitzend von den Eltern genährt. Ihre Feinde ſind, wie bey der vorhergehenden Eule, mit welcher ſie auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung, ſo wie den Nutzen und Schaden, gemein hat; doch ſoll ſie, nach der Nahrung zu urtheilen, am kleinen Wildpret Schaden thun.

4) Der Brandkauz oder die Brandeule — St. Stridula — hat auch die Nahmen gemeine Eule, hellbraune Eule, graue Eule, gelbe Eule, rothe Eule, braunſchwarze Eule, lohgelbe Eule, Knarreule, Ziſcheule, graue Nachteule, braune, ſchwarze Nachteule, Knorreule, Kinder-Stockeule, Milchſauger, Melker, und Stockeule.

Die Kennzeichen der Art ſind: Der Körper iſt roſtfarben mit der Länge nach gehenden Streifen und Flecken; die dritte Schwungfeder iſt die längſte; der Schnabel hornfarben. An Größe gleicht ſie der mittlern Ohreule; die Länge iſt vierzehn Zoll, die Breite zwey Fuß acht Zoll; der Schwanz ſechs Zoll und der Schnabel ein und ein Viertel Zoll lang; die Flügel reichen bis an die Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt mäßig gekrümmt und hornblau, oder hornbraun; der Augenſtern ſchwärzlich, oder bläulichſchwarz; die Klauen ſchwärzlich, die befiederten Füße faſt zwey Zoll hoch. Der Kopf iſt bey weitem nicht ſo groß und ſo dick befiedert, als bey der vorhergehenden Art; die Federn deſſelben, ſo wie der ganze Leib, ſind roſtfarben oder rothbraun, und dadurch, daß jede Feder in der

der Mitte dunkelbraun iſt, ſtark dunkelbraun der Länge nach gefleckt, am Hinterhals, und beſonders auf den Deckfedern der Flügel, mit großen gelblichweißen Flecken; Bruſt und Bauch gelblich mit weiß vermiſcht und herunterwärts mit dunkelbraunen Streifen, die an der Bruſt am dichteſten ſtehen; um die Augen ſteht ein dichter Kreis von grauen mit Schwarz, Weiß, und Roſtfarbe vermiſchten einfachen Federn, und die Ohren faſſen weiße, roſtfarbige und dunkelbraun geſprenkte Federn, wie ein Saum ein. Die befiederten Füße und Zehen ſind weißlichgelb; die Schwungfedern dunkelbraun, haben rothbraune Querſtreifen, uud die vier erſtern einen gezähnelten Rand; die Schwanzfedern ſind blaßroſtfarbig und dunkelbraun geſtreift, die mittelſten Federn am undeutlichſten, weil die Roſtfarbe mit Dunkelbraun beſpritzt iſt. Das Weibchen iſt am Oberleibe heller und der Augenkreis mit roth und ſchwarzbunten Federn bekränzt. Bey dieſer Eule iſt die Grundfarbe immer roſtgelb, roſtroth oder braunroth. Bey alten Männchen iſt der Oberleib zuweilen ſo dicht mit großen dunkelbraunen Streifen beſetzt, daß er ein einfarbiges ſchwärzliches Anſehn erhält. Herr Bechſtein hat folgende Varietäten bemerkt, welche aber bloß in die erſten drey Jahre zu fallen ſcheinen, ehe die Eulen, wie die Falkenarten, ihre beſtimmte ſtätige Farbe erhalten: 1) Solche, die am Geſicht, Bruſt und Bauch weiß; 2) oder an dieſen Theilen blaß weißgelb ſind, übrigens aber die angeführte Menge von Längsſtreifen haben, (Friſch Vögel-Tafel 98.) 3) Solche, die unten dunkler gelb ſind mit ſparſamen Längsflecken. Dieſe Eule fliegt wegen ihres ſchlanken Wuchſes und nicht ſo weichen Gefieders, etwas ſchneller und hörbarer, als die vorhergehende. Ihr Geſchrey iſt dem höhniſchen Gelächter gleich, doch weit heller: Hohoho! Sie läßt ſich jung und alt leicht zähmen. Man findet dieſe Eule in ganz Europa und im ſüdlichen Rußland und der Tatarey. Sie hält ſich in Waldungen auf, auch in Gegenden, die Felſen und ſteile Steinberge haben, die einzeln mit Holz bewachſen ſind. Man ſieht ſie nicht ſo oft in den Wohnungen der Menſchen, als die übrigen Eulenarten. Wie bey den mehreſten Eulen beſteht die Nahrung in Maulwürfen, Mäuſen, Heuſchrecken und Käfern. In dunkeln Wäldern ſieht man ſie auch am Tage auf ihren Raub ausfliegen, wenn ſie Junge hat. Sie horſtet in hohlen Bäumen, auch in verlaſſenen großen Vogelneſtern und in Steinritzen. Das Weibchen legt drey bis fünf weiße Eyer. Man findet das Neſt gewöhnlich da, wo ſie des Nachts ſchreyen. Ihre Feinde ſind wie bey der mittlern Ohreneule, mit welcher auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung, ſo wie der Nutzen und Schaden, übereinſtimmen.

5) **Der kleine Kauz** — *St. paſſerina* — oder auch **Käuzchen,**

chen, Zwercheule, kleine Eule, kleine Haus- Wald- Stock- und Scheuneule, Lerchenkäuzchen, Spatzeneule, Sperlingseule, Leicheneule, Todteneule, Leichvogel, Leichenhühnchen, Todtenvogel und Steinauffe genannt, und hat folgende Kennzeichen: Die Schwungfedern ſind dunkelbraun mit weißen Flecken in fünf bis ſechs Reihen; der Körper oben lichtbraun mit rundlichen weißen Flekken; die Bruſt weiß, der Bauch röthlichweiß, beyde dunkelbraun gefleckt. Dieſe kleine niedliche Eule iſt acht Zoll lang, wovon der Schnabel neun Linien und der Schwanz drey und einen Viertel Zoll wegnimmt; die Breite iſt ein Fuß drey Viertel Zoll; die Flügel legen ſich auf der Schwanzſpitze zuſammen. Der Schnabel iſt ſtark, ſehr gekrümmt, an der Wurzel braun, an der Spitze hellgelb; der Stern gelb; die beſiederten Füße ein und einen Viertel Zoll hoch, und die Zehen nur mit einzelnen haarförmigen Federn beſetzt; die Klauen ſchwärzlich. Der Kopf iſt lichtbraun mit vielen runden röthlichweißen Flecken regelmäßig beſetzt; der Augenkreis hat nach dem Schnabel zu ſchwärzliche, nach der Stirn und dem Kinne zu weiße und nach den Schläfen zu röthlich und braungefleckte einfache Federn; der Rücken, die Deckfedern der Flügel u. Schultern ſind lichtbraun mit größern weißen runden Flecken, die roſtfarbig eingefaßt ſind, am Nacken und auf den Deckfedern der Flügel am dichteſten und auf dem Steiß am einzelnſten ſtehen; das Kinn iſt weiß; die Seiten des Halſes und vorne ein ſchmaler Querſtreifen roſtfarbig und lichtbraun gemiſcht; die Bruſt weiß und dunkelbraun gefleckt, das Weiße mit etwas Roſtfarbe vermiſcht; der Bauch, After und die beſiederten Füße röthlichweiß, erſterer mit länglichen, dunkelbraunen Flecken; die Schwungfedern dunkelbraun mit röthlichweißen runden Flecken auf der äußern und innern Fahne, deren gewöhnlich fünf und ſechs Reihen ſind; die erſte Schwungfeder ſchwach gezähnelt; die Deckfedern der innern Flügel weiß mit einzelnen dunkelbraunen Flecken; die Schwanzfedern lichtbraun, auf jeder Seite mit großen runden hellroſtfarbenen Flecken, die faſt als Bänder zuſammen laufen. Das Weibchen iſt etwas heller auf dem Rücken und am Schwanze; beſonders fehlt der roſtfarbene und lichtbraune Querſtrich am Vorderhalſe; die Flecken auf dem Schwanze ſind röthlichweiß, und die Beine ganz weiß. Dieß iſt das Käuzchen, das in manchen Gegenden Deutſchlands, wenn es auf den Häuſern und Dächern ſein klägliches Ehsme ſchreyt, manchen einfältigen Landmann in Furcht ſetzt, daß nun jemand aus dem Hauſe, oder doch in der Gegend deſſelben, ſterben müßte. Man ſieht es zuweilen am Tage herumflattern, bemerkt aber an der Unregelmäßigkeit ſeines Fluges, daß es von der Sonne geblendet wird. Es läßt ſich alt und jung zähmen. Seine Hey-

math iſt Europa und das nördliche Amerika. Es iſt in Deutſchland allenthalben bekannt, und lebt in alten verfallenen Gebäuden oft mitten in den Städten, in Kirchen, auf Thürmen, in Steinbrüchen, Gewölben, Begräbnißen, Stadtmauern, ſeltner in Wäldern, ſie müßten denn bewohnt und felſig ſeyn, und ändert ſeinen Aufenthalt nicht leicht. Seine gewöhnliche Nahrung ſind Fledermäuſe, Haus- und Feldmäuſe, Grillen und Käfer, doch mag es auch wohl des Nachts zuweilen eine Schwalbe aus ihrem Neſte holen, und die Lerchen in ihrem Lager wegfangen, weil man bemerkt hat, daß es nach den Lockvögeln in den Vogelbauern fliegt, wenn ſie der Vogelſteller in der Dämmerung ausgeſtellt hat. Es iſt zu klein, um ſeine Beute, wie die andern Eulen, ganz zu verſchlucken, ſondern muß erſt die Mäuſe mit dem Schnabel und den Klauen zerreißen und die Vögel rupfen. Im Winter iſt es außerordentlich fett. In Mauerlöchern, auf dem Gebälke und unter den Dächern alter Gebäude, in Felſen- und Steinklüften findet man auf ein wenig Geniſte, zwey weiße rundliche Eyer, die das Weibchen, abwechſelnd mit dem Männchen, in funfzehn Tagen ausbrütet. Zuweilen iſt es ſo dreiſte, das Wochenbett in den Zuglöchern der Zimmer, die in ſteinernen Gebäuden über den Fenſtern ſind, anzulegen. Seine Feinde ſind, wie bey der mittlern Ohreule, und die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung, ſo wie der Nutzen und Schaden, wie bey den übrigen Eulen. Sie nützen, wie alle vorhergehenden Eulen, vorzüglich durch ihre Nahrungsmittel. Sie laßen ſich ſehr gut zum Vogelfang brauchen. Man bindet ſie nemlich mit einem Riemen oder einer Leine an eine befeſtigte Stange, läßt ſie dann auf der Erde nieder, und bringt ſie hernach durch Beſprengung mit Waſſer dahin, daß ſie freywillig auffliegen, und die kleinen Vögel anlocken, daß ſie auf den Leimruthen gefangen werden können. Sie ſetzen ſich öfters früh vor Tagesanbruch auf die Vogelheerde und hängen ſich an die Käfige der Lockvögel, um dieſe herauszuhohlen. Sie fliegen auch in Taubenſchläge, welche hoch liegen, thun aber, außer dem Verjagen, weiter keinen Schaden. Um dieſes zu verhüthen zieht man die Klappen vor den Taubenhäuſern alle Abende zu.

6) Der rauchfüßige Kauz — Str. daſypus, Bechſt. — Die Füße bis an die Krallen außerordentlich ſtark befiedert; vom Scheitel um die Ohren und den ganzen Hals ein lichtbraunes weißgeſprenkeltes Band; die Bruſt weiß und ungefleckt; der Bauch dunkelkaffeebraun gefleckt. Er hat die Größe des kleinen Kauzes. Sein Wohnort iſt in Schwarzhölzern, und die Nahrung ſind Vögel und Mäuſe.

7) Der Steinkauz — St. Ulula, Linn. — Der Kopf kleiner; der Oberleib dunkelbraun, weiß-

weißlich oder gelbröthlich gefleckt; der Unterleib graugelblich mit braunen, etwas nach den Seiten gezähnten Längsflecken; der Schwanz dunkelbraun, weißlich oder gelbröthlich bandirt. Er iſt 11 Zoll lang und nimmt ſeinen Wohnort in felſigen Bergen, altem Mauerwerk und ſteinigen Ufern; ſtreicht im Winter in Ebenen, und wählt ſich zur Nahrung Mäuſe und Inſekten. Er baut den Horſt in Felſen und Mauerritzen, und legt 2 bis 4 weiſe rundliche Eyer. Uebrigens hat er auch noch die Nahmen Stein- Buſch- Kircheule, heulende, große braune Eule, Kauz, Käuzchen, Steinauffe.

8) Habichtseulen — Striges accipitrinae — mit langen Schwänzen und etwas dünnerm Kopfe, wodurch ſie dem Falken ähnlich werden.

9) Europäiſche Habichtseule — Str. funerea, Linn. — auch Falken- Geyer- und Sperbereule, kleine Falkeneule, Leichen- Stein- und Kircheule genannt. Mit dunkelbraunem und weißgeflecktem Oberleibe, weißem, in die Quere braungeſtreiftem Unterleibe und langem keilförmigem Schwanze. Sie iſt 17 Zoll lang und variirt in der Hauptfarbe heller und dunkler. Sie zieht bloß in Deutſchland zuweilen durch, oder verſtreicht ſich aus dem Norden. Ihre Nahrung ſind Vögel und Mäuſe.

F.

Fädelein nennet man den kleinen Strich, der zwiſchen den Schaalen des Hirſches in die Höhe gehet, er mag ſo beſchloßen gehen, als er will. Bey einem Thiere hingegen, bleibt viel Erde zwiſchen den Schaalen ſtehen.

Fähnlein nennet man ein gewißes kleinſpiegeliches Garn, womit man die Lerchen vor dem Baumfalken fängt. S. Lerchenfang.

Fährde oder Fährte, Färthe, Ferde, Farth, Gefärd nennet man die Spur eines jeden Wildprets, die daßelbe auf dem Erdboden zurückläßt, wo es gegangen iſt. Bey dem größern Wildpret, als Schwein, Bär ꝛc., vorzüglich aber bey dem Hirſche, kann man daraus ſein Geſchlecht, Alter, Größe und Stärke erkennen. Die Färthe jedes Wildprets und die dabey ſtatt findenden Zeichen, findet der Leſer bey deren Beſchreibung. Eine Färthe die ein Wild im Zurückgehen macht, heißt die Wiederfärthe.

Fährtenlaut oder Vorlaut heißt, wenn der Jagdhund zu hitzig iſt und laut wird, ehe er das Wild aus ſeinem Lager bringt.

bringt, oder auch wohl gar auf der Rückfährte jagt.

Fällen heißt, ein Wild tödten.

Fänge nennet man die größten hervorſtehenden Zähne mancher Wildpretsarten, z. B. der wilden Sauen, auch der Jagdhunde, ingleichen die Klauen der großen Raubvögel.

Färben oder Verfärben ſagt man, wenn das Rothwild im Frühlinge und Herbſte ſeine Haare wechſelt, oder ſich häaret.

Fahren iſt ein Ausdruck, den man vom Haaſen in mancherley Verſtande braucht; 1) wenn er auf dem Hintern beym Ausgange aus dem Holze, oder Eingange in daßelbe fortrutſchet; 2) wenn er auf gleiche Weiſe ſeine Nahrung ſuchet; 3) wenn er geſchwind über einen Holzweg läuft; 4) wenn er aus ſeinem Lager aufſtehet, letzteres nennet man heraus fahren.

Falke, Falck — Falco — iſt einer der vorzüglichſten Raubvögel, der beſonders ſeiner Gelehrigkeit wegen, bemerkt zu werden verdienet, weil er dergeſtalt abgerichtet werden kann, daß er nach ſeines Herrn Befehl Vögel oder Thiere fänget, und ihm ſolche bringet. Mehr hierüber ſiehe unter Baumfalke.

Falkengeſchühe ſind zwey, ohngefähr Fingerslange weißgahre, geſchmeidige Riemen mit zwey hellklingenden Schellen verſehen; man befeſtiget ſie an die Füße des Falken, damit man ihn weit hören und finden könne; ſodann ziehet man einen weißen, ſchmalen, etwa eine Spanne langen Wurfriemen hindurch, um ihn damit auf der Hand zu halten, welchen man aber abziehet, wenn der Falke geworfen wird, um zu ſteigen.

Falkenhaube oder Falkenkappe, iſt eine lederne, dem Falken über den Kopf und die Augen gehende Kappe. Zu deren Verfertigung wird ein ordentlicher Falkenkopf aus Holz geſchnitten, welcher da, wo die Augen ſeyn ſollten, ein paar etwas erhabene Hügel haben muß, damit die Kappe inwendig Höhlen bekomme, und dem Vogel nicht auf die Augen drücke. Hiezu ſchneidet man aus Leder drey Theile, das obere faſt gerade, nur in der Mitten etwas breiter fallend, die beyden Seitentheile aber oben und unten rund, wie ein halber Mond. Hierauf nähet man dieſe drey Theile über den Stock, mit einer feinen Stoßnath zuſammen, und ſchneidet das Obertheil vorne aus, damit der Schnabel durchgehe. Hinten im Obertheile ſchneidet man einen Schlitz, worinnen zwey Riemen gegen einander durchgezogen und an den Enden mit Knöpfchen verſehen werden, damit man die Kappe nach Gefallen auf- und zuziehen könne. Dieſe nun wird über den Kopf des Falken geſetzt, der Schnabel

bel vorne durchgeſteckt und hinten zugezogen.

Falkenhof iſt der Ort, wo die zur Falkenjagd gehörigen Perſonen wohnen und die zur Baitze abgerichteten Vögel aufbewahrt werden.

Falkenjagd. Siehe Baitze.

Falkenier oder Falkonier, iſt ein Jagdbedienter, deſſen Geſchäft iſt, die Falken und andere zur Baitze taugliche Raubvögel, abzurichten, und bey der Baitze zu werfen. Er ſoll thätig und dabey geduldig ſeyn, Liebe zu den Vögeln haben, ihre Eigenſchaften genau kennen, ſie gehörig zu leiten verſtehen, und zu rechter Zeit, mit geübter Fauſt werfen, und dabey den Vogel nicht ſchlagen oder ſonſt übel, ſondern immer glimpflich behandeln. Er muß von jedem Vogel wißen, ob er ihn zeitig oder ſpät werfen müße, für gehörige Fütterung und Reinlichkeit, ſo wie für die Geſundheit der Vögel ſorgen, und ihnen zu dem Ende, den Fraß nicht vom alten, ſtinkenden, groben, ſondern von friſchen, weichen und klar gehackten Fleiſche geben. Seine Kleidung ſoll grau und ſein Pferd ein dunkler Schimmel, aber nicht wild oder ſcheu ſeyn. Dabey muß er allezeit 2 bis 3 abgetragene Falken, 2 Hühnerhunde, 4 Stöber und einen Waſſerhund, auch einen Strick=Windhunde, haben. Hiernächſt ſoll er an ſich folgende Stücke haben: 1) Eine Jagdtaſche von feiner Leinewand und darinnen allezeit etwas Fleiſch, oder auch lebendige Vögel, zum Fraß für den Falken. 2) Soll das Federſpiel, oder Vorlaß, ihm an der Seite hängen, um den Vogel damit zu locken. 3) Muß er ein paar weite, aus ſtarkem Hirſchleder gemachte, Handſchuhe anhaben, damit der Vogel feſt auf der Hand ſitze, und nicht durchgreife. 4) Muß er jederzeit, außer der Haube, die der Falke an ſich hat, noch eine, an der Krempe des Huthes geſteckt, bey ſich führen. Der Falke aber muß mit Haube und Geſchühe gehörig verſehen ſeyn. Das Baitzen aber darf er nicht beym Schnee, der den Vogel blendet, nicht zu früh im Thau und Nebel, trüben, feuchten Wetter, Froſt oder großer Hitze, ſondern bey hellem und angenehmen Wetter, und dann auch nicht alle Tage vornehmen, ſondern er ſoll nur einen Tag um den andern ausreiten, und dabey den Falken nicht zu nahe an ſein Geſicht, nicht zu hoch oder zu niedrig, allezeit aber frey, und wider den Wind auf der linken Hand ſitzend tragen, damit er nicht mit ſeinen Schwingen an des Falkoniers Kleid ſtoße.

Falkenkorb iſt ein Werkzeug die Falken und andere Raubvögel damit zu fangen. Man macht nemlich einen dräthenen viereckigten Korb, wie einen Fliegenſchrank, doch etwas größer, unten mit einem Boden von ungehobelten Bretern, um ihm ein wildes Anſehen zu geben, wes-

wegen auch die Säulen und Rie- gel, woran der Drath befeſtiget iſt, von altem oder beſchmutztem Holze ſeyn müßen. Oben bleibt der Korb offen, wo bloß an der einen Seite ein Netz, ſo groß als der Korb breit iſt, befeſti- get, an deßen andern Seite eine kleine Stange nach der Breite des Korbes ſo befeſtiget iſt, daß ſie das Netz von einander zie- het. An den beyden Querſeiten des Garns ſind eiſerne Ringe, die in zwey runden Stäbchen, wie Vorhangsſtäbchen, gehen, daß man ſie auf- und abziehen kann. Dieſe dienen dazu, um das Garn, ſobald der Raubvogel die Potelle berühret, vermittelſt eines, am Korbe herabhängenden Gewichts, auf das ſchnellſte zu- zuziehen. Mitten im Korbe iſt ein Stäbchen von der halben Höhe des Korbes, in welches ein Querſtock gelegt wird, der von einer Seite des Korbes bis zur andern reichet; über dieſen wer- den wieder verſchiedene kleine Rüthchen gelegt, die alle mit der Potelle in Verbindung ſtehen. Die Potelle ſelbſt iſt auf der einen Seite des Hauptſtockes, der zwiſchen die Stäbe gelegt wor- den und ihr Obertheil wird, an den obern ſchmalen Abſatz des Korbes etwas eingekerbt, ſo daß er ganz locker ſtehet. Hinter der Potelle liegt das Garn, woran das Gewicht gemacht iſt, zurück- gezogen. Unten auf dem Boden iſt eine weiße Taube (weil ſie den Raubvögeln am beſten aus der Ferne entgegen leuchtet) an- gebunden; wenn nun der Raub- vogel auf dieſelbe ſtoßen will, muß er nothwendig die Potelle ſelbſt, oder eines von den dar- über liegenden Rüthchen, berüh- ren, da denn die loſe ſtehende Potelle pfeilſchnell umfällt und dadurch eben ſo ſchnell das Garn, vermitelſt des Gewichtes, über- gezogen und der Vogel gefangen wird. Dieſen Korb befeſtigt man auf eine Säule, die man ent- weder in der Nähe eines Gehöl- zes oder auch im freyen Felde eingräbt, im letztern Falle aber in einer Entfernung von etwa 15 Schritten ein Haackreiß, d. h einen dürren Baum ſetzet, worauf ſich der Vogel ſetzet, und weil ihn dieſe Vorrichtung be- frembet, ſich gewöhnlich ſehr lan- ge beſinnet, ehe er eingehet, bis endlich der Appetit nach der Tau- be ſeine Bedenklichkeit überwin- det, welcher jedoch gemeiniglich nur früh ganz zeitig, oder des Abends ganz ſpät geſchiehet.

Falkenſtoß, ſ. Habichts- fang.

Falknerey oder Falkenir- kunſt, iſt diejenige Jagd, wel- che die mit der Baitze der Rei- her und anderer Vögel und Wild- prets mit Falken und andern dazu tauglichen Vögeln zum Ge- genſtande hat.

Falle iſt ein Werkzeug, worinnen man allerley ſchädliche Thiere fängt, z. B. Marder, Il- tiſſe, Wieſeln ꝛc., auch hat man Fallen für Bären, Fiſchottern ꝛc.

Fallen iſt ein Wort, das von den Jägern in mancherley Sinne

Sinne gebraucht wird; 1) von allem Wildpret, wenn es entweder durch einen Schuß, oder auch natürlichen Todes ſtirbt; 2) vom Falken „in ein anderes Land fallen“ ſ. Falke; 3) vom Hirſche, wenn er ins Netz ſpringt, „er fällt ins Garn,“ oder wenn er darüber hinwegſpringet, „er fällt übers Zeug; 4) vom Haſelhuhn wenn es aufbäumet, „es fällt zu Baume; 5) von Rebhühnern, wenn ſie die Fütterung annehmen, „ſie fallen“ oder „ſie fallen ein.“

Falltuch oder Schnapptuch, iſt ein Tuch, welches beym Jagen unten quer vor mit einem eckigten Laufe geſtellt wird, und in Kloben und Rollen geht, damit man Wildpret, welches man ſchonen will, hinaus laßen kann.

Fallwildpret iſt alles todtgefundene Wildpret, das nicht geſchoßen war.

Falzen, Pfalzen, Balzen, Palzen, Falzgeſchrey und Falzzeit iſt beym Auer- und Birkhahn, Faſan, Trappe und anderem höhern Federwildpret, die Begattung und ihr damit verbundenes Benehmen, wobey ſie ein gewißes Geſchrey von ſich hören laßen, welches das Falzgeſchrey, ſo wie ihre Begattungszeit, die Falzzeit genennet wird. Wenn und wie dieſes bey jeder dieſer Arten von Federwildpret geſchiehet, iſt bey jeder derſelben nachzuleſen.

Fang heißt 1) jede Art, ſich eines wilden Thieres oder Vogels zu bemächtigen, ohne es zu ſchießen oder zu hetzen, z. B. der Vogelfang; 2) das hierzu von Holz oder ſonſt gemachte Gebäude, z. B. ein Entenfang; 3) ein Stich, den man einem wilden Thiere mit dem Fangeiſen oder Hirſchfänger beybringet; z. B. „er hat dem Keuler einen Fang gegeben,“ heißt ſo viel als, er hat ihm mit dem Fangeiſen einen Stich beygebracht.

Fangeiſen iſt ein Spieß, den man zu dem nur gedachten Endzwecke, nemlich dazu brauchet, um auf der Schweinshetze einem wilden Schweine, oder auf der Bärenjagd einem Bären einen Fang zu geben. Dieſes Eiſen, welches zur Bärenjagd breiter als zur Saujagd ſeyn muß, iſt $1\frac{1}{2}$ bis 2 Spannen von der Spitze, mit einem Knebel verſehen, daß es ein Kreutz bildet; dieſer iſt dazu, das damit angefaßte Schwein abzuhalten, daß es nicht zu nahe auf den Mann dringen könne. Dieſes Eiſen iſt in einem hölzernen, mit ledernen Riemen, die mit Zwecken beſchlagen ſind, umwundenen Schafte befeſtiget; letztere dienen dazu, damit man ihn gewißer, als einen glatten Schaft, faßen könne. Der Schaft ſelbſt iſt von gutem zähen büchenen oder birkenen Holze, oder auch von Ebereſchenholze, das in der Jugend verkerbet worden, daß Knorpel daran gewachſen. Mit dieſem Fangeiſen gehet der, ſo ſich deßen bedienet, alſo um, daß er mit dem linken Ellenbogen auf dem linken, und mit dem rechten

ten, auf dem rechten Schenkel ruhe, mit beyden Füßen, wovon der linke etwas vorgeſetzt wird, ganz feſt und unverrückt ſtehe, und nun das Eiſen mit der linken Hand regiere, und mit der rechten den Nachdruck gebe, dabey das meiſte Aufſehen auf den Kopf des Schweines und ſeine Bewegungen richte, den Fang aber nach dem Herzen, zwiſchen die Vorderläufte und den Hals führe.

Fangen heißt 1) wenn ein Hund einen Wolf oder ein anderes wildes Thier niederziehet; 2) wenn ein Raubvogel ſeinen Raub fängt oder ſchlägt.

Fanggeben heißt die angeſchoßenen guten Hirſche mit dem Hirſchfänger, und die geringen mit dem Genickmeſſer, die Sauen aber mit dem Fangeiſen, und geringe Sauen mit dem Hirſchfänger tödten und abfangen.

Fanggeld iſt die Belohnung des Jägers für erlegte Raubthiere.

Fangſtrick, Fangleine, iſt eine, aus Klafterſchnur, bisweilen auch mit Pferdehaaren vermengt, gemachte Leine, woran die Hunde geführt werden.

Fangzähne heißen bey allen Hunden und Raubthieren, die neben den Vorderzähnen ſtehenden längern gekrümmten Zähne.

Faſan — Phaſianus colchicus — gemeiner Faſan, Faſanvogel, Faſangeflügel und Phaſian — gehört in die achte Ordnung, welche die hühnerartigen Vögel — Gallinae — enthält, und macht in derſelben eine eigene Gattung — Phaſianus — aus. Die Gattungskennzeichen ſind: Ein kurzer, ſtarker und gebogener Schnabel; die Wangen mit einer federloſen nackten warzigten Haut; beſpornte Füße, und ein langer keilförmiger und ſchleppender Schwanz. Von den ſämmtlichen Arten dieſer Gattung haben wir in Deutſchland bloß die genannte, nicht eigentlich einheimiſche, ſondern bloß verwilderte Art, deren Kennzeichen in folgenden Merkmalen beſtehen: Die Wangen ſind mit Wärzchen und einzelnen Federn beſetzt und der Schwanz iſt ſehr lang und keilförmig. Das Männchen iſt am Kopfe und obern Theile des Halſes glänzend dunkelblau; das Weibchen aber an dieſen Stellen ſchwarzbraun mit grauer Einfaſſung der Federn.

Dieſer Vogel hat ohngefähr die Größe des Haushuhns. Der Hahn iſt drey Fuß lang, wovon aber der Schwanz anderthalb Fuß wegnimmt, und die Flügel ſind zwey und einen halben Fuß breit und reichen zuſammengelegt nur auf den Anfang des Schwanzes, und das Gewicht beträgt drittehalb bis drey Pfund. Die Henne mißt nur einen und dreyviertel Fuß, und der Schwanz ſieben Zoll; die Flügel klaftern nicht ganz

zwey Fuß und ſie wiegt ein und drey Viertel bis höchſtens zwey Pfund. Der Schnabel iſt ein und einen Viertel Zoll lang, an beyden Kiefern etwas haakenförmig gekrümmt, ſtark, hellhornfarbigbraun; der Federrand um denſelben oben ſchwarz und rothglänzend, an den Seiten und unten borſtig und ſchwarz, grünglänzend; die Naſenlöcher länglich, unter Naſenhügeln verborgen; die Haut um die Augen purpurroth, und der Augenſtern gelb; die Füße, Zehen und Klauen ſind graubraun, die geſchuppten Beine vier Zoll hoch, die Mittelzehe drey Zoll, die hintere einen Zoll lang, über letzterer iſt ein kurzer ſtumpfer Sporn; die Vorderzehen ſind mit einer größern Zwiſchenhaut als bey andern Hühnerarten verbunden, daher er auch in ſeiner Freyheit die ſumpfigen Gegenden in Waldungen ſo gern aufſucht. Die Backen ſind kahl und mit hochrothen Fleiſchwärzchen beſetzt. Ueber den Ohren ſtehen ſchwarze, goldgrünglänzende Federbüſchel, die ſich zu der Zeit, wenn der Vermehrungstrieb (Falzzeit) erwacht, an den Seiten des Kopfes erheben. An dem untern Ohrwinkel ſtehen einige ſchwarze Federn, die länger als die übrigen ſind. Die Federn, welche den langen Hals bedecken, ſind an der Spitze herzförmig ausgeſchweift, desgleichen auch die Bürzelfedern. Die obern Deckfedern des Schwanzes zerſplittern ſich aber gleichſam in Faſern. Die Schwungfedern ſind bauchig und kurz, die achtzehn Schwanzfedern ſichelförmig und der ganze Schwanz keilförmig, und zwar ſo, daß ſeine beyden mittelſten Federn ſehr viel länger ſind, als die übrigen, welche ſtufenweiſe ſo abnehmen, daß die äußerſte nur vier bis fünf Zoll lang iſt. Der Kopf und obere Theil des Halſes iſt dunkelblau, auf dem Scheitel, an der Kehle und im Nacken grünglänzend, vorne und an den Seiten des Halſes purpurglänzend, auf dem Scheitel noch überdieß mit Roſtfarbe beſpritzt; der untere Theil des Halſes, die Bruſt, der Bauch und die Seiten ſind bräunlich gelbroth; der Hinterhals mit ſchwarzen grünglänzenden Flecken am Ende der Federn; der Unterleib aber purpurglänzend überlaufen, mit ſchwarzer violetglänzender Einfaßung, und alle Federn in der Mitte mit einem großen ſchwarzen, äußerlich aber unſichtbaren Flecken; der untere Theil des Bauchs und die Afterfedern ſchwarzbraun, die letztern hoch rothbraun gerändet; der Rücken und die kleinen Deckfedern der Flügel rothbraun mit einem Purpurglanze, in der Mitte der Federn ein ſchwarzer ſtumpfherzförmiger Fleck, der durch ein röthlichweißes ſtumpfherzförmiges Band getrennt und grünglänzend iſt; die größern Deckfedern der Flügel olivengrau, rothbraunglänzend gerändet und in der Mitte ſchwarz, röthlichweiß gefleckt; der Bürzel rothbraun, am Rande grünglänzend; die Schwungfedern graubraun mit gelblichweißen ungleichen Flecken; der Schwanz olivengrau, braunroth gerändet; die zwölf mittlern Federn

dern mit ſchwarzen Querſtrichen ungleich durchſchnitten, und alle, die zwey mittelſten ausgenommen, ſchwarz beſpritzt. Die Faſanhenne iſt kleiner und unanſehnlicher als der Faſanhahn; ihre Federn ſind einfarbiger und weniger glänzend; der kahle Ring um die Augen enger, und mit kleinen fleiſchigen hellrothen Warzen bedeckt; der Kopf und der Hals ſchwarzbraun, rothgrau eingefaßt; der übrige Oberleib ſchwarzbraun, jede Feder mit einem rothgrauen und weißgrauen Rande, daher er ſchwarz und grau gefleckt erſcheint; der Vorder- und Seitenhals weißgrau und ſchwarz bandirt; die Bruſt und der übrige Unterleib röthlich aſchfarben gewäſſert; die Flügel dunkelbraun, roſtgelb geſtreift, gewellt und gefleckt; der Schwanz kürzer, rothgrau, auf der Mitte der Fahne mit breiten ſchwarzbraunen Querbändern, an den Seiten aber mit fein gezackten dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet. Es giebt mehrere Varietäten: a) Der gemeine Faſan. Er iſt entweder reinweiß, glänzend weiß mit kleinen ſchwärzlichen oder violetten Flecken oder gelblichweiß. b) Der bunte gemeine Faſan. Auf weißem Grunde mit allen Farben des gemeinen Faſans in großen und kleinen und vielgeſtalteten Flecken bezeichnet, oder mit weißem Kopf und Hals und großen weißen Flecken auf dem Oberleibe. c) Der gemeine Faſan mit dem Halsringe. Die gewöhnliche Farbe des gemeinen Faſans, nur um den Hals ein ſchönes weißes Halsband. Er pflanzt ſich auch als eigne Varietät fort. d) Der türkiſche gemeine Faſan. Iſt etwas größer und zeichnet ſich durch ein ſchönes, glänzendes Braun aus. e) Der Haus-huhn-Faſanbaſtart. Entſteht von einem Faſanenhahn und einer Haushenne und hat die vermiſchte Geſtalt und Farbe. f) Der Silberfaſanbaſtart. Von einem Silberfaſanhahn und einer gemeinen Faſanhenne. Gewöhnlich auf weißem Grunde Flecken und Zeichnungen des gemeinen Faſans. g) Die hahnenfedrige Faſanenhenne. Das ganze Gefieder des Hahns; nur fehlen die rothen Augenlappen und grauen Ohrenfedern. Gewöhnlich ſind ſie sehr alt und legen nicht mehr. So wie in Gefieder, alſo auch im äußerlichen Anſtande, unterſcheidet ſich der Hahn gar merklich von der Henne. Er trägt ſich edel und ſtolz, den Hals in die Höhe und den Schwanz gerade ausgeſtreckt, das Weibchen hingegen ſchleicht gebückter und mit eingezogenem Halſe einher. So ſcheu dieſe Vögel ſind, ſo einfältig betragen ſie ſich gegen ihre Feinde, gegen Netze, Schlingen und Fallen. Sie laufen ſehr ſchnell, fliegen aber wegen der Kürze ihrer Flügel und des langen Schwanzes nicht gern. Der Hahn ſchreyt unangenehm, zur Falzzeit Kack-Kack und die Henne zirpt alsdann nur zärtlich. Der Faſan iſt ein Ausländer, der wahrſcheinlich aus Georgien und Mingrelien in Aſien, das vor Zeiten Col-

chis

chis hieß, und wo der Fluß Phaſis oder Faſſo fließt, von dem er den Namen hat, nach Europa verpflanzt worden iſt. Jetzt iſt er in den mittelmäßigen Himmelsſtrichen von Europa verwildert oder in Menagerien anzutreffen, ſo wie auch in den übrigen Theilen von Aſien und ſelbſt in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In Böhmen trifft man ihn am zahlreichſten an, und in Deutſchland überhaupt weiß man ihn beßer zu erziehen und zu erhalten, als in England und Frankreich und den übrigen europäiſchen Ländern. Er liebt Buſchholz, Feldholz und Feldſträuche, bewachſene Brüche und Schilfſümpfe, wenn ſie mit naßen Wieſen und Aeckern umgeben ſind. Wenn man ihn in gebirgigen Gegenden an der Mitternachts- oder Morgenſeite anſetzt, ſo verfliegt er ſich gewöhnlich im Winter und geht auf die Sommerſeite. Man muß alſo auf dieſe Stücke Rückſicht nehmen, wenn man ein Faſanengehege oder Garten anlegen will. Die Nahrung beſteht in allerhand Geſäme, Waizen, Gerſten, Erbſen, Wicken, Haidekorn, Hanf, Rübſaamen, Hirſen, und allerhand kleinen Säämereyen, in Johannis- Hollunder- Kellerhals- Heidel- Vogel- und andern Beeren, in Obſt, Eicheln, Bucheckern, in Inſekten und Würmern, Schnecken, Kröten, in Kräutern, beſonders ſauern Kräutern, Kohl, Kreſſe, Löffelkraut, Pimpinelle u. ſ. w. Auf die Kirrungen lockt man ſie mit Waitzen, welcher auch nebſt Kohl und gelben Rüben ihr Winterfutter iſt. Zum Tranke wollen ſie reines Waſſer, und zum Baden Sand. Die Paarungs- oder Falzzeit fängt zu Ende des März an, dauert den April durch und auch im May und Junius balzen noch junge Hähne. Wie bey allen Vögeln, alſo auch hier, tritt der Paarungstrieb bey den Alten früher ein, als bey den Jungen. In der Freyheit rechnet man auf drey Hennen einen Hahn, in Zwingern aber auf ſechs bis zehn nur einen; es dürfen aber im letzten Falle nicht mehr Hähne beyſammen ſeyn, wenn ſie ſich nicht kämpfen ſollen, wodurch gewöhnlich das gehörige und öftere Betreten gehindert wird und unbefruchtete Eyer zum Vorſcheine kommen. Der Hahn begrüßt ſeine Henne mit einigen zärtlichen Liebkoſungen und die Henne thut in der Falze, wenn ſie ſich auch anfangs ſträubt, daſſelbe. Nach fünf bis ſechs Wochen legt die Henne, und wenn ſie im Freyen iſt, ſcharrt ſie ſich ein bloßes Loch in den Boden, und legt Laub, Stroh und anderes Geniſt um daſſelbe. Die Eyer, deren ſie im Freyen ſechs bis zwölf legt, ſind um ein Drittheil kleiner als die Hühnereyer, oben ſehr ſtumpf und haben eine ſchmuzig weiße, ins olivengrüne fallende Farbe, die ſie undurchſichtig macht. Wenn man ſie in Zwingern wegnimmt, ſo legen ſie manchmal vier und zwanzig bis dreyßig Stück; die Jungen aber auch oft nur vier bis fünf. Nach

vier bis fünf und zwanzig Tagen ſind ſie entweder von den eigenen Müttern oder von den Stiefmüttern, den Truthennen, denen man zwanzig bis fünf und zwanzig unterlegt, ausgebrütet, laufen gleich davon und laßen ſich hudern. In der Freyheit nähren ſie ſich wie die jungen Feldhühner, allein in der Gefangenſchaft müßen ſie Mohnſaamen, das Gelbe vom Ey, Semmelkrumen und klar gehackten ſpitzigen Wegrich, Schafgarben und Ameiſeneyer bekommen, bis ſie ſich an Waitzengrütze und an den Waitzen ſelbſt gewöhnen. Nach vier Wochen ſind ſchon die Flügelfedern etwas gewachſen und ſie können bald bäumen, und um Michaelis haben ſie ihr volles Gefieder. Bis zum Winter bleibt die Familie beyſammen, ob ſie ſich gleich beym Geäſe vereinzelt und nicht ſo nahe beyſammen bleibt, als die Rebhühner. Werden ſie auch zerſtreut, ſo lockt ſie die Mutter doch immer wieder zuſammen. Nach der Zeit aber vereinzeln ſie ſich, und im Frühjahre ſuchen ſie dann ſelbſt neue Familien zu bilden. Die Faſane ſind nachſtehenden Krankheiten ausgeſetzt: 1) Der Pips. Eine Art Catharalfieber. Man nimmt mit einem ſcharfen Meſſerchen die vertrocknete Haut von der Zungenſpitze, und reibt den Schnabel mit Knoblauch aus. 2) Der Durchfall. Dieſen will man dadurch hindern, daß man Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann ins Waſſer legt, von welchem ſie ſaufen. 3) Zur Mauſerzeit, im Julius, müßen ſie vorzüglich gut gefüttert werden, und man darf ihnen die Inſektennahrung nicht abſchneiden. 4) Wenn ſie ſich kröpfen u. kränkeln, welches von verdorbenem Magen herrührt, ſo macht man mit zerſtoßenem Senf und Butter Kügelchen und ſtopft ſie ihnen ein. 5) Bey der Verſtopfung der Fettdrüſe oder der Darre darf man jene nicht abſchneiden, ſondern mit ungeſalzener Butter und mit Stecknadelſtichen zu öffnen und auszudrücken ſuchen. 6) Die hinkenden und lahmgehenden Jungen, werden mit ſogenannter Schmiere, an den Bein- und Fußgelenken beſtrichen. Dieſe beſteht aus

Mercur. Subl. gr. X.
Spir. Vini recti Un. III.
Aqua Flor. Samb. U. VIII.
Syr. Violar. Un. I.

Dieß alles wird in einen reinen Topf gethan und mit einem Quart Waſſer bis auf die Hälfte eingekocht, dann in eine gläſerne Flaſche gefüllt, und bis zum Gebrauch an die Sonne zum Deſtilliren geſetzt. Mit dieſer Schmiere beſtreicht man auch den ausgeſchliefenen Jungen ſogleich die Bein- und Zehengelenke In der Folge kann man den Jungen, wenn ſie bey kaltem und naßem Wetter die Flügel hängen, auch die Gelenke mit Lorbeer-Oel beſtrichen. Diejenigen Raubthiere und Raubvögel, die einmal Faſanenfleiſch genoſſen haben, ſuchen daſſelbe immer auf; daher Füchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe, Wieſeln, Haus- und

Wanderratten, ſo wie Falken, Weihen, Sperber, Aelſtern, Raben und Krähen, ihnen, ihren Jungen und Eyern, nachſtellen. In Faſanengärten hat man daher in der Einfaßung, in darzu gemachten Löchern, von 200 zu 200 Schritten, eigne Fallen für die Raubthiere und hin und wieder Falkenſtöße angebracht. Auf dem Leibe wohnen graue Milben. Wenn dieſe beſonders bey Jungen überhand nehmen, welches man an dem ſträubigen Anſehen und beſonders an den dicken Köpfen bemerkt, ſo beſtreicht man ſie an den Köpfen und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl oder Fett, worin Queckſilber getödtet iſt. Inwendig in den Eingeweiden hauſen Madenwürmer. Die Faſanen gehören zur hohen Jagd und die Anlegung einer Faſanerie iſt faſt immer ein beſonderes Regale, das keinem Vaſallen ohne landesherrliche Erlaubniß verſtattet iſt. Man ſchießt ſie vor dem Faſanenbeller und auch des Nachts von den Bäumen, wo man den Hahn hat auffsetzen ſehen und fängt ſie in Steckgarnen, im Treibzeuge, in aufgeſtellten Netzen und in Schlingen, die man in Heckenlücken ſtellt und baizt ſie mit Falken. Wenn man ſeinen Faſanenſtand gut erhalten will, ſo müßen immer die dreyjährigen Hähne, die einen zu weiten Umfang einnehmen und die jungen Hähne verjagen, weggeſchoßen werden. Auch leidet man keine Henne mehr, die über ſechs Jahr alt iſt. Das Wildpret der Faſanen übertrifft alles übrige wilde Geflügel an Wohlgeſchmack, Zartheit und Weiße. Die Eyer ſind zart, wohlſchmeckend und geſund, und ſchmecken ſonſt wie Haushühnereyer. Auf den Aeckern, die in der Nähe einer Faſanerie liegen, und nicht dem Eigenthümer derſelben ſelbſt gehören, thun ſie allerdings Schaden. Aus der Jägerſprache merken wir bloß folgendes: Die Flügel heißen Schilder, und der Schwanz das Spiel. Abfedern heißt mit einer Schwungfeder dem Faſan ins Genick ſtechen. In Anſehung der Faſanerien ſagen die königl. ſächſiſchen Geſetze folgendes:

1) Die mit Faſanengehegsconceßionen verſehenen Vaſallen ſollen mit Zuziehung eines zunächſt wohnenden Jagd- und Forſtbedientens und mit Vorbewußt des Oberforſt- und Wildmeiſters, bey kleinen und mittlern Güthern dreyßig, bey großen und weitläuftigen Revieren hingegen funfzig Stück Faſanen an Hühnern und Hähnen, und darunter nicht, im Monat März ein- vor allemal ausſetzen; diejenigen Vaſallen aber, die die Faſanenjagd ſeit 1733 ſchon erlanget, haben bloß die, auf ihren Revieren, nach vorbemerkter Proportion und Anzahl wirklich geſchehene Ausſetzung der Faſanen, vermöge eines, auf ihre Vaſallen- und Unterthanspflicht ausgeſtellten ſchriftlichen Atteſtats, zu beſcheinigen, und dieſes an den Forſt- und Wildmeiſter ihres Revieres einzuſenden. Siehe Mand. v. 7. März 1741 N. 1. S. A. C. I. S. 1495.

2)

2) Wenn bey eingefallenen harten Wintern, oder durch totale Ueberſchwemmungen, die Faſanerien Schaden gelitten haben, ſo ſollen, zu deren Wiederemporbringung, auf gleiche Weiſe 15 oder 25 Stück von neuem ausgeſetzet werden. Siehe ebendaſ. No. 2.

3) Ohne beſondere Faſaneriesconceßion, iſt Niemanden, wer er auch ſey, erlaubet, eigenmächtiger Weiſe Faſanerien anzulegen, am wenigſten Faſanen ſchießen oder fangen zu laßen, wenn er auch gleich mit der hohen = Mittel = oder Niederjagd beliehen wäre. S. ebend. No. 10. S. 1497.

4) Die Faſanenjagd gehet von Aegidii an, und dauert bis Invocavit, ſ. ebend. No. 3. S. 1496; es bleibet aber das Schießen der Faſanen nur denen, die damit in ihren Lehnbriefen ausdrücklich beliehen, oder ſolche durch beſondere Conceßionen erhalten haben, unverwehrt. S. Extr. a. d. Reſcr. gr. a. d. Praelim. Schr. v. 8. Jul. 1742. ad 9. S. C. A. I. S. 68 und Landt. Abſch. v. 5. Aug. ej. a. ad 3. ebend. S. 70.

5) Die Kirrungen für die Faſanen, ſollen von den Faſanenjagdberechtigten, nicht allzu nahe an den Churfürſtl. Faſanengeheegen, ſondern in der Mitte der Vaſallenreviere angelegt werden. S. obiges Mand. v. 1741. Nro. 4. Angeſchoßene Faſanen dürfen nicht auf die herrſchaftl. Fluren, ohne beſondere ausdrückliche Begnadigung, verfolget werden, ſondern es iſt dem nächſten Jagd = und Forſtbedienten dieſes anzuzeigen, dahingegen die auf herrſchaftl. Revieren angeſchoßenen Faſanen von den Jägern verfolget und genommen werden können. Siehe ebendaſelbſt No. 5. und 6.

6) Die Verpachtungen der Faſanenjagd ſind ſchlechterdings verboten. S. ebend. N. 7.

7) Die Faſanenjagd ſoll pfleglich, mit Schonung der Faſanenhühner, auch nicht zur Nachtzeit ausgeübt werden. Raubthiere können auf eigenthümlichen Gegenden zu aller Zeit, und das ganze Jahr hindurch vertilget, auch die Eigenthümer der Hölzer, zu Zerſtörung der Krähen = und Elſterhorſten, von der ordentlichen Obrigkeit angehalten werden. Ebend. Nro. 8. Seite 1496 folg.

8) Bey Verſendung der Faſanen zum Verkauf, müßen von den Ritterguthsbeſitzern, oder deren Verwaltern, allemal beſiegelte Beſcheinigungen, von welchem Ritterguthe ſie kommen, mitgegeben werden, ſonſt ſind ſie zu contrebandiren und wider die Einbringer mit Unterſuchung rc. zu verfahren. Siehe ebend. Nro. 9.

9) Die Störung der Faſanenſtände in und außer der Brutzeit ſowohl, als Wegfangung oder Schießung der Faſanen, ſoll

mit 50 wenigſtens mit 20 Rth. für jeden Faſan, außerdem aber mit Gefängniß- und andern Strafen angeſehen; Jäger und andere aber, die ſich zum Ausſetzen, Schießen, oder Fangen der Faſanen brauchen laßen, ſollen mit Feſtungsbau beſtrafet werden. S. ebend. No. 10. S. 1497 folg.

Faſanenbaſtarde ſind ſolche, die aus der Paarung von Faſanen mit Hofhühnern entſtehen. Man bringet nemlich einen Faſanhahn mit 5 bis 6 Hofhühnern, welche alle noch jung ſeyn, und ſich noch nicht mit andern von ihrer Gattung gepaart haben müßen, wozu die kleinen kurzbeinigen, oder die ſogenannten kaulärſigen Hühner, die keine Schwänze haben, die beſten ſind, oder einen jungen Haushahn, mit 6 bis 7 jungen Faſanhühnern, in einen beſondern Zwinger zuſammen, und füttert ſie gut. Wenn ſie nun Eyer legen, ſo nimmt man ſolche weg und läßt ſie von Trut- oder Hofhühnern ausbrüten, wobey man ſowohl während der Brutzeit die Alten, als auch nachher die Jungen gut und fleißig abwartet. Läßt man nun die einmal zuſammen gebrachten Hühner und Faſanen beyſammen, ſo gewöhnen ſie ſich an einander, und die Zucht der Baſtarde gehet in den folgenden Jahren viel leichter von ſtatten, als im erſten, in welchem man auch oft viele Eyer findet, woraus keine Jungen kommen. Die Baſtarde ſind aber zur Fortpflanzung nicht tüchtig. Eben ſo wenig wird im Freyen eine Paarung zu Erzeugung ſolcher Baſtarde bewirkt, wenn ſie nicht ſchon vorher im Hofe zuſammen gepaart waren.

Faſanenbrut, ſiehe Faſanerie.

Faſanenfang, Faſanenjagd iſt die Art und Weiſe, ſich der Faſanen zu bemächtigen. Dieſes geſchiehet 1) durch Schießen vor dem Hunde. Man gehet nemlich mit einem darauf abgerichteten Hunde, welcher das Holz ausſuchet, und die Faſanen, die bey ſeiner Annäherung aufbäumen, verbellet, da ſie denn immer auf den Hund ſehen und man ſich alſo hinanſchleichen und ſie herunter ſchießen kann.

2) Durch ſchießen bey Nacht. Man gehet nemlich gegen Abend an die Orte, wo ſie aufzubäumen pflegen, und giebt Acht, wo ſolches geſchiehet; welches man auch ſehr leicht hören kann, weil der Hahn, während dem Aufſteigen, einen lauten Schrey thut, den die Hühner durch leiſes Zippen beantworten. Nun ſchleichet man ſich ganz leiſe hinan, da man ſie denn bey einer mond- oder ſternhellen Nacht, ſehr gut gegen den Himmel ſehen, und den Hahn von der Henne unterſcheiden kann, denn dieſer ſitzet munter und keck, mit gerade aufgerichtetem Halſe und ausgeſtrecktem Spiele, (Schwanze) dahingegen die Henne den Kopf und Schwanz etwas einziehet. Beym Zielen hält

hält man etwas unter den Faſan, weil man ihn ſonſt leicht überſchießet.

3) Durch Fangen in Steckgarnen, welche eben ſo gemacht ſind, wie die Hühnerſtecknetze, nur das Garn ſtärker und die Maſchen etwas größer. Dieſe ſtellet man entweder quer durchs Holz, oder durch das Getraide einzelner im Felde ſtehender Getraideſtücken, wohin ſich die Faſanen gern ziehen. Nun treibt man, mit ſehr wenigem Geräuſche, oder mit einem abgerichteten Hunde, auf die Netze zu, ſo laufen ſie hinein; macht man aber zu viel Lärm, ſo ſteigen ſie auf.

4) Durch Fangen im Treibzeuge. Dieſes iſt von gleicher Beſchaffenheit, wie ein Treibzeug auf Hühner, nur alles weit breiter und höher, auch die Maſchen größer; und wird auch auf gleiche Weiſe, und zwar an den Holzrand, geſtellt; wenn dieſes geſchehen iſt, ſo gehen einer oder mehrere aufs Feld, wo Faſanen liegen, und treiben ſie mit leiſem Huſten und Blöcken nach dem Holze und Treibzeuge zu; während ein anderer, hinter einem Strauche in der Nähe des Zeuges Verſteckter, ſobald die Faſanen hinein ſind, den Himmel herunter ziehet, daß ſie nicht wieder heraus können.

5) Mit Schlingen, oder aufgeſtellten Netzen. Da man mit einem weißen Tuche, worauf ein Faſan oder ein Raubvogel gemahlt iſt, auf dem Kopfe, oder vor dem Geſichte; oder in deßen Ermangelung, nur mit einem Weiberrocke auf dem Kopfe, unter beſtändigem Schütteln deſſelben, auf die Faſanen losgehet, welche, aus Furcht dafür, ins Netz laufen. Bey dieſer und allen andern Fangarten, bringet man bloß die Hähne um, und die gefangenen Hühner befreyet man zur künftigen Zuzucht.

Man kann die Faſanen auch 6) mit dem Falken baitzen. Ueberhaupt iſt der Faſan ſehr leicht zu bekommen, weil er aufgebäumet ſehr gut aushält, daher ſchießen ihn manche Wilddiebe mit Windbüchſen, oder mit gedämpftem, und alſo nicht knallendem, Pulver, und manche zünden ſogar eine Menge Schwefel unter dem Baume an, worauf Faſanen ſtehen, welche von dem Rauche deßelben betäubt herunterfallen und getödtet werden. Alle dieſe Dinge aber ſind ſcharfer geſetzlicher Ahndung unterworfen.

Faſanengarten, Faſanengeheege, Faſanenhaus } ſ. Faſanerie.

Faſanenhund oder Faſanenbeller, iſt ein, zur Faſanenjagd, dergeſtalt abgerichteter Hund, daß er die Faſanen ausſtöbert, aufjaget, und diejenigen, welche aufbäumen, verbellet, wobey er immer, unter lautem Bellen, um den Baum herum läuft, ſich auch daran in die Höhe lehnet, als wenn er hinan klettern wollte

te. Dadurch wird der oben ſitzende Faſan furchtſam, ſchmieget ſich auf ſeinem Aſte nieder, ſiehet dabey immer auf den Hund und läßt dem Jäger Zeit, frey heran zu gehen und ihn herunter zu ſchießen.

Faſanenrauch iſt ein, zu beßerer Gewöhnung und zum Wohlbefinden der Faſanen, ungemein viel beytragender Rauch, von allerley, für die Faſanen, wohlriechenden Dingen, den man in Faſanengärten, oder um die Kirrungen herum, machet, indem man Gerſtenſtroh dahin leget, Kampfer, Anis, gedörrtes Malz, Birkenrinde ꝛc. darauf bringet, und es anzündet. Ein ſolcher Rauch iſt ihnen außerordentlich angenehm und erquickend, und ſo ſcheu ſie ſonſt von Natur ſind, ſo kirre werden ſie dadurch gemacht; nur muß auf den Rauch auch bald das Futter folgen, weil ſie ſonſt demohngeachtet den Ort verlaßen.

Faſanenwärter iſt bey einer Faſanerie derjenige, der die Fütterung und andere Abwartung der Faſanen zu beſorgen hat.

Faſanenzwinger, ſ. Faſanerie.

Faſanerie nennet man theils die Haltung der Faſanen überhaupt, theils aber auch den Ort, wo ſolche auferzogen und unterhalten werden. Sollen die Faſanen ſich an einem ſolchen Orte wohl befinden und ihn nicht ſobald als möglich verlaßen, ſo muß er folgende Eigenſchaften haben:

1) Er muß aus Holz beſtehen, denn im Holze ſtehet der Faſan gern, weil er die Verborgenheit und Dunkelheit liebt. Schwarzholz iſt ihm nicht angenehm, wohl aber Laubholz, mit untermiſchten Dickigten und allerley wilden Obſtbäumen, Ebereſch- Arlsbeeren ꝛc., auch allerley Beeren tragenden Sträuchern und Stauden darinnen. Alte, ſehr hohe Bäume ſind nicht gut darinnen, weil die Raubvögel gern darauf fallen.

2) Es muß Feld in der Nähe ſeyn, denn die Faſanen brüten am liebſten im Wintergetraide, halten ſich überhaupt gern den Sommer durch bis zur Erndte darinnen auf, wo ſie ſich und ihre Jungen, auch noch nach der Erndte von liegen gebliebenen Körnern ernähren.

3) Es iſt vorzüglich Waſſer in oder nahe bey dem Holze nöthig, beſonders Fließwaſſer, und warme, im Winter nicht zufrierende, Quellen, denn ſie verlangen friſches reines Waſſer zum Tränk, und nähren ſich im Winter gern von Schnecken und anderm Gewürme, halten ſich auch zu der Zeit im Rohr und Schilf auf.

4) Auch ſind Wieſen in der Nähe des Holzes den Faſanen lieb, denn ſie finden allerley Gras und Kräuter, nebſt dem Saamen davon, ingleichen Gewürme und Inſekten, daſelbſt zu ihrer Nahrung, brüten auch wohl zuweilen im Graſe.

Die Faſanerie iſt entweder eine wilde oder eine zahme, oder

eine halb wilde. Wer einen Platz von der nur angegebenen Beſchaffenheit und die Gerechtigkeit dazu hat, der kann eine wilde Faſanerie anlegen und Faſanen ausſetzen. Ehe aber dieſes geſchiehet, und ſo lange ſie beſtehet, muß er fleißig auf die Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel bedacht ſeyn. Nächſt dieſem müßen auch hin und wieder Kirrungen angelegt werden. Zu einer ſolchen Kirrung gehöret ein Platz 8 Ellen lang und 6 Ellen breit; hier gräbt man auf jeder Längenſeite drey kurze Säulen, jede 1$\frac{3}{4}$ Elle über der Erde hoch u. eine Elle in der Erde ſtehend, auf jede Giebelſeite aber kommt eine lange Säule 4$\frac{3}{4}$ Elle hoch über und 1$\frac{1}{4}$ Elle tief in der Erde. Auf die kurzen Säulen legt man Rahmſtücke, und ſetzet oben darauf leichte Sparren, die man mit Stroh, Schindeln oder Rohr bedecket. Dieſes Dach muß von oben herunter, bis auf etwa 1$\frac{1}{4}$ Elle über der Erde reichen, um die Faſanen für den Raubvögeln zu verbergen. Die beyden langen Säulen müßen eine Windlatte tragen. An den beyden Enden verſchlägt man ſie 3 Ellen von oben herunter mit langen Brettern. Eine ſolche Kirrung hat ihren beſten Platz im Dickigt, nicht weit von Quellen und Gewäſſern. Je mehr man Faſanen ausſetzet, je mehr braucht man Kirrungen. Auch iſt es gut, ohnweit jeder Kirrung ein kleines Laubhüttchen anzubringen, um daraus die Faſanen unbemerkt beobachten zu können. Im Monat März, an einem ſchönen Tage mit hellem Sonnenſchein, ſetzet man die Faſanen aus, bey jeder Kirrung einen Hahn mit 7 bis 9 Hühnern; Tages vorher giebt man ihnen wenig Futter, damit ſie das auf den Kirrungen beßer annehmen; am Tage des Ausſetzens ſelbſt aber macht man einen guten Rauch in und um die Kirrungen, in welche man auch hinlänglichen Waitzen und Gerſte zur Fütterung ſchüttet. Nun trägt man die Faſanen in einem Behältniße von dichter Leinwand, wie ein Fliegenſchrank gemacht, wovon aber die Decke und eine Seitenwand mit einer Schnure weggezogen werden können. In dieſem ſetzt man ſie in die Kirrung, entfernet ſich in etwas und ziehet die Decke und Seitenwand nach und nach weg, damit ſich die Faſanen von ſelbſt hervorthun und die Schütten annehmen. Anfänglich muß man fleißig räuchern und füttern, damit ſie ſich nicht ſo leicht entfernen und zur Falzzeit da ſind, dann bleiben ſie gewiß. Nun bedürfen ſie weiter keiner Abwartung bis zum Winter, da ſie denn, bis zu eintretender Falzzeit, ordentlich gefüttert und geräuchert werden müßen.

Eine zahme Faſanerie erfordert weit mehr Mühwaltung und Koſten, denn es gehören darzu folgende Dinge: 1) Ein, mit einer, wenigſtens 4 bis 5 Ellen hohen, oben mit einem Förſten verſehenen Wand umgebener Garten, zum Aufenthalte für die Faſanen. In der Mauer müßen alle

alle 100 bis 130 Schritte Löcher zum Fange der Raubthiere angebracht ſeyn, welche wechſelsweiſe eines um das andere ½ Elle und ¾ Ellen hoch und breit, und vor welchen allen inwendig Fallen geſtellt ſeyn müßen. Auch müßen Falkenkörbe und andere Raubvögelfänge rund um den Garten her ſtehen. In dieſem Garten 2) ein Faſanenhaus, worinnen ſie das ganze Jahr ſtehen können, ohngefähr 30 Ellen lang, 15 breit und 4½ hoch, von Wellerwand oder Mauer erbauet und mit Ziegeln gedeckt. Mitten in der einen Längenwand kommt eine Hausthür, drey Ellen breit, und mit zwey inwendig hinein ſchlagenden Flügeln. Auswendig zwey Gitterthüren, die von außen auf- nnd zugemacht werden. Nun folgt ein Vorhaus, und dann das eigentliche Haus, welches in der Mitte, quer durch, eine Scheidewand hat, die das Haus in zwey Theile theilet. In dieſer Scheidewand iſt ein Ofen angebracht, der beyde Theile heitzet, und, vom Vorhauſe aus, durch einen Kamin geheitzet wird, neben welchen, rechts und links, die beyden Eingangsthüren in die Zimmer ſind, welche beyde auswendig ins Vorhaus ſchlagen müßen. Jedes Zimmer, ſo wie das Vorhaus, bekömmt auf jeder Seite ein Fenſter, mithin das ganze Haus 6 Fenſter. Oben darüber, unter dem Dache, iſt ein Boden zur Aufbewahrung des Futters ꝛc. Der Fußboden iſt zur Hälfte gepflaſtert, die andere aber, worauf das Futter gelegt wird, beſtehet aus Lehm und Sand. Der Boden iſt geſpündet. Die Glasfenſter ſind auswendig mit Laden, und inwendig mit Drathgittern verſehen, hiernächſt ſind in beyden Zimmern mehrere Stangen in verſchiedener Höhe, jedoch nicht gerade über einander, horizontal angebracht. 3) Vor dieſem Hauſe gehet da, wo die Hausthüre hinein gehet, ein mit einer Bretwand umgebener Zwinger, ſo lang und breit, als die Länge der Hauſes beträgt. Nach demſelben zu gehen aus jedem Zimmer ein paar Löcher, jedes 15 Zoll hoch und 12 Zoll breit, auswendig aber mit bretternen Aufzügen, um die erwachſenen Faſanen dadurch ein- und auszulaßen. Neben dieſem Zwinger ſtehet 4) das Bruthaus, eben ſo wie das Faſanenhaus gebauet, nur etwas kürzer, und an jeder Seite, ſo wie auch in der Mitte der Scheidewand, mit einer Eingangsthüre, auch auf jeder Längenſeite mit drey kleinen, mit Drathgittern verwahrten, Glasfenſtern verſehen. In jedem Theile ſind an der Wand bretterne Brutfache, und ein, von der Erde zwey Ellen hohes, Gerüſt, und auf demſelben ein 26 Zoll breiter, durch das ganze Haus gehender, bretterner Boden. Auf dieſen werden Fache von Brettern gemacht, ſo lang als der Boden breit iſt, und dabey 18 Zoll breit, und 20 Zoll hoch. Vorn quer vor wird durch die ganze Länge ein Brett ½ Elle hoch und über jedem Fache ein kleines, mit der No. des Faches bezeichnetes Brettchen befeſtiget. An jedem Ende

des

des Bruthauſes iſt ein Zwinger mit Brettwand umgeben, etwa 18 Ellen lang und 15 Ellen breit. Zwiſchen dem Faſanen- u. Bruthauſe muß 4) eine kleine Wachſtube ſtehen. Eine Ecke von dem Bruthauſe iſt 5) ein in 4 Theile unterſchiedenes Hühnerhaus, zur Aufbewahrung der zahmen Hof- und Truthühner. Nun müßen auch noch 6) einige Falzzwinger angebracht werden, jeder 50 Ellen lang, 40 breit, und mit einer 4½ Ellen hohen Mauer umgeben, und mit einem Häuschen verſehen, worein man Abends die Faſanen treibet und früh wieder heraus läßt. Im Zwinger ſelbſt muß Raſen, Feld und, wo möglich, auch etwas Buſchwerk befindlich ſeyn, oder bis man letzteres anpflanzen kann, deßen Stelle durch einige kleine Laubhütten erſetzet werden. Auch iſt ein durchfließender Bach gut, ſonſt muß man Waſſer in offenen Riemen hindurch führen. Endlich muß auch 7) eine Wohnung für den Faſanenwärter nebſt den nöthigen Wirthſchaftsgebäuden, beſonders aber einem Kuhſtalle für die Kühe, die ihm zur Gewinnung des zur Erziehung der Faſanen nöthigen Milch- und Käſeweſens gehalten werden, dabey befindlich ſeyn.

Die beßte Lage eines ſolchen Faſanengartens iſt, wenn er gegen Mitternacht und Abend, durch vorliegende Anhöhen und Berge wider die kalten Winde geſchützt, der Morgen- und Mittagsſonne genießen kann. Auch muß er, entweder von Natur, oder durch Kunſt, mit hinlänglichem Waſſer verſehen ſeyn; die nöthige Abwechſelung von Buſch, Feld und Wieſe, kann man ihm ſelbſt geben. Das darinnen befindliche Holz wird in 8, 10 bis 12 Gehaue getheilt, und nach dieſer Maasgabe auch abgeholzet, damit immer junges und älteres Holz da iſt. Zwiſchen dieſen Gehauen muß immer wieder etwas Feld liegen, und dieſes ordentlich in 3 oder 4 Arten, mit Winter- und Sommergetraide, Sömmerung und Braache, behandelt werden. In die Zwinger pflanzet man Kohl, bringet auch von Zeit zu Zeit friſchen groben Sand hinein, und läßt das natürliche oder künſtliche Waſſer niemals ausgehen. Hierauf ſetzet man im März in jeden Zwinger einen Hahn mit 9 bis 10 Hühnern, die man fleißig mit geringem Waitzen und Gerſte, auch etwas Hanfkörnern und Sande darunter gemiſcht, füttert. Des Abends bringt man ſie in die Häuſer und läßt ſie früh wieder heraus; dieſe müßen den Tag über offen bleiben, damit ſie ihre Zuflucht hinein nehmen können, wenn Ungewitter oder Regen einfällt. Alle Abende, wenn ſie eingetrieben ſind, ſiehet man nach den Eyern, und nimmt ſie weg; hat man nun deren eine gehörige Anzahl, ſo ſetzet man zahme Hühner zum Brüten an, worunter die Truthühner die beſten ſind, jeder derſelben räumet man ein Fach des Bruthauſes ein, deßen No. man auf ein Täfelchen geſchrieben, der Henne an den Schwanz bindet, und ihr 20, einer Hofhenne

ne aber nur 12 Eyer unterleget. So ſetzet man von Zeit zu Zeit, bis die Faſahen zu legen aufgehöret haben, einige Hühner an, bemerket den Tag der Anſetzung wohl, giebt ihnen vollauf Futter und beſtändig friſches Waſſer, und wirft die alten Bruthühner täglich ein- oder zweymal von den Eyern weg, damit ſie ſich nicht ſteif ſitzen. Wenn nun auch ſchon Faſanen im Garten ſind, und von den zahmen viele dahin gelaßen werden ſollen, ſo ſucht man auch da fleißig nach den Eyern, ſammelt ſie und legt ſie den Truthühnern unter. Auch iſt es bey Anlegung einer wilden Faſanerie gut, nicht alte Faſanen zum Ausſetzen zu wählen, ſondern ſich Eyer aus den großen Faſanerien in Böhmen zu verſchreiben, dieſe in der Kirrung, unter gehöriger Aufſicht von Truthühnern, noch beßer aber von alten Truthähnen, die man durch Ausrupfen der Bauchfedern, Einreiben der Stelle mit Brandwein, und einem Futter von Brod, in Brandwein getaucht, dahin vermögen kann, ganz feſt ſitzend zu brüten, welche auch die Jungen mit weit mehr Muth, als die Hühner, vertheidigen, ausbrüten zu laßen. Bedürfen nun die jungen Faſanen ihres Schutzes nicht mehr, ſo nimmt man ſie weg, und die Faſanen bleiben dann viel gewißer an ihrem Geburtsorte, als an einem ſolchen, wohin ſie erſt im reifern Alter verſetzt wurden, und der vielleicht in manchen Stücken von ihrem vorher gewohnten Aufenthalte abwich.

Beym Auskriechen der Jungen muß man fleißig Acht haben, daß ſie von den Alten nicht ertreten werden; wobey man ſie immer noch ein paar Tage unter der Alten, die man immer noch reichlich füttert, laßen muß, damit ſie recht trocken werden. Sodann nimmt man ſie heraus, thut ſie unter eiu Sieb, räuchert ſie mit Eiſenkraut, Fenchel, Erbsſtroh, Wachs und den Schaalen der ausgebrüteten Faſaneneyer, worauf man ſie in das Faſanenhaus ſetzet, und darinnen, wenn es etwa kalt iſt, einheitzet. Aus dieſem bringet man ſie am Tage bey Sonnenſchein, unter ſo geſtalteten Körben, wie Fig. 5. zeigt, an die Sonne, Abends aber allezeit wieder in das Haus, wobey man ſie mit klar gehacktem Eyweiß von hart geſottenen Eyern, harter Semmel in Milch geweicht, Peterſilie, Eiterneßeln und Schaafgarbe, alles klein gewiegt, füttert. Wenn ſie 14 Tage alt ſind, kann man ihnen Hirſe, oder Heidegrütze, in Milch dick gekocht, immer noch mit etwas Eyweiß vermiſcht, und wo möglich Ameiſeneyer, dabey auch ſüßen Quark, geben. In das Saufen aber müßen ſie Eiſenkraut, Feldkümmel und vorzüglich Gundermann, der ihnen beym Durchfall und auch überhaupt ſehr zuträglich iſt, nicht weniger bisweilen, als Arzney, etwas Rhabarber, Angelikenwurzel, Eberwurzel, Schwarzwurzel, und Liebſtöckel, bekommen. Werden ſie 6 bis 7 Wochen alt, dann beſtehet ihre Fütterung aus Hirſen und Waizen-

graupen, wo ſie immer noch des Abends und bey einfallendem Regen, ins Haus gebracht werden müßen. Man kann auch beſondere Zwinger zum Aufenthalte der Jungen am Tage anlegen, und mit Salat, Kohl und andern Gartengewächſen bepflanzen, auch mit groben friſchen Sande beſtreuen. Die Fütterung giebt man ihnen unter die nur erwähnten Körbe. Das Futter muß rein, und täglich friſch ſeyn, und wenn man des Morgens die jungen Faſanen heraus thut, ſo wie auch öfters am Tage, gewöhnet ſie der Wärter, durch Pfeifen oder Rufen, dergeſtalt an ſeine Stimme, daß ſie allemal herbey kommen, wenn ſie ſolche hören. Mit dieſem Futter fähret man fort, bis ſie größere Körner heben können, dann giebt man ihnen geringen Waizzen, Haidekorn, Hanfkörner, oder große Gerſtengraupen; doch lauter altes Getraide, denn das neue, noch nicht ausgeſchwitzte, iſt ihnen zu hitzig, auch können ſie allerley Beeren, als Brombeeren, Heidelbeeren ꝛc., ingleichen geſtampfte Möhren bekommen.

Wenn ihnen die Federn am Halſe zu wachſen anfangen, muß man diejenigen, die man künftig zur Falze laßen will (bey andern iſt es nicht nöthig) lähmen. Man löſt ihnen nemlich mit einem dünnen ſcharfen Meſſer das vorderſte Gelenk des einen Flügels ab, und beſtreichet die Wunde oft mit brauner Butter, dabey läßt und füttert man ſie ordentlich im Faſanenhauſe, das man einige Tage heitzet. Bey warmen Sonnenſcheine kann man ſie auch heraus vor daßelbe, jedoch nicht ins Gras laßen, damit ſie ſich die Wunden nicht aufreißen, wobey man die alten Bruthennen durch gute Fütterung veranlaßet, daß ſie die Jungen fleißig unter ſich nehmen. Wenn ſie nun heil werden, treibet man ſie auf die Wieſen- und Ackerflecke des Gartens, wobey man aber immer Kaſten- oder andere Behältniße bey der Hand haben muß, um ſie bey einfallendem Regen, den ſie in der Jugend ſchlechterdings nicht vertragen können, hinein zu bringen, weil ſie das Haus ſelten ſo geſchwind erreichen. Setzet man bey Anlegung einer zahmen Faſanerie, erwachſene Faſanen in den Garten, ſo müßen ſie vor dem Ausſetzen ebenfalls, ſo wie da, wo die zahme Faſanerie nicht weit von der Grenze des Reviers liegt, alle Faſanen ohne Unterſchied gelähmt werden, damit ſie ſich nicht über die Grenze ziehen und dem Nachbar zu Theil werden. Ueberhaupt iſt es bey einer ganz zahmen Faſanerie wohlgethan, die Faſanen, im Sommer wie im Winter, alle Tage einzuthun, den Sommer aber mit halber und im Winter mit ganzer Fütterung zu unterhalten. Wenn die jungen Faſanen völlig befiedert und zum Rufen und Pfeifen gewöhnet ſind, ſo verbreitet man ſie dadurch weiter im Garten umher, daß man im freyen Gerüſte anbringet, auf welchen man 3 bis 4 glatte ſchwache Stangen quer

über leget, ſo daß die unterſten etwa eine Elle hoch über die Erde, und die übrigen jede ½ Elle über die andern, jedoch nicht perpendicular darüber, zu liegen kommen, und macht von Rohr oder Reißig ein Obdach wider den Regen darüber. Nun kann man ihnen immer mehr Freyheit laßen, man braucht auch die gelähmten nicht einzuthun, ſondern man gewöhnet ſie nur, ſo wie die andern, auf die Kirrungen und Futterplätze, wo man ihnen halbe Fütterung reichet, aber den ganzen Frühling, Sommer und Herbſt mit Räuchern fortfähret; denn das iſt hauptſächlich nöthig, weil der Geruch des Rauches nicht nur die umher zerſtreueten Faſanen, die ihn ſehr lieben, herbey rufet, ſondern auch die Raubthiere, denen er zuwider iſt, von der Faſanerie entfernet.

Die Faſanen ſind den nemlichen Krankheiten, wie andere Hühner, unterworfen; ich will daher die vornehmſten, nebſt der Heilungsart, hier aufführen. Dieſe ſind 1) der Pips, dieſen bekommen bisweilen die alten Bruthühner. Er beſtehet in einer Verſtopfung der Drüſen und Verhärtung der Zungenſpitze, und rühret von unreinen, oder ihnen in friſchen eichenen oder fichtenen Gefäßen vorgeſetzten Getränke her. Man ziehet ihnen dabey mit einer Stecknadel die harte Haut von der Zunge ab, und giebt ihnen klein geſchnittenen Speck im geſchabten rohen Spießglaſe umgewälzet. 2) Läuſe, woran öfters die jungen Faſanen leiden; dawider beſtreichet man ſie mit Terpentinöl, oder mit Waſſer, worinnen Pfeffer und Wermuth gekocht worden iſt. 3) Die Darre, welche aus einer, von Entzündung der Drüſen herrührenden Blaſe über dem Schwanze beſtehet, wird dadurch geheilet, daß man die Blaſe öffnet, und mit Thran oder ungeſalzener Butter beſtreichet. 4) Der Durchfall entſtehet von Verderbung des Magens durch unrechtes Futter, oder Uebermaaße des Genußes, auch von Erkältung. Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann ins Saufen gethan und ſie darüber ſaufen laßen, iſt das beſte Vorbauungs- und Heilmittel darwider. 5) Das Zipperlein, oder ſteife Füße, bekommen ſie, wenn ſie im Regen gehen und die Füße naß werden, dieſe muß man ihnen dann oft mit Butter reiben. 6) Bisweilen bezeugen ſich die Faſanen krank, ohne daß man ihre Krankheit kennet, und dann ſtecke man ihnen kleine, aus ganz fein geſtoßenen Senfkörnern, mit Butter vermiſcht, bereitete Kugeln ein. Ueberhaupt laße man es ihnen nie an grobem Sande fehlen, denn dieſen, nebſt den darin befindlichen kleinen Sandſteinchen, nehmen ſie von ſelbſt als Arzney.

Mit weniger Koſten kann man eine zahme Faſanerie anlegen, wenn man die Gebäude kleiner und das Faſanenhaus ohne Abtheilungen und Oefen erbauet, auch ſtatt der Glasfenſter bloße Drathgitter und Laden anbringet. Man hat dazu nur einen kleinen, mit Buſchwerk und Waſ-

ſer verſehenen Garten nöthig, wenn nur in deßen Nähe Felder und Wieſen ſind. Im Garten ſelbſt errichtet man in den Büſchen Kirrungen, wie die bey der wilden Faſanerie beſchriebenen; ſie müßen aber auf allen vier Seiten, Wände von grün angeſtrichenen Latten haben, welche auf drey Seiten bis auf die Erde reichen, auf der vierten aber eine Ellenhohe Oeffnung haben müßen, damit die Faſanen aus- und eingehen können; dieſe muß aber mit einer Fallthüre verſehen ſeyn, an welche eine, bis in eine, in nicht weiter Entfernung angebrachte, Hütte reichende Leine iſt, damit man ſie herunter laſſen könne, wenn man Faſanen fangen will. Hierbey nimmt man darauf Rückſicht, daß man alle überflüßige Hähne, die einander ſonſt wegbeißen, und die ganz alten, zur Zuzucht nicht mehr recht tauglichen, Hühner wegnehme. Das erſte Jahr verfährt man beym Ausſetzen und ſonſt, eben ſo, wie oben geſagt worden, in den folgenden Jahren aber gehet man in und um den Garten mit einem guten vorſtehenden, und ſich gut abrufen laßenden Hühnerhunde herum; dieſer ſtehet vor den ſitzenden Faſanen, ſo wie auch vor den Neſtern, da man ſich dann hinan ſchleichen, die Eyer hinweg nehmen und durch Truthühner ausbrüten laßen kann. Worauf man, eben ſo, wie vorher geſagt, verfährt. Das Lähmen aber iſt nur bey denen nöthig, die man das erſtemal ausſetzet, denn die daſelbſt ausgebrüteten Jungen entfernen ſich nicht von ihrem Geburtsorte und ihrer Fütterung.

Faßen heißt einem Hunde das Hängeſeil, den Hetzriemen, oder die Fangleine anmachen, wenn man ihn mit auf die Jagd nehmen will.

Federhaspel iſt ein Haspel, in welchen ein, mit einem Handgriffe verſehenen, Stock geſteckt wird, um ihn damit bequem zu drehen. Man braucht ihn zum Federlappen, um geſchwind damit verlappen zu können und zu einem Bunde von 150 Schritten Länge, muß der Haspel 2 Fuß lang ſeyn.

Federlappen ſind zuſammen geknüpfte und an Leinen gebundene Büſchel Federn, von allerley großen zahmen und wilden Geflügel, als Gänſen, Truthühnern, Trappen, Fiſchreyhern, und andern großen Raubvögeln. Man ziehet ſie des Nachts gegen Morgen vor das Holz, damit die herausgegangenen Haaſen und Füchſe, aus Furcht dafür, nicht wieder zu Holze gehen und man ſie den andern Tag auf dem Felde antreffe. Man verlappet auch bey einer vorhabenden Jagd das Roth- und Schwarzwildpret damit, um ſie in ihrem Bezirke ſo lange aufzuhalten, bis ſie mit Netzen ganz eingeſtellt ſind. Nicht weniger zieht man ſie bey einem Holz- oder Feldtreiben vor, wohin man nicht will, daß das Wildpret laufen ſoll; denn alles Wild ſcheuet ſich für der unaufhörlichen Bewegung der Federn, um ſo mehr, je bunter und vielfar-

farbiger ſie unter einander genommen werden. Man hat davon zweyerley Arten, nemlich eine größere und eine kleinere. Zu der größern, die man doppelte Federlappen nennet, nimmt man die größten Federn, ziehet ſie doppelt mit den Kieſen gegen einander, durch einen Kreuzſchlag, und ſtellet ſie auf zwey Tücher lang. Die Leinen dazu ſind ſo ſtark als Wolfsgarne, ſie müßen auf große Haſpeln gewunden und durch zwey Leute aufgeſtellt werden; ſie erfordern viel Zeit und Mühe zum Stellen, und auch viel Aufwand an Federn, Leinen und Haſpeln, und ſind alſo ſehr koſtſpielig. Weit mehr ſind die kleinern oder einfachen Federlappen zu empfehlen, weil ſie viel leichter, nützlicher und wohlfeiler, auch nur mäßige, doch bunte Federn dazu nöthig ſind. Hiervon knüpfet man 2 bis 3 zuſammen, unterwärts mit dem Dreyſchlag an, das Leinchen braucht nur von der Stärke eines Haaſengarnes zu ſeyn und die Knoten eine gute Spanne lang von einander zu kommen; der Haſpel iſt viel kleiner, und mit einem einfachen Handgriffe von dürrem Holze, zum Umdrehen der Spindel, verſehen. Ein Bund ſtellet eines Tuches Länge, d. h. 160 Schritte. Wenn die Federkiele, ehe man ſie zuſammen knüpfet, an der Spitze geöffnet und in ein Faß voll Hundekoth geſteckt, auch die Leinen darinnen geweicht, oder noch beßer mit Teufelsdreck, (Aſſa foetida) beſchmieret werden, ſo behalten ſie den Geruch und ſcheuchen das Wild deſto mehr zurück; doch dürfen ſie dann nicht bey Netzen hängen, weil dieſe den Geruch ſonſt auch annehmen. In Ermangelung der Federn, kann man an deren Stelle ſtarkes Stroh nehmen, und ſolches, wie die Federn, und nach der Länge derſelben, anknüpfen, ſo ſcheuet ſich das Wild auch dafür. Wenn man nicht Forkeln oder Lappreiſer genug hat, oder ſolche wegen ſtarken Froſtes nicht in die Erde bringen kann, ſo ziehet man die Lappen mit den Leinen an Sträuche oder Bäume, und ſchläget ſie um, und unterſtützet ſie nur da, wo ſie etwa noch ſchlaff hängen blieben, mit Lappreiſern. Man kann auch die Federlappen zweyfach über einander ſtellen.

Federſchütze, Hühnerfänger iſt ein Jäger, der vorzüglich die Jagd des Federwildprets und kleinen Weidwerks zu beſorgen hat. ſ. Jäger.

Federſpiel, Vorlos, Verlos, iſt bey der Falknerey ein Werkzeug, den geworfenen Falken wieder zu locken. Es beſtehet aus zweyen, mit Riemen feſt zuſammen gebundenen, Flügeln eines großen Vogels, woran ein Windſtrick hänget, und am Ende ein Häckchen von Horn angemacht iſt. Der Falkonier hält es zu obigem Behuf in die Höhe, bewegt es, und der Falke, der es für einen neuen Raub anſiehet, kehrt wieder zu ſeinem Herrn zurück.

Federwildpret, darunter verſtehet man alles wilde Geflügel,

gel, das, gleich wie alles Wildpret, in drey Klaßen getheilt, und theils zur Hohen- theils zur Mittel- und theils zur Niederjagd gerechnet wird. S. Jagd. Nach den Churſächſiſ. Geſetzen iſt das Federwildpret, als wilde Hühner, Enten, Gänſe, Trappen, Auerhähne, Reiher, Kranniche, Rebhühner, wilde Tauben, Faſanen, Birkhähne zwiſchen Faſtnachten und Bartholomäi zu ſchießen, nicht verſtattet, vielmehr iſt ſolches zu benannter Zeit und im Wiederfluge bey 100 Scheffeln Hafer und noch 50 fl. Geld verboten. S. Mand vom 10. Okt. 1584. Reſcr. gr. v. 23. April 1612. Tit. Rentſachen §. 29. C. A. II S. 528, und P. I. S. 190. Pat. vom 26. März 1573, Mandat vom 22. März 1598. v. 9. April 1604. und v. 24. Febr. 1626. ebend. II. Seite 515. 535. 541. und 549.

Feeleruck wird das Rückgrat beym Damwild genannt.

Fegen ſagt man vom Hirſche, wenn er das Gefege, d. h. die rauche Haut um das neuaufgeſetzte Geweihe abſchlägt. Die Zeit dazu iſt ohngefähr zu Anfange des July oder beßer etwa drey Monath nach Abwerfung des alten Geweihes, und geſchiehet gemeiniglich zur Nachtzeit, am liebſten an harzigem Holze, als Tannen, Fichten, Kiefern ꝛc. oder auch an bittern Hölzern, als Weiden, Aſpen ꝛc., wobey er den, ihm dadurch auf den Kopf und Hals kommenden, Schweiß an den von Thau und Regen naßen Büſchen ganz ſauber wieder abzuwaſchen weiß; das abgeworfene Gefege pflegt er mehrentheils zu verſchlingen.

Fehlen heißt im Jägerausdruck, wenn man im Schießen das, wornach man zielet, nicht trifft.

Fehljagen heißt, wenn aus allzu großer Hitze oder aus Unwiſſenheit etwas unrichtig beſtätigt, eingekreiſet und verſichert wird, ſo daß man anſtatt eines Hirſches, z. B. eine Saue ꝛc. findet. In dieſem Falle dürfen dergleichen Jäger bey dem Jagen alsdenn keinen Bruch auf dem Huthe tragen.

Feichten oder Wäſſern nennt der Jäger beym Roth- u. Schwarzwildpret das Urin laſſen.

Feigblatt, Feichblatt, Feigenblatt, Patente iſt das Geburtsglied des Thieres, oder auch andern Wildes weiblichen Geſchlechts beym Rothwild.

Feigenblatt, ſiehe Feigblatt.

Feiſt nennet man das Fett des Wildprets. So ſagt man z. B. von einem fetten Hirſche: „er iſt feiſt.“

Feiſtjagen heißt die Jagd auf die guten Hirſche, wenn ſie am beſten ſind.

Feiſt-

Feiſtzeit iſt der Auguſt und September, wo die guten Hirſche am beſten ſind und daher gern gejagt werden.

Feldbaum, Blattbaum, Plattbaum, nennen die Vogelſteller einen im oder nahe am Holze ſtehenden Baum, auf welchen ſie ihre, zum Vogelfange nöthigen, Leimruthen befeſtigen, wenn ſie keine Leimſtange aufſtellen wollen. Von dieſem hauet man die überflüßigen Aeſte ab, und verſtümmelt die übrigen bis auf etwa 2 bis 3 Ellen Länge. Der unterſte Aſt wird etwa 8 Ellen über der Erde gelaßen, und dann folgen die übrigen, immer einer über dem andern eine Elle, aber in Schneckenförmiger Richtung um den Baum herum. Den Wipfel des Baumes läßt man von oben herein, etwa 6 Ellen unbehauen ſtehen, bringet auch keine Leimruthen darauf, deſto mehr auf die übrigen Aeſte, ſo daß ſich kein Vogel ſetzen kann, ohne mit der Bruſt eine Leimruthe zu berühren und kleben zu bleiben. Denn man ſchneidet Kerben in die Aeſte, in welche man die Leimruthe dergeſtalt ſtekket, daß ſie weder horizontal liegen, noch perpendicular, ſondern in einer ſchrägen Richtung ſtehen, und das Anſehen natürlicher Zweige gewinnen. Auf der Erde bauet man eine dicke Laubhütte um den Baum herum, auf welcher man eine lebendige, oder ausgeſtopfte Eule, oder einen Haaſenbalg, dem man die Geſtalt eines Eulenkopfes giebt, auf einer oben aus der Hütte gehenden beweglich geſtellten Stange befeſtiget, die man bisweilen beweget. Die Vögel wollen nun auf die wirkliche oder vermeinte Eule ſtoßen, ſetzen ſich zu dem Ende auf den Baum, und werden von den Leimruthen feſtgehalten. Die beſte Zeit dazu iſt des Morgens und des Abends, da der Leim ſeine Zähigkeit behält, denn am Tage wird er von der Sonnenhitze flüßig. Dazu kann man ſich noch der Wichtelpfeife, eines Inſtruments, deßen Ton, wenn darauf gepfiffen wird, der Stimme des Käutzchens ſehr ähnlich klingt, bedienen, wodurch man die Vögel in großer Menge herzu locken kann. Ein ſolcher Baum hat ſeinen beßten Stand in und an ſolchen Wäldern, die nicht weit von Weinbergen liegen, und man hat bey dieſem Fange, der mit einem Worte Plattnen genennet wird, und lieber bey trüben, regnerigen, als bey warmen Sonnenſchein, oder mondhellen Nächten, vorzunehmen iſt, folgende Regeln zu beobachten: 1) Man ſtecke die Leimſpindeln nicht zu feſt an den Baum, damit die gefangenen Vögel nicht oben hängen bleiben und andere durch ihr Geſchrey und Flattern verſcheuchen. 2) Man ziehe auf der Erde, in einem Bezirke von 6 bis 8 Schritten um den Baum herum, ein kleines erdfarbenes Netz, damit die herunter gefallenen Vögel nicht davon laufen können. 3) Man hebe ſolche nicht auf, ſo lange noch ungefangene Vögel in der Gegend zu merken ſind. Endlich iſt noch zu be-

bemerken, daß in der Nähe des Plattbaumes kein anderer hoher Baum befindlich ſeyn darf, weil ſich ſonſt eben ſo viel Vögel auf dieſen, als auf jenen ſetzen, und dieſe dem Fange entgehen.

Feldfink oder Feldſperling — Fringilla montana — gehört mit dem gemeinen Fink in eine Ordnung, Gattung und Familie, wo er eine beſondere Art ausmacht, welche auch noch folgende Namen führt: Baumfink, Baumſperling, Roth- Holz- Berg- Gebürg- Muſchel- Rohr- Ringel- Braun- Wald- Weiden- u. wilder Sperling, Feld- u. Rohrſpatz, Rohtleps, Feld- und Boomſparling, Gerſten- und Feldbieb, Holzmuſchel und Zätſcher. Dieſe Sperlings- oder Feldfinkenart unterſcheidet ſich von den übrigen durch folgende Merkmale: Der Kopf iſt ſchön rothbraun; Flügel und Schwanz ſind dunkelbraun; der Rücken ſchwarz u. roſtfarben gefleckt; und über die Flügel gehen zwey weiße Linien. Er iſt ſo groß als ein Hänfling; ohngefähr ſechstehalb Zoll lang, wovon der Schwanz zwey Zoll, und der dicke ſchwarzbraune Schnabel einen halben Zoll wegnehmen. Der Augenſtern iſt kaffeebraun; die Füße ſind bräunlich fleiſchfarben, und die Fußwurzel ſieben Linien hoch. Der Oberkopf iſt bis zum Nacken rothbraun; die Wangen ſind weiß mit einem ſchwarzen Flecken; den Nacken umgiebt ein weißer Ring; der Oberrücken iſt roſtfarben und ſchwarz gefleckt; der Unterrücken und Steiß braungrau; Kehle und Gurgel ſind ſchwarz; die Bruſt hellaſchgrau; der Bauch ſchmutzigweiß; die Schwung- u. Schwanzfedern dunkelbraun; die kleinern Deckfedern roſtfarben, die großen ſchwarz mit roſtfarbenen Rändern und weißen Spitzen, die zwey weiße Querſtreifen bilden. Das Weibchen iſt kaum vom Männchen zu unterſcheiden, doch iſt der Kopf etwas heller, und die ſchwarze Kehle nicht ſo groß. Varietäten ſind: 1) Der weiße Feldſperling. Entweder rein weiß, oder gelblich weiß. 2) Der bunte Feldſperling. Mit weißen Theilen oder Flecken. 3) Der gehaubte Feldſperling. Die Genickfedern ſtehen in die Höhe und bilden, wie bey den Tauben, eine Holle. Der Feldſperling iſt bey weiten nicht ſo ſcheu wie der Hausſperling, aber dabey muthiger, munterer und flüchtiger. Er iſt mit ſeinem Körper beſtändig in Bewegung. Sein Flug iſt ſchnell aber niedrig, ſein Gang aber faſt ſo ungeſchickt, wie der vom Hausſperling. Seine Lockſtimme iſt Tzieb, Tzieb! und er ſingt auch einige ſtarke Töne, wie der Hausſperling, die man aber keinen eigentlichen Geſang nennen kann. Zahm wird er ſo leicht wie der Hausſperling, und iſt alsdann kein Koſtverächter. Er wohnt in ganz Europa, u. im nördlichen Aſien und Amerika. Man trifft ihn neben Städten und Dörfern, in Gärten und im Felde an, wo Hecken und Bäume ſind. Bloß Laubwaldungen, die

die mit Hecken durchſchnitten ſind, beſucht er, tiefe Wälder und Berge nie. Er liebt die Geſellſchaft ſeines Gleichen, auſſer zur Paarungszeit. Im Winter iſt er an Wegen und auf den Landſtraßen, auch in Dörfern unter andern Sperlingen vor der Scheune anzutreffen. Im Herbſte beſucht er in großen Geſellſchaften die Büſche und Bäume an den Waitzen- und Gerſtenfeldern. Die Sommernahrung dieſes Vogels beſteht in meiſt ſchädlichen Inſekten, beſonders in Gärten an den Obſtbäumen; im Herbſte frißt er in kleinen Geſellſchaften Waitzen, Hirſen, Gerſte und Hafer ꝛc. und im Winter Vogelwegtritts- und Erlenſaamen ꝛc. Sein Bad iſt, wie beym Haussperling, Waſſer und Sand. Zu Anfange des Aprils ſucht jedes Paar eine Baumhöhle zum Niſten aus. Dieß geſchieht gewöhnlich in einem hohlen Weiden- oder Obſtbaume. Das Neſt beſteht aus Grashalmen, Stroh, Moos, Federn und Haaren. Das Weibchen legt fünf bis ſieben weißgraue, röthlich und dunkelaſchgrau marmorirte Eyer. Die Jungen werden faſt mit lauter ſchädlichen Blüthen- und Obſtraupen und Schmetterlingen ernährt. Sie ſehen gleich wie die Alten aus, nur bläßer. Die Feinde hat er mit dem Hausſperlinge gemein; wo auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung angegeben ſind. Das Fleiſch ſchmeckt noch beſſer als vom Hausſperlinge, faſt wie von der Feldlerche. In Obſtgärten ſind ſie wegen Vertilgung der ſchädlichen Obſtinſekten ſehr nutzbar. Für die Landleute, die Hirſen- Gerſten- oder Waitzenäcker nahe an Hecken haben, in welche ſie fallen, ſind ſie freylich ſchädlich. Ihr Nutzen aber überwiegt, meinen Beobachtungen nach, ihren Schaden ſehr weit.

Feldgeflügel iſt im Gegenſatze des Wald- und Waſſergeflügels, dasjenige Federwildpret, das ſeine meiſte Nahrung und ſeinen Aufenthalt im Felde hat, auch daſelbſt brütet. Hierzu gehören die Trappen, Rebhühner, Braachvögel, Wachteln, Lerchen ꝛc.

Feldhaaſen ſind diejenigen Haaſen, welche immer im Felde leben. ſ. Haaſen.

Feldhuhn. Siehe Rebhuhn.

Feldjäger heißt 1) ein Jäger, der kein Holzrevier zu beſorgen, ſondern ein bloßes Feldrevier zu beſchießen hat. 2) Ein, bey einem, aus lauter gelernten Jägern beſtehenden, Militair-Corps, gewöhnlich ein Feldjäger Corps, oder Regiment genannt, als Gemeiner, angeſtellter Jäger. 3) Ein, in Dienſten regierender Herren ſtehender Jäger, der bloß zu Verſendungen und Courierritten gebraucht, auch im Kriege von den commandirenden Generalen zu dieſem Behufe gebraucht wird.

Feldlerche — Alauda arvenſis — oder auch ſchlechtweg Lerche, gemeine Lerche, große Lerche, Saatlerche, Ackerlerche, Kornlerche, Himmelslerche, Sanglerche, Weglerche, Braachlerche, Luftlerche, Taglerche u. Pardale gehört mit der Baumlerche unter einerley Ordnung und Gattung, wo ſie eine beſondere, durch folgende Kennzeichen ſich unterſcheidende, Art ausmacht, nemlich: Die beyden äußern Schwanzfedern ſind der Länge nach, an der äußern Fahne weiß; die ſpizzigen mittlern an der äußern Seite weißgrau, an der innern roſtbraun eingefaßt; die Backen graubraun; der Nagel der Hinterzehe ſehr lang. Die Feldlerche iſt faſt ſieben Zoll lang und zwölf und einen halben Zoll breit; der Schwanz mißt zwey und einen halben, und der Schnabel fünf Linien; die gefalteten Flügel reichen bis auf die Hälfte des Schwanzes. Das Gewicht iſt zwey Unzen. Der Schnabel iſt oben hornfarbig ſchwarz, unten weißlich; der Augenſtern graubraun; die Füße gelbbraun; die Schienbeine einen Zoll hoch. Stirn und Scheitel ſind roſtgelb, der Länge nach ſchwarzbraun gefleckt, und der letztere ſträubt ſich im Affekte zu einer Kappe auf; über die Augen läuft eine weißgraue Linie, und eine undeutlichere umgiebt die graubraunen Wangen; Hinterkopf und Hinterhals ſind weißgrau, ſchwarzbraun geſtrichelt; der Rücken iſt ſchwarzbraun mit breiter, theils röthlicher, theils weißgrauer Einfaſſung; das Kinn und der Bauch gelblichweiß; die Gurgel, Bruſt und Seiten ſchmutzigweiß, roſtfarben überlaufen, und fein ſchwarzbraun geſtrichelt; die Schwungfedern dunkelbraun; die Schwanzfedern ſchwarzbraun, die beyden äußerſten an der äußern und halben innern Seite weiß. Das Weibchen iſt kleiner, hat eine weißere Grundfarbe und häufige ſchwarze Flecken am Rücken u. an der Bruſt, beſonders iſt die weiße Farbe der Bruſt nicht roſtfarben überlaufen und der Sporn iſt auch kleiner. Man hat folgende Varietäten. 1) Die weiße Feldlerche. Sie iſt am ganzen Körper entweder rein weiß, oder gelblich weiß, auch zuweilen mit etwas grau vermiſcht; Schnabel, Füße und Nägel gewöhnlich weiß. 2) Die ſchwarze Feldlerche. Selten kohlſchwarz, gewöhnlich rauchſchwarz mit zwiſchen durchſchimmernder Roſtfarbe. Weniger im Freyen als im Zimmer an ſolchen Orten, wo die gewöhnliche Feldlerche das Sonnenlicht entbehren muß. 3) Die braune Feldlerche. Ueber und über kaſtanienbraun. 4) Die rothe Feldlerche. Am ganzen Leibe roſtrothbraun. 5) Die bunte Feldlerche. Mit weiß auf verſchiedene Art geſchäckt, manchmal mit bloßem weißen Kopf, oder bloß weißen Flügeln u. Schwanze. 6) Die rothbraunköpfige Feldlerche. Der Kopf iſt rothbraun mit ſchwarzen Strichelchen, die in etlichen Streifen zuſammen fließen. Sie iſt größer als die gewöhnliche Feldlerche. Ich habe ſie bloß auf dem Heim=

Heimzuge bey Schnee bemerkt, und glaube daher, ſie müßen in eine fremde Gegend zu Hauſe gehören. 7) Die langbeinige Feldlerche. Sie iſt etwas größer und zeichnet ſich durch die höhern Beine aus. Dieſe Lerche verkündiget uns das Ende des Winters durch ihren angenehmen Geſang, und verrichtet dieſes in einem ſenkrecht - oder ſchraubenförmig in die Höhe ſteigenden und oben bald ſteigenden, bald fallenden Fluge. Sie ſingt auch ſitzend, doch allezeit auf einer erhabenen Stelle, einer Erdſcholle ꝛc. Ihr Lied erſchallt bis zum Auguſt und beſteht in vielen Strophen. Sie kann, jung aufgezogen, auch Lieder und andere Vogelgeſänge pfeifen lernen. Auch das Weibchen ſingt ein Paar melodiſche Strophen im Auffliegen. Im Frühjahre locken ſie Terle, und im Herbſt Driet. So geſellſchaftlich ſie auf ihren Wanderungen ſind, ſo zänkiſch ſind ſie auf ihren Ständen; denn ob ſie gleich nicht weit von einander niſten, ſo darf doch kein Nachbar in den beſtimmten Diſtrikt des andern. Sie fliegen und laufen ſchnell. Gar zu ſcheu ſind ſie nicht. Dieſe Lerche bewohnt faſt die ganze alte Welt. Sie geht bis in den Arktiſchen Kreis hinauf, und am Vorgebirge der guten Hoffnung trifft man ſie wieder an. Sie bewohnt die Aecker und Wieſen, doch ſieht man ſie auch in den tiefſten gebirgigen Waldungen an denjenigen Oertern, wo große Wieſen oder ſonſt feuchte Plätze ſind. Hier ſetzen ſie ſich auch auf die Bäume und Sträucher, das ſie im Felde nicht thun. Als Zugvögel verſammlen ſie ſich im September in große Heerden und wandern in eine wärmere Gegend. Zur Reiſe brechen ſie gewöhnlich des Morgens zwiſchen 8 und 9 Uhr auf, und fallen Nachmittags um 1 bis 2 Uhr ein. Wenn ſie mit der Luft gehen müßen, ſo ziehen ſie ſich in ſchneckenförmigen Schwenkungen bis über den unterſten Luftkreis hinauf, daß ſie das Auge kaum erreichen kann, und ſtreichen alsdann fort. Es muß daher dann in jener Höhe ein anderer Luftſtrich ſeyn, als unten. Zu Ende des Oktobers oder Anfange des Novembers iſt der Strich vorbey. Doch trifft man auch noch einzelne in gelinden Wintern auf der grünen Saat an. Im Febr., ſo bald nur der tiefe Schnee weg iſt, ſind ſie wieder da, und ſuchen ihren Standort auf. Nur wenn noch anhaltender Schnee einfällt, rotten ſie ſich wieder in Schaaren zuſammen und ziehen nach warmen Quellen. Wenn man daher im März und April auf den beſtellten Haferfeldern Heerden Feldlerchen zuſammen antrifft, ſo ſind dieß Vögel, die vielleicht in den kälteſten Norden zu Hauſe gehören und wegen Schnee nnd Kälte nicht früher ankommen dürfen. Den Sommer über freßen ſie vollkommene Inſekten, Inſektenlarven und Eyer; im Herbſte Hafer und anderes Geſäame, beſonders kleines, als Mohn, wilden Knoblauch ꝛc.; im Frühlinge geſäeten Hafer, grüne Saat und Inſek-

ten. Im Zimmer nährt man ſie mit Hafer, Mohn, gequetſchtem Hanf, Gerſtenmalz, Gerſtenſchrot und Semmel in Milch geweicht. Sand verlangen ſie zur Verdauung und zum Baden. Die Männchen ſtreiten ſich um die Weibchen im Frühlinge, ſo wie um die Neſtgegend. Ein Päärchen macht des Jahrs gewöhnlich zwey Gehecke, doch, wie bey allen Vögeln, die einjährigen nicht, die zu lange erſt zubringen, ehe ſie ſich paaren und einen Stand einnehmen können. Am liebſten machen ſie ihr Neſt in die Sommerfrucht, oder auf die Brache, ſeltner auf die Wieſen und in die Winterfrucht. Es ſteht hinter einer Erdſcholle in einem runden Loche und iſt mit wenig Kunſt aus Grashalmen und Haaren zuſammen geflochten. Die 3 bis 5 Eyer ſehen weißgrau aus und haben graubraune Punkte und Flecken. Sie werden 14 Tage bebrütet. Alte Vögel haben bey guter Witterung ſchon zu Anfange des Aprils ausgebrütete Junge, die bloß mit Inſekten aufgefüttert werden. Sie laufen, ehe ſie noch fliegen können, aus dem Neſte, weil ſie in demſelben zu vielerley Vorfolgungen ausgeſetzt ſind, und eines ſetzt ſich da, das andere dorthin. Durch Pipen geben ſich alt und jung zu erkennen, wo ſie ſind. Die mannigfaltigen Feinde der Lerchen ſind der Steinmarder, Fuchs, das große und kleine Wieſel; ſogar der Hamſter und die Spitzmaus ſuchen Eyer und Junge auf. Eben dieß thun auch der Kolkrabe, die Raben- und Nebelkrähe und die Dohle. Die Alten werden von der Halbweyhe, dem Thurmfalken, Baumfalken, Sperber und dem gemeinen Würger verfolgt. Man findet auch graue Läuſe auf ihnen. Von den Jägerbeobachtungen bemerken wir bloß: 1) Die alten Jäger ſagen, vom Südwinde werden die Lerchen im Herbſte mager und vom Nordwinde fett. Dieß hat ſeinen Grund darin, daß ſie beym Nordwinde ſtille liegen und nicht ſo herum ſchwärmen, eben dieß geſchieht in neblichen Tagen; dagegen ſie bey dem warmen Südwinde nicht allein weitere Reiſen machen, ſondern auch, wenn ſie auffallen, unaufhörlich mit einander necken und ſpielen, und dadurch nicht zunehmen. 2) Man fängt oft in einem Abende ſehr magere und des andern Abends fette; daher man ſagt, die Lerchen werden in einem Tage fett. Dieſe haben vielleicht eine Woche lang ruhiger gelegen und kommen aus einer Gegend, wo ſie gute und reichliche Nahrung fanden. 3) Den guten Hochgeſchmack der Feldlerchen, worzu man vorzüglich die Leipziger rechnet, die aber nicht beßer ſind, als die Thüringiſchen, ſchreibt man dem Fraße des Feldknoblauchs zu. Sie gehören zur niedern Jagd und machen eine vorzügliche Jagdbenuzzung aus. Im Frühjahre werden ſie einzeln, und dieß mit Unrecht, für Leckermäuler mit Vogeldunſt geſchoßen; denn zur Paarungszeit ſollten billig alle Vögel, ja alle Thiere, die bloß ſchädlichen etwa ausgenommen, geſchont werden. Man fängt ſie

auch häufig auf dem Schnee, wenn man leere Plätze kehrt und dieſe mit Leimruthen beſteckt. Den vorzüglichſten Fang gewährt das ſogenannte Lerchenſtreichen mit Tag- und Nachtnetzen. Sonſt fängt man ſie mit dem Tyras, im Schlaggarn, Stecknetze und mit dem Lerchenſpiegel. Das Fleiſch iſt vorzüglich ſchmackhaft und geſund, und die Feldlerche nimmt daher unter dem Vogelwildpret einen vorzüglichen Platz ein. Sie vertilgen auch manches ſchädliche Inſekt und unterhalten den Landmann bey ſeinen ſauren Arbeiten durch ihren lieblichen Geſang.

Feldmarder, ſiehe Baummarder.

Feldtenne iſt ein, im freyen Felde auf Lerchen, Finken, Stieglitze und andere kleine Vögel, geſtellter Heerd. S. Vogelheerd.

Feſſeln nennt man die Hirſchledernen Riemen, welche die Falkeniere den Falken um die Fänge legen.

Fett heißt bey Raubthieren und Haaſen, was beym Rothwild Feiſt und Talg, beym Schwarzwild aber Weißes genannt wird.

Fichtenkernbeißer — Loxia enucleator — gehört in der vierten Ordnung, d. h. ſperlingsartigen Vögel, zur erſten Familie der Kernbeißergattung, und macht daſelbſt eine Art aus. Der Oberkiefer geht weit über den untern hin, doch ohne ſich mit dieſem zu kreuzen; auf den Flügeln ſteht eine doppelte weiße Binde; der Schwanz iſt ſchwärzlich; am Männchen iſt die Hauptfarbe roth- oder grüngelb, am Weibchen oben dunkelbraun, unten aſchgrau mit Roſenroth überlaufen. Er iſt ſieben und einen halben Zoll lang, und variirt wahrſcheinlich in der Farbe, wie der vorhergehende. Die Jungen ſind bräunlich mit gelbem Anſtriche. Sein Wohnort iſt der Norden von Europa, doch auch in Pommern und Schleſien; er ſtreicht nach Veränderung der Nahrungsmittel, und zwar einzeln oder in kleinen Geſellſchaften. Er wählt ſich zur Nahrung hauptſächlich Fichtenſaamen, doch auch Beerkerne, daher man ihn, wie den Gimpel, in der Schneuß fängt. Er baut ſein Neſt auf Fichten mit 4 weißen Eyern, u. führt noch die Namen: Fichtendickſchnabel, Kernfreſſer, großer Kernfreßer, Finniſcher Dohmpfaffe, Fichtenhacker, Parisvogel, großer Kreuzſchnabel, Krappenfreßer, Talbit, Hartſchnabel, größter Dickſchnabel, großer pomeranzenfarbiger und rother Kernbeißer, Finniſcher Papagey, großer Rothſchwanz, Canadiſcher Kernbeißer.

Filets werden die von den Nieren des Hirſches abgeſchnittenen Stückchen Fleiſch genennet. Man hat große und kleine Filets, erſtere werden oberhalb, letztere

letztere unterhalb der Nieren herausgeſchnitten.

Fink — Fringilla — iſt in der vierten Ordnung, oder unter den ſperlingsartigen Vögeln, eine beſondere Gattung, deren unterſcheidende Kennzeichen folgende ſind: Der Schnabel iſt kegelförmig, gerade und zugeſpitzt. Die Kinnladen ſind gleich lang und unausgeſchnitten, die Naſenlöcher eyrundlich und bedeckt. Einige Arten dieſer ganzen Gattung nehmen bloß Sämereyen, welche ſie, wie alle Vögel dieſer Ordnung, ſchälen, als Nahrung zu ſich, andere noch nebenbey Inſekten. Diejenigen, welche auch Inſekten freſſen, füttern ihre Jungen bloß damit, aus dem Schnabel, auf; die aber bloß Saamen freßen, weichen denſelben im Kropfe erſt ein, und füttern ihn alsdenn durch Einſpeyen. Die Vögel dieſer Gattung werden in vier Familien abgetheilt, als: a) Mit im Umfange runden, geſtreckten, ſcharf zugeſpitzten Schnabel, und enthält 6 Arten: 1) Gemeiner Fink. 2) Bergfink. 3) Hausfink. 4) Feldfink. 5) Graufink. 6) Schneefink. b) Mit im Umfange runden, kurzen, und kurz zugeſpitzten Schnabel, worunter 3 Arten gehören: 1) Hanffink. 2) Citronenfink, und 3) Arktiſcher Fink. c) Mit einem dünnen, an den Seiten etwas zuſammengedrückten ſcharfen und lang zugeſpitzten Schnabel, welche 4 Arten hat: 1) Diſtelfink. 2) Erlenfink. 3) Flachsfink. 4) Brandfink. d) Mit einem an den Kinnladenrändern merklich eingezogenen ſcharf zugeſpitzten Schnabel und einer langen graden Hinterkralle; nemlich den Lappländiſchen Fink. Zur erſten Familie gehört der

Gemeine Fink — oder **Buchfink** — Fringilla Caelebs — auch ſchlechtweg **Fink**, **Garten- Wald- Schild- Roth- Spreu- Dorp- Dörp- Boot- Bog- und Rottefink**, **ſechsſpiegelicher Fink** und **Wintſche** genannt, welcher ſich als beſondere Art durch nachſtehende Kennzeichen unterſcheidet, als: Flügel und Schwanz ſind ſchwarz mit weißen Streifen und Flecken; das Männchen an der Bruſt fleiſchröthlich oder weichſelbraun, das Weibchen röthlichgrau. Dieß iſt bekanntlich einer von den kleinen Vögeln, welche von den Vogelſtellern in großer Menge gefangen werden, und einer von den Lieblingsvögeln der Stubenvögelfreunde, deßen ſprechender Geſang in den meiſten Gegenden Deutſchlands einen vorzüglichen Werth hat. Er hat die Größe eines Sperlings, iſt ſechs und ein Drittel Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und drey Viertel Zoll mißt, zehn Zoll breit und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Hälfte des Schwanzes. Der Schnabel iſt fünf Linien lang, ſtark, im Winter weiß, im Sommer dun-

kelblau; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Füße ſchwarz und acht Linien hoch. Die Stirn iſt ſchwarz; der Scheitel graublau; der Oberrücken kaſtanienbraun, olivengrün überlaufen; der Unterrücken und Steiß zeiſiggrün; Wangen, Kehle, Bruſt u. Bauch weichſelbraun; die kleinen Deckfedern der Flügel weiß, die großen ſchwarz mit weißen Spizzen; daher auch auf den Flügeln zwey weiße Flecken; die Schwungfedern ſchwarz; die Schwanzfedern desgleichen, nur die drey äußern mit einem keilförmigen weißen Flecken. Nach der Mauſerzeit und im Frühjahre, ſo wie in den erſten Jahren, ſind die Farben heller. Das Weibchen iſt am Kopf, Hals und Oberrücken graubraun; der ganze Unterleib ſchmutzig weiß, an der Bruſt röthlichgrau; der Schnabel iſt im Frühjahre graubraun, im Winter weißgrau. Varietäten: Den Unterſchied, den Einige unter den Garten- und Waldfinken finden wollen, hat bloß in der Einbildungskraft ſeinen Grund, und nur ſo viel iſt gewiß, daß die Jungen, welche in Gärten gezogen ſind, auch gern wieder in Gärten niſten. Bemerkenswerther ſind folgende Farben-Spielarten: 1) Der weiße gemeine Fink. Er iſt entweder ganz ſchneeweiß, oder gelblichweiß. 2) Der gemeine Fink mit weißem Halsbande. Der Scheitel und ein Ring um den Hals ſind weiß, übrigens die gewöhnliche Farbe. 3) Der bunte gemeine Fink. Er iſt an verſchiedenen Theilen des Körpers weiß gefleckt, hat auch wohl bloß weiße Schwanz- und Schwungfedern. Der gemeine Fink iſt ein munterer, flüchtiger, ſcheuer Vogel. Sein Flug iſt ſehr ſchnell und ſein Gang hüpfend. Er hat mehrere ſogenannte Locktöne: Jack, Jack, ruft er auf ſeinen Reiſen; Fink, Fink unwillkührlich, und Trief Trief, aus Zärtlichkeit und bey Veränderungen des Wetters. Merkwürdiger iſt ſein Singen. Da er einer der angenehmſten Stubenvögel iſt, ſo hat man nicht nur alle ſeine Geſänge bemerkt, ſondern auch die einzelnen Sylben deßelben gezählt, und darnach den höhern oder geringern Werth deßelben beſtimmt. Es iſt ein ganz eigner Vogel, der ſich in gar verſchiedenen abgeſetzten Geſängen, die man Schläge nennt, hören läßt. Einer hat manchmal 2, 3, auch 4 ſolcher Geſänge, und in einer Gegend hört man vorzüglich dieſe, in andern jene, ſo daß man aus dem Geſange wißen kann, aus welcher Gegend Deutſchlands der Vogel ſtammt, und umgekehrt an dem Vogel die Gegend erkennen kann, wo er hin zu Hauſe gehört. Man benennet jeden Geſang des Finken, da er ſich wirklich den artikulirten Tönen der menſchlichen Sprache nähert, meiſt nach den Endſylben der letzten Strophe, und in Thüringen ſchätzt man folgende Schläge, die ich nach der Rangordnung aufſtellen will, am vorzüglichſten: den Harzerdoppelſchlag, den graden oder Schmalkälder- und den Tambacher Doppel-

pelſchlag, den Reitzug, den guten und ſcharfen Weingeſang, den Bräutigam, das Gutjahr, Quakia, und Pithia. Die übrigen Finkengeſänge, die man allenthalben hört, die aber nicht geachtet werden, ſind das Hochzeitgebühr, Hochzeitbier, Weizenbier, Gerichtsgebühr, Würzburggeh, der kurze und dünne Doppelſchlag, das kurze Kienöl, Wirthsgebühr, Giekgaak, der gerade Weingeſang, die Weinſcheere, das tolle Gutjahr, Werr und alle die ſich auf ja endigen. In Oeſterreich ſind folgende die vorzüglichſten geſchätzten Geſänge: der Reitzug oder Reitherzu, des Ritſcher oder Weitſchuh, Ziehende, Lachende oder Uebergebende, Wildsfeuer oder, Dißdereed, Großrollende, Kleinrollende; Sitzaufthül, Musk tier, Malveſier, Kuhdieb, Wey, Sparbarezier, Doiteret, Gutjahr, Mitſoviel, Zitzigall u. Finkelſte. Der Fink ſingt nur fünf bis ſechs Monate, und muß allemal den Geſang gleichſam von neuem lernen, welches man ſein Zirpen nennt, das mit dem eigentlichen Geſange gar keine Aehnlichkeit hat, und alſo bloß ein in Gangbringen der Gurgel zu ſeyn ſcheint. Einige Vogelſteller ſchaffen ſich dadurch das grauſame Vergnügen, dieſe Vögel Tag und Nacht ſcharf ſingen zu hören, daß ſie ihnen die Augen blenden, ſie alſo nicht Tag und Nacht unterſcheiden können. Die vorzüglichſten Geſänge ſind Stubengeſänge, die man nicht im Freyen hört, ſondern die unter aufgezogenen Finken ſich fortpflanzen. Ein ſogenannter Wildfang lernt einen guten Geſang, wie z. B. den Härzerdoppelſchlag und den guten Bräutigam, ſelten oder gar nicht. Die gemeinen Finken trifft man in ganz Europa an. Allenthalben, wo es nur ein wenig Holz giebt, ſieht man ſie. Es ſind wahre Zugvögel, obgleich einige den Winter bey uns bleiben. Ihr Strich dauert im Herbſte vom Anfange des Oktobers bis in die Mitte des Novembers, und im Frühjahr den ganzen März hindurch. Sie ziehen in großen Schaaren. Im Frühjahre kommen die Männchen in beſondern Schaaren 14 Tage eher als die Weibchen an, daher fängt man erſt lauter Männchen und nachher lauter Weibchen, und man ſtellt gewöhnlich die Locke nicht mehr auf dieſe Vögel, wenn blos Weibchen ziehen. Auf ihren Wanderungen ſind ſie ſehr geſellige Vögel, allein außerdem kann keiner den andern leiden, jeder hat daher ſeinen beſondern Stand, aus welchem er ſeinen Kammeraden mit oft tödlichen Biſſen verjagt. Die Nahrung beſteht in Inſekten, Fliegen, Räupchen, Schmetterlingen ꝛc., auch Geſääme und Getraide. Im Walde leſen ſie Fichtenſaamen und Bucheln; im Felde Hafer, Rübſaamen, Lein, Hirſen, Hanf ꝛc. und in Gärten Salat- Kohl- uud Senfſaamen auf. Sie fliegen auch nach den Vogelbeeren und nach dem wilden Knoblauch. — Allium vineale et ſphaerocephalum. Linn. — der im Herbſt und Frühjahr ausgepflanzt wird, wodurch ihr Fleiſch einen piquanten

ten angenehmen Geſchmack erhält. In der Stube bekommen ſie beſtändig Sommerrübſaamen, zuweilen etwas Hanf. Alte Finken paaren ſich gleich, wenn ſie wieder auf ihrem Stande ankommen. Sie begatten ſich oft vielmal hinter einander, wie der Sperling. Sie bauen eines der ſchönſten halbkugelrunden Neſter auf die Bäume in Gärten und Wäldern, hoch und tief. Es ſteht auf einem Aſte, iſt von Moos und Reischen zuſammen gewebt, und äußerlich mit den Flechten umlegt, die der Baum enthält, wodurch es alſo faſt unſichtbar wird. Die Eyer ſind bläulichgrau, mit kaffeebraunen Pünktchen. Sie machen zwey Bruten. Bey der erſten bringen ſie faſt lauter Männchen; dieſe nehmen daher die Vögelfreunde zum Aufziehen gern weg. Die jungen Finken ſehen den alten Weibchen ähnlich. Die männlichen Jungen ſind daher ſchwer zu unterſcheiden; denn ob ſie gleich auf den Flügeln ſchwärzer ſeyn ſollen, als die weiblichen, ſo trügt doch dies Kennzeichen, und es iſt das ſicherſte, man rupft einige Federn auf der Bruſt aus, ſo wie dieſe wieder wachſen, ſo werden ſie an den Männchen weichſelbraun. Wenn die Schwanzfedern kaum ausgeſchoſſen ſind, ſo nimmt man ſie aus dem Neſte und füttert ſie mit eingequellten Rübſaamen und Semmelkrumen auf. Wenn man will, daß ſie einen vorgepfiffenen Geſang recht gut lernen ſollen, ſo müßen ſie immer an einem dunkeln Orte hängen, und nicht eher als bis im May ans Fenſter kommen. In der Stube ſind ſie dem Durchfall und vorzüglich der Verſtopfung unterworfen, welche, wie bey der Miſteldroſſel, geheilt werden. Der Waldmarder, die Wieſeln und großen Haſelmäuſe, ſtellen der Brut nach; der Sperber, Baumfalke und gemeine Würger den Alten. Auf ihren Wanderungen kann man ſie in Menge, auf den Bäumen ſitzend, mit Vogeldunſt ſchießen. Wenn man gute Lockvögel hat, ſo fallen ſie in Menge auch auf den Finkenheerd. Man fängt ſie auch in Gärten und auf den Höfen in Schlagwänden. Im Frühjahre gehen ſie auf ihrem Wiederzuge häufig auf die mit Leimruthen beſteckten Lockbüſche, wenn man ein oder ein Paar gute Lockfinken hat. Man fängt ſie auch auf dem Tränkheerde. Ein artiger Fang iſt der Finkenſtich. So bald der Vogelſteller einen Finken hört, der einen guten Schlag hat, ſo nimmt er ein anderes Finkenmännchen, von welchem er weiß, daß es ſeinen natürlichen Laut Fink, fink, hören läßt, bindet ihm die Flügel zuſammen und auf den Schwanz ein ſehr dünnes gabelförmiges Zweiglein von der Länge eines halben Fingers, das mit Vogelleim beſtrichen iſt und läßt es in der Gegend, wo der bezielte Fink ſeinen Stand hat, und unter dem Baume, wo er eben ſitzt, los. Kaum iſt es etliche Schritte unter dem Baume fortgehüpft und hat ſeine Stimme hören laßen, ſo fährt jener, aus Eiferſucht,

grimmig auf daßelbe herab, packt es und bleibt an dem Vogelleime kleben. Man hat Beyſpiele, daß der Standfink auf einen Stoß den Lockfinken getödtet hat. — Sicherer geſchieht aber der Fang auf folgende Art: Man nimmt ein Männchen, umgürtet es über den Flügeln mit einem weichen ledernen Bande, bindet an daßelbe einen Bindfaden, der ohngefähr einen Fuß lang iſt, und welchen man mit einem Pflöckchen in die Erde, (wie alle Läufer) befeſtigt, ſo daß der Vogel frey um das Pflöckchen herum laufen kann. Man nennt dieſen Vogel, welchen man gewöhnt hat, ohne zu flattern, an dem Bindfaden herumzulaufen, den Läufer. Um den Läufer ſteckt man rundherum in einem Kreiſe, Leimruthen. In einem Buſche darneben, verſteckt man einen aufgezogenen Finken in einem Vogelbauer, den man gewöhnt hat, bedeckt, und im Freyen zu ſingen. So bald dieſer ſeinen Geſang anſtimmt, ſo ſtößt auch gleich der andere vom Baume, wie ein Pfeil, blindlings auf den Läufer, den er für den Sänger hält, in den Kreis herab, verwickelt ſich in den Leimruthen und bleibt hängen. Ein ſolcher Fink heißt ein Stechfinke, und ſingt noch daßelbe Jahr im Käfig, wenn man ihn vor Pfingſten fängt; nach Pfingſten ſingt er nicht nur nicht, ſondern er ſtirbt auch leicht aus Sehnſucht nach ſeinem Weibchen und Jungen. Unverſtändige Vogelſteller, die nur an dieſem ſonderbaren Fange ihr Vergnügen finden, ohne auf den Werth des Geſanges zu ſehen, können in der Heckzeit in einer Stunde 10 bis zwölf Weibchen ihrer Männchen und mehreren Jungen ihrer Verſorger berauben Das Fleiſch des Finken ſchmeckt zwar etwas bitter, doch iſt es geſund. Im Herbſte, wenn ſie im Felde liegen, ſchmecken ſie beßer, als im Frühjahre, wenn ſie Fichtenſaamen gefreßen haben. In Gärten und Wäldern werden ſie durch Vertilgung einer großen Menge ſchädlicher Inſekten, beſonders Nachtfalter, nützlich. An den Säämereyen in Gärten thun ſie Schaden, ſo wie auf den Hanfäckern; beydes kann aber verhüthet werden.

Fiſchotter oder Flußotter — Mustela Lutra — heißt auch Otter ſchlechtweg, Landotter und Fiſchdieb. Nach Linnee gehört die Fiſchotter und die Sumpfotter in die dritte Ordnung unter den Raubthieren und zwar unter die Gattung Wieſel, wo ſie eine eigene Art ausmacht, welche ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet:

Die Läufe ſind ſehr kurz, und die Klauen an den unbehaarten Zehen der Vorderfüße länger als an den Hinterfüßen; der Schwanz, oder die Ruthe, iſt um die Hälfte kürzer als der Leib und läuft ſpitzig zu; der Oberleib dunkelbraun; Bruſt und Bauch graulich. Der Flußotter hat gar nicht das ſchlanke Anſehn der Wieſelarten, daher er auch mit Unrecht unter ihnen ſteht. Er iſt am Körper etwas

über zwey Fuß lang, der Schwanz etwas über einen Fuß; die Höhe desgleichen und die Schwere von dreyßig bis vierzig Pfund. Der Kopf iſt dick, breit und flach; die Schnauze breit und kurz; daher die Oeffnung des Mundes klein, mit dicken aufgeworfenen Lippen, welche ſtarke Muskeln haben und recht dazu beſtimmt ſind, den Mund beym Untertauchen feſt zu verſchließen; die untere Kinnlade ſchmäler und länger als die obere; dieſe Kinnlade hat noch die beſondere Einrichtung, daß die Köpfe derſelben von den Pfannenrändern, in welchen ſich beyde bewegen, ſo feſt eingeſchloßen werden, daß ſie ſich nicht vorwärts herausbewegen oder herausfallen, ſondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegen kann. Die Naſe iſt ſtumpf, breit und kurz; das Gebiß dem Marder ähnlich, und weit ſchärfer; der Mund mit drey Zoll langen, ſteifen, grauen Bartborſten beſetzt; die Augen klein, braun und ſtehen mehr an den Mundwinkeln; die Ohren kurz, abgerundet, nur niedriger geſtellt als die Augen; der Kopf wird geſenkt getragen; der Hals iſt ſo kurz und ſtark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen ſcheint; der Leib iſt dick und langgeſtreckt wie beym Dachſe; und der Schwanz, der ſchief nachgezogen wird, am Leibe dick und allmählig ſpitzig zulaufend; die dicken, kurzen Läufe haben fünf ſcharf bewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen, von denen die an den Vorderfüßen unbehaart ſind; an den mit einer kürzern Schwimmhaut verſehenen Vorderfüßen ſind die Klauen lang und ſpitzig, an den hintern aber kurz und ſtumpf. Die Haare ſind theils kurz und weich, theils lang, ſteif und glänzend und nehmen kein Waſſer an. Der Grund iſt grau und weiß, die Spitzen aber, die dem Thiere die Farbe geben, am Oberleibe dunkel- oder kaſtanienbraun, an den Läufen licht kaffeebraun, und an Kehle, Bruſt und Bauche graulich; an der Naſe und am Kinn ſind überdieß noch einige lichte Flecken. Im Winter iſt die Farbe dunkler als im Sommer und im Alter gelblicher und der Kopf grau, ſo auch die gezähmten, welche in der Stube nie die dunkle ſchöne kaſtanienbraune Farbe bekommen. Das Weibchen iſt etwas ſchlanker, von Farbe heller, und hat vier Zitzen am Unterleibe und unter dem Geburtsgliede eine ſackförmige Falte. Dieß Thier kann ſo gut laufen als ſchwimmen. Es iſt auch im Stande, ziemlich lange unter dem Waſſer auszuhalten, da es wie die Amphibien und die Kinder im Mutterleibe zwar nicht eine einfache große, aber dafür vier kleine eyrunde Oeffnungen — foramen ovale — von der linken Herzkammer zur rechten hat, wodurch das Athmen unnöthig wird, indem das Blut nicht in die Lunge zu treten braucht, und der Umlauf deſſelben doch nicht gehindert wird. Das Männchen hat am Ende des Maſtdarms zwey Drüschen, die eine anfangs

übelriechende, getrocknet aber einen Biſamgeruch von ſich gebende feuchte Materie enthalten. Sie ſind vorzüglich menſchenſcheu, und ſchlüpfen, wenn ſie einen Menſchen oder Hund, durch die Schärfe ihres Geſichts und Geruchs, tauſend Schritte weit bemerken, mit der größten Schnelligkeit in ihre Höhle. Außerdem ſind ſie wild und boshaft und vertheidigen ſich mit außerordentlicher Herzhaftigkeit, wobey ihnen vorzüglich ihr ſcharfes Gebiß zu Statten kommt. Ganz Europa, das nördliche und nordöſtliche Aſien bis nach Kamtſchatka, Ober-Perſien und Nordamerika ſind das Vaterland dieſer Thiere. In Deutſchland trifft man ſie allenthalben, wiewohl nicht ſehr häufig, da ihnen wie den Mardern nachgeſtellt wird, an Flüßen und Teichen an. Sie lieben bloß das ſüße Waſſer. Sie wohnen an hohen Ufern in Höhlen, bauen ſich aber dieſelben nicht ſelbſt, ſondern erweitern nur natürliche, vom Waſſer ausgeſchwemmte, Löcher unter den Ufern und unter den Wurzeln der Bäume; um trokken zu liegen, verſehen ſie dieſelben mit einer Luft- oder Ausgangsöffnung auf dem Lande. Die ausgemauerten Flußbetten, die inwendig hohl ſind, ſuchen ſie vorzüglich gern auf. Sie gehen aber auch mehrere hundert Schritte weit in leere Fuchs- und Dachsbaue. Da ſie unſtätt ſind, und wenn ſie an kleinen Flüßen und Teichen wohnen, dieſelben bald ausgefiſcht haben, ſo hat auch ein einziges Thier in einem großen Umfange, viele ſolche unterirdiſche Wohnungen, in welche es ſich auf ſeinen Wanderungen am Tage verbergen kann. Sie leben vorzüglich von Fiſchen, von welchen ſie aber mehr todt beißen als freßen, und daher den Fiſchteichen und Flüßen ſehr nachtheilig werden. Von großen Fiſchen freßen ſie den Kopf und die Gräten nicht mit, die kleinern aber verzehren ſie ganz. Außerdem freßen ſie auch Fröſche, Krebſe, Waſſerratten und Waſſerſpitzmäuſe, Vögel und ihre Eyer, die auf, an, und in dem Waſſer niſten, ja ſie ſollen auch Gras und Baumrinde freſſen. Vielleicht das Gras, um wie die Hunde, zu purgiren oder die ſpitzigen Gräten einzuhüllen. Sie fiſchen dem Strom entgegen, oft den Kopf aus dem Waſſer ſtreckend und pfauchend Athem holend, ſetzen ſich aber auch auf Steine und Stöcke und lauern den Fiſchen auf, wo ſie ſich dann blitzſchnell ins Waſſer ſtürzen, und iſt der Fiſch groß, denſelben heraus auf einen Stein oder Block tragen und ruhig verzehren. In einſamen Gegenden fiſchen ſie auch am Tage, in bewohnten aber des Nachts und gern im Mondſchein. Forellen und Krebſe ſcheinen, wie man aus dem Unrathe und Eifer, ſie in einer Gegend gänzlich auszurotten, ſieht, ihre Lieblingsnahrung zu ſeyn. Im Winter gehen ſie auf zugefrornen Teichen zu den aufgeeiſten Löchern hinein und fiſchen ſie aus. Sie ranzen der Regel nach nur einmal des Jahrs und zwar im Februar (doch ge-

ſchieht

ſchieht es auch wohl zuweilen mehrmalen im Sommer; denn man hat nicht allein im Auguſt noch kleine Junge angetroffen, ſondern auch ſogar in der Mitte des Decembers. v. Wildungens Taſchenbuch aufs Jahr 1800. S. 149.) und geben dieſen Trieb durch ein durchdringendes Pfeifen zu erkennen, das man ſehr weit hören kann. Das Weibchen geht neun Wochen trächtig und bringt dann im April oder zu Anfange des Mays zwey, höchſtens vier Junge, welche neun Tage blind ſind und vor acht Wochen nicht von der Mutter zum Fiſchfang aus dem Bau ausgeführt werden. Sie ſind in der Jugend ganz ſchwarz, werden nach und nach heller und ſind im zweyten Jahre völlig ausgewachſen und zur Fortpflanzung tüchtig. Sie laßen ſich jung, mit Milch aufgezogen, leicht zähmen, und freßen dann alles, was man ihnen vorlegt, ja ſie gewöhnen ſich an die Hauskoſt zuweilen ſo ſehr, daß ſie keinen Fiſch mehr anſehen; dahingegen man ſie aber auch von Jugend auf in einen Kübel oder Braubottig gethan, leicht zum Fiſchfange gewöhnen kann. Von Jägerbeobachtungen führen wir blos an: 1) Der Balg iſt zwar im Sommer und Winter gut, doch aber im Winter beßer als im Sommer, da ſie im Sommer und vorzüglich im Herbſte Haare verlieren. 2) Die Haut iſt ſo feſt, daß auch Hunde, die die Knochen des Thiers zermalmen, kein Loch in dieſelbe beißen können. 3) Die Elektricität des Balges iſt außerordentlich und übertrifft die einer wilden Katze. Daher manche Jäger ſagen, man könne dieß Thier an dem leuchtenden Körper erkennen, wenn es des Nachts durchs Waſſer ſchwimme. Im Mondſchein mag dieß wahr und die Urſache der beſtändige Glanz ſeiner Haare ſeyn. 4) Hunde, und ſogar Jäger, riechen den Aufenthalt der Fiſchottern; da die übriggebliebenen Fiſchköpfe und Gräten in demſelben einen unangenehmen Geruch verbreiten. 5) Wo einer ſich ſehen läßt, da findet man gewöhnlich auf jeder merklichen Hervorragung im Waſſer den Unrath (Loſung), der wie Fiſchthran riecht. 6) Die Hunde gehen nicht gern an den Flußotter wegen ſeines ſcharfen Gebißes. Wenn ihm einer zu nahe kommt, ſo kehrt er ſich in der größten Geſchwindigkeit um und beißt oft mit ſolcher Gewalt auf ihn los, daß er ihm die Knochen zermalmt. Er verbeißt ſich oft ſo ſehr, daß man ihn todtſchlagen muß, wenn er loslaßen ſoll. 7) Beym Freßen der Fiſche am Ufer ſoll er das Beſondere haben, daß er es mit verſchloſſenen Augen thut. Dadurch kann ihm der Jäger am leichteſten beykommen und ſich ihm ſchußmäßig nähern. Oeffnet er aber die Augen einmal, ſo muß er ſtill ſtehen und ſich nicht rühren, bis er ſie wieder ſchließt. 8) Wenn er ſich ſönnet, ſo ſchläft er zuweilen ein, und ich weiß Beyſpiele, daß alsdann durch Anſchleichen Männchen und Weibchen auf einen Schuß ſind getödtet worden. 9) Im Frühjahre

ſoll er Vorempfindung von groſsem Waſſer und Ueberſchwemmung haben, und ſein Lager alleʒeit erhöhen, wenn der Strom anſchwellen will. 10) Wenn im Frühjahre die Eisſchollen gehen, ſo retiriren ſie ſich auf die nahe ſtehenden Bäume; da ihnen unter dem Waſſer ſo lange zu bleiben, die Luft fehlen würde. 11) Die Fiſche ſcheinen ſich ihnen aus Furcht zu ergeben, denn ſie fiſchen nicht ſtille, ſondern machen ein erſtaunendes Geräuſch dabey; dadurch verbergen ſich vielleicht die Fiſche unter Steine, unters Ufer und in Schlamm, und werden daher mit leichter Mühe von ihnen gefangen. Die Färthe gleicht der Dachsfärthe, nur daſs die Ballen und Nägel nicht ſo ſtark und die Schwimmhäute ſichtbar ausgedrückt ſind. Sie ſetzen zwey und zwey Tritte etwas ſchief neben einander und ſchleppen im Schnee den Schwanz oder die Ruthe nach. Man erlegt ſie am Anſtande im Mondſcheine auf Brücken, Stämmen und Stöcken und bey Eislöchern, wo ſie auf der Lauer ſitzen. Man muſs aber guten Wind haben. Die Teller= und Stangeneiſen legt man ins Waſſer dahin, wo ſie durchgehen müſsen. Erſtere befeſtigt man gern an einen Baum oder Pfahl, damit ſie nicht mit denſelben aus dem Waſſer gehen und davon laufen können, ſondern im Waſſer bleiben und erſaufen müſsen. Man ſtellt auch gern zwey Eiſen neben einander, damit ſie, wenn ſie ſich in dem einen losbeiſsen wollen ins andere gerathen. Eine Witterung von Schweinefett, Baldrian, Bibergeil und Campher, ſoll dabey vorzüglich gute Dienſte thun. Man hat auch eigene Otterfallen, und fängt ſie auch in Netzen, die ein ſackförmiges Anſehen haben, vor den Bau geſtellt werden, worein ſie von Hunden getrieben und mit einer eigenen Gabel todt geſtochen werden. Sie werden auch ausgegraben, wenn man den Bau weiſs und derſelbe einen kleinen Eingang hat, den man verſtopfen kann. Sie gehören zur niedrigen Jagd. In cultivirten Gegenden finden ſie keine Duldung, da ſie faſt lauter nützliche Thiere tödten. Sie haben ein unſchmackhaftes, zähes und ſchwer zu verdauendes Fleiſch; doch wiſſen es die Katholiken, die bloſs Fiſche ſpeiſen dürfen, wie die Carthenſer und andere zur Faſtenzeit, da dieſs Thier zu den Fiſchen gerechnet wird, ſchmackhaft zuzubereiten und bezahlen es dem Jäger theuer. Der Balg iſt ein ſehr gutes und theures Rauchwerk. Es koſtet einer zehn bis ſechszehn Thaler, und wird zu Mützengebrämen, Aufſchlägen u. ſ. w. verarbeitet. Die feinen Haare geben Hüthe, die den Caſtorhüthen gleichen, ja noch beſſer ſeyn ſollen; und aus den Schwanzhaaren macht man Pinſel. Die Bälge der Ottern an kleinen Flüſsen ſollen beſser ſeyn, als die an groſsen, und aus Nordamerika kommen die beſten, welche wegen ihres ſchönen Glanzes Spielottern heiſsen, zum Unterſchied von den Europäiſchen, die Landottern genannt werden

den. Der Schade läßt ſich aus der Nahrung abnehmen; Forellenbäche und Setzteiche können ſie in etlichen Tagen ganz ausleeren. Der Flußotter hat keinen Schwanz, ſondern eine Ruthe; keine Höhle, ſondern einen Bau oder Burg; ſtatt der Begattungszeit, Ranzzeit; ſtatt Blöken, Pfeifen. Er fiſcht; ſteigt aus dem Waſſer; geht über Land; bringt Junge; wird todtgeſchlagen; hat einen Balg und wird geſtreift.

b) Die Sumpfotter — Muſtela Lutreola — heißt auch Nörz, kleiner Otter, kleiner Fiſchotter, Krebsotter, Waſſerwieſel und Steinhund, und unterſcheidet ſich von der vorhergehenden Art durch folgende Kennzeichen: Sie iſt verſehen mit gleich langen rauchen, mit einer Schwimmhaut verbundenen, Füßen; einem rauchhaarigen Schwanz oder Ruthe, die halb ſo lang als der Leib iſt; einem ſchwärzlichen Leibe und weißer Schnauze. Dieß Raubthier iſt an Geſtalt ein Mittelding zwiſchen einem Flußotter und Marder. Es iſt etwas über anderthalb Fuß lang und die Länge des Schwanzes, oder der Ruthe, beträgt die Hälfte des Körpers. Der Kopf iſt klein; die Ohren ſind rundlich; der Hals lang und ſo dick als der Kopf; der Leib nach hinten zu immer dicker; die Vorderläufe länger als die hintern; die Schwimmfüße haarig und breit; die Ruthe nach dem Ende zugeſpitzt. Das Haar im Grunde wollig und gelbbraun und mit harten ſchwärzlichen und dunkelbraunen Stachelhaaren untermiſcht; der Umfang des Mundes, das Kinn und die Spitze der Schnauze weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt und grau, ſonſt hellbraun; die Ohren ſchwarz; der übrige Leib ſchwärzlich oder dunkelbraun mit durchſcheinender hellbräunlicher Grundfarbe; die Schwanzhaare weit länger und ſchwärzer als die übrigen. Es iſt ein ſo ſchlaues und liſtiges Thier, wie der Flußotter und Steinmarder ſind, und vereinigt auch die Raubbegierde und Gefräßigkeit beyder in ſich, indem es nicht bloß mit dem Raube im Waſſer vorlieb nimmt, ſondern auch auf dem Lande den kleinen unwachſamen Thieren nachſtellt. Augen und Geruch ſcheinen ſeine vorzüglichſten Sinneswerkzeuge zu ſeyn. Seine Heimath iſt das nordöſtliche Europa, vorzüglich Polen, Finnland, Rußland, das nordöſtliche Aſien und die mittlern Provinzen von Nordamerika. Sonſt hat man ihn in Deutſchland nur ſelten bemerkt, doch weiß ich jetzt, daß er in der Prignitz im Brandenburgiſchen nicht ſelten iſt. Hier hält er ſich vorzüglich gern in den alten ſtillen Gräben und ruhigen Armen und Dümpfeln auf. Er macht ſich entweder eigene Höhlen unter das hohle Ufer, oder wohnt auch in hohlen Bäumen. Wenn im Frühjahre das Eis geht, ſo begiebt er ſich auf die Weidenbäume. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen, Fröſchen, Waſſerkäfern, Schildkröteneyern

und Krebſen, welche letztere er vorzüglich gern aufſucht. Er ſoll auch Waſſerratten und andere Mäuſe freßen. Auf Teichen und Flüßen und auch außer denſelben ſucht er Enten, Gänſe und andere Vögel zu beſchleichen, und man beſchuldigt ihn ſogar, daß er des Nachts in die Hühnerhäuſer ſteige und den Hühnern das Blut ausſauge. Von der Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen iſt das nähere noch nicht bekannt. Man kann ſie zähmen. Die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung ſind wie beym Flußotter. Man ſchießt ſie auch beym Eisgang auf den Bäumen, und ſtellt ihnen Schlagbäume, wie den Baummardern, an denen junge Fiſche, Krebſe, kleine Vögel oder Fleiſch zur Kirrung angebracht wird. Im eigentlichen Vaterlande des Thiers wird der Balg getragen und giebt Gebräme an Mützen, Aufſchläge und Weſtenfutter. Diejenigen, welche an den Flüßen, die ſich in den Amur ergießen, gefangen werden, werden nur für etwas geringer als Zobel gehalten. Nach Deutſchland kommen ſie im Handel ſelten, und die Bälge von denen, welche im Brandenburgiſchen geſchoßen werden, bezahlt der Kirſchner nicht höher als 12 Groſchen. In Amerika ſoll er auf den vor Anker liegenden Schiffen, und unter den Brücken in den Städten, den Waſſerratten auflauern und ſie wegfangen. Der Schaden ergiebt ſich aus der Nahrung; und die Jägerſprache iſt wie bey dem Flußotter.

Fiſchotterfalle u. Fiſchotterfang nennet man die Art und Weiſe, ſich der Fiſchotter zu bemächtigen. Es wird in folgender Maaße bewirkt:

1) Mit Schießen, wobey ihm aber wenig anzuhaben iſt, es wäre denn im Winter auf dem Eiſe, wobey er aber doch ſo getroffen werden muß, daß er gleich auf dem Platze liegen bleibt, welches jedoch, bey ſeinem zähen Leben, ſchwer hält. Erreicht er verwundet das Waſſer, ſo beißt er ſich in der Tiefe an einen Stock oder Wurzel, und fällt er ganz todt in einen Fluß, ſo ſinkt er, vermöge ſeiner natürlichen Schwere, unter, wird in der Tiefe von dem Waſſer fortgeführet, und kömmt erſt nach 24 Stunden, weit von dem Orte, wieder in die Höhe.

2) Mit dem Tellereiſen. Hierbey kömmt es mehr darauf an, das Eiſen gut anzubringen und ordentlich zu legen, als auf die Witterung, welche folgende iſt: Man läßt ein Viertel Pf. reines Schweinefett, oder ungeſalzene Butter, in einem neuen reinen Tiegel, zergehen, in welches man ſodann eine gute Hand voll Baldrianswurzel, drey Erbſen groß Bibergeil und zwey Erbſen groß Campher, alles grob zerſtoßen, thut, mit einander braten läßt, und umrühret, damit es nicht anbrenne. Wenn es gelb-

gelblich wird, nehme man es vom Feuer, ſeige es durch ein reines Tuch und hebe es in einem glaſirten Gefäße zum Gebrauche auf. Dieſe Witterung verſpricht dem Fiſchotter keinen Raub, veranlaßet ihn aber, durch ihren, ihm angenehmen Geruch, ſich darauf herum zu wälzen, und dabey den Teller abzutreten, wodurch das Eiſen zuſchlägt, und er ſich zuweilen mit beyden, gewöhnlich aber mit einem Vorderlaufte fängt. Nach meinen Gedanken iſt die Witterung, welche, wenn man das geringſte Verſehen bey ihrer Zubereitung oder Anwendung macht, eher vermögend den Fiſchotter zu verſcheuchen, und der Fang wird auch ohne dieſelbe eben ſo gut von Statten gehen, wenn man nur nachſtehende Vortheile dabey beobachtet: Man ſcheuere das Eiſen recht rein mit Waſſer und Sand, und reibe es ſodann mit einem reinen Tuche wohl ab, ſo daß das Eiſen unverwittert, auch nicht den mindeſten Geruch von irgend etwas von ſich gebe; denn jeder fremde Geruch hat für die ganzen Geruchsnerven, zwar bisweilen eine anlockende, gemeiniglich aber eine abſchreckende Wirkung. Man lege das Eiſen dahin, wo es gewöhnlich aus dem Waſſer ſteiget, welchen Platz es ſehr richtig jederzeit dazu behält, und jedesmal mit Hinterlaßung der Loſung bezeichnet. Wenn es gelegt, beſtreue man es ganz ordentlich, mit dem daſelbſt zurück gelaßenen Sande, und ſetze alles wieder in den Stand, in welchem es vor dem Legen war, ſo daß jedes Rüthchen und vorzüglich die Loſung genau wieder ſo liege, wie ſie vorher gelegen, denn ob dieſes ſey, unterſuchet und weiß der Fiſchotter bey ſeiner Zurückkunft aufs genaueſte. Wer das Eiſen verwitttert, thut am beßten, es neben die Loſung zu legen, und dieſe gar nicht zu verrücken. Das Tellereiſen hat Haaken, dieſe muß man während des Stellens und Einfütterns über die Bügel legen, damit es nicht losgehe und den Aufſteller an der Hand fange. Es muß zwar nicht zu feſt, aber auch nicht ſo loſe ſtehen, daß jeder kleine Vogel, oder jeder Regentropfen es loszuſchlagen vermag. Beym Einfüttern der Bügel, welches mit Moos und Sand geſchiehet, muß das Maas gerade ſo getroffen werden, daß der Platz nicht viel härter oder weicher als vorher iſt, denn auch dadurch wird der Fiſchotter abgeſchreckt. Daher ſind auch die, mit Stacheln an den Bücheln verſehenen, oder mit ſägenartigen Bücheln gemachten Eiſen nicht zu empfehlen, denn ſo bald das Thier etwas ſpitziges fühlet, gehet es zurück, und betritt dieſen Platz nie wieder. Die Stachel an den Bügeln, welche dazu da ſind, um in den Leib des gefangenen Thieres zu greifen, und es feſter zu halten, ſind hier nicht nur überhaupt unnöthig, denn der Fiſchotter wird nie am Leibe, ſondern bloß am Laufte gefangen, ſondern auch ſchädlich, denn ſie bohren durch die über dem Eiſen liegende Erde, ſtechen das darüber gehende Thier

Thier in die Fußſohlen, und vereiteln den Fang. Die Hauptſache iſt, daß die Federn ihre gehörige Stärke haben, damit das Eiſen ſchnell ſchlägt, gut ſpringt und das gefangene Thier feſt hält; ingleichen daß das Eiſen zu den Bügeln nicht ſpröde ſey, damit es in der Kälte nicht ſpringe. Beym Stellen des Eiſens ſehe man darauf, daß der Teller jederzeit hohl ſtehe nnd unter demſelben ein leerer Platz ſey, damit er beym Auftreten des Thieres keinen Ruhepunkt habe, ſondern alsbald köppe. Hiernächſt muß das Eiſen an einen nahen Buſch ꝛc. mit einem Stricke oder einer Kette ſo lang angebunden werden, daß der Fiſchotter damit weit in das Waſſer kommen könne, wo er dann, weil er ſeine Läufte nicht gebrauchen kann, müde wird, unterſinkt und erſäuft. Denn wenn das Eiſen zu kurz angebunden, und ihm alle Hoffnung zu entkommen geraubt iſt, ſo naget es ſich den Lauft ab, der im Eiſen hängt und entgehet dem Jäger, ob er ſchon gewiß umkommen muß, denn er kann mit drey Läuften nicht ſchwimmen. ſ. Tellereiſen.

3) **Mit dem Stangeneiſen.** An dieſem findet man gewöhnlich die Fehler, daß es, wenn es einige Zeit geſtellt liegt, zu feſt ſtehet, und daher beym Losgehen das Thier gar nicht, oder doch nur ganz hinten, etwas trifft; oder daß es den an die Stangen gebundenen Faden berühret, ehe es weit genug zwiſchen die Stangen eingegangen, und alſo entweder gar nicht, oder nur mit der Naſenſpitze etwas getroffen wird; in beyden Fällen aber kann es ſich leicht herausziehen. Ferner läßt es ſich, weil es nicht auseinander geſchraubet werden kann, eben ſo wenig, als ein Tellereiſen, recht rein halten, und weil es nur eine Feder hat, fehlt ihm auch oft die Kraft, das gefangene Thier feſt zu halten. Man hat aber ein Stangeneiſen mit außerordentlicher Kraft in den Federn, die ſich dabey auch leicht abziehen, und die man völlig auseinander ſchrauben und ſo rein als einen Schwanenhals halten kann, wo auch die Stellung ſo angebracht iſt, daß das Thier wenigſtens eine Viertel Elle, oder nach Befinden noch weiter zwiſchen die Stangen eingehet, ehe es den Faden trifft, daß man es folglich am Halſe, oder an, und auch hinter den Bügen fängt, wo keines davon kommen kann. Ein ſolches Eiſen hat vor allen andern Eiſen zum Fiſchotterfange, den Vorzug, daß es von beyden Seiten den Fiſchotter, er mag aus dem Waſſer oder in daſſelbe ſteigen, fänget, zumal wenn nächſt der Feder auch noch, wie beym Schwanenhalſe, ein Schneller angebracht iſt. S. Stangeneiſen.

4) **Mit dem, mit einem Teller verſehenen, Schwanenhalſe.** Dieſer iſt nächſt dem verbeßerten Stangeneiſen der ſicherſte Fang, und dem, im gewöhnlichen Tellereiſen, weit vorzuziehen, weil der Schwanenhals reinlicher gehalten, und wegen

des daran befindlichen Schnellers viel leichter, als beyde vorhergehende Arten von Eiſen gebraucht werden kann. Auch wird der Fiſchotter damit nicht, wie beym Tellereiſen, am Laufte, ſondern bey, oder hinter den Bugen gefangen, und muß bald erſticken. Auch würde der Fiſchotter mit einem Schwanenhalſe ohne Teller zu fangen ſeyn, wenn man einen Brocken dazu erſinnen könnte, denn todte Fiſche nimmt er nicht an. Vielleicht ließe ſich ein lebendiger kleiner Fiſch, Krebs, oder Froſch, oder auch ein Ey, das in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit bleibt, nicht minder auch wohl, wegen der Lüſternheit des Fiſchotters, ein gebratener Hering mit oder ohne Zucker dazu gebrauchen. S. Schwanenhals.

5) Mit einem, auf die Wechſel des Fiſchotters gelegten, Selbſtſchuße würde man auch etwas ausrichten können, wenn man nicht Gefahr liefe, Menſchen dadurch unglücklich zu machen.

6) Mit einer Fiſchotterfalle. Zu deren Verfertigung gehören zwey Säulen, jede 2½ Elle hoch, welche beyde oben durch einen 2 Ellen langen Riegel mit einander verbunden, und auf der inwendigen Seite mit einem Falze verſehen werden, worein man einen Kloß leget, an welchem eiſerne Spitzen ſind, ſo nahe, daß zwey den Fiſchotter treffen können; durch den Riegel aber wird ein Loch gemacht, und oben darauf zwey Kloben geſetzt. Unten hält ein zweyter Querriegel die Säulen auch in dieſer Gegend zuſammen, in deßen Mitte unten ein ganz durchgehender Falz angebracht ſeyn muß, damit die eiſernen Spitzen durchfallen können. Vom Kloße gehet eine pferdehärne Schnur, oder ein Drath, durch das Loch über die beyden Kloben, und von da an der Außenſeite der einen Säule wieder herunter, bis an das Schnellholz. In dieſer Säule iſt ein Kerb, an der andern aber wird ein feiner Drath angemacht, der aber nicht mehr als 2 Finger breit über den untern Querriegel gehen darf. An der Seite iſt ein glatter Ring, woran ein Bändchen gebunden iſt, das an das unterſte Querholz reichet. Die Spitzen der Säulen müßen mit eiſernen Schuhen beſchlagen ſeyn, damit man ſie beym Stellen gehörig im Waſſer einbringen kann. Solcher Fallen ſtellet man eine oder mehrere in kleine Flüße, Bäche oder Fluthgerinne der Teiche, ſo daß ſie die ganze Breite einnehmen, damit kein Fiſchotter vorüber kann, und zwar dahin, wo er gewöhnlich zu fiſchen pflegt, auf folgende Art: Man ziehet den Kloß mittelſt der Schnur in die Höhe und das daran gebundene Stellholz in den Kerb, faßet den Ring am Querbändchen und ſteckt ihn, ſo genau als möglich, an das Stellholz. Um der Falle ein wilderes Anſehen zu geben, kann man auch alte Stücken Holz an die Säulen lehnen, doch ſo, daß ſie nicht in die Falle fallen kön-

nen. In großen Flüſſen ſind ſolche Fallen nicht brauchbar.

7) Mit Netzen und Hunden. Hiezu iſt nächſt dem Bibernetze, (ſ. d. Wort) auch folgende Art brauchbar: Man ſtricke eine Wathe von Bindfaden, ſo ſtark, wie man ihn zu Rehnetzen nimmt, 24 Maſchen, jede, von einem Knoten zum andern, 4 Zoll enthaltend, hoch. Die Länge der Wathe iſt der Breite des Flußes gleich, unten aber wird ſie mit Bley und Geſenke, gleich den Fiſcherwathen, verſehen. Dieſe ſtellet man auf Forkeln, wie Reh- oder Haaſennetze, quer über den Fluß, auch wohl, wenn er breit iſt, 2 oder 3 ſolcher Wathen neben einander. Nun gehet ein Jäger mit den Hunden und ſuchet den Fiſchotter, welcher vor den Hunden im Waſſer fortgehet und ins Netz geräth. So bald er darinnen iſt, rücken 2, dabey aufpaßende Perſonen, die Unterleinen in die Höhe, und ziehen die Wathe, mit dem gefangenen Otter, in möglichſter Geſchwindigkeit heraus.

Uebrigens iſt noch zu erinnern, daß der Fiſchotter zur niedern Jagd gehöret.

Fiſchotterhund, oder Fiſchotterbeller, iſt ein zum Fiſchotterfange abgerichteter Hund. Von ſeiner Beſchaffenheit ſ. Biberhund. Die Abrichtung eines ſolchen Hundes geſchiehet in ſeiner Jugend auf folgende Art: Im Sommer gewöhnet man ihn, Fröſche an den Ufern kleiner Gewäſſer zu fangen, in der Folge wirft man ihm Knochen hinein, die man ihm vorher zeigt, und welche er, um ſeinen Appetit zu befriedigen, heraus holet; füttert ihn auch wohl von Jugend auf zuweilen mit gekochten Fiſchen und Fröſchen, wodurch er von allem Wildpret ab- und bloß an das Waſſer gewöhnet wird; auch darf er weder im Holze noch im Felde frey herum laufen. Hätte man einen halbwüchſigen lebendigen Fiſchotter, ſo könnte man ihn an einer Kette in einen großen Waſſertrog thun, und den Hund, durch öfteres Anhetzen, darauf begierig machen, endlich aber, wenn dieſes einigemal geſchehen, ließe man ihn würgen, und nach abgeſtreiften Balge, freßen. Denn man darf nicht befürchten, daß ein Hund in Zukunft einen Fiſchotter deswegen anreißen wird, weil er ihn im Waſſer nie einholet, ſondern nur ins Netz jagen kann. Hat man nun einen alten Fiſchotter lebendig gefangen, ſo hält man ihn mit einer Zange, und hetzt den Hund unter fleißigem Zurufen darauf, daß er ihn beißet; wobey es noch beßer iſt, wenn ein alter Fiſchotterhund dabey iſt, der den Otter würgt, und dadurch den jungen Hund um ſo begieriger macht.

Fiſchotternetz, ſ. Fiſchotterfang Nro. 7.

Fiſchreiher, ſ. unter Reiher, Nr. 1., den gemeinen Reiher.

Fitis oder Fitisfänger — Sylvia Fitis — gehört in der

Gat-

Gattung der Sänger zur Familie der Wurmfreßer als eine eigene Art, welcher auch gemeiner und gelber Fitis, großer Weidenzeiſig, Laubvögelchen, Sommerkönig, Wisperlein, Schmittl, Aſilvogel, Weidenblatt, Weidenmücke, Weidenblättchen und Backöfelchen heißt, und ſich durch nachſtehende Kennzeichen von den übrigen Arten unterſcheidet: Der Oberleib iſt olivenfarben; über die Augen geht ein weißgelber Streifen; die Backen ſind gelblich, die innern Deckfedern der Flügel ſchön gelb und die Füße gelbfleiſchfarben. Man muß dieſen kleinen Vogel nicht mit dem eigentlichen Weidenzeiſig verwechſeln, indem er etwas über 4 Zoll lang, wovon faſt 2 Zoll auf den Schwanz kommen. Der Schnabel iſt ſehr ſpitzig, 5 Linien lang, der Oberkiefer braun, der untere aber und der Rachen gelb; der Augenſtern dunkelbraun, die Füße gelbfleiſchfarben und die Beine acht Linien hoch. Durch die Augen um den weißgelben Streifen läuft ein undeutlicher dunkelbrauner; an den Ohren iſt ein rothgrauer Fleck; die Kehle und Bruſt ſind weißgelb mit höherm Gelb beſpritzt; die Deckfedern der Unterflügel ſind gelb, die Achſelfedern, das Kinn und die Augenlieder am ſchönſten, Schwung- und Schwanzfedern aber dunkelbraun und grünlich eingefaßt. Das Weibchen iſt etwas bläſſer am Unterleibe und unter den Flügeln als das Männchen. Es iſt ein unruhiger, hurtiger und liſtiger Vogel, der beſtändig in Büſchen und auf den Aeſten der Bäume herumhüpft, laut Fit lockt, und Didi, Düdü, Debi zia zia! ſingt. Man findet ihn in ganz Deutſchland da, wo Laubhölzer und beſonders Vorhölzer ſind, indem er um die Mitte des Aprils als ein Zugvogel ankommt, und ſein Neſt im Gebüſche, wo es friſches Waſſer giebt, weil er ſich gern badet, an der Erde im Moos oder Laub, zwiſchen Wurzeln ꝛc. rund zugewölbt macht, worein das Weibchen 6 bis ſieben weiße, violett geſprenkelte Eyer legt und ſie mit dem Männchen binnen 14 Tagen ausbrütet. Bisweilen machen ſie zwey Gehecke. Man ſieht daher im Auguſt dieſen Vogel allenthalben auf den Weiden, bis zu Ende des Septembers, wo er unſere Gegenden wieder verläßt. Die Fitisvögel freßen allerhand kleine Inſekten, Blattkäfer, Mücken, Schnecken, Fliegen, Räupchen und Nachtfalter, welche ſich ans Laub anſetzen; im Herbſte aber Hollunderbeeren, daher man ſie, wie die Rothkehlchen, in Sprenkeln fängt. Im Frühlinge hingegen werden von dieſem höchſt nützlichen Vogel, deßen Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt, eine große Menge mit Leimruthen und Mehlwürmern als Köder gefangen; auch geht er häufig auf den Tränkheerd, und iſt auch ſehr leicht zu ſchießen.

Flache Hand nennet man, wenn am obern Theile der Stangen

gen eines Hirſchgeweihes fünf Enden in Geſtalt einer ausgebreiteten Hand ſtehen.

Flachgarn, Steckgarn, Stockgarn, iſt ein Netz, das man zum Kaninchenfange braucht. Es wird von ſolchem Bindfaden verfertiget, wie man zu Haaſennetzen braucht, und die Maſchen werden 6 bis 7 Zoll weit gemacht. Ein ſolches Garn iſt, bey beliebiger Länge, 1½ bis zwey Ellen hoch. Hiezu gehöret noch ein Ingarn von eben ſo ſtarkem Bindfaden, aber die Maſchen nicht über 1½ bis zwey Zoll weit; dagegen aber muß es doppelt ſo lang und breit ſeyn, als das Steckgarn. Die dazu nöthigen Heftel und Ringe werden von 2 Ellen zu 2 Ellen weit von einander eingezogen.

Flachsfink — Fringilla Linaria — gehört mit dem Diſtelfink in eine Gattung und Ordnung, wo er eine beſondere Art ausmacht, welche auch folgende Nahmen führt: Bergzeiſig, Meerzeiſig, Meerzeislein, Neſſel- und Birkenzeislein, Blut- Roth- Stock- Karmin- und Krauthänfling, kleiner Rothkopf, kleiner rothplattiger Hänfling, Zwitſcherling, Zitzſcherlein, Zötſcherlein, Tſchötſcherl, Schittſcherling, Tſchettchen, Tſchötſcherl, Tſchetzke, Tſchätſchke, Tſchütſcherlein, Steinſchösling, Schwarzbärtchen, Schättchen, Schöſſerle, Schößzerlein, Graſel, Citrinchen, Ziſevinchen, Hirngrille, Grillchen, Todenvogel und Mauſevogel. Er unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch folgende Kennzeichen:

Die Schwung- und Schwanzfedern ſind dunkelbraun; über die Flügel laufen zwey weiße Querſtreifen; die Kehle iſt ſchwarz; der Vorderkopf roth; am Männchen die Bruſt roſenroth; am Weibchen weiß, dunkelbraun geſprenkelt. An Farbe und Geſtalt gleicht dieſer ſchöne Vogel dem Hänfling, an Größe und Lebensart aber dem Zeiſig. Er mißt fünf und einen Viertel Zoll, wovon der Schwanz zwey und einen Viertel Zoll einnimmt. Der Schnabel iſt nur vier Linien lang, ſehr ſcharf zugeſpitzt, gelb, an der Spitze ſchwarz; die Schienbeine acht Linien hoch. Der Scheitel glänzend karmoiſinroth; der Oberleib dunkelbraun weißlich und roſtgelb gefleckt; der Steiß roſenroth; die Kehle ſchwarz; der Unterhals und die Bruſt hoch roſenroth, mit weiß eingefaßten Federn; der übrige Unterleib weiß; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die zwey großen Reihen mit röthlichweißen Spitzen, wodurch zwey weiße Querſtreifen gebildet werden, die kleinern roſtgelb gewölkt; die Schwungfedern dunkelbraun, ſo wie der Schwanz. Das Weibchen iſt heller; die rothe Bruſt fehlt und nur ſehr alte haben an den Seiten des Halſes einen rothen Anflug, ſo wie auf dem Steiße. Schade daß die ſchöne Farbe des Männchens ſich nicht im Zimmer hält. Gleich bey dem erſten Mauſern ver-

verliert ſich die ſchöne rothe Farbe der Bruſt, und wenn nicht gleich mit, doch in der zweyten, auch der ſchöne rothe Scheitel, welcher ſtatt roth, grüngelb wird. Herr Bechſtein hat auch ſeit etlichen Jahren einen ſolchen Vogel im Käfig, welcher ſtatt des grüngelben Scheitels in der dritten Mauſerung einen goldgelben erhielt, welches ſehr ſchön ausſieht. Ohngeachtet dieſe Vögel im Winter ſo häufig ſind, ſo hat Hr. Bechſtein doch noch keine andere Farbenvarietät entdeckt, als mit einem weißen Flügel; alſo den bunten Flachsfink. Dieſe Vögel ſind nicht ſcheu, haben aber einen ſchnellen Flug, und können, wie die Zeiſige und Meiſen, an den Zweigen der Bäume herum klettern. Im Fluge ſchreyen ſie Pivit! im Sitzen aber Kreck, Kreck Hoid! Ihr Geſang iſt ein leiſes angenehmes Geklirre. In der Stube werden ſie ſehr zahm, ſchnäbeln ſich beſtändig auch mit Zeiſigen und Stieglizzen; paaren ſich auch mit Canarienvögeln. Man trifft ſie in Europa, in dem nördlichen Aſien und Amerika an. Ihr Sommeraufenthalt iſt in Europa vorzüglich der Norden. Hier halten ſie ſich in ſumpfigen Gegenden, die Geſträuch haben, auf. In der letzten Hälfte des Octobers kommen ſie als Zugvögel in großen Schaaren zu uns, und bleiben ſo lange da, als ſie vor Eis und Schnee zu dem Erlenſaamen können, alſo gewöhnlich den ganzen Winter. Sie ziehen von einem Erlich zum andern. Im März gehen ſie wieder weg, und nur ſehr ſelten bleibt ein Päärchen in unſern bergigen Waldungen. Im Sommer ſoll er von kleinen Sämereyen, beſonders des Löffelkrauts, der Montie- und Alſine-Arten leben. Bey uns in Deutſchland frißt er Fichten- Lein- Rüb- Diſtel- und hauptſächlich Erlenſaamen, welches ſein Winterfutter iſt. In der Stube nimmt er mit Mohn- und Hanfſaamen vorlieb. Bey uns findet man das Neſt nur als Seltenheit auf kleinen Fichten und Erlen; ſie pflanzen ſich eigentlich im Norden fort. Hier ſteht das Neſt tief auf Stöcken und Gebüſch, und iſt aus dünnen Grashalmen und Wolle gewebt und mit Haaren und Federn ausgefüttert. Die vier bis fünf Eyer ſind hellbläulichgrün mit kleinen röthlichen Flecken am ſtumpfen Ende dicht beſetzt. Die Jungen haben vor dem erſten Mauſern nichts rothes auf dem Kopfe. Der Sperber und graue Würger fangen ſie im Winter. Sie können, als nicht ſcheu, mit Vogeldunſt im Herbſt und Winter im Menge von den Erlenbäumen geſchoßen werden. Sie fallen auch auf den Heerd, wenn er in der Nähe von Erlen iſt, und zwar nach dem Rufe des Zeiſigs. Auf den Lockbüſchen, die mit Leimruthen beſteckt ſind, werden ſie im Frühjahr und Herbſt in Menge gefangen. Sie ſind ſo erpicht auf die Locke, daß ſie ſich, dem Vogelſteller unter den Händen, auf die Lockbüſche aufſetzen. Man kann ſie ſogar mit Leimruthen fangen, die man an eine Stange bindet und ſie damit

mit berührt. Ihr Fleiſch hat keine unangenehme Bitterkeit, und ſie ſind im Herbſt und den ganzen Winter durch, wenn die Witterung nicht ungünſtig iſt, ſehr fett.

Fliegenfänger oder Fliegenſchnäpfer, Fliegenſchnäpper — Muscicapa — iſt eine beſondere Gattung Singvogel in der fünften Ordnung und unter denen, welche einen ausgeſchnittenen Schnabel haben. Die beſondern Gattungskennzeichen ſind nachſtehende: Ihr Schnabel iſt dünn, etwas platt gedrückt, faſt dreyeckig, an der Wurzel breit, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt, ausgeſchnitten und um den hintern Rand herum mit ſteifen, nach der Kehle zu gekehrten Haaren, beſetzt. Die Naſenlöcher ſind rundlich und mit ſteifen Haaren beſetzt; und an den Füßen die Zehen meiſt bis an ihren Urſprung getrennt. Sie ſind bey uns insgeſammt Zugvögel, welche bey uns gewöhnlich ſpät ankommen und zeitig wiederum weggehen, daher ſie auch nur einmal niſten, indem ſie ſich ausſchließlich von den Inſekten der 5ten und 6ſten Ordnung der Linneiſchen Eintheilung, und beſonders von den Fliegenarten, nähren, welche ſie ſehr geſchickt in der Luft zu fangen wiſſen. Wir haben aus dieſer Gattung in Deutſchland nachſtehende fünf Arten, als:

1) Der gefleckte Fliegenfänger — M. griſola — Der Oberleib dunkelgrau; der Unterleib weißlich mit röthlich grauen Längsflecken. Er iſt ſechs Zoll lang. Dieſer Vogel variirt in der Jugend; denn die Jungen ſind am Oberleibe und an der Bruſt gelblichweiß und gelblichgrau geſprengt. Sein Wohnort iſt in Vor- und Feldwäldern, auch um Dörfer herum, in Gärten; wandert weg; und die Nahrung wie oben angegeben. Er macht ſein Neſt auf dicken Aeſten, in Mauerlöchern, hohlen Baumäſten, auf hervorſtehenden Balkenköpfen der Häuſer, mit vier bis fünf grünweißen, am ſtumpfen Ende blutbraun und nach der Spitze zu bläßer gefleckten Eyern. Man giebt ihm auch noch die Nahmen Fliegenfänger, großer, grauer, graugeſtreifter, geſtreifter Europäiſcher und graubrauner Fliegenfänger, graugeſtreifter und großer Fliegenſchnäpper, Hausſchmätzer, Koth- und Neſſelfink, Pieps- Toden- und Peſtilenzvogel, grauer Hutick, Graag Hüting, Spiesfink.

2) Der ſchwarzrückige Fliegenfänger — M. Atricapilla — Oben ſchwarz, unten und an der Stirn weiß, die zwey äußerſten Schwanzfedern mit einem weißen Längsſtreifen. Seine Länge iſt 5½ Zoll. Er variirt kaum in der Farbe; denn das Weibchen iſt nur etwas heller. Er nimmt ſeinen Wohnort in gebirgigen Wäldern, beſonders Laubwäldern, wandert umher und

die

die Nahrung iſt wie oben, überhaupt bey allen einerley. Er macht das Neſt in hohlen Bäumen, ſeltner in dichten Aeſten, mit 4 bis 6 bläulichen Eyern. Er ſingt einige laute helltönende angenehme Strophen, und führt auch die Nahmen gemeiner, ſchwarzer, brauner, bunter, ſchäckiger Fliegenfänger, Fliegenſchnäpper, kleiner Fliegenſchnäpper, gemeiner, ſchwarzer, ſchwarzblattiger und Lothringiſcher Fliegenſchnapper, ſchwarze Grasmücke mit bunten Flügeln, ſchwarz und weißſchäckiger ſchmätzender Fliegenvogel, Waldſchäck, Meerſchwarzplättchen, Meerſchwarzblattl, Baumſchwalbl, ſchwarzer Fliegenſtecher, Todtenköpfchen, Trauervogel, Loch- oder Dornfink.

3) Der Fliegenſchnäpper mit dem Halsbande — M. collaris, Bechſtein. — Oben ſchwarz; um den Hals ein weißes Halsband; die äußerſte Schwanzfeder mit einem weißen Streifen. Seine Länge iſt fünf Zoll. Er wird gewöhnlich für eine Varietät des Vorhergehenden gehalten, iſt aber, ſo viel man beobachtet hat, als Art verſchieden, die ihren Wohnort in tiefen Laubholzwäldern nimmt und wandert häufig umher. Sie macht ihr Neſt in hohlen Bäumen, mit bläulichgrünen, braungefleckten Eyern.

4) Der ſchwarzgraue Fliegenfänger — M. Muscipeta, Bechſt. — Am Oberleibe graubraun, das Weibchen braungrau; die drey äußerſten Schwanzfedern mit einem weißen Längsfleck. Seine Länge iſt $4\frac{1}{2}$ Zoll. Er variirt etwas nach Alter und Geſchlecht, denn das Weibchen iſt nicht nur am Oberleibe heller, ſondern auch am Unterleibe ſchmutziger, und die Jungen ſehen dem Weibchen ähnlich, und ſind am Unterleibe rothgrau überlaufen. Dieß iſt die Motacilla Ficedula, Lin. l. c. p. 956. Nr. 10., wie man jetzt aus langer Erfahrung und Vergleichung weiß. Er geht in Rückſicht des Schnabels und der Lebensart etwas von den Fliegenfängern ab; daher die Verſetzung unter die Sänger, zu welchen er einen ſchicklichen Uebergang macht. Man findet ſeinen Wohnort in gebirgigen und ebenen Waldgegenden, auch in Gärten; er wandert, u. iſt alsdann häufig in Alleen und in Feldhölzern zu ſehen. Er iſt ein angenehmer Sänger. Neben den Inſekten lebt er auch von Hollunderbeeren, und wird daher auch in der Schneuß gefangen. Sein Neſt baut er in hohlen Bäumen, auch auf dicken Baumäſten am Stamme mit 5 bis 6 bläulichweißen braunpunktirten Eyern, und hat auch die Nahmen: Fliegenfreßer, gemeiner Fliegenfreßer, Diſtelfink, Todenvogel, Beccaſige, Braunellchen, brauner Fliegenſchnäpper mit einem weißen Flügelflecken, Gartenſchäck, kleine Grasmücke, brauner Fliegenſchnäpper.

Man bekommt zuweilen junge ſchwarzrückige Fliegenfänger im Herbſte, beſonders weiblichen Geſchlechts, die faſt nicht von dieſer Art zu unterſcheiden ſind, doch haben ſie allezeit ſchon etwas Weißliches an der Stirn, und die Haarfedern um den Schnabel ſind länger, auch die Schnabelwurzel breiter gedrückt.

5) Der kleine Fliegenfänger — M. parva, Bechſt. — Am Oberleibe grau; an der Bruſt röthlichgelb; die Schwanzfedern von der Wurzel an bis über die Hälfte weiß, die beyden mittelſten ausgenommen. Seine Länge iſt $4\frac{1}{4}$ Zoll. Er variirt am Unterleibe weiß, bloß röthlichgelb beſpritzt; und die Jungen ſind ganz grau, oben dunkler, unten heller, die Flügelfedern roſtgelb kantirt. Er hat ſeinen Wohnort in den Vorhölzern des Thüringer Waldes und in abgebrochenen gebirgigen Laubwaldungen. Außer den Inſekten frißt er auch wohl Beeren und Kirſchen. Er baut ſein Neſt zwiſchen zwey Bäumen, wie der gemeine Baumläufer.

Fliehen oder Flüchtig ſagt man vom Hirſche, wenn er ſpringt oder ſchnell läuft.

Flinte, ſ. Gewehr.

Flintenſchloß, ſ. Gewehr und Schloß.

Flintenſteine werden aus ſehr harten Steinarten, als ſchwarzen, grauen, weißlichen u. bräunlichen Markaſit- und Hornſteinen gemacht, dergeſtalt, daß dieſe klein geſchlagen und ſodann in die gehörige Form geſchliffen werden. Die ſchwarzen ſind die vorzüglichſten, dieſe bekommen wir aus der Gegend von Paris, und überhaupt die beſten Flintenſteine aus Frankreich und Italien, denn Deutſchland, ſo reich es außerdem an Feuerſteinen iſt, zählt doch keine guten Flintenſteine unter ſeine Produkte.

Fluchtröhren ſind die kleinen, ganz flach im Erdboden hin laufenden Röhren oder Gänge, deren ſich die Füchſe, außer ihrem ordentlichen Baue, im Nothfalle bedienen, um ſich ſchnell verbergen zu können.

Flucht und Schweiß ſagt der Jäger, wenn er von dem Anſchußorte eines Thieres, ſofort auf der Fluchtfärthe nachſuchet und den Schweiß findet, um endlich das Thier dadurch zu erhalten.

Flug, Schwarm, nennet man eine Geſellſchaft kleiner Vögel, die beſonders auf dem Striche mit einander fliegen.

Flugſchießen, Laufſchießen, iſt eine durch Uebung erlangte Fertigkeit, das Federwildpret im Fluge, ſo wie das vierfüßige Wildpret im völligen Laufen zu ſchießen. Um dieſe zu erlangen, muß man erſt die Urſachen kennen lernen, die das öftere Fehlen im Fluge und Laufe verurſachen. Dieſe ſind 1)

Unentſchloſſenheit. Ein noch ungeübter Schütze erſchrickt gewöhnlich, wenn etwas unvermuthet vor ihm heraus fähret, ſieht ihm eine Zeitlang nach, und vergißt darüber, ſich ſchußfertig zu machen; unterdeßen entfernet ſich das Wild zu weit, oder kommt hinter Bäume oder andere Gegenſtände, daß es auch von dem beſten Zieler nicht getroffen werden kann. 2) Mangel an nöthiger Enthaltſamkeit, dieſer iſt demjenigen Fehler gerade entgegengeſetzt; es fähret, laufend oder fliegend, etwas heraus, und nun fährt der ungeübte Schütze mit der Flinte an den Backen, hält ſie nach der Gegend hin, wo das Wild läuft oder fliegt, es ſey nun nahe oder fern, drückt ſogleich los, und iſt gewiß nicht überzeugt, ob er getroffen oder gefehlt hat, bis er das Wild, nach verzogenem Rauche, liegen oder forteilen ſiehet. Wer das Mittel zwiſchen dieſen beyden Extremen erwählet, wird im Fluge und Laufe beßer ſchießen, als der in einen derſelben verfällt; denn er wird ſich zwar eben ſo raſch fertig machen, als der letztere, aber nicht eher losdrücken, bis er gehörig abgekommen iſt, d. h., bis er weiß, daß das Wild im Abdrücken in ſeinem Schuß laufen oder fliegen muß. 3) Eine jähling Wendung des Wildes, im Augenblicke des Losdrückens, z. B. wenn ein Haaſe einen Haaken ſchlägt. 4) Ein zu weites Zündloch an der Flinte, durch dieſes brennet zu viel Pulver aus dem Laufte, kömmt dem Geſichte des Schützen zu nahe, und verurſachet ihm eine unangenehme Empfindung, wodurch viele ungeübte Schützen mucken, d. h. mit den Augen blinzen und dadurch das Gewehr etwas verrücken lernen. 5) Pulver, das ſich nicht ſchnell genug entzündet, ſondern, wovon ganze Körner heiß, aber nicht entzündet, herumſprühen, dem Schützen ins Geſicht kommen, ihn brennen, und denſelben Fehler veranlaßen, den man gewöhnlich nicht eher gewahr wird, bis die Flinte einmal verſaget, da man das Zublinzeln der Augen und überhaupt die Bewegung beym Abdrücken am beſten ſehen, darauf in Zukunft Acht haben, und ſie abändern kann. 6) Das Stille halten mit dem Gewehre im Abdrücken, denn wenn man richtig gezielet hat, ſo muß durch dieſe Verzögerung, dauerte ſie auch nur eine Sekunde, das Wild ſchon aus dem Schuße gekommen ſeyn, und entweder gar nicht, oder doch nicht recht, getroffen werden. Nun werden ſich leicht einige Regeln, um gut im Fluge und Laufe ſchießen zu können, hieraus folgern laßen. Sie ſind folgende: 1) Man halte auf gutes, ſchnell brennendes Pulver, und ſehe wohl darauf, daß das Zündloch nie zu weit ſey, wäre es aber, ſo laße man es verbohren. 2) Man beurtheile ſchnell, ob das herausfahrende, oder das vorbeylaufende Wild, ſchußmäßig ſey, oder nicht? Im letzten Falle ſchieße man gar nicht, im erſten richte man ſich mit dem Zielen nach deßen Entfernung.

nung. 3) Man ziele ſo, daß man vor das Wild halte, und nun nach Maaßgabe ſeines langſamern oder ſchnellern Fluges oder Laufes, langſamer oder geſchwinder fortgehe, den Finger zwar am Abdrucke habe, und ſo bald man abgekommen, die Bewegung des Abdrückens im währenden Fortgehen, durch einen raſchen Druck, mache; doch bringe man den Finger vorher nicht zu nahe an den Drücker, weil er, bey einem leiſe ſtehenden Schloße, leicht das Losgehen der Flinte, wider Willen des Schützen, zu leicht bewirken könnte. 4) In Rückſicht des Zielens beobachte man folgendes: Wenn das Wild quer über läuft, oder fliegt, ſo halte man vor deßen Kopf, und zwar weiter vor, wenn es ſchräg, als wenn es breit läuft, geht es gerade vor einem weg, ſo halte man gerade über ſeinen Kopf hinweg, z. B. bey einem Haaſen mitten zwiſchen den Löffeln durch, kömmt es gerade auf einen zu, ſo halte man gerade darunter, z. B. einem Haaſen zwiſchen die Vorderläufte, einem Vogel unter den Bauch. Je weiter die Entfernung iſt, um ſo weiter muß man vor und in eben der Maaße, wenn es ganz weit iſt, auch darüber halten, weil ſich in weiter Entfernung, die Schrote, wegen ihrer Schwere, allezeit ſenken. Ein angehender Flugſchütze kann ſich am beſten au einem Sperlinge, den er fängt, ihm eine papierne Krauſe um den Hals macht, und ihn wieder fliegen läßt, einſchießen, denn dieſer hat einen ſteten Flug, der durch die Krauſe noch mehr gemäßiget wird. Manche empfehlen hiezu zwar das Schießen der Schwalben; da aber dieſe mit keinem Vogel eine Aehnlichkeit im Fluge hat, als mit der Becaſſine, und überhaupt für einen Anfänger viel zu ſchnell und unregelmäßig flieget, ſo iſt für Anfänger das Schießen der Sperlinge und Krähen das Empfehlungswürdigſte.

Flügel ſind 1) die mit Schwungfedern beſetzten Glieder der Vögel, deren jeder zwey hat, die ihm dazu dienen, ſich damit in der Luft zu erhalten und fort zu bewegen, oder mit einem Worte, zu fliegen. 2) Iſt bey der Jägerey ein Flügel, ein, zum Behuf der Jagden ganz durch den Wald, von einem Ende zum andern gehauener, und mit Ziffern an den daneben ſtehenden Bäumen, bezeichneter Weg. Gehet er nach dem Laufe zu, ſo heißt er Abjagungsflügel; ſind in einem kleinen Gehölze nur zwey kreuzweiſe über einander weg laufende Flügel, ſo heißen ſie Kreuzflügel, welchen Namen überhaupt, alle einander ſolchergeſtalt durchkreuzende Flügel führen. Der von dem Laufe zur rechten Hand ins Jagen gehende Flügel, heißt der rechte, und der zur linken Hand hinein gehende, der linke Flügel. Ein, recht in= und vor dem Jagen durchgehauener Weg, wird ein Querflügel genennet. Ein, nicht ganz durch das Holz gehender, auch nicht mit Ziffern, ſondern mit Buchſtaben bezeichne-

ter Weg, heißt ein Stellflügel, und ein, mit allen zur Jagd nöthigen Flügeln durchhauener Wald, ein beflügelter Wald. Siehe dieſe Wörter.

Flügelhorn iſt ein einfaches meßingenes Horn, welches bey einem Jagen die Flügelmeiſter führen, um die nöthigen Signale damit zu geben.

Flügelmeiſter werden diejenigen Jäger genennet, welche den rechten und linken Flügel einer Jagd befehligen, und, jeder auf ſeinem Flügel, die Jagd in Ordnung halten.

Forkeln, Forcheln, Furcheln, Stieffel, Stellſtangen, ſind diejenigen Stangen, worauf bey einer Jagd die Netze und Tücher ꝛc. geſtellt werden. Die zu hohen Tüchern brauchbaren, müßen von Tannenholze, wegen ſeiner Leichtigkeit und Unbiegſamkeit, $5\frac{1}{2}$ Elle hoch, auch nach Beſchaffenheit der Härte des Bodens, noch höher, und oben mit einem eiſernen Ringe und Haaken, worauf die Oberleine des Tuches lieget, beſchlagen ſeyn. Zu hohen Mitteltüchern iſt eine Länge von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Ellen; zu ſchmalen Mitteltüchern hingegen nur von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen hinreichend. Die Forkeln zu Tücherlappen, womit dieſe einfach geſtellt werden, ſind 3 Ellen lang, und oben ebenfalls mit Ringen und Haaken verſehen. Werden aber doppelte Lappen über einander an den Tüchern geſtellt, ſo müßen ſie $4\frac{1}{2}$ Elle lang ſeyn, um ſowohl oben, als auch in einer in der Mitte befindlichen Kerbe, Lappen aufzuhängen. Zu Hirſchnetzen müßen ſie 4 Ellen lang, von mittelmäßiger Stärke, können auch von trocknem fichtenen oder kiefernem Holze ſeyn, und von oben bis auf die Hälfte wird eine gerade Kerbe eingeſchnitten, damit die Oberleine des Netzes darauf ruhe. Eben ſo ſtark, aber nur $2\frac{1}{2}$ Elle hoch, ſind die Forkeln der Saunetze. Zu Spiegelnetzen werden eben ſolche gebraucht, wie zu hohen Tüchern; zu Prellnetzen hingegen müßen ſie ſehr ſtark und oben mit einer etwas hohen eiſernen Gabel beſchlagen ſeyn, damit die Leine von den Sauen nicht heraus geprellt werde. Zu den Reh- Haaſen- und andern kleinen Netzen, richtet man ihre Höhe und Stärke nach dem Verhältniße der Netze. Alle Forkeln aber werden in einem Zeughauſe oder einem andern Behältniße, entweder auf Träger an der Wand liegend, oder in einen Winkel geſtellt, zum Gebrauch aufgehoben.

Fraß nennet man die Speiſe der Raubthiere, und wenn ſie ſolche ſuchen, ſagt man, ſie gehen auf den Fraß aus.

Fraß, ſiehe Fraaß. Fregatte, ſiehe Pelikan Nr. 4.

Frette, Frettel, Frettchen, Fröttel, Fröttchen, — Muſtela Furo — gehört un-

unter die Gattung Iltis, und hat auch noch die Nahmen Kaninchenwieſel, italieniſcher Iltis, Furett, Frettele, wildes- gelbes- weißes- oder Waldwieſel, wildes Iltiswieſel, Kaninchenjäger und Frettmarder. Als beſondere Art unterſcheidet ſich daſſelbe durch nachſtehende Kennzeichen:

Der Kopf iſt ſchmal und läuft ſpitzig zu; der Leib lang und ſchlank, die Farbe blaßgelb mit Weiß überlaufen; der Augenſtern roth. Dieß Thier hat die größte Aehnlichkeit mit dem Iltis, daher es auch einige für eine Abänderung deſſelben halten; doch unterſcheidet es ſich dadurch, daß der Körper ſchlanker und geſtreckter, der Kopf ſchmäler und die Schnauze ſpitziger iſt. Es hat auch 15 Rippen, da der Iltis, ſo wie der Stein- und Baummarder nur 14 haben, und im Bruſtbein iſt ein Knochen mehr. Die Länge des Körpers iſt ein Fuß zwey Zoll, des Schwanzes ſieben Zoll; die Höhe acht Zoll. Bau und Anzahl der ſcharfen Zähne wie beym Iltis; die Augen klein, trübe und hellroth, ein Zeichen ſeines gezähmten Zuſtandes, ſo wie bey dem zahmen Kaninchen; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig und mit weißen Krallen verſehen; die Grundhaare ſind wie am Iltis gelbwollig mit darzwiſchen ſtehenden langen Stachelhaaren; die Farbe iſt im Grunde blaßgelb, oben oder an der Spitze weiß, daher wie mit weiß überlaufen. Man kennt auch Abänderungen: 1) mit kaſtanienbraunen Spitzen der Rückenhaare, und weißer Zeichnung am Kopfe; 2) mit dieſer Farbe geſchäckte. Beyde Varietäten ſoll man beſonders unter dem männlichen Geſchlechte finden, und es ſollen eigentlich Baſtarte vom Iltis und Frett ſeyn, die ſich gern mit einander begatten. Das Weibchen iſt merklich, faſt ein Drittheil kleiner als das Männchen, nicht ſo lang, nicht ſo ſtark, beſonders am Kopfe und Halſe, und nicht ſo hoch. Man giebt es gewöhnlich für ein träges und zorniges Thier aus, ſo daß es ſtatt wie andere Thiere dieſer Gattung eine große Beweglichkeit und Leichtigkeit in dem Gebrauche ſeiner Gliedmaßen zu zeigen, nur langſam herumſchleiche, entweder freße oder ſchlafe, und zwar das letztere oft lange und tief. Allein dieß findet nur da ſtatt, wo ſie zu enge eingekerkert ſind, und ſich nicht viel Bewegung machen können. Hat man ſie in einem großen Zimmer, ſo ſind ſie ſo munter und hurtig wie der Iltis, necken ſich einander, zanken ſich, jagen mit größter Lebhaftigkeit nach einem zu ihnen gethanen lebendigen Raube, beißen ſich um denſelben, ſpielen mit den Kindern u. ſ. w. Die Geſchicklichkeit, die es für den Jäger, die Kaninchen aus den Bauen zu treiben, beweißt, iſt bloß angebohrner Naturtrieb; dieſe Thiere machen ſein Hauptnahrungsmittel aus, und es iſt ihr Erbfeind; denn es lernt ſeinen Herrn ſogar ſchwer oder oft gar nicht kennen. Es giebt

giebt, beſonders im Affekte, einen ſtarken widrigen Biſamgeruch von ſich. Seine Stimme iſt ein gewißes Murren. Sein Leben dauert 12 bis 14 Jahre, wenn es gut gewartet wird. Das eigentliche Vaterland dieſer Thiere iſt die Barbarey, wo es noch wild angetroffen werden und den Namen Nimſe führen ſoll. Da es ein natürlicher Feind der Kaninchen iſt, die ſich in Spanien ungeheuer vermehrt hatten, ſo brachte man es aus Afrika zuerſt dahin, von wo aus es ſich durch den ganzen gemäßigten Theil von Europa verbreitet hat, ſo daß man es allenthalben bey demjenigen Jäger findet, der auf ſeinem Reviere wilde Kaninchen hat. Man hält ſie paarweiſe in Tonnen, Kiſten und mit Drath vergitterten Käfigen, in welchen man ihnen ein Lager von Werch, Stroh, Heu u. d. gl. bereitet. Hat man mehrere, ſo giebt man ihnen ein Zimmer ein, in welches man einzelne kleine Verſchläge macht, worin die Weibchen ihre Jungen zur Welt bringen. Da ſie aus einem warmen Clima ſtammen und bloß Hausthiere ſind, ſo können ſie es auch im Winter nicht in der freyen Luft aushalten, und müßen daher in mäßig erwärmte Stuben gebracht werden. Man füttert ſie gewöhnlich mit Semmel, Brod, und Kleye in Milch geweicht. Allein von dieſem Futter bekommen ſie ſehr oft den Durchfall, und daher entſtehen die häufigen Klagen, daß ſie nicht gut fortzubringen wären. Um dieß zu verhüten und ſie ſtärker und raubbegieriger zu machen, giebt man ihnen denn lieber Fleiſch von Tauben, Kaninchen, allerhand Vögeln, auch Kalbfleiſch. Um die Jagdluſt bey denſelben zu unterhalten, läßt man zuweilen ein Kaninchen oder einen Vogel zu ihnen, welche ſie jagen, fangen und denen ſie das Blut ausſaugen. Merkwürdig iſt, daß ſie auf den Blutgenuß gleich ſehr böſe werden, und man ſich daher vor ihnen in Acht zu nehmen hat. In der Wildniß, ſagt man, daß ſie kleine vierfüßige Thiere, die in Höhlen leben, Vögel, Fiſche und Schlangen freßen. Auch ſollen ſie den Honig lieben; doch haben Verſuche an unſern zahmen gezeigt, daß er ihnen nicht wohl bekömmt, und daß ſie daran ſterben, woraus man aber freylich keinen Schluß auf ihren wilden Zuſtand machen kann. Sie faßen ihren Raub im Genicke und ſaugen ihm ſo das Blut aus. Wie erpicht ſie auf Kaninchenblut ſind, kann man daraus ſehen, daß ſie, wenn man ihnen einen jungen Hund, Katze oder Vogel vorhält, und ſie aus dem Schlafe weckt, ſie ſich gar nicht darnach umſehen, dahingegen ſie auch mit halb verſchloſſenen Augen gleich über ein vorgehaltenes Kaninchen herfallen und daßelbe würgen. Gewöhnlich begatten ſich dieſe Thiere des Jahrs zweymal, und das Weibchen geht in der Hitze dem Männchen ſehr nach, da es ſonſt bey andern Raubthieren der umgekehrte Fall iſt. Es trägt ſechs Wochen und wirft gewöhnlich fünf und ſechs, doch auch ſieben bis neun blinde Junge,

die

die es zuweilen gleich nach der Geburt wieder auffrißt. Das trächtige Weibchen wird von den andern abgeſondert und in den oben erwähnten Verſchlag geſteckt, der mit Heu ausgefüttert iſt. Nach ſechs Wochen läßt man es mit den Jungen wieder heraus unter die andere Geſellſchaft. Merkwürdig iſt, daß manchmal die Jungen faſt drey Wochen blind liegen und alſo in dieſer Zeit die Augen zu ihrer künftigen Lebensart vorbereitet werden. Doch ſcheint auch hier ſehr viel auf die Pflege anzukommen, ſo daß ſie in größerer Freyheit auch eher ſehende Junge, nach zehn bis vierzehn Tagen, erhalten. Nach vier Wochen kann man die Jungen von den Alten wegnehmen, und ſie mit Semmeln und Milch auffüttern. Nach der ſechſten Woche gewöhnt man ſie aber, um ſie ſtark und gewandt zu erhalten, gleich ans Fleiſch. Daß ſie ſich gern mit dem Iltiſſe begatten, und beſonders die Weibchen ohne Scheu demſelben nachgehen, iſt oben ſchon erwähnt worden. Es entſteht daraus eine Mittelart, die beſonders die Engländer ſehr lieben, weil ſie ſagen, daß dieß weit zahmere Frettchen gebe, die zwar nicht ſo gierig auf die Kaninchen, aber deſto geſchickter wären, ſie aus ihren Höhlen zu treiben. Von dieſer Erfahrung behauptet man aber in manchen Gegenden Deutſchlands das Gegentheil, ſolche Baſtardten werden gewöhnlicher nicht ſo zahm, und frettiren nicht ſo gut, weil ſie viel häufiger die Kaninchen anfreßen und nicht wieder aus dem Baue wollen. Man hat ſie daher auch allenthalben wieder abgeſchafft. Vielleicht liegt aber der Grund dieſer widerſprechenden Erſcheinung in der Behandlungsart von Jugend auf. Sie ſind oft dem Durchfall unterworfen, welcher zuweilen in Ruhr übergeht und anſteckend wird. Man giebt es der bloßen Brod- Semmeln- und Milchnahrung die Schuld, und ſucht dieß, wie oben angegeben worden, durch Fleiſchſpeiſen zu verhüten. Auch ſterben ſie zuweilen an der Auszehrung. Auf dem Balge findet man manchmal gelbe Milben. Der Nutzen dieſer Thiere beſteht eigentlich in einer Art von Kaninchenjagd, welches man das Frettiren nennt. Man kann ſie zu allen Zeiten anſtellen, thut es aber doch der jungen Kaninchen halber, die gern von ihnen im Bau todt gebißen werden, lieber im Herbſte, wenn die Jagd aufgegangen iſt. Ihr Wärter muß ſie beym Frettiren ſo gewöhnt haben, daß ſie ſich von ihm, ohne zu beißen, angreifen laßen. Man ſteckt denn eins bis drey in einen mit Heu ausgefüllten Kaſten, und geht damit zum Bau. Hier nimmt man eins heraus und läßt es hinein, damit die Kaninchen, bey Erblickung ihres Erbfeindes, die Flucht ergreifen und entweder in ein vorgelegtes Sacknetz laufen, oder vor der Höhle von einem Hunde gefangen, oder erſchoßen werden können. Um die Kaninchen gleich in Furcht zu jagen, hängen einige dem Frett Schellen an, und um ihnen das Anfreßen

freſſen zu verbieten, Maulkörbe. Allein wenn ſie ordentlich gewartet und gefüttert werden, ſo hat man dieß nicht nöthig. Hat man Männchen, die gern morden und das Blut ausſaugen, ſo feilet man ihre Zähne etwas ab, damit ſie nicht ſogleich Herr über das Kaninchen werden. Sie bleiben gern im Baue liegen und ſchlafen, wenn ſie ſchon zu viel gearbeitet haben, oder das Wetter kalt und windig iſt. Alsdann hält man ihnen entweder ein Kaninchen in den Bau, wo ſie gleich kommen, anbeißen und dadurch aus dem Bau herausgezogen werden können, oder man legt ein Bischen Heu vor den Eingang, dann einen Stein vor, und geht nach etlichen Stunden wieder hin, ſo liegen ſie gewöhnlich auf dem Heubette, ſchlafen und man kann ſie dann nehmen, in den Kaſten ſtecken und nach Hauſe tragen. Daß das Frettchen der natürliche Feind der Kaninchen ſey, erhellet auch daraus, daß ſich dieſe ſogleich, wenn ſie ſehen, daß ſie nicht entfliehen können, in einen Winkel ſtecken und ruhig und ohne alle Gegenwehr ſich würgen laßen. In der Jägerſprache nennt man an einigen Orten das Männchen den Bock und das Weibchen die Zibbe, ſonſt aber braucht man die beym Iltis gewöhnlichen Ausdrücke.

Freybürſche, Freybüſche, Freypürſche ſind an manchen Orten ſolche Hölzer, wo jedermann die Erlaubniß zu jagen hat.

Friſchen heißt 1) bey den wilden Sauen ſo viel, als bey den zahmen Ferkeln, oder Werfen, nemlich Junge zur Welt bringen. 2) Bey einer Büchſe die Züge erneuern, auffriſchen.

Friſchling heißt ein junges wildes Schwein von ſeiner Geburt an, bis es ein Jahr alt iſt, im zweyten Jahre heißt es ein überlaufener Friſchling.

Friſche (eine) nennen die Jäger einen waſſerreichen Ort.

Fuchs — Canis vulpes — heißt auch Rothfuchs, Birkfuchs, Waldfuchs u. Feldfuchs, das Weibchen aber Füchſin, Fähe, oder Bätze, gehört unter den Raubthieren in die Gattung Hund als eigene Art, die ſich durch nachſtehende Kennzeichen unterſcheidet:

Der breite Kopf hat eine dünne Schnauze; die Spitzen der Ohren, ſo wie die Füße, ſind ſchwarz; die Hauptfarbe fuchsroth; die Spitze des geraden wolligen Schwanzes weiß. Der ſchlaue Fuchs iſt jedem Jäger bekannt. Die Länge ſeines Körpers beträgt faſt zwey Fuß, der Schwanz, oder die Ruthe aber, ein Fuß, und die Höhe ein Fuß. Sein Körperbau iſt fein und ſchlank. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in eine lange ſpitzige Schnauze aus; das Gebiß iſt ſehr ſcharf; die Naſe, wie beym Hunde, eingekerbt und ſchwarz; die Zunge ſchmal, lang und

und rauh; die Augen liegen, wie beym Wolf, ſchräge, ſind braunroth und funkeln; die Ohren ſtehen aufrecht und ſind faſt immer geſpitzt; der Leib läuft, wie beym Hunde, von der ſchlanken Bruſt an, nach dem Bauche ſchmal zu; der Schwanz iſt dick, mit weichen, etwas zottigen Haaren beſetzt, beym langſamen Gange berührt er den Boden, beym Laufen aber iſt er ausgeſtreckt; am Obertheile des Schwanzes, ohngefähr 2½ Zoll von der Wurzel, ſitzt eine Drüſe mit einer geronnenen Feuchtigkeit, welche ſo angenehm wie Viole riecht, und die borſtenartigen Haare, die um dieſelbe ſtehen, hochroth färbt; ſonſt giebt der Fuchs eben keinen angenehmen Geruch von ſich; die Füße oder Läufe ſind wohl proportionirt, ſcheinen aber in Vergleichung mit dem Wolfe und den gewöhnlichen Hunden, nach Verhältniß des Leibes, etwas zu kurz zu ſeyn. Die Farbe iſt im allgemeinen fuchsroth, nach unten weiß; einzeln betrachtet aber ſind Kopf, Schultern bis zur Hälfte des Rückens fuchs- oder gelbroth; der übrige Theil des Rückens bis zur Schwanzſpitze mit etwas Weiß überlaufen, welches die weißen Spitzen der Haare machen; die Seiten laufen, nach dem Bauche zu, weiß aus; Lippen, Backen, Kehle und ein Streifen an den Beinen herab ſind weißlich; die Haare der Bruſt und des Bauchs haben einen dunkelaſchfarbenen Grund, daher dieſe Theile ins Aſchgraue fallen; die Schwanzſpitze iſt weiß; die Zehen und die Ohrlippe ſchwarz; erſtere haben lange unbewegliche Klauen. Die Farbe iſt im Sommer heller, im Winter aber, vom Oktober an, dunkler, und der Balg dann auch dichter. Auch der alte Fuchs wird von Jahr zu Jahr mehr grauroth; die Bruſt wird weißer und die Haare und die Spitze ſeines Zeugungsgliedes werden endlich ganz weiß. Die Füchſin iſt etwas kleiner und ſchmäler, der Kopf ſpitziger, und der Kopf fällt von Jugend auf etwas mehr ins weiße. Es giebt noch folgende Farbenverſchiedenheiten: a) Der Brandfuchs — Canis Alopex. — Er iſt kleiner, das Haar röther und mit grau überlaufen, der Unterleib dunkler, mehr aſchgrau und ſchwärzlich, als weiß, und vorzüglich die Schwanzſpitze ſchwarz. Die jungen Füchſe ſehen bis ins zweyte Jahr ſo aus, freylich iſt die ſchwarze Schwanzſpitze bey einem deutlicher, als beym andern. b) Der Kreutzfuchs. Ein ſchwarzer Streifen geht vom Mund bis zum Schwanz und ein anderer quer über die Schultern. Eine große Seltenheit. c) Der weiße Fuchs. Entweder ſchneeweiß oder gelblichweiß. d) Der gelbe Fuchs. Er iſt hellgelb. e) Der ſchwarze Fuchs. Er iſt entweder ganz ſchwarz oder ſchwarz und dunkelbraun. Noch ſeltner als der weiße und gelbe. f) Der graue Fuchs. Er iſt entweder ſilbergrau oder wolfsgrau. g) Der Fuchs mit zwey Schwänzen iſt eine Mißgeburt. Daß der Fuchs nicht bloß mit feinen Sinnen, ſondern auch mit Liſt begabt ſey, wiſſen faſt alle

Jäger aus eigner Erfahrung. Seine Stimme iſt ein kurzes Kleffen, doch ſchreyen ſie auch, wie ein Pfau, und zwar, wie man bemerkt haben will, bey Veränderung des Wetters, und heulen uud knurren, wenn ſie böſe oder in Gefahr ſind. Unſer Fuchs findet ſich von Island an in ganz Europa und Aſien, von Kamtſchatka an bis hinunter nach China und Japan; in Afrika bewohnt er die Barbarey, Aegypten, die Goldküſte und Aethiopien; in Amerika, alle nördlichen Gegenden, Mexiko u. Peru. In Deutſchland trifft man ihn allenthalben, und da, wo man nicht ernſtlich auf ſeine Ausrottung denkt, ziemlich häufig an. Der Füchſe beſonderer Aufenthalt ſind Erdhöhlen, die ſie ſich entweder ſelbſt graben oder den Dachſen abjagen, und welche Zufluchtsörter vor Gefahr und übler Witterung ſind, und in welchen ſie zur Begattungs- und Heckzeit ſich aufhalten; ſonſt leben ſie aber, wie dem Jäger die tägliche Erfahrung beweißt, mehr und lieber über, als unter der Erde. Jene Wohnung nennt der Jäger einen Bau. Der Umfang deßelben hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3 bis 6 Fuß, und hat gewöhnlich folgende Einrichtung: Alle äußern Oeffnungen gehen in langen Gängen (Röhren) fort, die ſich innerhalb vielmal durchkreuzen, und auf dieſe Art Gemeinſchaft mit einander haben. In dieſen Gängen aber ſucht das Thier ſeine Sicherheit und Bequemlichkeit nicht, ſondern dazu hat es beſondere unterirrdiſche Wohnungen und Verſchanzungen angelegt, die man Kammern und Keſſel nennt, wo es bey Ungewittern, Stürmen, bey den Angriffen ſeiner Feinde hinflüchtet, ſich daſelbſt mit der größten Heftigkeit vertheidiget, und wo die Mutter ihre Jungen gebiert. Die Kammern, deren Anzahl, je nachdem der Bau groß oder klein iſt, verſchieden iſt, liegen vor den Keſſeln, und jede hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmeſſer, iſt mehr oval als rund, und hat wiederum durch eine Röhre, welche mitten durchgeht, mit der nächſten Kammer Gemeinſchaft. In einer ſolchen bereitet ſich gewöhnlich die Mutter ihr Wochenbett. An der letzten Kammer befindet ſich dann eine überaus enge Röhre, welche etwa drey bis viertehalb Fuß lang iſt, meiſt erſt ſenkrecht in die Erde geht, und dann wieder in einem Bogen aufwärts ſteigt und zum Keſſel führt. Es befinden ſich in einem Baue höchſtens zwey ſolcher runden Plätze, welche etwa drittehalb Fuß Höhe und drey Fuß Breite haben, und ohne fernern Ausgang ſind. Sie ſind die letzten Zufluchtsörter und die Schlafgemächer des Fuchſes. Zuweilen findet man auch nur eine Röhre, welche vom Eingange bis zum Ausgange, ohne eine beſonders erweiterte inwendige Wohnung zu enthalten, gerade durchläuft und Fluchtröhre genannt wird. Dieſe Wohnungen trifft man mehrentheils in dichten Hölzern an, und nur junge Füchſe, die das Handwerk

noch nicht recht zu verſtehen ſcheinen, machen, wenn ſie von den Alten vertrieben werden, zuweilen im freyen Felde die ſogenannten Nothbaue. In Anſehung des Bodens findet keine Auswahl ſtatt, wenn er nur nicht gar zu ſteinig iſt. Wenn obige Nothwendigkeiten nicht eintreten, ſo findet man die Füchſe außer dem Bau in Dickigen, und im Schilfe trockner und zugefrorner Seen und Teiche. Die Sonnenwärme lieben ſie gar ſehr, und man findet ſie oft vor ihrem Baue auf einem alten Stocke, oder auf einem Steine ſich ſonnen. In der Noth retiriren ſie ſich auch, wenn ſie ihren Bau nicht erreichen können, auf einen Baum, wenn er ſchief genug ſteht, daß ſie einen Anlauf darauf nehmen können; denn wie ein Marder können ſie eigentlich nicht klettern. Im Winter hält ſich der Fuchs, ſeiner Nahrung halber, gern um die Felder und Dörfer herum auf, weil im hohen Walde der Schnee zu hoch liegt, und ihm dadurch ſeine Nahrung zu ſpärlich wird; doch geht er bey mittelmäßigem Schnee, noch von den höchſten Bergen des Thüringerwaldes, des Nachts 2 Stunden weit ins Feld herab auf die Mäuſejagd, aber auch wieder zurück; macht alſo in einer Nacht eine Reiſe von vier Stunden, und wenn nicht Thauwetter eintritt, das ihm das Gehen beſchwerlich machen muß, (denn ſonſt ſehe ich keine Urſache ein), ſo ſteckt er ſich ſelten in einem Dickige auf den Vorderbergen. Es iſt zwar eine bekannte Beobachtung, daß der Fuchs dem ehrlichen Dachs ſeine Wohnung dadurch abjage, daß er ſie ihm mit ſeinem Unrathe verunreinige, dem ohngeachtet weiß ich aber doch Gegenden in meiner Nachbarſchaft, wo in einem großen weitläuftigen Hauptbaue Dachs und Fuchs nur einen gemeinſchäftlichen Eingang haben, und dann bloß in verſchiedenen Abtheilungen wohnen. Im Laucher Holze, nicht weit von Waltershauſen, iſt oft des Morgens, auf dem Anſtande, vor einem ſolchen gemeinſchaftlichen Eingange, beydes, Dachs und Fuchs, auf ihrem Heimwege geſchoßen worden. Seine liebſte Nahrung machen lebendige Thiere, und unter dieſen das Geflügel, aus. Im Sommer ſchleicht er im hohen Getraide den Hühnern und Gänſen, die vor den Dörfern herum gehen, nach; im Winter iſt er zwar nicht ſo dreiſte, wenn er aber auf einen Hof kommt, ſo würgt er alles Hausgeflügel, und wenn er dieſe Delikateſſe einmal gekoſtet hat, ſo kommt er oft wieder. Ja man weiß Beyſpiele, daß er ſogar mehrere Wochen lang alle Nacht in Städte gegangen iſt, um ſeine leckere Raubbegier zu befriedigen. Von Säugethieren raubt er in Geſellſchaft alte Rehe; allein, junge, auch Hirſchkälber, Friſchlinge, junge und alte Haaſen, Kaninchen, Igel, Hamſter, Maulwürfe, Erdwölfe, Spitzmäuſe; von Vögeln, alle Erdvögel, Auer- Birk- Haſel- und Rebhühner, Faſanen, Trappen, Wachteln, Lerchen und Goldammern; alles,

was

was ſich in der Schneuß fängt, und von Hausvögeln Gänſe, Enten und Haushühner, ſo wie von allen dieſen Vögeln die Eyer und ihre Brut; von Amphibien, Fröſche, Kröten, Muſcheln, Nattern, Blindſchleichen und Ottern; von Inſekten, Heuſchrecken, Krebſe, mehrere Käferarten; von Bienen und Hummeln den Honig; von Würmern, Regenwürmer u. Schnecken. Er fiſcht auch, ſucht Obſt auf, bricht Heidelbeeren, beſonders gern Weintrauben ab. Alles Aas, nur nicht von Raubvögeln, geht er an, und in der größten Hungersnoth frißt er ſogar Menſchenkoth. Er nimmt ſeine Streifereyen gewöhnlich des Nachts vor, und nur im Sommer, wenn er ſich im hohen Getraide verbergen kann, und wenn es der Füchſin um die Ernährung ihrer Jungen zu thun iſt, ſieht man ihn auch am Tage zuweilen ausgehen. Was er nicht verzehren kann, das verſcharrt er, bedeckt es mit Laub, Erde oder Moos, und hebt es bis zu einer andern Mahlzeit auf. Die Begattung oder Ranzzeit der Füchſe iſt im Februar, und die Füchſin wird das Jahr nur einmal läufiſch. Sie zeigt alsdann ihren Trieb durch einen heiſern Ruf an, womit ſie auch die Jungen um ſich zu locken pflegt. Es finden ſich dann oft mehrere Liebhaber bey ihr ein, und kriechen, wenn ſie der Tag übereilt, mit ihr in den Bau. Die Begattung ſelbſt geſchieht, wie bey dem Hunde, durch Zuſammenhängen. Nach ohngefähr ſechzig Tagen (neun Wochen), alſo zu Ende des Aprils oder Anfang des Mays, wirft ſie in die Kammer eines friſchangelegten, oder doch ausgebeſſerten tiefen Baues, auf ein Bette von Moos und ihren eignen Haaren, drey bis neun plumpe Junge, die vierzehn Tage blind ſind, anfangs aſchfarbig ausſehen, und nach und nach mit weißgelben Haaren, die über die wolligen dichten aſchgrauen, welche in die Höhe ſteigen, überzogen werden. Man ſieht es den Jungen nicht an, daß ſie im Alter ſo wohlgebaute ſchlanke Thiere werden. Nach Monatsfriſt ſäugt ſie die Mutter vor dem Baue im Sonnenſchein, und ſie ſpielen dann vor derſelben weit kurzweiliger, als junge Katzen und Hunde, die bey weitem nicht die Gelenkigkeit und Geſchmeidigkeit der Glieder haben. Unterdeſſen tragen ihnen die Aeltern, weit emſiger freylich die Mutter als der Vater, mancherley lebendigen Raub zu, womit ſie dann erſt ſpielen, ehe ſie ihn tödten. Hierdurch wird ihre Raubbegierde geübt. Bemerkt die Alte Menſchen oder Hunde bey ihrem Baue, ſo trägt ſie die Jungen am Halſe, entweder in einen andern leeren Bau, oder in nahes dichtes Gebüſch, oder ins Getraide. Im dritten Monate laufen ſie mit ihr ins Feld, machen luſtige Sprünge nach den Heuſchrecken, ſchnellen die erhaſchten Feldmäuſe in die Luft und fangen ſie, wie die Hunde, im Rachen wieder auf. Im Herbſte werden ſie abgejagt und müßen für einen eigenen Bau ſorgen. Sie wachſen bis zu Ende

des zweyten Jahres; ſind aber doch ſchon das meiſtemal im erſten Jahre zur Fortpflanzung tüchtig. Wenn man die gehörige Mühe an die Jungen, die man vor dem zweyten Monat bekommt, wendet, ſie immer bey ſich auf der Stube hat, ſo werden ſie ſo zahm, wie die Hunde, gehen mit ihren Herren aus, halten ſich aber freylich bloß an die Leute, die es gut mit ihnen meinen, und laßen beſtändig ihre Fuchsſtücke gegen Jeden ſehen, der ihnen nicht mit der gehörigen Freundlichkeit nahe kommt, oder ſie ergreifen will, wenn ihr Herr nicht dabey iſt. Die zahme Füchſin paart ſich auch mit dem Spitzhunde gern, beſonders wenn er mit ihr erzogen iſt, und man hat ja Beyſpiele, daß furchtbare Baſtarte von dieſer Zucht ausgefallen ſind. Sie werden mit der Raude befallen, beſonders die Füchſinnen in der Heckzeit. Dieſe Krankheit wird zuweilen epidemiſch und ſteckt die Füchſe einer ganzen Gegend an. Die Auszehrung oder Darrſucht rafft ihrer zuweilen viele hin, und dieß ſchreibt man den zu häufig genoſſenen Spitzmäuſen zu. Sie werden auch mit der Hundewuth, wiewohl ſelten, befallen, und ihr Biß iſt dann eben ſo ſchädlich, wie von einem Hunde. Ihr Hauptfeind iſt der Hund, und unter dieſen vorzüglich der Dachshund, den man beym Ausgraben braucht, denn dieſem ſcheint die Feindſchaft gegen ſie angebohren zu ſeyn, da ſie den andern meiſt angelernet werden muß. Auch Flöhe, oder gelbbraune Milben, findet man, beſonders zur Heckzeit, auf ihnen, manchmal in ſolcher Menge, daß ſie die Raude zu verurſachen ſcheinen. Raben, Krähen und Amſeln ſind nur um deswillen hieher zu rechnen, weil ſie ihren Aufenthalt durch Schreyen und Herumſchwärmen über ihnen verrathen. In den Eingeweiden werden ſie von Spul- Band- u. Blaſenwürmern geplagt. Von den Jägerbeobachtungen ſind folgende zu merken: Das erſte, was die Jäger, von den älteſten Zeiten an, an ihm beobachtet und täglich noch zu beobachten Gelegenheit haben, iſt ſeine Liſt. Liſtig wie ein Fuchs iſt daher zum Sprichwort geworden. Er braucht dieſelbe nicht nur zur Verfolgung und Erhaſchung ſeines Raubes, ſondern auch dazu, um den Nachſtellungen, die ihm geſchehen, zu entgehen. Alle ſeine Schritte ſind mit der größten Vorſicht und Behutſamkeit gezählt. Er iſt ſtets auf der Lauer und äugelt und forſcht ohne Unterlaß, wittert alle Fallſtricke, die ihm gelegt werden, und nimmt, mit einem Worte, alle nur mögliche Maaßregeln zu ſeiner Sicherheit. Wenn man ihn im dichten Gebüſche glaubt, ſo ſteckt er in einer Hecke am Dorfe und lauert auf die Hühner, und wenn man ihn kaum auf dem Felde ſpürt, ſo hat er ſich ſchon wieder im Walde verſteckt. Ich will einige Beobachtungen von ſeiner Schlauheit, die er gegen Menſchen und Thiere zeigt, mit einigen andern Merkwürdigkeiten hier an-

anführen. 1) Er raubt nicht, oder doch nur im höchſten Nothfalle, in der Gegend ſeines Aufenthalts, um nicht verrathen zu werden; daher das Sprüchwort: **der Fuchs raubt niemals auf ſeinem Baue.** 2) Wenn er in ſeinen Bau getrieben iſt, oder in einer Felſenhöhle ſteckt, ſo hungert er zwölf bis vierzehn Tage lang, ehe er ſich fängt. Ja ich weiß ein Beyſpiel vom vorigen Jahre, daß einer, Hungers geſtorben, hinter der Tellerfalle gefunden worden. Er wagt ſich ſogar nicht mehr, als bis ihn der Hunger aufs äußerſte zwingt, aus ſeinem Baue, wenn man ein mit Schießpulver geriebenen Stück Papier vor die Röhre legt. Wenn ſich hingegen ein anderes Thier in einer ſolchen Falle gefangen hat, ſo ſcheut er ſie nicht nur nicht, ſondern verzehrt auch wohl den gefangenen Raub, weil er weiß, daß die vielleicht für ihn beſtimmte Maſchine nun ſeine Wirkung gethan hat. 3) Eine eigene Probe von Liſt, gab ein zahmer Fuchs. Ein gewißer D. **Gahrliep** hatte einen Fuchs, der am Tage frey herum gieng und nur des Abends an die Kette gelegt wurde. Dieſer merkte, daß das Halsband über den Kopf geſtreift werden konnte, zog es daher ab und gab in der Nachbarſchaft, auf den Hühnerhäuſern, nächtliche Beſuche, kam aber vor Tage wieder, ſteckte den Kopf durch das Halsband, und war ſo von allem Verdachte frey. Am Morgen kamen Klagen über die vielen erwürgten Hühner, und doch erſtaunte man, da man den Fuchs an ſeiner Kette fand. Endlich aber wurde er auf der That ertappt. Der Doctor mußte den Schaden erſetzen; und der Thäter wurde zur Anatomie verdammt. 4) An Orten, wo oft getrieben wird, kommt der Fuchs, der ſonſt den Lerm ſehr fliehet und immer zuerſt erſcheint, ganz zuletzt, und läßt andere Thiere, als Haaſen u. ſ. w. vorbey, um durch ſie zu erfahren, ob alles ſicher ſey. Ja, er iſt oft dicht vor den Treibern und läuft zwiſchen ihnen durch und zurück, wenn er vorwärts größere Unſicherheit bemerkt. 5) Wenn er Wildpret nachgehen will, ſo verſteht er nicht nur den Trieb ſo gut, wie der Jäger, ſondern auch das Anſtellen. Er lauert hinter dem Buſche, wo er weiß, daß die Haaſen vorbey paſſiren müßen, und fängt ſie dann mit einem Sprunge. Ja ich habe es auf dem Anſtande mit meinen eigenen Augen geſehen, daß er einen Haaſen, den er gerade vor ſich vor einem Hügel ſitzen ſah, angieng, und ſo unerwartet auf der andern Seite hinter dem Hügel hervorſprang und ihn packte. 6) Daß man den Igel durch Waſſer zur Entwickelung bringen könne, wiſſen die Jäger; der Fuchs weiß es aber auch. Wenn ſich dieſer vor ihm in ſein ſtachelichtes Gewand zuſammengerollt hat, ſo bepißt er ihn, damit er ſich entwickeln muß, und er auf dieſe Art einen ſeiner Leckerbiſſen bekommt. 7) Wenn er die Neſter der Bienen oder Hummeln ausgräbt, um den Honig,

den ſie eingetragen haben, ſich zuzueignen, ſo wälzt er ſich, wenn ſich dieſe beſtachelten Inſekten an ihn ſetzen und rächen wollen, auf der Erde herum, und reibt ſich an Steinen, und tödtet ſie auf dieſe Art. 8) Die Schneuß iſt vor ihm ſo wenig, als vor dem Marder, ſicher; denn wenn er das erſtemal, daß er drein kommt, einen guten Fang thut, ſo geht er ſie alle Tage durch, und erſpart ſo dem Vogelfänger die Mühe des Abnehmens. 9) Den Feldmäuſen — Mus sylvaticus Lin. — zieht er ordentlich nach. Wenn ſie im Felde bleiben, ſo geht er auch alle Nacht dahin; giebt es aber viel Schwarzholzſaamen, Eicheln und Buchecken, wonach dieſe in den Wald ziehen, ſo iſt er auch da anzutreffen. 10) Daß der Fuchs ein ſehr zehes Leben habe, davon hat man auffallende Beyſpiele aufzuweiſen, ſogar, daß er beym Streifen, da man ihm den Balg über den Kopf hat ziehen wollen, noch um ſich gebiſſen hat. Der Jäger muß ihn daher nicht gleich todt glauben, wenn er nach ſeinem Schuße ſtürzt, ſondern ſich in der Nähe und durch beſſere Merkmale davon zu vergewiſſern ſuchen, ihn überhaupt nicht liegen laßen, wenn er noch Zeichen des Lebens von ſich giebt. Läßt er nach dem Schuße bloß ein heiſeres Schnarren hören, ſo iſt ihm gewöhnlich bloß ein Lauf zerſchmettert, und man geht am ſicherſten, wenn man bey einer Doppelflinte den zweyten Schuß auch noch an ihn wendet. 11) Die angenehm riechende Drüſe auf dem Schwanze, Viole oder Fuchsblume genannt, ſcheint einen ſchmerzlindernden oder heilenden Balſam für den Fuchs zu ſeyn, denn ſobald er ſtark angeſchoßen iſt, beißt er gleich darnach. Wozu ſollte dieß ſonſt? 12) Meine Erfahrungen beweiſen, daß die Behauptung mancher Jäger ungegründet iſt, daß ſich der männliche Fuchs gar nicht um ſeine Jungen bekümmere. In meiner Gegenwart iſt einer vor dem Baue, mit einem jungen Haaſen im Rachen, geſchoßen worden, den er den Jungen bringen wollte, und Fuchs und Füchſin ſind zuſammen im Baue liegend, zugleich mit vier Jungen, ausgegraben worden. Die Spur der Füchſe iſt einer kleinen Hundefärthe nicht unähnlich; der Fuß iſt länglich, die Klauen ſind vorne hinaus zuſammengezwungen und man ſpürt die Ballen wenig. Wenn er gelaſſen trabet, ſo ſchnürt er, und nur in der Flucht greift er auseinander. Führt die Spur zum Baue, ſo erlegt man ihn entweder des Abends auf dem Anſtande, wo er gewiß herauskommt, oder er wird, um ganz ſicher zu gehen, ausgegraben, welches auch zur Ranzzeit, oder wenn er Junge hat, geſchieht. Wenn kein Schnee liegt, thut man am ſicherſten, man ſchafft etwas Sand vor die Baue, um die friſche Färthe zu bemerken. Man bedient ſich hierbey des Dachshundes, der ihn verbellt und dadurch die Stelle anzeigt, wo man mit der Hacke oder dem Grabſcheit einſchlagen ſoll. Die Röhren wer-

werden hierzu entweder mit Netzen belegt, oder mit Hunden und Schützen beſetzt, wenn er etwa während der Operation zu entfliehen wagen wollte. Im Winter wird er eingekreißt, und alsdann im Treibjagen erlegt. Man hetzt ihn auch mit Jagd- und Windhunden, wo es das Terrain erlaubt. Eben ſo iſt das Reizen durch nachgeahmte Vogel- Haaſen- oder Mäuſeſtimmen, eine Art, ſeiner durch den Schuß, habhaft zu werden. Man errichtet auch, bey Luderplätzen, Schießhütten für ihn. In dem Fuchstellereiſen und dem Schwanenhalſe wird er gefangen, wenn man ſie entweder mit Sand und Waſſer recht gut gereinigt, mit einem ganz geruchloſen Tuche abgewiſcht, oder mit etwas verwittert hat. Man macht hierbey auch, nicht ohne Vortheil, ein Geſchleppe von einer gebratenen Katze bis zum Eiſen hin. Zur Aasjägerey gehört es, wenn man den Fuchs durch Schwefeldampf in ſeinem Baue tödtet, da man alle Zugänge verſtopft, und bloß eine, dem Winde entgegen, aufläßt, in welche man ein mit Schwefel überzogenes Stückchen Tuch ſteckt, und mit anderm Geniſte anbrennt. Iſt der Bau voller Dampf, ſo ſtopft man auch dieſen Eingang zu. Den folgenden Tag liegt der Fuchs vor dem Eingange und iſt erſtickt. Man ſtreut ihm auch Brocken, die mit Krähenaugen, oder auf andere Art, vergiftet ſind. Wo die Füchſe nicht zu häufig ſind, ſchont man ſie bis zur guten Zeit, wenn man den Balg benutzen kann, d. h. vom Oktober bis Februar. Sie vertilgen nicht bloß nützliche, ſondern auch ſchädliche Thiere; und wenn wir alle ſolche Raubthiere vertilgen, die ſich mehrentheils von Mäuſen nähren, ſo dürfen wir dann, wenn wir nicht zugleich auf Mittel gedacht haben, das Gleichgewicht in der Natur, das dadurch geſtört iſt, wieder herzuſtellen, auch nicht klagen, wenn wir Mißjahre durch Mäuſefraß erhalten, oder Waldſaaten durch ſie zu Grunde gehen. Das Fuchsprellen mit Netzen, welches in den ehemaligen Zeiten an Höfen ſo großen Spaß machte, iſt zur Ehre der Menſchheit nicht mehr gewöhnlich. Mir deucht, wer Füchſe prellen kann, der prellt auch Menſchen. Im Haushalte der Natur nützen die Füchſe durch Ausrottung der oft ſo ſehr ſich vermehrenden ſchädlichen Feld- Waldmäuſearten. Das Fleiſch benutzt der Jäger bey Abrichtung der Hunde, die auf Füchſe gehen ſollen, und von den Grönländern und mehreren Sibiriſchen Völkern, wird es gegeſſen. Ein gut geſpickter Braten von einem jungen Fuchſe, wird ohne Bedenken, von einem, der es nicht weiß, für Haaſenbraten gegeſſen werden. Es iſt alſo bloß Vorurtheil, daß wir ſie nicht zu der Abſicht benutzen. Die Haare der Sommerfüchſe kann nur der Huthmacher brauchen; den ſchönen Winterbalg aber bekömmt der Kirſchner, und verarbeitet ihn zu Verbrämungen an Pelze, zu Muffen, Handſchuhen, Mützen, Fußſäcken u. ſ. w. Der Schwanz wird zu Verzierungen der Win-

termützen, zu Erwärmung des Halſes und zur Verfertigung der rauchen Handſchuhe gebraucht und man ſtreicht auch den Elektrophor, um Funken heraus zu locken, damit. Weder Lunge noch ſonſt etwas von ihm, iſt von wahrem mediciniſchen Nutzen. Der Schaden, den er ſtiftet, iſt aus ſeiner Nahrung erſichtlich. Wo viel Füchſe ſind, werden die Haaſen und Rebhühner bald ausgerottet. Nach der Jägerſprache hat der Fuchs Gebiß und Fänge. Er hat Läufe und Klauen; die Vorderläufe heißen auch bey Einigen, wie beym Wolf, Branten. Der Schwanz heißt Ruthe, Standarte, Stange, Lunde, und die Spitze daran, Blume. Er hat einen Bau, welcher aus Röhren, Kammern und einem Keſſel beſteht. Er kriecht zu Bau. Er trabt und geht flüchtig. Er läuft aufs Reizen oder vor den Hunden. Die Begattung heißt Ranzen oder Rollen. Er rennt, d. i. er wird hitzig. Die Füchſin wölft oder wirft. Er frißt den Raub; nimmt den Biſſen, Brocken oder Anbiß von dem Berliner- oder Teller-Eiſen, womit man ihn oder andere Raubthiere anködert. Er mauſet. Er thut Schaden am Federwildpret u. d. gl. und fängt nichts. Er bellt. Er hat einen Balg. Er wird von Windhunden gehetzt und gewürgt. Er wird todt geſchlagen. Er wird geſtreift.

Fuchsbau iſt der unterirrdiſche Aufenthaltsort der Füchſe, welcher bisweilen 50 Fuß Umfang, drey bis ſechs Fuß Tiefe, und mehrere Kammern und Röhren von verſchiedener Größe hat.

Fuchsbehälter, Fuchszwinger iſt ein umzäunter, oder ſonſt wohl verwahrter Ort, worinnen man eingefangene lebendige Füchſe aufbewahret. Jetzt findet man ſolche nicht leicht mehr, ſonſt waren ſie an Höfen großer Herren nöthig, um immer Füchſe für ein zu veranſtaltendes Fuchsprellen zur Hand zu haben.

Fuchsblume iſt die Drüſe am Obertheile des Schwanzes.

Fuchseiſen ſind die eiſernen Fallen, womit die Füchſe gefangen werden.

Fuchsfang iſt jede Art und Weiſe, einen Fuchs, lebendig oder todt, in ſeine Gewalt zu bekommen. Wir wollen ſolche hier alle nach einander durchgehen.

1) Mit dem Schwanenhalſe, oder dem ſogenannten Berliner Fuchseiſen. Dieſes iſt ein Eiſen von der Geſtalt, wie Fig. 6. zeiget. A. 1. zeigt das Eiſen, wie es aufgeſtellt, A. 2. hingegen, wie es zuſammen gelegt ausſiehet. Das beſte Verhältniß, und die rechte Größe zum Fuchsfange iſt, wenn bey dem aufgeſtellten Eiſen, die Bügel in 3 — 3, eine Elle aus einander liegen, von der Feder bis zu der entgegen geſetzten, die

Bü-

Bügel zuſammen haltenden Niete, 4 — 4 die Länge 21 Zoll beträgt, die Feder ſelbſt aber, 3 — 5, 14 Zoll lang iſt. An dieſem Eiſen, wenn es von gewöhnlichem Schlage iſt, findet man gewöhnlich mancherley Fehler, die wir, ſowohl als ihre Verbeſſerungsarten, hier anzeigen wollen. Das Fehlerhafte zeigt ſich an den Bügeln und an der Feder. Erſtere ſind gewöhnlich von ſo ſprödem Eiſen, daß ein gefangenes, ſtark arbeitendes Thier ſie zu zerbrechen vermag, oder ſie, wenn ſie in großer Kälte, da das Eiſen oft los gehet ohne zu fangen, und die Bügel ſtark zuſammen ſchlagen, ſpringen, ja ſogar bisweilen, ohne irgend eine Veranlaſſung, Brüche bekommen. Dieſes Uebel zu vermeiden, müſſen die Bügel ſowohl, als die Feder, nicht von poröſem, ſondern von gutem, feſtem, geſchmeidigem Stabeiſen geſchmiedet und ſo gearbeitet werden, daß ſie während der Arbeit einigemal ins Feuer kommen, und dann allemal wieder langſam verkühlen, ohne abgelöſcht zu werden. Bügel von ſolcher Beſchaffenheit werden gewiß alle Proben aushalten, ohne zu ſpringen. Die Fehler der Feder liegen vorzüglich in ihrer Geſtalt und ihrem Verhältniß. Bey den, nach dem gemeinen Schlendrian gebauten Schwanenhälſen, iſt die Feder vorn, wo ſie in den Bügel paßt, und gehet in dieſer Weite gerade fort, bis über die Hälfte, wo ſie auf einmal weit ausgeſchweifet wird, und hinten ganz weit und rund iſt. Jeder, der den Bau und die Wirkung einer ſolchen Feder mit mechaniſchen Kenntnißen betrachtet, wird die Urſachen leicht finden, warum ſie oft ſpringen muß, und doch nicht Gewalt genug hat, ſtark zu ſchlagen und feſt zu halten. Das beſchriebene fehlerhafte Verhältniß zeigt Fig. 6. B. Hier wird dem Vordertheile der Feder ſchon durch das bey Aufſtellen des Eiſens unumgängliche Auseinanderzwingen, ſchon für ſeine Kräfte zu viel zugemuthet, da ſie ſich, im Verhältniß gegen den Winkel, welcher dieſe Runde bildet, zu jähling bricht; und wenn auch, bey langſamen und behutſamen Aufſtellen, eine ſolche Feder das Aufſtellen aushält; ſo wird doch jeder leicht einſehen, daß die ganze Stärke der Feder bloß in der engen Hälfte ſteckt, die durch das Aufſtellen der Bügel auseinander gezogen wird, daher man auch finden wird, daß, wegen ermangelnder Stärke der Feder, der am Halſe gefangene Fuchs ſich oft, wenn auch weder Bügel noch Feder geſprungen, das Eiſen abſtreift. Eine gehörig geſtaltete Feder iſt die, bey dem aufgeſtellten Eiſen Fig. 6. A. 1 in 5, zu ſehende. Denn das unvermerkte zunehmen derſelben, von vorne nach hinten zu, giebt ihr eine verdoppelte Kraft. Zwiſchen dieſer Feder 5 und den Bügeln iſt das Schloß 6 mit gehörigem Deckel und Abzuge, vor demſelben aber die Zugröhre 7 angeſchraubet, durch welche der an den Abzug gebundene Zwirnfaden oder das Pferdehaar 8 gehet, an deßen andern Ende der Brok-

ken 9 angebunden iſt; wenn an dieſem der Fuchs ziehet, um ihn zu verſchlingen, ſo ziehet er zugleich das Eiſen los und fängt ſich. Iſt nun der Fuchs auf einen gewißen Platz verkirret, und ſpüret man ihn oft daſelbſt, ſo beſtreichet man die Bügel mit einer Witterung, bindet den Brokken an den Faden, drücket mit den Knieen die Bügel von einander, ſtellet das Schloß, legt die Abzugsdeckel übereinander, und füttert das Eiſen ein. Damit aber der Fuchs niemals von hinten über die Feder komme, ſo muß man das Eiſen nach dem Winde legen, und zu dem Ende verſchiedene Plätze nach allen Weltgegenden einſchneiden, wo man bey jeder Veränderung des Windes ſo leget, daß der Wind von der Feder auf den Brocken zu gehe. Von der Witterung bringe man ja nicht zu viel an das Eiſen, denn ob man ſchon dadurch den Entzweck erreichet, dem Fuchſe den Eiſengeruch zu benehmen, ſo füllet man dagegen ſeine Naſe mit einem andern fremden Geruche, und dann veranlaßet ihn ſein natürliches Mißtrauen, entweder ganz abzugehen, oder wenigſtens mit dem Laufte nach dem unbekannten Geruche ſo lange zu ſcharren, bis er einen Theil des Bügels entblößt ſiehet und den Platz verläßt, aber gewiß die folgende Nacht wiederkömmt. Findet er nun das Eiſen ſo aufgeſcharrt, wie er es verlaßen hat, ſo fängt er ſich ohnfehlbar, dahingegen, wenn ſolches von neuem eingefüttert, oder ſonſt nur die geringſte Veränderung dabey zu ſpüren iſt, gehet er fort und nimmt dieſen Brocken gewiß nie, auch in geraumer Zeit keinen andern Brokken, auf einem andern Platze, wieder an. Wenn man daher ein ſo aufgeſcharrtes Eiſen findet, ſo rühre man ja nichts an und bey demſelben an, denn dadurch hat der Fuchs das Eiſen, nach der Jägerſprache, **verſichert**, und gehet ohne Bedenken an den Brocken. Am beſten iſt es, bey dem Fuchſe ſowohl, als bey allen Raubthieren, alle Verwitterung der Eiſen zu unterlaßen, und den Fuchs lieber durch eine Schleppe auf den Platz zu bringen, und ihm durch einzelne, auf die Schleppe geworfene Bröckelchen, bis auf den Platz, wo das Eiſen liegt, mit dem nemlichen Geruche, den er an dem Brocken am Eiſen daſelbſt findet, die Naſe anzufüllen. Zum Einfüttern des Eiſens nehme man klar geriebene Pferdeäpfel und Geniſte von Ameiſenhaufen, welches beydes einen ſtarken, und dem Fuchſe doch nicht fremden, Geruch von ſich giebt, und doch allen Geruch des Eiſens, wenn daßelbe nur recht reinlich und blank erhalten iſt, gänzlich benimmt. Ein anderer Umſtand, der oft den Fang vereitelt, iſt folgender: Wenn Krähen oder Elſtern den Biſen am Abzuge gewahr werden, ſo kommen ſie, um ihn zu freßen, wobey gemeiniglich die Krähe, die dieſes thut, das Eiſen losziehet und ſich ſelbſt fängt. Findet nun ein Fuchs dieſen bedenklichen Anblick, ſo iſt er auf immer von dieſem Platze ver-

vertrieben. Um dieſem Unfalle zu begegnen, ſtreue man in der Nähe des Platzes einige lange Flügelfedern von Krähen und Elſtern umher, und lege nicht weit davon eine todte Krähe mit ausgeſpreitzten Flügeln auf den Bauch, welches dem Fuchſe ganz gleichgültig iſt, die Krähen und Elſtern hingegen verſcheuchet. Die Bügel dürfen bey dem Einfüttern nicht zu dick überdecket werden, welches beym Losſchlagen das Eiſen am Springen hindert; auch muß man dieſes überhaupt ſo legen, daß es den Fuchs, wo nicht an den Bügen, doch gewiß am Halſe faße; zu dem Ende iſt das Eiſen ſo einzuſchneiden und zu legen, daß die Feder allezeit etwas höher als die Bügel liege, damit das Eiſen beym Losgehen, dem Fuchſe entgegen ſpringe. Zum Abzugsbißen wähle man vorzüglich ein Knöchelchen von einer, unter freyem Himmel an einem angemachten Feuer, nicht allzu weit vom Platze, gebratenen Katze, mit welcher man auch ſchleppet, denn der Fuchs liebt das Katzenfleiſch eben ſo ſehr, als Hunde, Wieſel und andere Thiere, die ſonſt oft auch kommen und ſich fangen, es verabſcheuen. Dem Fuchſe iſt dieſer Geruch auch nicht fremd, denn er hat ſchon auf der ganzen Schleppe die Naſe davon voll. Weiter hat man im Grunde wirklich gar keine Witterung nöthig. Um doch aber denenjenigen Jägern, die den Fang jedes Raubthieres ohne Witterung für unmöglich halten, Genüge zu leiſten, will ich hier noch nachfolgende zwey Witterungen beyfügen; doch dabey bemerken, daß man nicht mehr als eine Erbſe groß in ein reines, vorher wohl abgeriebenes, Tuch ſchmiere, und mit demſelben ſodann das vollkommen reine Eiſen ſowohl, als die Hände, einigemal abwiſche. Die Witterungen ſind folgende:

a) ½ Pf. Gänſefett.
für 8 pf. pulveriſirte Violenwurzel.
für 6 pf. pulveriſirtes Süßholz.
Das Gänſefett zerlaße man in einem neuen Tiegel, über gelinden Kohlen, thue ſodann die andern beyden Dinge hinein und rühre es um. Wenn es etwas verkühlet, werden noch 2 Erbſen groß ganz klein gemachter Campher darunter gerühret.

b) Man laße rein ausgelaßenes Schweinſchmeer auf Kohlen zergehen und eine Zwiebel darinnen braten, bis ſie gelb wird. Dieſe braucht man nur, wenn man ſiehet, daß der Fuchs mißtrauiſch, oder nach Jäger-Ausdruck, verzönt iſt; erſtere aber kann man zu aller Zeit brauchen.

Der Platz und die Brocken müßen ſchon einige Tage vorher bereitet ſeyn und angewendet werden, ehe man das Eiſen legt; die ſicherſte und beſte Zeit zum Legen des Eiſens aber iſt, wenn es ſchneyet, oder wenigſtens für den-

denſelben Tag, oder Abend, Schnee zu vermuthen iſt, denn wenn es nach dem Legen des Eiſens ſchneyet, wird der Fuchs weder die Fährte des Jägers, noch ſonſt etwas veränderliches auf dem Platze gewahr, ſondern gehet bloß ſeinem Geruche und dem Brocken nach.

2) Mit einem Tellereiſen, oder auch mit dem Schwanenhalſe mit einem Teller. Hierzu bedarf man gar keiner Witterung, außer, wenn man junge Füchſe vor dem Baue fangen will, dann kann man es mit obiger Witterung verwittern; alte Füchſe aber fängt man auf folgende Art: Man ſuchet eine ablaufende Quelle im Holze, und legt das Eiſen in dieſelbe, doch ſo, daß das Waſſer darüber laufe. Zugleich ſchneidet man ein Stückchen von dem, in der Quelle befindlichen, moraſtigen Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen lange; in deßen Ermangelung aber legt man ein dünnes laubiges Zäckchen darüber, und ſtreuet dürres Laub vor daßelbe, damit es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle, neben das Eiſen, ſteckt man eine Gabel, und hänget etwas Geſcheide von Rothwildpret, Reh- oder Haaſen daran, und um die Quelle wirft man Holz ꝛc., damit der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er das Geſcheide haben will, da er denn das Eiſen abtritt und gefangen wird. Das Eiſen aber muß an einem Strauche angebunden ſeyn.

3) Mit dem Schlagbaume ſ. Schlagbaum.

4) Durch Schießen auf dem Schnee. Wenn man den Fuchs im Winter auf friſchen Schnee kreiſet und ausmacht, wo er ſich geſteckt hat; dieſen Platz verlappet man mit Federlappen, und beſtellet dieſe mit einigen Schützen, da er gewiß zum Schuße kommt, wenn er nur durch einen einzigen Treiber rege gemacht wird. Ueberhaupt mache man ſich genau mit ihren Wechſeln bekannt, die ſie im Holze ordentlich halten, und wo man ſie, auch ohne Schnee, ſowohl am Tage, im Treibejagen, als auch Früh und Abends auf dem Anſtande, ſicher zum Schuße bekömmt, wenn man den Wind dabey genau beobachtet. Bisweilen kömmt auch im Frühjahre, bey Gelegenheit der Schnepfentreiben, eine trächtige Füchſin mit zum Schuße.

5) In der Rollzeit, wo immer 2 auch 3 Reinicken einer Füchſin folgen, muß man bey friſchem Schnee genau Acht haben, wo ſie eingekrochen ſind, ob in einen Bau, oder in eine Teichrinne? oder auch wohl in einen hohlen Baum, wie ſie bisweilen zu thun pflegen, wenn ſie der Morgen übereilet. Hat man nun gute ſcharfe Dachshunde, ſo läßt man dieſe in den Bau, und umſtellet ihn mit Fuchsnetzen, in welche er, von den Dachshunden gejagt, läuft, und lebendig gefangen wird.

6) Mit kleinen Decknetzen, womit man die Röhren bedecket; dieſe ſind vom feſtem, jedoch ganz dünnem Bindfaden, 2 ½ bis 3 Ellen ins Gevierte ſpieglich geſtrickt und an jedem Ende mit einer kleinen Bleykugel, ohngefähr ½ Loth ſchwer, verſehen. Wenn nun der Dachshund den Fuchs ſtark treibet, ſo fährt derſelbe zur Röhre heraus, und in das nicht befeſtigte Netz, welches überall nachgiebt; je ſchneller nun der Fuchs forteilet, deſto mehr umſchlagen ſich die kleinen Kugeln, und die Läufte verwirren ſich im Netze, ſo, daß man ſich ſeiner bald bemächtiget.

7) Durch Ausräuchern. Wenn man alle Röhren des Baues, bis auf eine einzige, dem Winde entgegen liegende, feſt zuſtopfet, in dieſe letztere aber ein Stückchen mit Schwefel getränktes Tuch hinein ſtecket, daſſelbe anzündet, und Blätter und anderes Geniſte darauf wirft. Hieraus entſtehet ein entſetzlicher Dampf, den der Wind in den Bau treibet, und den man ſo lange unterhalten muß, bis er, ohnerachtet des entgegengeſetzten Windes, wieder heraus quillt, zum Zeichen, daß der Bau ganz voll Dampf iſt. Sodann verſtopfet man dieſe Röhre auf das allerfeſteſte, und man findet ganz zuverläßig den andern Morgen bey Oeffnung der Röhre, alle im Baue befindlichen Füchſe am Eingange derſelben erſtickt liegen.

8) Durch Ausgießen, wenn man nemlich Baue in Dämmen und Rändern an Teichen und Gräben, wo Waſſer in der Nähe iſt, findet, ſo kann man damit alte und junge Füchſe ausgießen und ſo, ohne Hund und ohne den Bau durch Graben zu verderben, bekommen.

9) Durch Graben, wobey man auf folgende Art verfährt: Man bedeckt die Röhren zum Theil mit den oben beſchriebenen Decknetzen, zum Theil verſtopfet man ſie, und ſtellet an die andern gute Schützen, die den Fuchs, wenn er heraus fähret, im Laufen ſchießen können, oder auch gute Windhunde, um ihn zu hetzen. Hat man nun Dachshunde, ſo läßt man ſie in den Bau; ſo bald dieſe der Fuchs wittert, begiebt er ſich ſogleich in eine Kammer ſeines Baues und erwartet den Angriff. Wenn ihn nun ein Dachshund gewahr wird, ſo wird er laut, und die Dachshunde treiben den Fuchs ſo weit als möglich, und bis in den Keſſel zurück. Unterdeßen muß der Jäger immer mit dem Ohre auf der Erde liegen, um den Ort genau zu bemerken, wo die Hunde den Fuchs verbellen. Hier muß eingegraben werden, wobey die Hunde durch Wühlen dem grabenden Jäger inwendig behülflich ſind; doch muß ſich dieſer in Acht nehmen, daß er mit dem Spaten nicht etwa einen Hund beſchädige. Mittlerweile liegt der Fuchs ſo ſtille im Keſſel, daß ihn weder der Jäger noch die Hunde gewahr werden, bis man endlich auf den Keſſel kommt und ihn ſiehet, da ihn denn entwe-

weder die Hunde abwürgen, oder der Jäger mit der Zange herausziehet und todt ſchlägt. In Ermangelung der Dachshunde, wählet man die beſuchteſte Röhre, nachdem man vorher die andern alle verſtopft, mit Netzen bedeckt, oder mit Schützen und Hunden beſtellt hat, zum Nachgraben, und gräbt darinne ſo lange fort, bis man auf den Keſſel kommt, wo man den Fuchs auf vorbeſchriebene Art, mit der Zange herauszieher und todt ſchlägt. Dieſes iſt und bleibet aber die ſchlechteſte Art des Fuchsfanges, denn der Bau wird durch das Graben ganz zu Schanden, und für die Zukunft zu dieſem Behuf untüchtig gemacht.

10) Durch Schießen auf dem Baue. Wenn die Füchſe Junge haben und ſich der Jäger auf einen benachbarten Baum ſetzet, ſo kann er die alte Füchſin auf dem Baue todt ſchießen, entweder wenn ſie herauskömmt, oder wenn ſie einkriechen will. Im letzten Falle iſt es um deswillen ſchwer auszuführen, weil ſie meiſtentheils den Bau zu kreiſen pfleget, und wenn ſie eine friſche Menſchenfärthe in die Naſe bekommt, zurückbleibet, in der folgenden Nacht aber ihre Jungen ohnfehlbar ins große Wintergetraide bringet, woſelbſt ſie alsbald einige Fluchtröhren fertiget, in welchen ſie die Erziehung der Jungen vollendet. Ein gleiches geſchiehet, wenn man einen jungen Fuchs eher ſchießet, als die alte Füchſin, hat man aber dieſe erſt geſchoßen, dann kann man gewiß ſeyn, daß man die Jungen, einen nach dem andern bekommt, wenn man ſich nur alle Abende auf dem Baume anſtellet. Man kann aber der alten Füchſin noch die Liſt entgegen ſtellen, daß man eine ziemliche Strecke vom Baue, bis zu demſelben, auf niedrigen Stelzen gehet, da die Füchſin keine Menſchenfärthe findet, und alſo getroſt, ohne Ahndung des Todes, der ihrer wartet, ihren Jungen den Raub zuträget, und darüber erſchoßen wird.

11) Auf dem Anſtande. Wir haben ſchon oben erwähnet, daß man den Fuchs auf dem Anſtande ſchießen könne, wenn man ſeine Wechſel gehörig auskundſchaftet und ſich außer dem Winde ſtellet. Letzteres kann man am ſicherſten bewirken, wenn man ſich auf einen Baum ſetzet; wobey man auch den Fuchs mit Aas oder einer gebratenen Katze, dahin ludert, und um ihn noch gewißer auf den Platz zu bringen, mit der gebratenen Katze, oder einem Haaſengeſcheide dahin ſchleppen kann. Man kann ſich auch eine Hütte auf den Platz bauen; entweder in die Erde, oder auch über derſelben. Sie wird ordentlich von Holz- und Leimwand erbauet, mit Erde oder Rohr bedeckt und von allen Seiten mit Schießlöchern verſehen. Man bauet ſie auch von Reiſig auf Bäume. Eine ſolche Hütte wird eine Luderhütte genennet, weil man gewöhnlich ein todtes Pferd oder eine Kuh, dahin ſchleppen läßt, wo man die Füchſe des Nachts, bey Mond-

ſcheine, ſchießet. Auf dem Harze ſind ſolche Hütten ſehr gebräuchlich. Im Sommer und Herbſte kann man ſie auch früh und abends auf dem Anſtande durch Reitzen anlocken. Man äffet nemlich die Stimme eines Haaſen, einer gefangenen Droßel, oder einer Maus nach. Die Haaſenſtimme zu treffen, legt man den Nagel des Daumes mit der Hälfte, oder auch die Spitze des Zeigefingers zwiſchen die Lippen, oder man hält die Hand an das Maul, und ſäuget ſtark an den Fingern, ſo giebt es einen Laut, wie ein Haaſe, wenn er gefangen wird. Dieſen kann man auch zuwege bringen, wenn man die zugemachte Hand, oder nur den zuſammen gekrümmten Zeigefinger an den Winkel des Mundes legt, und mit feſt zuſammen gedrückten Lippen hinein bläſet. Man hat ſogar ein beſonderes Horn dazu, ganz wie ein Hüfthorn geſtaltet, aber nur eines guten Fingers lang; in dieſes bläßt man und hält zugleich das andere Ende zu, ſo giebt es den Haaſenlaut aufs natürlichſte von ſich, iſt auch weit zu hören. Die Stimme der Vögel ahmet man mit einer Glotter, und die der Maus mit den Lippen nach. Man muß aber das Reitzen ganz natürlich machen, ſonſt kann man dadurch den Fuchs eher verſcheuchen, als anlocken. Man darf auch nicht zu oft, ſondern nur dann und wann einmal reitzen; bekommt man aber den Fuchs zu ſehen, ſo reitzet man einmal, ſtutzt er, ſo reitzt man noch einmal, worauf er der Stimme geſchwind zuläuft; ſollte er unterdeßen noch einmal ſtutzen, ſo muß man auch das Reitzen wiederholen, aber dabey immer ſchußfertig ſeyn, um ihn, ſo bald er, wenn er ſchußmäßig iſt, noch einmal ſtutzt, ſogleich zu ſchießen, denn er hält ſich gar nicht auf.

12) Durch Vergiften, wobey man zwar den Balg nicht bekömmt, aber doch nicht nur viel Füchſe, ſondern auch andere Raubthiere, wie nicht weniger die bisweilen in die Hölzer laufenden Bauerhunde nnd Katzen, umbringen kann. Man macht nemlich kleine Würſtchen von gekochtem und kleingewiegtem Fleiſche, mit pulveriſirten Krähenaugen, (Kranach Nux vomica) vermiſcht, wirft ſie hin und wieder in das Holz, ſchleppet auch mit einem Haaſengeſcheide dazu. Die Füchſe, welche dergleichen finden, freßen ſie ohnfehlbar, und mit ihnen den Tod. Daß jeder Jäger ſeine eigenen Hunde verwahren wird, damit ſie nicht auch von dieſer tödlichen Speiſe genießen, verſtehet ſich von ſelbſt.

Fuchsgarten iſt ein umzäunter Platz im Walde, in welchen man die Füchſe durch Aas ludert, und auch dahin ſchleppet, in dem Zaune aber Oeffnungen macht, durch welche der Fuchs hinein kann; vor dieſe ſtellet man inwendig im Garten Schlagbäume oder Tellereiſen, und fänget die dem Luder nachgehenden Füchſe. Dieſe Fangart aber iſt

ſo

ſo koſtſpielig und umſtändlich, daß man ſie heut zu Tage, da man weit bequemere und ſicherere Fangarten hat, nicht mehr gebräuchlich iſt.

Fuchshetzen iſt diejenige Fuchsjagd, wobey der Jäger ſich mit den Windhunden früh vor das Holz ſtellet und die aus dem Felde kommenden Füchſe abwartet und ſie alsdenn mit den losgelaßenen Hunden fangen und erwürgen läßt.

Fuchshütte iſt eine auf einem Baume, oder noch beßer in die Erde gebaute Hütte, worinnen der Jäger im Winter bey hellen Nächten auflauert, nachdem er vorher Aas oder eine gebratene Katze, als Körrung, dahin gebracht hat.

Fuchsjagd iſt eine Jagd, die man hauptſächlich anſtellt, um Füchſe zu ſchießen; ſie geſchiehet entweder mit Treibern, mit oder ohne Netze und Federlappen, oder auch bloß mit Hunden. Man kann ſie auch mit Windhunden hetzen. Uebrigens gehöret der Fuchs zur Niederjagd.

Fuchskaſten iſt ein Behältniß, worinnen man einen lebendigen Fuchs von einem Orte zum andern bringet. Er iſt viereckigt, von Bretern zuſammen geſchlagen, $1\frac{1}{2}$ Elle lang, $\frac{3}{4}$ Elle breit und hoch, mit Luftlöchern, die jedoch mit durchlöcherten Bleche verwahrt ſind, verſehen, auch ein Behältniß zu Futter und eines zu Getränke dergeſtalt angebracht, daß man ihm dieſe Bedürfniße von außem reichen könne, um nicht, wenn man mit der Hand hinein greifen müßte, ſtark gebißen zu werden.

Fuchsprellen war ehedem eine, an den Höfen großer Herren eingeführte Luſtbarkeit, da lebendig eingefangene Füchſe in Käſten auf den dazu beſtimmten, mit Tüchern ringsum wohlverwahrten Platz gebracht wurden. Hier ſtanden die zu dieſer Luſtbarkeit gezogenen Herren und Damen in zwey Reihen einander gegen über, und hatten, je zwey und zwey einander entgegen ſtehende Perſonen, ein langes ſchmales Prellnetz in den Händen. Nun wurden die Füchſe einzeln ſo herausgelaßen, daß ſie unmittelbar zuerſt auf das Netz kommen mußten, das von den beyden vornehmſten Perſonen gehalten wurde. Dieſe, und in der Folge alle diejenigen, auf deren Netze der Fuchs kam, zogen beyde zugleich das Netz mit der größten Gewalt an ſich, und ſchnellten ihn dadurch mehrere Ellen in die Höhe; welches Spiel ſo lange fortgeſetzt wurde, bis er tod oder ſo kraftlos war, daß er auf kein anderes Netz mehr kommen konnte, da er denn vollends von den Jägern getödtet und ein anderer herausgelaßen wurde. Auch Haaſen, Kaninchen und Dachſe, ja ſogar Friſchlinge und nicht ſtarke Bachen, wurden auf obige Art geprellt.

Fuchsſchwanz heißt auch Stange, Ruthe, Standarte oder Lunde.

Fuchs=

Fuchswürſte wurden ehedem an Höfen, bey der auf eine Jagd folgenden Tafel, unter andern Bratwürſten aufgetragen; ſie waren von klein gehackten Fuchsherz, Lunge, Leber ꝛc. in Fuchsdärme, wie Bratwürſte bereitet. Wenn nun von den anweſenden Herren, einer von einer ſolchen Wurſt aß, ſo ſtießen die Jäger in die Hüfthörner und ahmten das Hundegebell nach; da denn ein Gelächter entſtand, und der, welcher davon gegeßen hatte, mußte ein großes Strafglas Wein trinken, und den Jägern ein Trinkgeld reichen.

Fuchszwinger iſt ein Fuchsbehältniß.

Fuhrig heißt ein Leithund, wenn er ein Jahr alt und tüchtig iſt, um gearbeitet zu werden.

Furkeln iſt eben ſo viel als Forkeln.

Fußgeſtell werden die Schenkel des Habichts genennet.

G.

Gabel iſt ein Werkzeug, das von Jägern gebraucht wird, um ein lebendig gefangenes Raubthier mit dem Halſe zur Erde zu drücken, damit ſie keine Gefahr von ihm zu befürchten haben. Zu den Fiſchottern muß ſie dreyzackig, zu andern Raubthieren aber zweyzackig ſeyn. Uebrigens iſt ſie in der Größe einer mäßigen Streugabel, entweder ganz von Eiſen, oder mit einem hölzernen Stiele.

Gabelgehörn, gabliches Gehörn nennet man, wenn oben an jeder Stange eines Hirſchgeweihes, zwey Enden in Geſtalt einer Gabel beyſammen ſtehen, oder wenn jedes dieſer Enden wieder in kleine Gabeln getheilt iſt.

Gabelhirſch iſt ein Hirſch, an deßen Geweihe nur die Augenſproßen an den Spießen, und ſonſt weiter keine Enden, ausgewachſen ſind. S. Hirſch.

Gänge heißen die Wechſel, welche das Wild in den Wald hinein und heraus macht, deren Anzahl, bey Beſtätigungen der Hirſche und Einkreiſungen anderer Thiere, von dem Jäger genau beobachtet werden müßen.

Gänge ſeyn ſagt man von Hunden, wenn ſie gut laufen und ſich geſchickt wenden können; auch, in gleichem Verſtande, von andern Thieren.

Gans, gemeine wilde, — Anas Anser ferus — gehört zur Entengattung und zwar unter die Familie, mit an der Wurzel glattem Schnabel, und heißt auch wilde Gans ſchlechtweg, große wilde oder große graue Gans, graue Gans, wilde Gans mit graubrau-

nen Federn, Schneegans, Graugans, große Graugans, Hagelgans, Merzgans und Heckgans. Dieſe Art, welche die Stamm-Mutter unſerer Hausgans iſt, unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch nachſtehende Kennzeichen:

Der Oberleib iſt braungrau, der Unterleib bläßer; der Unterrücken hellaſchgrau; der Schnabel iſt ſaffrangelb und der Nagel weiß; die zuſammen gelegten Flügel nicht an die Schwanzſpitze reichend. Da dieſe Gans vorzüglich die Stamm-Mutter der zahmen iſt, obgleich die folgende, wie mich die Erfahrungen gelehrt haben, auch ihren Beytrag zur Entſtehung dieſes Hausthiers kann gegeben haben, ſo hat ſie auch mit ihr faſt einerley Größe, doch iſt ſie nicht ganz ſo ſtark, aber ſchlanker, da gewöhnlich die zahmen Racen der Thiere durch Cultur größer und ſtärker werden, als der Urſtamm. Die Länge iſt zwey und drey Viertel Fuß, wovon der Schwanz ſechs Zoll wegnimmt, und die Breite iſt fünf bis fünf und ein halb Fuß, und die gefalteten Flügel legen ſich vor dem Ende des Schwanzes zuſammen. Das Gewicht iſt acht bis eilf Pfund. Der Schnabel iſt zwey und drey Viertel Zoll lang, halbwalzenförmig, nach der Stirn zu ſehr erhaben, und hat gerade die Geſtalt, wie an der gewöhnlichen zahmen Gans, die Farbe orangegelb, an der Spitze oder dem Nagel weißlich. Die Augenlieder ſind nackt und bleichroth; der Augenſtern blau, bey jungen dunkelbraun; die Füße ſind gelblichfleiſchfarben, bey ſehr Alten ziegelroth, die Krallen horngrau; die Schienbeine, oder eigentlich die Fußwurzel, drey und einen halben Zoll hoch, über dem ſogenannten Knie drey Viertel Zoll hoch nackt; die Mittelzehe vier Zoll lang, die hintere einen halben Zoll. Der Kopf und der mit Federreihen gezeichnete Hals ſind braungrau, der Nacken am dunkelſten; der Oberrücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel ſchwarzbraun mit weißgrauen Kanten; der Unterrücken hellaſchgrau, nur die letztern obern Deckfedern des Schwanzes weiß; Unterhals und Bruſt aſchgrau, weißlich gewölkt, bey einigen mit dunkelbraunen Fleckchen; die Seitenfedern dunkelbraun mit weißen Federrändern; Bauch und After weiß; die Schenkel dunkelgrau; auf dem ganzen Flügelrande hin ſtehen kleine weißgraue Federn; die Deckfedern der Unterflügel ſind grau; die drey erſten Schwungfedern ſind an der Spitze ſchwarz, die folgenden bis über die Hälfte, alle an der Wurzel aſchgrau, und die hintern rothgrau überlaufen, die Schäfte ſind weiß; der zugerundete Schwanz iſt dunkelbraun, mit weißen Spitzen und Rändern, die an den vier Seitenfedern ſo breit werden, daß die Federn faſt ganz weiß erſcheinen. Das Weibchen iſt von der zahmen Gans durch einen dünnern Kopf und Schnabel, kürzern dünnern Hals und geringerer Größe unterſcheiden. Man trifft graubun-

te und ganz weiße Varietäten an. Die Stimme iſt, gerade wie bey der zahmen Gans, Gahgahgak, Giekgaak, tattatat, und ſie wiederholen dieß Geſchrey immer fort. Sie halten ſich zu allen Jahrszeiten geſellſchaftlich beyſammen, und lermen entſetzlich. Ihr Flug iſt ſehr rauſchend, ob ſie gleich nicht ſo plump wie die zahmen Gänſe ſind. Sie ſind nicht ſo ſcheu und liſtig als die Moorgänſe. Dieſe wilden Gänſe bewohnen den Norden von Europa, Aſien und Amerika, und man ſieht ſie auch in Deutſchland, Polen, Preußen u Lithauen im Sommer, da man hingegen jene im Sommer nie in Deutſchland ſieht. Schon vom Anfange des Auguſts an, ziehen ſie unvermerkt aus Deutſchland weg. In England bleiben ſie auch das ganze Jahr hindurch, und die aus den nördlichen Gegenden von Europa kommen auch oft ſchon im Sept. in Deutſchland an. Ob ſie gleich nicht ſo häufig, wie die folgende Art im Winter in Deutſchland auf der Saat geſehen werden, ſo trifft man doch auch ganze und große Heerden. Auch ſind zuweilen mehrere unter den Moorgänſen vermiſcht, ſo wie dieſe unter jenen. Sie fliegen in einem Dreyeck. Zu Ausgange des Februars und Anfange des Märzes ſind ſie truppweiſe wieder in Deutſchland auf großen Sümpfen, die von Seen oder großen Flüßen gebildet werden. Sie nähren ſich von grüner Getraideſaat und vom reifen Getraide, beſonders vom Hafer und Gerſte. Auch gewöhnliches Spitzgras und Sumpfgräſer freſſen ſie, ſo wie Kohl und Rübſaat. Im gezähmten Zuſtande freßen ſie alles, was unſere Hausgänſe auch freßen, Kartoffeln, Kohlblätter, Kohlrüben, Möhren ꝛc. Sobald die Alten im Frühjahre ankommen, bauen ſie ihr Neſt, das aus Binſen- und Rohrſtengeln, auch andern Geniſt und ihren ausgerupften Federn beſteht. Viele Junge paaren ſich ſpäter, und mehrere, ſo wie auch ſehr Alte gar nicht. Dieſe letztern fliegen und ſchwimmen dann immer Paarweiſe, da hingegen die Gepaarten ſich einzeln zuſammenhalten, und beym Wegfliegen das Weibchen allezeit voraus, und das Männchen nachfliegt. Auch bey der Paarung ſetzt es, wie bey den zahmen Gänſen, Kämpfe, wobey Schwingen und Schnabel gebraucht werden. Das Neſt ſteht auf einem Binſenhügel, oder auf einer andern trocknen Stelle im See, Teiche oder Sumpfe. Es enthält 8 — 14 Eyer, die vom Weibchen allein in vier Wochen ausgebrütet werden. Das Männchen hält einſtweilen beym Neſte Wache. Die Eyer ſehen wie die zahmen Gänſeeyer, nur etwas olivengrünlicher aus. Wenn die Jungen einen Tag im Neſte gehudert worden ſind, ſo werden ſie von den Alten ins Waſſer und auf Grasplätze geführt, wo ſie ſchon Gras rupfen. Des Nachts geht die Alte mit ihnen wieder ins Neſt zurück, wenn ſie nicht darin geſtört wird, ſonſt ſetzt ſie ſich auch wo anders mit ihnen hin und ſchläft. Man kann die Jun-

Jungen leicht zahm machen, wenn man ihnen die Flügel beſchneidet, auch kann man Hausgänſen wilde Gänſeeyer unterlegen, und die Jungen laßen ſich eben ſo, wie die jungen zahmen Gänſe, führen. Auch mit den Zahmen paaren ſich die Alten, vorzüglich zahme Gänſerte mit wilden Gänſinnen. Die wilden gezähmten Jungen aber können das Gehen nicht ſo lange und weit vertragen, als unſere zahmen, und fliegen lieber. Sie machen nur ein Gehecke. Die Mauſerzeit der Alten iſt im Junius; die der Jungen aber fängt erſt zu Ende des Auguſts an und wird im Spätherbſte in ihrem Winteraufenthalte vollendet. Sie ſehen grauer aus, als die Alten, und Schnabel und Füße ſind heller. Die Sumpfweyhe und andere Raubvögel verfolgen die Jungen, rauben auch mit andern Raubvögeln, dem Mäuſebuſſard u. a. m., die Eyer. Auch der Fuchs erſchleicht jung und alt, und das ganze Neſt, wenn es ihm möglich iſt. Mehrere Adlerarten ſtoßen auf die Alten. Von andern kleinen Raubvögeln werden ſie nur geneckt. Auf dem Leibe hauſet die bekannte Gänſelaus, und in den Eingeweiden wohnen mehrere Arten von Würmern. Die Jungen ſind eben den üblen Zufällen unterworfen, als die zahmen jungen Gänſe. Sie bekommen zuweilen die Pocken, wo ihrer eine Menge zu Grunde gehen. In den deutſchen Brutplätzen an der Elbe, und auf andern Seen, z. B. ſonſt in Thüringen auf dem Schwanenſee bey Erfurt, ſchießt man, ſo bald die Brütezeit angefangen hat, die ungepaarten und dann die Gänſerte weg. Ehe die Jungen flugbar werden, ſchießt man ſie auf dem Anſtande am Waſſer verſteckt, oder in darzu erbauten Hütten. Gute Waſſerhunde jagen ſie auch aus dem Schilf und Rohr, und man ſchießt ſie dann im Fluge. In der Mauſer fangen ſie ſie auch. In ihren Gängen und auf ihren Weideplätzen kann man ſie auch in Hals- und Fußſchlingen fangen. Auch kann man ſie mit einer Karrenbüchſe auf folgende Art ſchießen: Man läßt einen leichten, einſpännigen, zweyräderigen Karren machen, mit geraden, niedrigen Leitern, auch nicht ſehr hohen Rädern, damit man, wenn man neben dem Karren ſtehet, auf die Leitern auflegen und darüber hinweg ſchießen kann. Gleich hinter den Pferden iſt der Sitz des Fuhrmannes auf den Karrenbäumen; durch die Schaale auf der Achſe aber wird ein ziemlich großes rundes Loch eingebohret, in welches man ein Säulchen ſtecken kann, das ſich aber leicht umdrehen laßen muß. Oben in dieſem Säulchen iſt eine Gabel zum Einlegen der Flinte. An der einem Seite des Karrens iſt ein Schirm von Leinwand, worauf Buſchwerk, jedoch nicht von glänzender Farbe, gemahlt iſt. Dieſer aber muß nebſt den Leitern ſo vorgerichtet ſeyn, daß man ihn nach Gefallen von einer Leiter auf die andere bringen kann. Seiner Länge nach

muß er von dem Pferde an, ſo lang der Karren iſt, reichen, und ſeine Höhe muß ſo ſeyn, daß er den Fuhrmann ſowohl, als den nebenher gehenden Schützen, verbirget. Auch muß, wie in der Gabel, alſo auch im Schirme, ein länglich geſchnittenes Guckloch ſeyn; an dieſem Guckloche, gleich bey dem Säulchen, hat der Schirm ohngefähr einer Elle lang, keinen Rahmen, auſſerdem aber iſt er oben und unten mit Rahmen verſehen. Dieſe Scharte aber zu verblenden, macht man noch einen Rahmen hinein, der ſich in dem großen hin und her ſchieben läßt, dieſer iſt gleichfalls von Leinwand, und ſo eingerichtet, daß er das offene Loch der Schießſcharte bedecket. Auf dieſen Karren legt man eine lange Doppelflinte von ſtarkem Eiſen, mit groben Schrot geladen, ſpannet ein Pferd ein, der Fuhrmann ſetzt ſich auf, und der Schütze geht neben her, und ſo fahren ſie erſt von fern, ſodann immer näher bey den wilden Gänſen, die ſie liegen ſehen, vorbey, und zwar ſo, daß der Schirm allemal auf der Seite des Karren ſteckt, wo die Gänſe liegen. Sind ſie nun beynahe ſchußmäßig, ſo legt der Schütze die Flinte allmählig, in währendem Fahren, zwiſchen die Säule auf die Gabel, ſteckt ſie auch durch die Schießſcharte. Wenn dieſes geſchehen, giebt er dem Fuhrmanne ein Zeichen, der mit einer Hand das Pferd anhält, und mit der andern den kleinen Schirm wegſchiebt, da denn der Schütze ſchon fertig ſeyn und beyde Läufe auf einmal losdrücken muß. Zu Erſparung des Pferdes kann man auch einen ſo langen Schiebkarren, daß die Flinte bequem darauf liegen kann, dazu brauchen, in deßen Mitte ebenfalls ein oben beſchriebenes Säulchen ſo hoch aufgerichtet wird, daß der Schütze knieend ſein Gewehr darauf auflegen kann; auf der Seite wird ein Schirm angebracht, ſo hoch, daß der Jäger ſich in gebückter Stellung, dahinter verbergen kann. Nächſt dieſem wird noch ſo ein Schild, wie zum Rebhühnerfange, erfordert, doch muß es länger ſeyn. Beym Gebrauch wird die Flinte auf den Schiebkarren gelegt, der Schirm aufgeſteckt, der Schild aufgeſpannt, welchen der Jäger ſo trägt, daß er, und der, ſo den Karren führet, dahinter verborgen iſt. Wenn er nun, allmählig immer näher und näher ziehend, ziemlich ſchußmäßig iſt, giebt er während dem Fahren das Schild dem Fuhrmanne, bringt die Flinte in die Gabel, und ſchleicht ſo lange gebückt hinter dem Schirme, bis er ganz fertig und ſchußmäßig iſt, dann giebt er dem Fuhrmanne ein Zeichen ſtille zu halten, und drükket los. Man kann dieſe Art des Schießens auch auf Enten und Trappen brauchen. Das Wildpret oder Fleiſch der Jungen iſt beſonders wohlſchmeckend, aber das von den Alten ſehr zähe. Die Federn ſind zum Schreiben und Ausſtopfen beßer, als die der zahmen Gänſe. Sie laßen ſich leicht zähmen und ſo zur zahmen Raſſe umbilden, beſonders

wenn

wenn man ſie jung aufziehet; ja ſie erzeugen ſogar mit den Zahmen, und wenn ſie auch bunt ſind, fruchtbare Baſtarte. Da, wo ſie häufig ſind, thun ſie an den Getraidefeldern großen Schaden. In der Nähe einiger großen Teiche bey Zerbſt, iſt auf den Aeckern ſchlechterdings nichts aufzubringen als Kartoffeln; denn die wilden Gänſe gehen alle Getraidearten ſo an, daß man Feldſtrecken von ſechs Ackern abgeerndtet hat, wovon nur drey Scheffel an Körnern wieder gewonnen worden iſt.

Gänſe-Säger oder **Ganstaucher** — Mergus Merganſer — auch **große** und **gemeine Tauchente**, **langſchnäbelige Halbente**, **Tauchergans**, **Seerachen**, **großer Seerachen**, **Seerabe**, **Taucherkiebitz**, **Gänſeſägetaucher**, **Kneiſſer**, **Kariffer**, **Kuriffer**, **Schötbeje**, **Straben**, **Moor**, **Schnarrgans**, **Bottervogel**, **Straustaucher**, **Merch**, **Ganner**, **großer Kobeltaucher**, **Winternörks**, **gezapfter Kneifer**, **großer** und **gezackter Taucher**, **Bibertaucher**, **Biberente**, **kaſtanienbrauner Taucher**, **braunköpfige Halbente**, **rothköpfige Tauchergans**, **Muſchelkönig**, **Schelbracke**, **gemeiner Säger** und **Vielfraß** genannt, gehört zur Gattung Säger — Mergus — unter den Schwimmvögeln als eine beſondere Art, welche ſich von den übrigen durch nachſtehende Kennzeichen unterſcheidet: Der Federbuſch iſt kurz und liegt nach der Länge des Kopfes; der Spiegel iſt weiß mit einem ſchwarzen Streifen; der Schwanz aſchgrau; am Männchen iſt Kopf und Federbuſch ſchwarzgrün und violet ſchimmernd, und der Oberrücken ſchwarz; am Weibchen der Scheitel dunkelbraun, der übrige Kopf und Federbuſch roſtbraun, und der Rücken weiß mit hellgrauen Wellenlinien durchzogen. Dieſer Vogel iſt größer und länger als eine Hausente; zwey Fuß vier Zoll lang, wovon der Schnabel zwey und einen halben Zoll und der Schwanz fünf Zoll mißt; die Breite drey Fuß zwey Zoll; die Flügel legen ſich auf der Mitte des Schwanzes zuſammen. Er wiegt 3 Pfund. Der Schnabel iſt lang, gerade, ſchmal, am Grunde ſechseckig, vorn erhaben rund, an beyden Rändern ſichtbar gezähnelt, mit einem löffelförmigen, herunterwärts gebogenen Nagel verſehen, oben am Haaken und unten ſchwarz, an den Seiten roth; der Augenſtern roth; die Füße orangeroth, die Schwimmhaut röthlichſchwarz; die netzförmige Fußwurzel ein und drey Viertel Zoll hoch; die hintere Zehe mit einer kleinen Schwimmhaut verſehen. Der ſtark befiederte Kopf und obere Hals iſt dunkelgrün, mit einem violetten Glanze, oder mit einem Worte entenhalſig. Hinten im Nacken gerade ausgeſtreckt ſteht ein Federbuſch, in Geſtalt eines ſpitzigen Pinſels. Er hat eben die Farbe, und beſteht aus ſehr ſchmalen, langen, zu- und abnehmenden Federn, welche auf dem Schei-

tel, dem Genicke, und am meiſten auf dem Hinterhaupte ihren Sitz haben. Wenn ihn der Vogel in die Höhe hebt, ſo iſt er ſehr zuſammengedrückt und bogig, wie der Federbuſch des Wiedehopfs. Der untere Theil des Halſes iſt vorn und hinten weiß, auch gelblichweiß (ſtrohgelb); vom Hals herab läuft ein ſchwarzer Strich bis zum Rücken; der Obertheil des Rückens und die daran ſtoßenden Schulterfedern ſchwarz; der Untertheil des Rückens aſchgrau; der Unterleib ſchön ſtrohgelb; die obern Deckfedern der Flügel ſchwarz, die untern weiß; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern weiß, ſchwarz eingefaßt, und machen mit den weißen Spitzen ihrer ſchwarzen Deckfedern einen weißen Spiegel, der in der Mitte (bisweilen) durch einen ſchwarzen Strich geſpalten iſt; der Schwanz ſtumpf zugerundet, mit achtzehn Federn verſehen, aſchgrau mit ſchwarzen Federſchäften. Das Weibchen iſt kleiner und hat eine vom Männchen merklich verſchiedene Farbe. Der Stern im Auge iſt braun; der Scheitel graubraun, an den Seiten und am Federbuſche roſtbraun; die Kehle weiß; der Oberhals aber, ſo weit der Federbuſch reicht, rundum roſtbraun; der übrige Hals vorn weiß mit hellgrauen Wellen, hinten aber aſchgrau mit blaßen Wellen durchzogen. Dieſe Farbe hat auch der Rücken, Steiß, die Seiten, Schenkel und die kleinern Deckfedern der Flügel. Die Bruſt, der Bauch und After ſind blaß ſtrohgelb, doch hat der letztere noch überdem einige hellgraue längliche Flecken. Der weiße Spiegel iſt in der Mitte durch einen grauen Querſtrich getheilt. Der Schwanz iſt grau. Man hat von dieſem Vogel mehrere Varietäten und Altersverſchiedenheiten: 1) Der Bibertaucher. Mergus Merganser Caſtor Gmelin Linn. l. c. pag. 545, und von dieſem wieder zwey Abweichungen: a) Mit aſchfarbigem, unten roſtfarbigem Kopfe; roſtfarbigem, unten mit einem ſchwärzlichen Ringe eingefaßtem Oberhalſe, aſchgrauem Rücken, und ſtrohgelbem Unterleibe. b) Mit roſtbraunem Kopfe und Oberhalſe, welcher letztere unten mit einem ſchwarzen Ringe eingefaßt iſt; aſchgrauem Rükken und weißer Bruſt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach die Tauchergans im erſten Jahre; Linnee hielt ihn anfangs für das Weibchen. 2) Die rothköpfige Tauchente. Mergus Merganser rubricapillus Gmelin Lin. l c. Kopf und Hals ſind braunroth, am Ende des letztern die Spur eines ſchwärzlichen Ringes. Dieſe Vögel ſind vortreffliche Taucher und Schwimmer. Beym Schwimmen haben ſie den Körper tief im Waſſer. Sie fliegen ſehr ſchnell, aber nicht gern, und halten ſich auch außer der Heckzeit auf dem Lande auf. Sie fliegen, wie die wilden Enten, ſchnell und durchſchneiden die Luft mit Pfeifen der Schwingen. Sie ſind ſehr ſcheu. Auſſer der Heckzeit leben ſie geſellſchaftlich. Sie wohnen in Europa, Aſien und Amerika, und

zwar vorzüglich in den nördlichen Gegenden dieſer Länder, auf dem Meere, großen Seen und Flüßen. Als Zugvögel gehen ſie gegen den Herbſt mit ihren Jungen, die auf Inſeln ausgebrütet ſind, ins Meer, und begeben ſich, wenn der rauhe Winter eintritt, aus den kältern in wärmere Gegenden. Alsdann trifft man ſie in Deutſchland auf offenen Teichen, Seen, Flüßen und Moräſten, doch nicht in ſo großen Heerden, wie die andern wilden Entenarten, an. Die alten Männchen halten ſich nach der Brut immer zuſammen; eben ſo auch die Weibchen mit den jungen Männchen. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich aus Fiſchen. Doch ſagt man auch, daß ſie Waſſergräſer und auf den Aeckern Erbſen und Getraide fräßen. Im Herbſte ziehen ſie im Meere in großen Geſellſchaften auf den Fiſchfang aus. Sie legen auf Baumſtrünke, zwiſchen die Bäume und auf die bloße Erde, in ein aus Geniſt und ihren Federn gebautes Neſt, eilf bis zwölf weißliche Eyer, welche in vierzehn Tagen ausgebrütet werden. Marder, Iltiſſe und Wieſeln verderben ihre Brut; große Raubvögel ſtoßen auf die Alten, und in ihren Eingeweiden hauſen Bandwürmer, Riemenwürmer — Ligula avium — und Kratzerwürmer. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſo ſchnell im Untertauchen, daß es ſchwer hält, ſie zum Schuß zu bekommen. Im Herbſte gehen ſie in die Entengehege, [a]gen ſich aber bloß am Tage. Bey uns ißt man das Wildpret wegen ſeines thranigen Fiſchgeſchmacks nicht; doch läßt ſich daſſelbe durch mancherley Zubereitungen brauchen. In Schweden und andern nördlichen Gegenden hingegen, werden ſie häufiger gefangen, eingeſalzen und geräuchert. Das ausgeſchmolzene Fett braucht man in Lampen. Die Federn dienen, wie Gänſefedern, zum Ausſtopfen. Den größten Nutzen liefert er, ſo wie der folgende, dem Fiſcher, indem ſie Fiſche aus der Tiefe des Meers an den Strand oder in die Meerbuſen jagen. Die Fiſcher bauen ſich daher Hütten auf das Waſſer, und fangen die ihnen zugetriebenen Fiſche in aufgeſtellten Reußen. Mit dieſem Fange geht es ſo zu. Im Herbſte begeben ſich dieſe Vögel in großer Menge auf das Meer, vertheilen ſich gehörig; ein Theil taucht ſich unter und treibt mit den Schnäbeln die Fiſche vorwärts, ein anderer ſchwimmt im halben Monde, der ſich allmählig verkürzt, und bringt mit dem Schlagen ſeiner Flügel das Waſſer ſo in Bewegung und die Fiſche ſo in Schrecken, daß letztere eilends vor ihnen hin an den Strand oder in einen Meerbuſen fliehen, wo ſie theils von ihnen mit Bequemlichkeit verſchlungen, theils von den Fiſchern gefangen werden. Solche Fiſchjagden treiben ſie den ganzen Herbſt hindurch, beſonders in ſchneeigen und wolkigen Tagen, bis alles mit Eis belegt iſt. So lange die Vögel in der Nähe der Hütte ſind, darf der Fiſcher die Reußen nicht heben, ſonſt würde ſein

gan=

ganzer Fang auf einmal vereitelt ſeyn; denn ſie ſind ſcheu und geben auf alles Acht. Wo ſie ſich im Sommer auf Fiſchteichen aufhalten, die Brut hat, da thun ſie beträchtlichen Schaden. Im Herbſt und Winter iſt er nicht ſo beträchtlich, da ſie ſich an einem Orte nicht lange aufhalten.

Ganz machen heißt bey einer Treibejagd, die Treiber in gehörige Ordnung ſtellen.

Geäße nennet man mit einem Worte die Nahrung aller Arten von Wildpret.

Gebiß heißt der Mund bey allen vierfüßigen Raubthieren.

Gebräuche, Rüſſel, Gebreche, Wurf, heißt der vordere Theil des wilden Schweinskopfs, ſo weit als die Mundöffnung geht.

Gebrochener Laufft heißt ein ſolcher Laufft, wenn bey einem Hauptjagen zur Schonung des Getraides ꝛc., die Flügel deſſelben gebrochen werden und der Laufft quer vor die Kammer kommt.

Gefallen ſagt man von jedem geſtorbenen wilden Thiere, das todt gefunden wird.

Gefallen Wildpret nennet man alles Wildpret, das man todt auf dem Reviere antrifft, es mag nun natürlichen Todes, oder durch Verwundung geſtorben ſeyn; es iſt ein Accidenz der Jagdbedienten.

Gefräß nennet man die Nahrung des Schwarzwildprets.

Gefäße nennen die Falkonier den langen Riemen, woran ſie die Falken halten.

Gegriffen oder Greifen wird von einigen Jägern geſagt, wenn die Windhunde einen Haaſen fangen.

Gehäge iſt ein umzäumter Ort, wo man Wildpret unterhält und daßelbe nicht umbringet, ſondern heget und ſchonet.

Gehänge nennet man die herabhangenden Ohrlappen der Jagdhunde.

Gehaubt, gekappt, ſagt man vom Falken, wenn man ihnen eine Haube oder Kappe aufgeſetzt hat. Siehe Falkenkappe.

Geheckе nennt man die ganze Zahl ausgebrüteter Vögel aus einem Neſte, ſo viel oder ſo wenig ihrer auch ſeyn mögen.

Gehege iſt, im Gegenſatze der Kuppel, eine Gegend, wo die darinnen befindlichen Jagdreviere nur von einzelnen Jagdberechtigten beſchoßen und bejagt werden dürfen; vorzüglich aber verſtehet man darunter die landesherrlichen Reviere; die denn ge-

gewöhnlich durch Hegeſäulen, (ſ. d. Wort) von den Revieren der Vaſallen, unterſchieden zu werden pflegen. Nach den Churſächſiſchen Geſetzen ſollen die alten Gehege gehalten, und die Churfürſtl. Wildfuhr, auch aufgerichteten Haaſengeheege, wo Hegeſäulen geſetzt, oder ſonſt andere Gehege vorgeſchrieben, kein Jagen, Hetzen und Waidwerk getrieben werden; diejenigen aber, mit denen ſonderliche Vergleichung der hohen, auch Fuchs- und Haaſenjagd und Hühnerfahens halber gemacht, ſollen dabey gelaßen werden; da, wo keine Vergleiche aufgerichtet, auch keine Hegeſäulen geſetzt ſind, mögen die Anſtoßenden von Adel, alten Herkommen nach, Waidwerk treiben. L. O. vom 1ſten Oktob. 1555. T. daß keiner auf des andern ꝛc. C. A. I. Seite 60 folg.

Inſonderheit ſoll um Dreßden und den daran ſtoßenden Gegenden, das Jagen, Hetzen und Schießen, von jedermänniglich, bey höchſter Ungnade und willkührlicher Strafe, unterlaßen werden. M. vom 20ſten November 1715. C. A. II. Seite 609. folg.

Gehen ſagt man, wenn das Wildpret abends aus ſeinem Lager oder Stande nach dem Geäße ziehet, und früh Morgens jedes nach ſeiner Art wieder zu Holze nach einem ſichern Orte eilet.

Gehetzet heißt, wenn ein Stück Wild mit Hunden verfolgt und gefangen wird. Z. B. Haaſen, Füchſe.

Gehoben ſagt man, wenn ein Wolf oder Fuchs den Vorwurf oder Bißen, welchen der Jäger zur Ankörnung auf den Platz vor das Eiſen, die Falle ꝛc. geworfen, aufgenommen und weggefreßen hat.

Gehör nennet man die Ohren manches Wildes z. B. der wilden Sauen, Hirſche ꝛc.

Gehörn, ſ. Geweihe oder Gewichte.

Gehörne vortragen, war ehedem ein Jagd-Gebrauch, da bey einem Beſtätigungsjagen der Jäger, der den ſtärkſten Hirſch richtig angeſprochen hatte, deßen ihm abgeſchlagenes Geweihe unter allerley **Weydgeſchrey** vorgetragen, und er ſo mit Ceremonien zur Herrſchaft gebracht wurde.

Gejacte Hunde, gepanzerte Hunde nennet man bey der Sauhetze, die mit einer **Jacke** oder **Panzer** verwahrten Hunde. Eine ſolche Jacke wird von doppelter rother Leinewand gemacht und Fiſchbein hinein, auch mit feinem Bindfaden wohl durchnehet. Sie gehet dem Hunde unter dem Leibe hinauf und wird oben auf dem Rücken, bis vor unter das Halsband und vorn über die Bruſt herunter zugeſchnüret. Auch hängen Klappen über die Blätter herunter, ſo daß nur der Kopf, die Keulen und

und die Läufte bloß ſind. Eine ſolche Jacke ſchützet den Hund für den Schlägen der Keuler, ſo daß, wenn auch einer durchſchlüge, der Schlag nicht tief hinein gehet. Doch ſind dieſe Jacken nur bey Saujagen auf dem Lauf zu empfehlen, denn im freyen- oder Streifjagen hindern ſie den Hund im Laufen.

Geier, ſ. Geyer.

Geilen ſind die Hoden oder Teſticuln des Hirſches.

Geiß iſt das Weiblein des Dammhirſches, auch nennen manche die Riecke ſo, überhaupt aber führet das ganze weibliche Geſchlecht aller Ziegengattungen dieſen Nahmen.

Geißkopf-Waſſerläufer — Totanus Aegocephalus, Bechſt., ſeu Scolopax Aegocephala Linn. — gehört in der neunten Ordnung d. i. unter den Sumpfvögeln in die Gattung Waſſerläufer und zwar in die zweyte Familie mit an der Wurzel oder in der Mitte etwas aufwärts gebogenem Schnabel, und macht daſelbſt eine beſondere Art aus, welche auch die Nahmen Geißkopfſchnepfe, Pfuhlſchnepfe, Uferſchnepfe und große rothgelbe Uferſchnepfe führt. Der vier und einen viertel Zoll lange dünne gerade Schnabel iſt in der Mitte etwas aufwärts gebogen; und über den Augen befindet ſich ein röthlich weißer Strich. Der Rücken iſt rothbraun mit großen dunkelbraunen Längsflecken; die Kehle und Gurgel ſind fuchsroth; die weißen Seiten haben ſchwärzliche Querſtreifen; der Steiß und Schwanz ſind ſchwarz und weiß geſtreift; die Füße braungrün und die Nägel ſchwarz. Mit Einſchluß des 3 Zoll langen Schwanzes beträgt die ganze Länge 17 Zoll und die Flügelbreite 2½ Fuß. Es giebt auch dergleichen Vögel mit fuchsrother und weißer Bruſt, welche vielleicht bloß Altervarietäten ſind. Ihr eigentlicher Wohnort iſt der Norden, wo ſie ſich an Meer- und Seeufern aufhält und bloß auf dem Zuge im Spätherbſt und Winter kommt ſie nach Deutſchland. Das Weibchen iſt auf der Bruſt blaßröthlich aſchgrau und auf dem Rücken heller als das Männchen.

Gekleidet oder Kleidung wird von Büchſen oder Flinten geſagt, wenn ſie ihr Beſchläge bekommen haben.

Gelaut nennet man das laute Jagen der Hunde. Siehe Laut.

Gelbfüßiges Meerhuhn oder Gelbfuß — Gallinula flavipes Latham, ſeu Fulica flavipes Linn. — auch gelbfüßiges Waſſerhuhn, Gelbbeinlein, Schnirring, Schmiering, Gelfüßel, rothes Waſſerhuhn mit ſchwefelgelben Beinen und Augenliedern genannt, gehört unter den Sumpfvögeln in die Gattung Meerhuhn und zwar zur zweyten Familie mit deutlicher

Stirn-

Stirnhaut als eigene Art, welche blaßgelbe Stirne und Füße hat, und deren Oberleib gelbroth und ſchwarz geſteckt, der Unterleib aber weiß iſt. Die Körperlänge beträgt 12 Zoll und der Wohnort deßelben iſt Deutſchland.

Geleiter oder Geleuter ſind ſchmale, ſpiegelicht geſtrickte kleine Garne, welche nicht zum Fangen, ſondern bloß zum Abhalten, inſonderheit vor den Treibezeugen gebraucht werden.

Geleitet ſagt man vom Habicht, wenn er ein Rebhuhn wegführet.

Gelock, Geſang, Ruff, nennen die Vogelſteller einen lebendigen Vogel, der auf dem Heerde, in einem Käfig eingeſperrt, die vorbeyziehenden Vögel herbey locket. Siehe Lockvogel.

Gelt ſagt man vom Hirſche, wenn das Wildkalb nicht brunftet und ſetzt, ſondern unfruchtbar bleibt.

Geludert ſagt man von Raubthieren und Raubvögeln, die man durch Aas locket und ätzet. ſ. Ludern.

Gemeinjagd, ſ. Koppeljagd.

Gemerk geben heißt, bey einem angeſchoßenen Wilde ſo viel als ſchweißen, ſo daß man den Schweiß auf der Färthe findet.

Gems oder Gemswild, Gäms, Steinziege, wilde Feldgeiß, Felſengeiß, Steingeiß, Felſenantilope, wovon das Männchen Gemsbock und das Weibchen Gemsziege in der Jägerſprache genannt wird — Antilope rupicapra — iſt eine beſondere Art der Antilopengattung unter den wiederkäuenden Thieren, welche ſich durch folgende Kennzeichen unterſcheidet:

Die Hörner ſind aufrecht, rund, unten runzlich, oben mit einer glatten haakenförmig zurückgekrümmten Spitze; die Farbe iſt braun, mit einem dunklen Rückenſtreifen, Stirn, Scheitel, Kehle, und inwendige Ohren ſind weiß. Geſtalt und Größe iſt wie bey dem Ziegengeſchlechte. Der Bock iſt über vier Fuß lang und zwey und einen halben Fuß hoch; der Schwanz oder die Blume mißt nur vier Zoll. Der Kopf iſt kurz, ſchmal, an der Stirn breit und ſo nach dem Munde immer mehr ſchmal zulaufend; die Oberlippe iſt etwas geſpalten; die Unterlippe etwas zurück gezogen; die Augen ſind groß, dunkelgrau, ins Feuerrothe glänzend und ſcharfblickend; die Augenlieder klein und ziemlich verſteckt; die Ohren mittelmäßig, eyrund, zugeſpitzt und liegen immer mit den Spitzen dicht an den Hörnern; die zehn bis zwölf Zoll langen Hörner ſtehen über den Augen hervor, gehen aufrecht, noch etwas mehr vorwärts gerichtet, und krümmen ſich nur an der Spitze nach dem Rücken; ſie ſind ſchwarz, unten mit runz-

lichen Ringen umgeben, die jähr⸗ lich durch einen vermehrt wer⸗ den, gerieft, oben an dem Haa⸗ ken aber glatt und ſehr ſpitzig; ſie ſind inwendig ausgefüllt und nur an der Wurzel iſt eine Höhle von einem Zoll, die mit dem Stirnknochen Knorpel ausgefüllt iſt. Vor den Hörnern iſt eine Oeffnung, welche zu einer trock⸗ nen und blinden Höhle führt. Der Hals iſt langgeſtreckt, der Rücken gerade, auf den Keulen etwas gewölbt; die Blume kurz und wird wie bey den Ziegen getragen; die Läufe ſind musku⸗ lös; die ſchwarzen Klauen von unten ausgehöhlt, ziemlich lang und ſcharf zugeſpitzt, damit ſie beym Klettern eingreifen und weit aus einander ſtehen. Die Haare ſind theils kurz, theils lang; am längſten ſind ſie am Bauche und an den inwendigen Beinen, auch ſteht unter den Knieen ein Haarbüſchel. Die Farbe iſt überhaupt braun, doch nach den verſchiedenen Jahrszei⸗ ten bald dunkler, bald heller; im Frühjahr iſt ſie aſchgrau braun; im Sommer rothbraun; im Herbſt geht ſie ins dunkelbraune und im Winter ins ſchwarz⸗ oder graubraune über; von dem Ge⸗ hörn bis zur Naſe iſt ein ſchwar⸗ zer Streifen, ſo wie man den⸗ ſelben auch, nur im Winter nicht ſo deutlich, auf den Rücken hin bemerkt; Mund, Stirn, an der Kehle ein Streifen und der Un⸗ terleib ſind ſchmutzig weiß. Zu⸗ weilen ſind ſie im Winter ganz ſchwarz. Das Weibchen iſt klei⸗ ner, ſchmächtiger, aber ebenfalls, nur kleiner, gehörnt, und hat vier Zitzen. Es giebt mehrere Varietäten: 1) weiße, und 2) auch gefleckte Gemſe. Die Gem⸗ ſenjäger unterſcheiden noch fol⸗ gende: 3) Das Grathier, welches klein und rothbraun iſt, beſtändig auf den höchſten Berg⸗ ſpitzen (Grath) lebt, und außer⸗ ordentlich wild und ſcheu iſt. 4) Das Waldthier iſt größer und dunkelbrauner, und hält ſich in Büſchen und Wäldern, ja zu⸗ weilen in Thälern auf. Ob die⸗ ſer Unterſchied merklich, bleibend und gegründet iſt, kann ich nicht entſcheiden. Es ſind geſellſchaft⸗ liche, muntere, flüchtige, vor⸗ ſichtige, wilde, ſchüchterne und menſchenſcheue Thiere. Geſicht, Gehör und Geruch ſind außeror⸗ dentlich ſcharf. Sie ſehen den Jäger ſehr weit, und mit dem Winde können ſie ihn faſt auf eine halbe Meile wittern. Sie ſind allenthalben, ſie mögen ſich befinden, wo ſie wollen, außer⸗ ordentlich wachſam. Zwar ſtellen ſie keine Schildwachen aus, wie man ſonſt wohl vorgab, allein jede Gems ſteht, geht, oder liegt mit geſpitzten Ohren. So bald eine etwas hört, wittert oder ſieht, was ihr bedenklich iſt, ſo giebt ſie einen hell und ſcharf klingenden Ton, eine Art von Pfeifen durch die Naſenlöcher von ſich, welches lang anhält, an⸗ fangs ſehr fein iſt und immer ſchärfer wird, zuletzt aber nach und nach abnimmt. Auf dieſen Ruf erſchrickt die ganze Geſell⸗ ſchaft, und ſetzt ſich in Bewe⸗ gung. Die pfeifende Gems iſt dabey ſehr unruhig, ſieht ſich al⸗ lenthalben um, ſtampft mit den

Füßen, und nach wiederholten Pfeifen rennt die ganze Geſellſchaft, mit bewundernswürdigen Sprüngen, untermiſcht davon. Außer dieſem Pfeifen, blöken ſie auch in der Brunft, und laßen in Angſt und Gefahr ein heiſeres ziegenähnliches Meckern hören. Ihr Laufen, Springen und Setzen von den Felſen herab und wieder hinauf, iſt kaum begreiflich. Es geht dieß nie in ſenkrechter Linie, ſondern immer nach der Quere. Kommen ſie an eine ſenkrechte Wand, ſo ſtürzen ſie ſich gleich, wohl 30 Fuß tief herab, und ſchlagen nur im Fallen ein Paarmal mit den Schaalen an den Felſen an. Sie können auf einer kleinen Spitze, alle vier Läufe zuſammen geſetzt, ſich feſt erhalten und ſtehen. In Deutſchland findet man die Gems auf den Gebirgen von Tyrol, Kärnthen, Krain, Steyermark und im Salzburgiſchen; ſonſt bewohnen ſie die Alpen in der Schweiz, Savoyen, Dauphine, die Pyrenäiſchen und Apenniniſchen Gebirge und vielleicht die meiſten Kettengebirge Aſiens. Ihre innerliche Hitze weißt ſie immer dahin, wo Schnee liegt, und eine reine, dünne Luft iſt, doch wagen ſie ſich nicht auf die äußerſten höchſten Felſenſpitzen, wie die Steinböcke. Die Wärme meiden ſie ſo ſehr, daß man ſie im Sommer nirgends als im Schatten und bey Schnee und Eis antrifft, im Winter ſind ſie in den hohen dichten Wäldern. Sie leben in Rudeln, wo man ihrer oft 60 und mehrere beyſammen ſieht; doch halten ſich die ganz alten Böcke, wie bey mehrern Thieren, einſiedleriſch ganz allein, ſind weißgrau und langhaarig, gewöhnlich ſehr fett, und heißen Stoosböcke. Dieſen Nahmen ſollen ſie von den Alperlen haben, unter denen ſie ſich am liebſten aufhalten, und welche in der Schweiz Stooß heißen. Im Sommer und Herbſte äßen ſie ſich von den beſten Alpkräutern, welche die Natur bloß für ſie hervorgebracht zu haben ſcheint. Im Winter genießen ſie das hohe Waldgras, und wenn ſie dieſes wegen des tiefen Schnees entbehren müßen, ſo zehren ſie von den weißen Flechten, die in langen Bärten von den Bäumen herabhängen. Im Frühjahr ſuchen ſie in Thälern das aufkeimende Gras auf. Von den unverdaulichen Faſern mehrerer Alpenkräuter, als der Bärenwurz, Gemswurz u. ſ. w., bilden ſich in den Magen zuweilen harte runde Kugeln, die Gemskugeln, die äußerlich mit einem ſchwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben ſind, und denen man in ältern Zeiten wegen ihres guten Geruchs und bittern Geſchmacks allerhand Heilkräfte andichtete. Sie lecken mehr Schnee als Waſſer. Das Salz lieben ſie, wie das Rothwild, und finden ſich daher nicht nur bey Salzlecken ein, ſondern lecken auch an Felſen das Engliſche Bitterſalz ab; welches letztere ihnen aber oft das Leben koſtet, da ihnen an ſolchen Stellen die Jäger vorzüglich aufpaſſen. Im Winter ſind ſie ſehr mager, im Herbſte aber, beſonders vor der Brunftzeit

zeit ſehr feiſt. Sie weiden, wie anderes Wild, vorzüglich des Morgens und Abends, ſelten am Tage, da ſie unter Felſen und in Thälern, nahe am Schnee ausruhen, wiederkäuen oder ſchlafen. Der Begattungs- oder Brunſttrieb bricht bey ihnen, ſo wie bey den zahmen Ziegen, um Martini aus, wo ſich dann die Rudel trennen und ein Bock mit zwey oder drey Ziegen ſich allein begiebt. Alsdann ſoll jener blöken und einen durchdringenden Geruch von ſich geben, ſich auch in blutige Zweykämpfe mit Nebenbuhlern einlaßen. Die Gemsziege trägt 20 bis 22 Wochen, die Setzzeit fällt im April und May; und es werden gemeiniglich zwey Junge geſetzt. Das Bette iſt eine trockene verborgene Stelle unter einem herüberhangenden Felſen. Die Jungen werden acht bis zwölf Wochen geſäugt und trennen ſich nicht eher von der Mutter, als bis ſie mannbar ſind. Wenn eine Mutter von ihren Jungen weggeſchoſſen wird, ſo findet ſich gleich eine andere ein, die ſie an Kindes ſtatt annimmt; eben ſo verlaßen auch die Kinder ihre todte Mutter nicht, und werden deshalb oft lebendig bey ihr gefangen. Sie ſollen ſich ſehr jung, aber ſchwer zähmen laßen. Eingefangen vertragen ſie die ſchwere niedrige Luft nicht leicht. Sie werden mit folgenden Krankheiten überfallen: 1) Die Krätze bekommen ſie vom überflüßigen Salzlecken. Wie alle horntragende Thiere ſind dieſe der Engerlingsplage ausgeſetzt. 2) Ob ihnen die Gemskugeln, die man von der Größe einer Wallnuß bis zu einer Fauſt in ihren Magen findet, Krankheiten, oder wohl gar den Tod verurſachen, iſt nicht bekannt. Bären, Wölfe, Luchſe und Adler verfolgen ſie und am gefährlichſten ſoll ihnen der Bart-Adler — Aquila barbatus L. — ſeyn. Von den Bremſen — Oeſtrus — leiden ſie, wie anderes Wildpret. Von wirklichen Jägerbeobachtungen hat man noch wenige, da die Gemſenjäger gewöhnlich ganz uncultivirte Menſchen ſind, und Naturforſcher nur ſelten dieſe Thiere in ihrem einſamen und gefährlichen Aufenthalte zu beobachten Gelegenheit haben. Indeßen 1) Eine wahre Eigenheit iſt die Art, wie ſie über Schneegefilde, ohne einzuſinken, wegkommen. Wegen ihrer ſcharfen und ſpitzigen Klauen und ſchmalen Läufe müßen ſie beſtändig durchgreifen und der Schnee trägt ſie nicht. Sie beſchleunigen daher ihre Flucht auf folgende liſtige Art. Das letzte Thier ſpringt auf den Rücken des vor ihm gehenden, ſetzt ſo über den Rücken aller andern und ſtellt ſich an die Spitze; ihm folgt das vorletzte und thut ein gleiches, ſo die übrigen der Reihe nach, und ſie ſind auf dieſe Art ſchnell über ein ſolches Schneefeld hin. 2) Augenzeugen verſichern, daß es, wenn ſie in Abgründe ſpringen, nicht anders ſcheine, als hätten ſie ſtatt der Beine Flügel; ſo groß iſt die Stärke ihrer Sehnen, und ſo richtig der Schwung, den ſie ſich zu geben wiſſen, um

im

im Gleichgewicht zu bleiben und ſtets auf die Füße zu ſtehen zu kommen. Der Grund hiervon liegt hauptſächlich in der Schnellkraft ihrer längern Hinterläufe. Wenn ſie von einer großen Höhe herab ſpringen, ſo bekommen dieſe Beine, die dann etwas weniger gebogen ſind, den Stoß, der im Herabſtürzen entſteht. Sie thun die Wirkung zweyer Springfedern und brechen die Gewalt des Sprungs. Die eigentliche Gemſenjagd unterſcheidet ſich ſehr von andern Jagden, und ob ſie gleich mit vieler Gefahr verknüpft iſt, und die ſogenannten Gemſenjäger (Gemſenſteiger: eine beſondere Branche der Jägerey) in Anſehung ihrer Beſoldung ſich ſehr ſchlecht ſtehen, ſo lehrt doch die Erfahrung faſt allgemein, daß ſie ſich bey ihrem Geſchäfte und ihrer einfachen hirtenähnlichen Lebensart, wozu vielleicht ihr angenehmer Aufenthalt und ihr erhabener Blick, und die Ausſicht in einen unermeßlichen Raum, nicht wenig beyträgt, ſo wohl befinden, daß ſie nicht leicht eine bequemere und reichlich beſoldete Förſter- oder Jägerſtelle in einer niedrigen Gegend annehmen. Ja der Sohn wird gewöhnlich wieder der Kletterer, der ſein Vater geweſen iſt. Sie ſpüren das Daſeyn des Gemswildes auch an der Färthe, welche der zahmen Ziegenſpur ähnelt, ſich aber in längeren und weiter auseinander geſperrten Klauen ausdrückt. Nicht die gewöhnlichſten Jagden ſind das Einlappen und die Klopfjagden, weil ſie ſich alsdann ſchon auf niedrigen Bergen befinden müßen; gewöhnlicher iſt das Schießen auf dem Anſtande, an Wechſeln, Salzlecken u. ſ. w. mit der gezogenen langen Gemſenbüchſe. Die gefährlichſte Jagd, die bey vorgeſchriebener Lieferung geſchehen muß, iſt das Gemſenſteigen. Der Jäger muß ſie ganz allein verrichten, da ihm Menſchen und Hunde dabey nichts nützen können. Seine Rüſtung beſteht in einem ſchlechten Kittel, einem Ranzen mit trockenem Brod, Käſe und Fleiſch, dem Schießgewehr, dem Thillmeſſer, eine Art Hirſchfänger, und ein Paar Schuheiſen. So ſcheucht er die Gemſe von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettert nach, ſchießt ſie, wenn er kann oder es für nöthig hält, wenn aber das nicht iſt, und er ſie ſo weit gebracht hat, daß ſie nicht weiter auszuweichen im Stande iſt, ſo tritt er ihr ganz nahe, ſetzt ihr das Thillmeſſer in die Seite, ſie reibt es ſich ſelbſt ein und ſtürzt ſich dann vom Felſen herab. Zuweilen verſteigen ſich aber die Jäger ſelbſt auch ſo weit, daß ſie weder vor, noch rückwärts können, alsdann müßen ſie ſich durch einen Sprung retten, oder dadurch, daß ſie alles von ſich werfen, ſich die Ferſe aufritzen, und ſo durch das klebrige Blut an den ſchroffen Felſen zu erhalten ſuchen. In der Schweitz haben die Gemſenjäger lange Büchſen mit zwey Schlöſſern, die eine doppelte Ladung vertragen; wenn der oberſte Schuß abgeſchoßen, ſo kann der untere, der dem obern zur Grundlage gedient hat, auch abgeſchoßen werden. Die Gemſen wie-

wiegen 70 bis 80 Pfund. Das Fleiſch oder Wildpret der alten iſt hart und zähe; die jungen aber geben eine vortreffliche und koſtbare Speiſe. Der Talg iſt wie Ziegentalg brauchbar, und eine feiſte Gems hat zehn bis zwölf Pfund in ſich. Die Gemshäute geben, weißgegerbt, ſammtweiche, ſehr gute Beinkleider, Handſchuh, Kollers, Stiefeln ꝛc. und werden zur Reinigung des Queckſilbers gebraucht. Die noch behaarten Häute dienen zu Stiefeln, Kleidungen, Fußſocken u. ſ. w., und können, ohne von ihrer Güte zu verlieren, ſicher eingeſeift werden. Manche tragen ſie roh, ohne alle Zubereitung, auf der Haut. Das Blut (Schweiß) ſoll für Seitenſtechen gut ſeyn, das Blut verdünnen und die Ausdünſtung befördern. Die Hörner, inſonderheit vom Weibchen, die kleiner und nicht ſo krumm ſind, braucht man zu Stockknöpfen, die Schmiede zum Aderlaſſen der Pferde u. ſ. w. Schaden weiß man von ihnen nicht; denn daß ſie zuweilen verfolgt einen Gemſenjäger in Abgrund ſtürzen, darf dahin nicht gerechnet werden. Die Benennungen aus der Jägerſprache ſind die gewöhnlichen, wie bey allem Wild; die Hörner heißen in alten Jägerbüchern Gehörnchen.

Gemſenkugeln ſind eine harte Maße, die man in dem Magen mancher, jedoch nicht aller, Gemſen findet. Sie beſtehen aus vielen unverdaueten und nach und nach verhäuteten Pflanzenfaſern. Ehedem ſchrieb ihnen der Aberglaube Heilkräfte zu, man weiß aber daß ſie keine haben, denn ſie ſind ſelbſt Krankheitsſtoff und Folge ſchwacher Verdauungskräfte, und daher bey völlig geſunden Gemſen nicht anzutreffen.

Genickfänger, ſ. Hirſchfänger.

Genickfangen oder Genickfang geben, heißt einem Hirſche, oder anderm Wildpret, mit einem Genickfänger oder andern ſpitzigen Meſſer, durch einen Stich in den Mittelpunkt des Genicks, die aus dem Gehirne kommende Hauptnerve, gerade da, wo ſie in das Rückgrad eintritt, abſchneiden, wodurch das Thier augenblicklich verendet. Bey einem Abjagen ſoll, nach Jägerſitte, ein jagdbarer Hirſch den Fang nicht anders, als mit einem Hirſchfänger bekommen, auch darf er nicht nach dem Geſcheide zu, ſondern er muß nach dem Herzen zugehen; ein Thier oder Reh hingegen wird mit dem Meſſer genickfanget. Bey dem Schwarzwildpret hingegen kann es nicht anders, als mit dem Hirſchfänger, und zwar nicht ins Genick, ſondern hinter dem linken Blatte, gerade ins Herz, geſchehen, weil es außerdem dem Jäger zu viel Gefahr bringen würde.

Genickt ſagt man, wenn man einem Haaſen mit der flachen Hand über den Hals herab, das Genick abſchlägt.

Genieſſen des Leithundes, ſ. Genuß.

Genuß oder Genoßen machen, Gepfneicht oder Gepfnätſch iſt, das noch warme Geſcheide eines, gleich nach dem es gefället, aufgebrochenen Wildes, das man zerhackt, nebſt dem Schweiße, und mit Brod vermiſcht, den Hunden zu freſſen gab. Die Handlung ſelbſt nennet man Genuß geben, oder Pfneiſchnen. Bey dem Leithunde muß man damit ſehr behutſam verfahren, und vorher die feurige oder träge Beſchaffenheit des Hundes unterſuchen. Iſt er hitzig, ſo darf er kein Genuß bekommen, vielmehr muß man ihn kurz führen, und das Hängeſeil nicht zu lang ſchießen laſſen, ihm auch weder oft, noch mit ſtarker Stimme zuſprechen, auch auf keine friſche Färthe bringen, oder ihm etwas lebendiges ſehen laßen. Ein fauler Hund hingegen kann durch den Genuß, wenn er ihn liebt, ſehr verbeßert werden; denn dadurch, daß er ihn ganz friſch und warm erhält, macht man ihn Genoßen, d. h. er lernt die Hirſchfärthe williger ſuchen. Nimmt er es das erſte Mal nicht an, ſo muß er in der Folge durch Hunger dazu gezwungen werden. Das Genuß geben geſchieht auf folgende Weiſe: Erſt wird der Hirſch oder das Thier aufgebrochen, und ſeitwärts außer dem Winde gelegt, hernach das Kurzwildpret geſpalten, oder ein Stückchen Wildpret von dem Halſe ausgeſchnitten, mit Schweiß beſtrichen und zwiſchen eine Vorderſchaale des Wildes etwas feſt eingezwängt, und mit einer in Schweiß getunkten Klaue eine Spur, bis auf etwa 100 Schritte davon, gemacht. Nun führet man den Leithund außer dem Winde, unter Zuſpruch, Rechtgeben und Abliebens, bis zu dieſem Bißen und läßt ihn denſelben aus der Schaale genießen, doch ſo, daß er einige Mühe damit hat, ſodann liebt man ihn mit guten Worten und dem eichenen Bruche ab, und trägt ihn, wenn er zween oder drey Bißen genoßen, ab, und ſo weit weg, daß er nichts mehr davon ſehen oder riechen kann, worauf man ihn wieder von neuem ſuchen und genießen läßt. Iſt dieſes einigemale geſchehen, ſo greift er gleich wieder von ſelbſt zur Erde, um es zu ſuchen, und wird dadurch mehr zum Suchen aufgemuntert.

Genüßjagen iſt die erſte Jagd, die jährlich zur Hirſchfeiſtzeit gehalten wird, oder auch die erſte Schweinshetze; bey beyden wird den Hunden der Genuß auf nur gedachte Weiſe gegeben.

Gepacket, oder Packen ſagt man von Hetzhunden, wenn ſie etwas fangen und niederziehen, vorzüglich bey der Saujagd.

Geräuſche nennet man die Lunge, die Leber und das Herz des Wildprets.

Gerahmt. Siehe Rahmen.

Gerecht 1) bey den Jägern, ſ. Jagd=Hirſchgerecht; 2) bey dem Hunde ſagt man: er geht gerecht, wenn er die Färthe mit Luſt und Begierde annimmt.

Gereichen ſagen die Falkonier, wenn ſie den Habicht nachfliegen laßen.

Geringe ſagt man von einem Hirſche, wenn er ein ſchlechtes Anſehen hat; und geringe anſtatt mager, heißt das Wildpret von allen Thieren, wenn ſie nicht viel auf dem Leibe haben.

Geringer Hirſch wird der Hirſch ſo lange genennet, als er noch nicht jagdbar iſt, und nicht viel, weder am Gehörne, noch am Leibe hat.

Geſammt Jagd heißt diejenige Jagd, welche von den Vaſallen unter einander auf gemeinſchaftlichen oder untermengten Feldfluren ausgeübt wird.

Geſäuge ſind die Brüſte aller wilden jagdbaren Thiere weiblichen Geſchlechts.

Geſcheide nennet man die Gedärme des großen und kleinen Wildprets.

Geſchleiff wird der Bau des Biebers genennet.

Geſchmeiß werden die Excremente der Raubvögel genennet.

Geſchöpfet ſagen die Falkeniere, wenn ſie den Falken an einen Bach zum Baden oder Tränken geſtellt haben.

Geſchühe nennet man die zween Riemen, welche die Falkonier dem Habicht an die Füße machen, um den Wurfriemen daran zu befeſtigen. Sie ſind von feinem, weißgahrem Leder, ohngefähr eines Fingers lang, und mit Schellen verſehen, auch ſauber ausgezackt.

Geſchütze werden die Gefäße des Falken genennet; ſiehe Falke.

Geſchwür, Geſchwulſt der Hunde heilet man durch folgende Mittel: 1) Man unterbindet dem Hunde die Adern, damit er während der Operation nicht ſchweiße; ſodann nimmt man eine gekrümmte eingefädelte Nadel und ziehet ſie unter den Adern durch, worauf man die Geſchwulſt mit einem Scheermeſſer rund herum aufſchneidet und den Eiterſtock heraus nimmt, ſodann brennet man die Nerven mit einem glühenden Eiſen, und verbindet die Wunde täglich mit folgendem Mittel:

1 Qt. Drachenblut,
1 Eydotter und
etwas Leindwand, zu Pulver gebrannt, ſiedet alles wohl in Eßig, miſchet darunter etwas in Waſſer geträufelten Speck und
1 Quent. weißes Nichtpulver.

 2)

2) Man nimmt 3, friſch von einer Hecke abgebrochene Dornen, legt ſie vier und zwanzig Stunden in das Menſtruum eines Frauenzimmers, beſtreicht ſie nachher damit, und ſteckt ſie in die Geſchwulſt, bis ſie von ſelbſt wieder herausfallen. Wollen ſie nicht hinein, ſo muß man erſt mit einer großen Nadel oder kleinen Pfrieme, ein Loch in die Geſchwulſt ſtechen.

Geſellmann oder **Seelmann** heißt meiſtentheils der Leithund männlichen Geſchlechts, und die Debe oder Hündin nennt man **Hela**.

Geſicht, Viſir iſt ein, gerade auf der Mitte eines Büchſenlauftes befindliches Stückchen Eiſen, Meßing, oder auch wohl Silber, in deßen Mitte eine Kerbe eingefeilet iſt, durch welche man beym Zielen das, vorn auf dem Laufte ſtehende, Korn ſehen muß. Man hat liegende und ſtehende, je nachdem es das Geſicht des Schützen erfordert. Man hat ſie auf den meiſten Büchſen doppelt, auch dreyfach, ſo, daß das unterſte liegend iſt, und das, oder die andern mit einem Charnier verſehenen, nach Gefallen und Erforderniß des Schützen und der Schußweite, aufgerichtet und niedergelegt werden können. Auf den Flinten führt man kein Geſicht, ſondern ſieht bloß über die Schwanzſchraube nach dem Korne.

Geſtände nennet man den Horſt, oder das Neſt des Falken.

Geſtecket ſagt man von einem wilden Thiere, wenn es in ein Dickigt gehet und ſich darinnen verbirgt, oder verborgen hält.

Geſtelle, Fußgeſtelle, nennet man die Schenkel des Falken.

Geſtellt ſagt man, wenn die Hunde ein wildes Schwein oder anderes Wildpret dergeſtalt gefaßt haben, daß es nicht fort kann, ſondern mit ihnen kämpfen muß. Man ſagt dann: „**die Hunde haben das Schwein geſtellt.**

Getöſet, Gepneuſcht, Gepſt ſagt man, wenn den Jagdhunden, von vielem Laufen, der Bauch heftig ſchlägt.

Gewechſelt oder **Ueberzogen** heißt es da, wo Roth- oder Schwarzwild über einen Weg, Wieſengrund oder eine Wildfuhre gegangen iſt und daſelbſt geſpührt wird.

Gewehr nennet man 1) alle von Eiſen oder Stahl verfertigten Waffen, die man entweder zur Vertheidigung, oder zur Jagd braucht, und worunter diejenigen, mit denen man ſchießet, **Schießgewehr** genennet werden. Der Jäger braucht von dieſen letztern vorzüglich Kugelbüchſen und Flinten, auch wohl eine Windbüchſe, nächſtdem aber auch Hirſchfänger, Fangeiſen ꝛc. Um Gewehr wider den Roſt zu verwahren, nimmt man 1 Pf. gu-

tes altes Leinöl und $\frac{3}{4}$ Pfund Wachs, läßt ſolches mit einander zergehen, und beſtreichet den, vorher wohl und ſauber abgeputzten, Lauf damit. Iſt aber der Roſt ſchon wirklich eingetreten, ſo nimmt man:

Leinöl,
Weinſteinöl,
Terpentinöl,
(von jedem ein Loth.)

Dachsfett,
wild Katzenfett,
Hirſchmark,
(von jedem ein Loth.)

geſtoßenen Schmirgel,
Bimſtein,
(von jedem zwey Loth.)

Roſenöl, 4 Loth.

Hammerſchlag feingeſiebt, 2 Loth.

Die Fette zerläßt man in einem neuen glaſurten Tiegel, und thut ſodann die übrigen Dinge hinzu, die man wohl damit vermiſcht, und ſodann gut verbunden, aufhebt. Hat nun ein Gewehr Roſtflecken, ſo beſtreicht man ſie mit dieſer Salbe, die man hernach mit einem reinen Lappen wohl einreibt. Wird die Roſtſalbe zu dick, ſo verdünnet man ſie vor dem Gebrauche mit Weinſteinöl, ſo viel als nöthig.

2) Gewehr, Gewerf, Waffen, Haderer, Werfzähne, Fänge ſind die vier vorſtehenden großen Zähne der hauenden Schweine, womit ſie einen Hund niederzuſchlagen vermögen. Hierzu dienen vorzüglich die beyden unterſten, womit ſie jedoch einem Liegenden keinen Schaden zufügen können, den hingegen eine Sau mit ihren Zähnen ſtark beſchädigen, über ſich aber nicht hauen kann.

Geweihe, Gewichte, Gehörne nennet man die Hörner eines Hirſches, welche ihm zur Zierde ſowohl, als zu Waffen dienen. Jedes Hirſchgeweih beſtehet aus zwo Stangen, deren jede mit mehreren Sproßen oder Enden gezieret iſt. Alle Jahre, im März, verliert der Hirſch ſein Geweihe, worauf ihm alsbald ein anderes erwächſet. Wenn der Hirſch das erſte Jahr ſeines Alters erreicht hat, bekömmt er im zweyten das erſte Geweihe ohne Enden, und mit ihm den Namen Spießer, nach dem zweyten Jahre hat ſein neues Gehörn oben zwey Enden, wie eine Gabel geſtaltet und davon den Namen Gabelhirſch, nun bekömmt er jedes Jahr mehr Enden, aber nicht in ſo genauer Ordnung, wie man ſonſt glaubte, daß mit jedem Jahre die Anzahl der Enden ſich um eines oder zwey vermehre, ſondern die Vermehrung geſchiehet in einer unbeſtimmten Ordnung bis ins ſiebente Jahr, nach deßen Erfüllung der Hirſch zwar alle Jahre ſein Geweihe abwirft, aber das neue, welches er dafür aufſetzet, bleibt an der Endenzahl ſich von Jahr zu Jahr gleich, und wächſet bloß in der Dicke. Wenn ein Hirſch an ſeinem Kurzwildpret verletzet oder gar verſchnitten wird, ehe

er

er ein Geweihe aufſetzt, ſo bekommt er nie eines; hat er es aber bereits, ſo wirft er es nie wieder ab. Eine bloße Wunde am Kurzwildpret verurſachet, daß der Hirſch außer der Zeit wirft, verecket, und ſchläget, und bringet ihm den Namen Kümmerer. Uebrigens unterſcheiden ſich die Geweihe nach ihrer Geſtalt, in Gabel- Widerſinns- Kluppicht- Gehörne und flache Hand, ſ. d. Wörter. Das Damm- oder Schaufelhirſchgehörn hat keine runden Stangen, ſondern platte breite Schaufeln mit Enden verſehen. Der Rehbock hat gar kein Geweihe, ſondern bloß Gehörne. Nach den Churſächſiſ. Geſetzen ſollen die Unterthanen die geworfenen Hirſchſtangen, bey Vermeidung eines Schocks Strafe, gegen Erlegung von 3 pf. für jedes Ende, dem nächſt angeſeßenen Forſtknechte einantworten. Siehe Mandat vom 9. Febr. 1626. und v. 15. März 1670. Cod. Aug. II. S. 549 u. 567. Uebrigens die Geleite ohne Beſcheinigung keine paſſiren laſſen ſ. Gen. vom 18. Okt. 1735 und Mand. vom 29. Jan. 1742. S. C. A. I. Seite 1791 und 1499.

Gewende, Wende, Himmelsſpur, Himmelszeichen iſt ein Unterſcheidungszeichen des Hirſches vom Thiere, welches er mit ſeinem Geweihe verurſachet, wenn er in einem Laubholz-Dikkigt die dürren Zweige, im Umwenden, zerknicket, daß ſie herabhängen, und man daraus die Höhe und Breite ſeines Geweihes bemerken kann. Ein gleiches geſchieht auch, wenn er im flüchtigen Laufe das Laub der Sträucher umwendet und verkehrt ſtreifet.

Gewölle ſind die Haare und Federn derjenigen Thiere und Vögel, welche die Raubvögel zugleich mit ihrem Raube verſchlucken, und des andern Morgens wieder von ſich geben (im Jäger Ausdrucke **Werfen**) weil ſie, ehe ſolches geſchehen, nicht im Stande ſind, etwas zu fangen, oder zu ſchlagen.

Geyer — Vultur — iſt die erſte Gattung unter den Raubvögeln, aus welcher nachſtehende Arten in Deutſchland einheimiſch genannt werden können. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von den übrigen Raubvögeln der erſten Ordnung durch folgende Kennzeichen, als:

Der Kopf iſt ohne Federn, entweder ganz kahl, oder nur mit Wolle oder kurzen Flaumfedern bedeckt. Der Schnabel iſt gerade, nur an der Spitze hakenförmig gebogen; die Zunge breit, fleiſchig und geſpalten; die ſtarken Füße ſind Schreitfüße und haben mäßig gekrümmte Krallen; der Kropf endlich hängt gefüllt am Vorderhalſe wie ein großer Sack herab. Uebrigens unterſcheiden ſich die Geyer noch von den Falken dadurch, daß die Geſchlechter in Rückſicht der Größe nicht ſo auffallend verſchieden ſind, ihre Stellung niedrig und ihre Nahrung Aas iſt, wodurch ſie in warmen Ländern ſehr nützlich wer-

werden, und daß ſie in Heerden und ſehr träge fliegen. Wir haben von dieſen Vögeln folgende Arten:

1) Der gemeine Geyer, Geyer ſchlechtweg, großer, grauer, aſchgrauer, brauner Geyer und Kahlkopf — Vultur cinereus — unterſcheidet ſich von den übrigen Arten: daß der Nacken kahl und bläulich iſt; und die Halswolle vorn einen herzförmigen Halskragen bildet. An Größe übertrifft dieſer Vogel den Steinadler weit. Er iſt drey Fuß und ſechs Zoll lang, acht Fuß breit, der Schnabel vier Zoll lang, der Schwanz mißt etwas über einen Fuß und die Flügel reichen bis auf zwey Drittheile deſſelben, ehe ſie ſich zuſammenlegen. Dieß iſt die Größe des Weibchens; das Männchen iſt, wie faſt bey allen Raubvögeln, um ein Drittheil kleiner. Der gerade, an der Spitze ſehr übergekrümmte Schnabel iſt vier Zoll lang, ſchwärzlich, die Wachshaut blau; der Augenſtern nußbraun; die Fußwurzel halb befiedert, der kahle Theil und die Zehen hellfleiſchfarben, die Klauen ſchwarz. Kopf und Hals ſind mit wolligen röthlichen Federn beſetzt; im Nacken iſt ein breiter, blaulicher, kahler Fleck; der Augenkreis und die Wangen ſind dunkelbraun; die Wolle iſt am Hinterkopfe aufgerichtet; in Ruhe ſitzend bildet die Halswolle vorne nach der Bruſt zu einen herzförmigen lichtgrauen Kragen, und die Wolle des Vorderhalſes bis zur Bruſt, die von ihm eingeſchloſſen wird, ſteht ſeichter und iſt dunkelbraun; auf den Schultern zwiſchen den Flügeln und Halſe ſteigen auf beyden Seiten lange lichtgraue, an den Seiten dunklere Federbüſche in die Höhe; Kragen und Federbüſche aber legen ſich an den Hals an und werden unmerklich, wenn ſich der Vogel ſtark bewegt, unruhig oder im Affekte iſt. Der Oberleib iſt dunkelbraun mit hellern Spitzen; Bruſt, Bauch, After und Schenkel ſind heller als der Oberleib; die Schwungfedern ſchwarz, lichtgrau gerändet; der Schwanz wie der Rücken. Das Weibchen iſt merklich größer und ſchwarzbraun oder dunkler von Farbe, als das Männchen. Dieſer große Raubvogel geht darin von andern Vögeln ſeiner Gattung ab, daß er, wie ein Adler, gern auf lebendigen Raub ſtößt, und nicht in Geſellſchaft lebt, wie die andern Geyer, ſondern einſam, bloß in Geſellſchaft ſeines Weibchens, mit welchem er gemeinſchaftlich raubet. Er bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kommt aber im Winter auch in die Ebenen herab; dann beſucht er auch vorzüglich die hohen kahlen Gebirge, wie ſie z. B. an der Donau und in einigen Gegenden der Saale ſind. Er iſt in Deutſchland, wie alle großen Raubvögel, einzeln. Seine Nahrung beſteht eigentlich, wie bey den übrigen Geyern, in Aas, doch jagt er, wie der folgende, auch, und zwar ſehr geſchickt, auf Rehe, Ziegen, Schafe, Haaſen u. d. gl. Von ſeiner Paarung, Vermeh-

rung, Wachsthum und Erziehung der Jungen iſt nichts bekannt. Er muß erſchlichen werden, wenn man ihn ſchießen will; doch läßt er, wenn er einen Raub hat, ſo nahe an ſich kommen, daß man ihn erſchlagen oder lebendig fangen kann. Man fängt ihn im Winter im Fuchseiſen, auf welchem Aas für die Füchſe liegt. Er hilft die Luft mit von den peſtilenzialiſchen Dünſten reinigen, welche das unverzehrte Aas verurſachen würde, und ſein Schaden ergiebt ſich aus der Nahrung. Die Jägerſprache iſt wie bey allem fliegenden Raubzeug: Die Füße, Fänge oder Klauen. Das Neſt, Horſt, daher ſtatt niſten, horſten, wenn nemlich das Neſt öffentlich ſteht und gebauet iſt. Vom Horſte oder Baume wegfliegen, abſtreichen. Die Ueberbleibſel ihres Fraßes an Haaren, Federn, Wolle, die ſich im Kropfe ſammlen und zu beſtimmten Zeiten ballenförmig ausgeſpieen werden, das Gewölle. Freßen, kröpfen. Sich ausleeren, ſchmeißen. Was er raubt, fängt oder ſchlägt er.

2) Der Haaſengeyer, Roßgeyer, Kipgeyer, Vogel- und Aasgeyer, Haaſenſtößer, Gänſeaar und Gänſeadler — V. criſtatus — hat nackte Füße oder Fußwurzeln, und auf beyden Seiten des Kopfes einen Buſch oder Schopf aufgerichteter Federn, welche ihn hinreichend von dem Männchen des Seeadlers unterſcheiden. Der Oberleib iſt röthlichſchwarz, an der Bruſt aber ins Gelbliche ziehend. Die Länge beträgt drey Fuß. Er nährt ſich ſowohl von Aas und lebendigen Säugethieren, als auch von Vögeln und Fiſchen. Der Wohnort deſſelben ſind die ſchleſiſchen und ſüdlichdeutſchen bewachſenen Gebirge, beſonders Tyrol. Er macht ſeinen Horſt auf großen Bäumen, und das Ey iſt zugerundet, grauweiß mit kleinen blaßröthlichen Flecken.

3) Der weißköpfige Geyer, weiße, aſchgraue Geyer, Fiſchgeyer, Hühnergeyer, Geyer aus Norwegen, und weißer Hühneraar — Vult. leucocephalus — von welchem ein altes Männchen folgende Geſtalt hat: Er iſt aufrechtſtehend zwey Fuß acht Zoll hoch, von der ſchneidenden Spitze des Schnabels bis zum Ende des 14 Zoll langen Schwanzes vier Fuß und zwey Zoll lang; die Breite ſieben Fuß und etwas drüber; der ſchwarze Schnabel von der Stirn $3\frac{2}{3}$ Zoll, vom Mundwinkel bis zur Spitze aber nur $3\frac{1}{3}$ Zoll lang, die Schenkel, von welchen lange Federn herabhängen, 7 Zoll, die nackte, ſchmutzig gelbe und im Durchmeſſer 1 Zoll dicke Fußwurzel bis zu den Zehen $4\frac{1}{3}$ Zoll hoch, die mittelſte Zehe mit dem ſtarken, aber nicht ſehr gekrümmten, $1\frac{1}{2}$ Zoll langen Nagel, $5\frac{1}{2}$ Zoll, die äußere und innere, viel ſchwächere, nur $3\frac{1}{2}$ Zoll, und die hintere $3\frac{1}{3}$ Zoll lang. Der Stern im Auge iſt gelb; die Augenlieder ſind mit kleinen ſchwarzen Borſten beſetzt, wie auch die Gegend

gend zwiſchen dem Schnabel und den Augen. Der Kopf und der lange Hals nackt, und nur mit weißer Wolle bedeckt; dies Nackte geht vorn am Halſe faſt 8 Zoll tiefer herunter als am Hinterhalſe, welchen, ſieben Zoll unter dem Kopfe, bis auf den Rücken herab, ein ſchöner dichter aufgetriebener Federbuſch von ſehr ſchmalen, flatternden, weichen, 3 bis 4 Zoll langen Federn ziert. Die Bruſt iſt ebenfalls, gleich wo das Nackte aufhört, mit einem Kragen, aber von breitern und nicht ſo dicht ſtehenden langen Federn geziert. Das Gefieder iſt auf dem Ober- und Unterleibe faſt ganz fuchsroth, auf dem Rücken lichtbraun, aber alle dieſe Federn ſind in der Mitte am Schafte herunter weißlich oder röthlichweiß, wodurch das Gefieder fein geſtreift oder geflammt erſcheint. Hiervon ſind jedoch die großen unterſten Deckfedern der Flügel, welche braun ſind mit lichtern Spitzen, und die ſchwarzen Schwung- und Schwanzfedern ausgenommen, doch endigen ſich die hintern Schwungfedern auch etwas lichtbraun. Die vierzehn Schwanzfedern ſind ſtark, breit, ſpitzigauslaufend, wie die Schwungfedern, und gegen die Spitze ſehr abgeſtoßen, daß das Ende des Schafts bis über einen Zoll lang ohne Fahnen iſt. Dieß rührt wahrſcheinlich daher, daß der in Ruhe ſitzende Vogel mit ſeinem langen Schwanze immer den Boden, welches meiſt Klippen und Felſen ſeyn mögen, berühren muß. Dieſer europäiſche Geyer bewohnt nicht bloß die Apenninen und Pyrenäen, ſondern auch die Schweizer- und Tyroler-Gebirge, von wo er ſich nach mehrern Gegenden Deutſchlands verfliegt. Wahrſcheinlich beſtand der im Sommer 1800 ſich in einer Pläne Schleſiens niedergelaſſene Schwarm großer Geyer, deren Anzahl ſich auf ein paar Hundert belaufen haben ſoll, nach Ausſage eines glaubwürdigen Mannes, blos aus dieſen Geyern.

Gimpel oder gelehriger Kernbeißer — Laxia Pyrrhula — gehört in der vierten Ordnung zur Gattung Kernbeiſſer — Loxia — und zwar zur dritten Familie, mit ſtarkgewölbtem ſehr ſtumpfen und an der obern Kinnlade eingeſchnittenem Schnabel, als beſondere Art, welche auch noch die Namen führt: Dompfaffe, Thumpfaffe, Domherr, Thumherr, Dohmpaap, Blutfink, Goldfink, Laubfink, Quieſchfink, Quetſchfink, Lohfink, Rothfink, Rothgimpel, Gieker, Güger, Rothſchläger, Rothſchlägel, Schniel, Schniegel, Pfaffgen, Brommeiß, Bollenbeißer, Gumpf, Halfe, Hoylen, Rottvogel, Lüh, Lüch und Liebich, und unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch nachſtehende Kennzeichen: Kopf, Flügel und Schwanz ſind ſchwarz; der After und Steiß weiß; am Männchen die Bruſt roth und am Weibchen röthlichgrau. Sein Körper iſt kurz und dick, ſo daß die Länge, mit Inbegriff des 2¾ Zoll

Zoll langen Schwanzes, nur 6 und ½ Zoll beträgt. Der Schnabel iſt einen halben Zoll lang, ſchwarz, braun und dick; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Füße ſchwach u. ſchwarz; die Schienbeine 8 Linien hoch. Der Oberkopf und die Einfaßung des Schnabels mit dem Kinne iſt ſammtſchwarz; Oberhals, Rücken und Schultern ſind dunkelaſchgrau; der Steiß iſt ſchön weiß; Vorderhals, Bruſt und Oberbauch ſchön karminroth; in der Jugend bläßer, im Alter röther; der übrige Unterleib aber weiß; die Schwungfedern ſchwärzlich, deſto dunkler je näher ſie dem Leibe kommen, die hintern am äußern Rande ſtahlblau, die letztern auf der äußern Fahne roth; die großen Deckfedern der Flügel ſehr ſchillernd ſchwarz mit röthlich grauen Enden, die mittlern aſchgrau, die kleinſten ſchwärzlich aſchgrau mit röthlichen Säumen; der Schwanz etwas geſpalten und ſtahlblau glänzend ſchwarz. Das Weibchen unterſcheidet ſich dadurch ſehr vom Männchen, daß alles Roth ſchmutzig röthlichgrau, der Rücken bräunlich aſchgrau und die Füße heller ſind. Varietäten: 1) Der weiße Gimpel. Er iſt entweder rein weiß, oder die andern dunkeln Farben ſchimmern etwas durch. 2) Der ſchwarze Gimpel. Da dieſe Vögel ſehr häufig jung aufgezogen werden, ſo ereignet es ſich oft, daß ſie nach der erſten Mauſer entweder kohlſchwarz oder rußſchwarz werden. Beſonders ändern die Weibchen gern auf dieſe Art. 3) Der bunte Gimpel. Mit den gewöhnlichen Farben und weiß gefleckt, auch wohl mit weißen Flügeln und Schwanze. Man ſpricht auch von großen, mittlern und kleinen Gimpeln, welches man aber von allen Vögeln ſprechen kann. Vorzüglich findet man auffallende Verſchiedenheiten, in Rückſicht der Größe, unter den aufgezogenen, da manche ſich ſehr groß füttern, manche aber klein bleiben. Dieſe Vögel ſind nicht ſcheu und lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen, ob ſie gleich nicht in Heerden fliegen, ſondern hinter und neben andern von einem Walde zum andern ſtreichen. Sie ſind, jung aufgezogen, ungemein gelehrig, lernen mehrere Melodieen rein flötenartig pfeifen und werden alsdenn theuer verkauft. Im Heſſiſchen und Fuldaiſchen werden ihrer beſonders viel gelehrt. Ihr natürlicher Geſang iſt ein unangenehmes Geknirre, faſt wie ein ungeſchmiertes Schiebkarrenrad. Ihre Locktöne ſind der zärtlich flötende Ton: Tui, tui, tui! Sie fliegen ſchnell und bogenförmig. Männchen und Weibchen ſind ſehr zärtlich gegen einander, auch wenn man ſie alt in die Stube bringt. Sie ſchnäbeln ſich immer. Europa bis Schweden hinauf, ſo wie ganz Rußland iſt das Vaterland dieſer Vögel. In Deutſchland ſind ſie in den gebirgigen Laubwaldungen in Menge zu Hauſe; doch nicht auf den höchſten Gebirgen. Es ſind Strichvögel, die ſich im November in kleinen Geſellſchaften von einem Walde, Feldholze und Garten zum andern begeben. Im März

ſind ſie wieder an ihrem Geburtsorte. Ihre Nahrung beſteht in Sämereyen von verſchiedener Art, Tannen- Fichten- Vogelbeer- Kreuzdorn- Schlingbaum- Hartriegel- Weißdorn- Wachholderſaamen ꝛc., in den Knospen der Rothbuchen, des Ahorns, der Eichen, des Birnbaums, in Neſſel- Kräuter- Grasſaamen u. ſ. w. Im Zimmer nährt man ſie mit Hanf- und Rübſaamen und giebt ihnen zuweilen etwas eingeweichten Zwieback. Die Wildfänge, denen man frey ihren Lauf läßt, nähren ſich auch von Gerſtenſchrot und in Stuben mit Milch angefeuchtet. **Männchen** und **Weibchen** ſind ſo zärtlich, daß ſie ſich zu keiner Jahreszeit von einander trennen. Sie brüten des Jahres zweymal, und zwar im Schwarzholz und Laubholz, doch muß letzteres in der Nähe ſeyn. Das Neſt ſteht bald hoch bald tief, vorzüglich gern auf buchenen Stammreißig an alten eingegangenen Holzwegen. Das Neſt beſteht äußerlich aus zarten Reiſern und innerlich aus Erdmoos. Es enthält drey bis ſechs ſtumpfe blaulichweiße, am obern Ende kranzförmig violet u. bräunlich gefleckte Eyer. Sie ſind in 14 Tagen ausgebrütet. Die Jungen ſehen überall ſchmutzig dunkelaſchgrau aus, mit dunkelbraunen Flügeln und Schwanze, und die Männchen erkennt man ſogleich daran, daß die Bruſt ein wenig ins röthliche ſchimmert. Ein Vogelkenner kann dieſe daher aus dem Neſte ausleſen, wenn er ſie aufziehen will, und die Weibchen liegen laßen. Es muß ihnen drey Vierteljahre vorgepfiffen werden, wenn ſie keine Stümper werden ſollen. Auch die Weibchen lernen pfeifen. Ihre Feinde ſind der Baumfalke, Thurmfalke und Sperber. Mit dem Schießgewehr ſind ſie wegen ihrer Unvorſichtigkeit leicht zu erlegen. Man fängt ſie mit einem Lockvogel auf der Kletten-ſtange, oder auch ſo, daß man, wie bey den meiſten Finken- u. Ammerarten, ſogenannte Lockbüſche mit Leimruthen beſteckt und Lockvögel in Käfige verdeckt darüber ſetzt. Im Herbſte und Winter fängt man ſie häufig in der Schneuß, wo Vogelbeeren vorhängen. Sie fallen auch gern auf die Heerde ein. In Meiſenhütten können ſie auch mit dem **Kloben** gefangen werden. Ihr Fleiſch hat einen etwas bittern Wohlgeſchmack. Daß ſie zuweilen in harten Wintern einige Birnknospen abfreßen, kann ihnen nicht als ſehr ſchädlich angerechnet werden.

Gnadenjagd iſt das Recht, in eines andern Reviere zu jagen, das man durch beſondere Erlaubniß desjenigen, dem das Revier gehöret, erlanget. Hierbey iſt ein ordentlich vollzogener Receß erforderlich, worinnen der Umfang des Revieres mit ſeinen Grenzen, die Art der überlaſſenen Jagden, die Zeit, auf wie lange die Jagderlaubniß und andere Bedingungen, unter welchen ſie ertheilt wird, bemerkt ſeyn müßen. Auch muß derjenige, dem dieſes Recht ertheilt wird, ſich anheiſchig machen, die Grenz-

zei-

zeichen in gehörigem Stande zu erhalten, die ſonſt dabey obwaltenden Gerechtigkeiten gehörig zu handhaben, kein immerwährendes Recht für ſich aus dieſer Erlaubniß herleiten zu wollen, keinem andern die Jagd in dem Bezirke zu verſtatten, auch ſelbſt die Grenzen der ihm ertheilten Erlaubniß auf keine Weiſe zu überſchreiten, vielmehr aber ſtets bereit zu ſeyn, ſich dieſes Rechtes, auf Verlangen, wieder zu begeben.

Goldhähnchen oder gekrönter Sänger — Sylvia Regulus — Sommer- Gold- und Rubinzaunkönig, Haubenzaunkönig, Königlein, Ochſenäuglein, König der Vögel, Sträuslein, Zaunſchlüpflein, Goldämmerchen, Goldhammer, Tannenmäuslein, deutſcher Colibri, Waldzeislein, Weidenmeiſe und Ziszelperte, Haubenkönig, gekrönter Zaunkönig, gehört in der 5ten Ordnung zur Gattung Sänger, und zwar zur Familie der Wurmfreßer, als beſondere Art, und iſt einer der kleinſten Vögel, etwas über drey Zoll lang und etwa ein Quentchen ſchwer. Seine Farbe iſt oben zeiſig- oder Olivengrün, unten bräunlichweiß; auf dem Kopfe hat er einen goldgelben, mit rothen Federn untermiſchten und ſchwarz eingefaßten Federbuſch, den er nach Gefallen niederlegen und aufrichten kann. Er variirt ſehr in den Farben. Man findet ihn auf Weiden- und Laubholz-Büſchen, mehr aber in den Nadelhölzern, wo er ſich unter ſteter Bewegung des Schwanzes von allerley Gewürm und Eyern derſelben nähret, und das ganze Jahr bey uns bleibt. Sein Neſt macht er in dicken Gebüſchen, am liebſten im Nadelholze, an den äußerſten Enden der Baumzweige und legt 8 bis 11 rothgefleckte kleine Eyer, die er in 12 bis 14 Tagen ausbrütet. Im ſpäten Herbſte ziehen zwar viele weg, aber eben ſo viele bleiben auch hier, und ſuchen, in Geſellſchaft umherſtreichend, ihre Nahrung gleich dem Zaunkönige, in Gärten und Höfen. Sie haben eine helle und angenehme Stimme.

Goldregenpfeiffer, Strandpfeiffer, Feldläufer, Sumpfläufer, Ackervogel, ſchwarzgelber Ackervogel, Seetaube, grüner und gemeiner Regenpfeiffer, Saatvogel, großer, mittler, kleiner und gemeiner Brachvogel, Pardel, Pardelvogel, Pulros, Grillvogel, Faſtenſchleyer, Dittchen, Düte, Thütvogel, grüner Kiebitz und Brachhammel, Goldgrune, Regenpfeiffer — Charadrius pluvialis. — Er gehört zu der Gattung Regenpfeiffer als eigene Art, die ſich durch folgende Kennzeichen, als:

Der Oberleib iſt ſchwärzlich, grünlichgelb gefleckt; am Männchen der Unterleib ſchwarz, oder ſchwarz und weiß gefleckt, am Weibchen aber die Bruſt dunkelbrau mit grüngelblichen Strichen

und der Bauch weißlich. Die Größe iſt die einer Feldtaube, die Länge zehn und einen halben Zoll, wovon der Schwanz faſt drey Zoll wegnimmt, die Breite ein Fuß zehn Zoll und die gefalteten Flügel erreichen die Spitze des Schwanzes. Das Gewicht iſt zehn Unzen. Der Schnabel iſt faſt einen Zoll lang, gerade und ſchwärzlich; der Augenſtern dunkelroth; die Schienbeine einen Zoll fünf Linien hoch netzförmig, über den Zehen geſchildert und mit dieſen, ſo wie mit den Nägeln, ſchwärzlich oder dunkelaſchgrau. Die hohe Stirn und die Gegend vom Schnabel bis zu den Augen iſt weiß und dunkelbraun gefleckt; der Scheitel ſchwarz, gelblich gefleckt; der Augenkreis weiß; Wangen und Seiten des Halſes dunkelbraun und röthlich gefleckt; der Oberhals grau, gelblich überlaufen; der übrige Oberleib ſchwärzlich, ſchön grünlichgelb gefleckt. Am wenigſtens vierjährigen Männchen läuft über die Augen bis zur Bruſt ein weißer Streifen, zwiſchen welchen die Farbe ſchwarz iſt mit einigen weißen Flecken; der Bauch und die Seiten ſind weiß, mehr oder weniger ſchwarz, groß oder klein gefleckt; die dreyjährigen Männchen ſind bloß auf dem Unterleibe ſchwarz und weiß gefleckt, und bey den ein und zweyjährigen iſt der Vorderhals und die Bruſt dunkelbraun mit grünlichen Streifen, auch zuweilen mit ſchwärzlichen Flecken, der übrige Unterleib aber weiß; die Seiten weiß und dunkelgrau gefleckt; auch der Rücken iſt bey dieſen jüngern Vögeln heller, beſonders ſind die gelben Flecken nicht ſo hoch. Die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun mit weißen Schäften nach der Spitze zu, die mittlern dunkelbraun an den Spitzen weiß gerändet, die langen hinterſten wie der Rücken; die Deckfedern der erſten Ordnung und die großen der zweyten ſind ſchwarzgrau mit weißer Einfaſſung; die zwölf Schwanzfedern ſchwärzlich, die äußern mit weißlichen, die mittelſten aber mit gelbgrünen Querbinden; ihre ziemlich langen obern Deckfedern ſchwärzlich und gelblichgrün ſchön geſtreift; die Unterflügel und die langen Achſelfedern ſchön weiß; die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes weiß, an den Seiten einzeln abgebrochen dunkelbraun in die Quere geſtreift. Die Weibchen ſehen den jungen Männchen ähnlich, ſind am Oberleibe dunkelbraun mit hellen grüngelben, auch zuweilen weißgelblichen Flecken, an der Kehle weiß, am Unterhalſe und der Oberbruſt dunkelaſchgrau und gelblich gefleckt, da jede Feder an der Spitze und dem Rande blaßgelb iſt. Dieſer Vogel ſcheint ſeine Farbe bis ins hohe Alter zu verändern. Die ſehr Alten ſind faſt am ganzen Unterleibe ſchwarz; die weiße Linie von den Augen bis zur Bruſt herab iſt ſehr abſtechend, und der Oberleib hat höhere, faſt orangengelbe Flecken. Wenn man die Vögel im Frühjahr ſchießt, ſo ſieht man die Männchen mit dieſer merklichen ſchwarzen Kleidung des Unterleibes. Mit dem

Mau=

Mauſern verliert ſich dieſe Farbe faſt ganz und bildet ſich erſt, wie bey mehrern Vögeln, nach und nach, den ganzen Winter hindurch, aus. Wenn die Vögel jung ſind, ſo ſehen ſie grau aus und die Flecken ſchimmern weißlich durch; bey dem erſten Mauſern, im Auguſt und September, kommen einige gelbe Flecken zum Vorſchein. Die Jungen Weibchen ſind ganz grau und ihr Gefieder erhält erſt in etlichen Tagen eine dem Männchen ähnliche gelbe Schattirung auf dem Oberleibe. Den *kleinen Goldregenpfeifer*, vor der erſten Mauſer, der unten ganz ungefleckt iſt, nennen die Jäger den *kleinen Brachvogel*. Ob gleich dieſer Vogel nicht ſo ſcheu iſt, wie andere Sumpfvögel, ſo muß ſich der Jäger doch mit Liſt an ihn zu ſchleichen ſuchen. Er läuft und fliegt ziemlich ſchnell und pfeift im Fluge und des Abends ſitzend hell: *Tia!* Man hat ihn auf dem ganzen Erdboden angetroffen. Im Sommer bewohnt er vorzüglich den Norden von Europa, Aſien und Amerika, und im Herbſte und Winter ſieht man ſie in den mildern und warmen Gegenden. Alsdann iſt er vielleicht in China ꝛc. anzutreffen. Die Reiſenden haben ihn auch auf den Inſeln der Südſee gefunden. Ob er gleich viel Kälte vertragen kann, und nur der Mangel an Fütterung ihn zum wandern nöthigt, ſo iſt er doch ein wahrer Zugvogel, der vom September an bis im November und December, wenn harter Froſt einfällt, durch Deutſchland wandert, und im März und April wieder nach Norden zurückkehrt. Iſt der Winter gelinde, ſo trifft man freylich auch kleine Heerden bey uns an, die vielleicht aus dem höchſten Norden Island, Lappland u. ſ. w. ſtammen; allein in kalten Wintern ſieht man nur zuweilen einen ſolchen einzelnen verirrten Vogel. Ob ſie gleich bey uns die niedrigen und feuchten Gegenden auf Wieſen, Teichufern und Aeckern beſuchen, ſo ſcheinen ſie doch in ihrer Heymath die Hügel zu lieben. Bey uns liegen ſie im Herbſte und Frühjahre auf der grünen Saat, daher der Name *Saatvogel*. Ihre Nahrung beſteht in Würmern, Regenwürmern, Schnecken und in Inſekten und ihren Larven. Man findet aber auch grüne Saat in ihrem Magen und Kieſelchen, mit welchen die vegetabiliſchen Speiſen zermalmt werden. In England und höher im Norden brüten ſie. In Deutſchland mag es ſelten geſchehen. Sie lieben die unbebaueten und unfruchtbaren Hügel und Inſeln, machen kein Neſt, und legen vier längliche, ſtark zugeſpitzte, graulich olivengrüne mit ſchwärzlichen Flekken beſetzte Eyer. Sie gehören zur niedern Jagd. Man ſchießt ſie gewöhnlich auf dem Anſtande, und lockt ſie mit einer meſſingenen, von Wildrufsdreher verfertigten, Pfeife, die den zweyſtimmigen Ton dieſer Vögel angiebt, zu ſich ſchußrecht. Wenn man eine Doppelflinte hat und ein Vogel ſtürzt, ſo kann man auf die übrigen mit dem andern

Laufte ſchießen, da ſie wieder zurückkommen, um ihren Kammeraden mitzunehmen. Man ſtellt auch Heerde auf ſie. Gleich im Anfange des Sommers wird der Platz dazu (Stellplatz) gedüngt und gepflügt, damit er im Herbſt wieder ein wenig beraſet iſt, weil ſie ſolche Orte mehr, als die Brachäcker und Wieſen, lieben. Die Hütte gräbt man in die Erde. Die Maſchen in den Garnwänden macht man weit, damit ſie nicht leicht Luft fangen. Damit nun die Regenvögel nicht neben dem Heerde niederfallen, läßt man den Platz um denſelben beſtändig umpflügen. Es iſt auch nöthig, daß man mehr als einen Heerd habe, denn wenn auf einem lange aufgeſtellt iſt, so wird er von dem vielen Hin- und Hergehen zertreten und unbrauchbar; man muß alſo die Netze gleich auf einen andern tragen können. Zum Fange ſind alsdann ein paar Lockvögel und ein paar Läufer nöthig; dieſe bekömmt man entweder, indem man ſie flügellahm ſchießt, oder mit einem Lerchennetze des Nachts fängt. Man gewöhnt ſie an ein Univerſalfutter. Wenn man ſie aber nicht lebendig haben kann, ſo ſetzt man ein paar ausgeſtopfte Bälge von ihnen auf den Heerd und pfeift mit dem Munde aus der Hütte, wie die Regenvögel, wenn ſie vorbeyſtreichen. Im Oktober iſt der ſtärkſte Strich. Ihr Wildpret gehört unter die ſchmackhafteſten Gerichte, und man ißt ſie, wie die Schnepfen, mit den Eingeweiden. Sie vertilgen auch manche ſchädliche Inſekten und Würmer.

Gränzſchütze heißt derjenige niedere Jagdbediente, welcher bloß an der Landesgränze die Jagd zu beſorgen und auf die fremden Wildſchützen ſorgfältig Achtung zu geben hat.

Grasmücke — Curruca — iſt in der Gattung Sänger — Sylvia — eine beſondere Familie mit ſtärkerm, rundem, faſt gleich ſtarkem Schnabel und ziemlich ſtarken Füßen. Ihre Nahrung beſteht aus Inſekten und Beeren. Zu dieſer Familie gehören in Deutſchland folgende unter ſich verſchiedene Arten:

1) **Die gemeine Nachtigall** — Sylvia Luſcinia Lath., ſ. Motacilla Luſcinia, Linn. auch **Nachtigall** ſchlechtweg, **Philomele, Wald- u. Rothvogel, rothgelbe Grasmücke, Tag- Berg- Wald- Waſſer- und Gartennachtigall, Tagſchläger, Dörling, kleine und ſächſiſche Nachtigall** genannt. Sie iſt oben röthlichgrau, unten hellgrau; der Schwanz roſtroth. Sie iſt ohngefähr ſo groß wie ein Hausſperling, fünf Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und einen halben Zoll und der Schnabel ſieben Linien wegnimmt. Der Schnabel iſt, wie bey den Grasmücken, gerade, dünn, zugeſpitzt, oben dunkelbraun, unten hellgrau; der Augenſtern graubraun; die Füße braun fleiſchfarben; die Fußwur-

zel neun Linien hoch. Der Oberleib iſt graubraun, roſtfarben überlaufen, bey ſehr Alten röthlichaſchgrau; der Steiß braunroth; Kehle, Bauch und After ſind weiß; Bruſt und Seiten weißlich aſchgrau; die Knie grau; die Deckfedern der Flügel, wie der Rücken; die Schwungfedern graubraun, roſtgelb eingefaßt; die breiten, zerbrechlichen Schwanzfedern ſchmutzig roſtroth. Das Weibchen iſt nur an der Haltung des Körpers dem Kenner kenntlich. Es hat nicht die hohen Beine, ſteht nicht ſo gerade, hat einen eingezogenern Hals und eine weniger weiße Kehle. Es giebt mehrere Varietäten: 1) Die weiße Nachtigall. Entweder ganz weiß, oder weißgrau. Dieſe und die folgende Varietäten werden vorzüglich in der Stube angetroffen. 2) Die bunte Nachtigall. Mit weißen Punkten und Flecken. 3) Die braune Nachtigall. Sie iſt am Oberleibe ſo rothbraun, wie am Schwanze. 4) Die ſchwarze Nachtigall. Braunſchwarz oder rauchſchwarz.

2) Die große Nachtigall oder der Sproſſer, Schläger, Nachtſchläger, Sproßvogel, Nachtphilomele, Nachtſänger, Wiener- und Pohlniſche Nachtigall, wird auch von einigen für eine Varietät dieſer gemeinen Nachtigall gehalten, allein ich glaube, es iſt eine ganz beſondere Art. Ich beſchreibe ſie daher unter dem Namen Sproſſer — Sylvia Philomela — als wirklich verſchieden. Sie iſt ſechs und einen halben Zoll lang und neun und drey Viertel Zoll breit und viel ſtärker gebaut. Der Oberleib iſt ſchmutzig graubraun; die Bruſt hellgrau dunkelbraun geſprengt; der Schwanz ſchmutzig rothbraun; die Farbe in allem dunkler als an der gemeinen Art. Auch in der Lebensart iſt ſie verſchieden. Sie hat eine ſtärkere ſchmetternde Stimme, aber einen abgebrochenern, langſamern Geſang, der nicht die angenehme Abwechſelung hat, und dem der Miſteldroſſel etwas gleicht. Ihre Lockſtimme iſt David und Jacob! Sie iſt auch weit ſeltner als die gemeine, und wohnt in Buſchhölzern am Waſſer. Als Sänger iſt unſere gemeine Nachtigall der geſchätzteſte und angenehmſte unter allen Vögeln. Sie hat eine laute, ſchmetternde Stimme und wechſelt mit vier und zwanzigerley verſchiedenen Strophen ab. Da ſie ſich vorzüglich des Abends hören läßt, ſo wird ſie dadurch die Zierde der Haine und Gärten. Ihre Locktöne ſind Witt, Krr; Fied und Tack! Durch alle dieſe Töne kann man ſie, da ſie gar nicht ſcheu und ſehr lecker ſind, ins Garn und auf die Leimruthen locken, wenn man nur einen Mehlwurm zur Kirrung hat. Sie ſitzt nicht gern frey und man ſieht ſie auch im Sommer nicht weite Strecken fliegen, ſondern immer im Gebüſche herumkriechen. Ihres Geſanges halber iſt es auch ein angenehmer Stubenvogel, und er wird dann vorzüglich geſchätzt, wenn er bloß des Nachts ſchlägt

und am Tag ſchweigt. Die Nachtſänger ſcheinen, meiner Erfahrung nach, eine ganz beſondere Race auszumachen, da die Jungen dieſes Vogels bloß Nachtſchläger werden, aus den Tagſängern aber nie ein Nachtſchläger wird. Da ſie ſehr unruhig ſind, ſo giebt man ihnen einen geräumigen Käfig. An die Erde darf man ſie nicht ſetzen, weil ſie, wie alle Grasmückenarten, zu denen ſie, ihrer Geſtalt und Lebensart halber, gehören, bloß auf den Zweigen und nicht auf dem Boden herum hüpfen, und alſo in der Stube die Füße bald verderben, und gar gichteriſche Zufälle an denſelben bekommen. Daß dieſe Vögel, die gewöhnlich der Schonung der Menſchen genießen, gar nicht ſcheu ſind, iſt eine bekannte Sache, eben ſo wie daß man denjenigen Vogel, den man in ſeinem Garten oder ſonſt in der Nähe hat, wenn er nicht in das Garn des Vogelſtellers gehen ſoll, erſt ſelbſt mit Leimruthen fangen und tücken muß, wenn er dann das Garn und die Leimruthen fürchten ſoll. Man trifft ſie in Europa und Aſien an. Sie lieben dicht bewachſene, ſchattige und nicht zu kalte Gegenden, es mögen nun Wälder, Feldhölzer, Gärten oder Hecken ſeyn. Das Laubholz ziehen ſie dem Nadelholze vor, eben ſo waſſerreiche und ebene Gegenden, den bergigen. Sie leben immer nur einzeln. Selbſt die Jungen vereinzeln ſich, wenn ſie aufgefüttert ſind, und ihren Unterhalt ſich ſelbſt ſuchen können. Als Zugvögel gehen ſie in der Mitte des Septembers weg und kommen in der Mitte des Aprils wieder an. Sie ſcheinen aus den wärmern Gegenden und in dieſelben immer von Holz zu Holze zu ziehen, und zwar des Nachts, weil man ſie gar nicht am Tage ſtreichen ſieht. Sie nähren ſich von kleinen Inſekten, Räupchen, Nachtfaltern, Fliegen und von Inſektenlarven, die unter dem Mooſe verborgen ſind. Auf ihrer Reiſe genießen ſie auch Johannisbeeren, rothe und ſchwarze Hollunderbeeren. Im Zimmer wollen ſie Ameiſeneyer und Mehlwürmer, mageres Fleiſch, und im Winter unter die dürren Ameiſeneyer etwas geriebene gelbe Rüben. Man hat verſchiedene Fütterungsarten, allein dieß iſt die gewöhnlichſte und beſte. Ganz nahe leiden ſich die Nachtigallen einander nicht, und eine muß der andern, aus dem einmal eingenommenen Stande, weichen. Alte Vögel niſten zuweilen des Jahrs zweymal, die Jungen aber immer nur einmal. Das Neſt, welches keinen großen Kunſttrieb zeigt, ſteht in einem Dornbuſche, in einer dichten Hekke, in einem Reißighaufen, auch im hohen Graſe auf dem Boden, und iſt äußerlich aus Laub, Gras und Halmen zuſammen geflochten und inwendig mit Graswurzeln und Thierhaaren ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 ſchmutzig olivengrüne Eyer und brütet ſie in 14 Tagen aus. Die Jungen ſind am Oberleibe gelblichweiß und an der Bruſt dunkelbraun geſprenkelt. Sie werden vorzüglich von den Alten mit grü-

grünen Räupchen aufgefüttert. Der Vogelliebhaber erzieht ſie in der Stube mit Ameiſeneyern. Sie verlaßen das Neſt noch ehe ſie fliegen können, vermuthlich um ihren Feinden zu entgehen, und das eine ſezt ſich dahin, das andere dorthin, und läßt ſich von den Eltern vollends flügge füttern. Ihre Feinde ſind der Fuchs, Marder, Iltis, Wieſel, die Katze u. Ratten, welche zuweilen die Brut zerſtören; die Alten leben immer ſo verſteckt, daß ſie kein Raubvogel entdecken kann. Sie ſind gar nicht ſcheu, und daher leicht mit Schießgewehr zu erlegen; allein wer thut dieß leicht? Im Frühjahre kann man ſie ohne viele Mühe auf einem Stückchen kahl gemachten Boden, auf welchen man einige Mehlwürmer legt, mit Leimruthen und dem Bügelnetze fangen. Sogar in den Meiſenkaſten gehen ſie nach dieſer Lockſpeiſe. Sie gehen den ganzen Sommer auf den Tränkheerd und zwar gewöhnlich zwiſchen ſieben und neun Uhr; doch auch Nachmittags. Sie ſind ſo aufs Waſſer u. Baden erpicht, daß ſie keinem rauſchenden Bache vorbeyfliegen. Im Nachſommer gehen ſie in die Sprenkel, vor welchen Johannis= oder Hollunderbeeren hängen. Da es jezt ſo leicht keinen Heliogabal mehr giebt, der ſich ein Gericht aus Nachtigallenzungen verfertigen ließ, ja da man dieſen uns die Frühlingsabende durch ſeinen Geſang ſo ſehr verſchönernden Vogel ſo leicht nicht für die Küche ſchießt, ſo iſt der ſogenannte Jagdnutzen von ihrem Fleiſche von keinem Belang, ob es gleich einen guten Geſchmack hat, wie man an denen ſieht, die man im Herbſte in Sprenkeln fängt, und die man deswegen eſſen muß, weil ihnen die Beine gewöhnlich zerſchlagen ſind, daß man ſie nicht wieder fortlaßen kann. Am nützlichſten werden ſie daher für den Menſchen durch ihren Geſang, für welchen alle Menſchen, vom ärmſten bis zum reichſten, Gefühl haben. Sie genießen daher auch eine allgemeine Schonung. Sie vertilgen auch viele ſchädliche Wald= und Obſtraupen, beſonders von Nachtfalterarten. Auch die vollkommnen Inſekten ſelbſt gehen ſie an.

3) Die ſchwarzköpfige Grasmücke, oder Sänger, auch Mönch, Mönchlein, Meiſenmönch, Kloſterwenzel, Schwarzkappe, Plattenmönch, Graßſpatz, ſchwarzplattige u. ſchwarze Grasmücke, Mönch mit ſchwarzer und rother Platte, Schwarzplättchen, Schwarzkopf, Schwarzkappchen, Plattenkopf, Murrmeiſe, kleiner Mönch, Pfaff, Afternachtigall, Mohrenkopf, Schwarzplatte, Schwarzplattl, Cardinal, Kardinälchen, Grasmückchen, ſchwarzköpfige Bachſtelze, Mauskopf, Thumpfaffe, Baum= und Buchfink. — Sylvia Atripilla — Der Oberleib iſt dunkler, der Unterleib heller grau; am Männchen der Oberkopf ſchwarz, am Weibchen roſtbraun. An Größe gleicht das

Männchen dem Hänflinge, iſt 5 Zoll 10 Linien lang, wovon der Schwanz zwey und einen halben Zoll wegnimmt. Der Schnabel iſt fünf Linien lang, ſo wie bey allen Grasmücken, oder wie bey der Nachtigall, geſtaltet, braunblau, an der Wurzel unten gelblichweiß; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Füße ſind dunkelaſchgrau; die Fußwurzel zehn Linien hoch. Der Oberkopf iſt ſchwarz; Wangen und Nacken ſind hellaſchgrau; der ganze Oberleib aſchgrau, ſtark olivengrün überzogen; der Unterleib hellaſchgrau; der Schwanz und die Schwungfedern dunkelbraun. Das Weibchen wurde ſonſt immer für eine eigene Vogelart gehalten. Es hat einen roſtbraunen Oberkopf, daher es die braunköpfige Grasmücke hieß; der Oberleib iſt röthlichgrau, olivengrün überlaufen; der Unterleib iſt blaßgrau. Varietäten: 1) Die bunte ſchwarzköpfige Grasmücke. Verſchiedentlich weiß gefleckt. 2) Die weißkehlige ſchwarzköpfige Grasmücke. Der Oberleib iſt ſehr dunkel faſt ſchwarz; die Kehle weiß. Es iſt ein munterer, geſchickter, ſchnellfliegender Vogel. In die Luft und auf den Boden kömmt er des Sommers über ſehr wenig, da er immer durch die Büſche kriecht. Er geht daher auch in der Stube, wenn man ihn auf den Boden thut, ſehr lahm, und befindet ſich in Käfigen, die Springhölzer haben, beſſer. Er iſt wegen ſeines flötenden abwechſelnden Geſanges ein ſehr geliebter Stubenvogel. Seine Lockſtimme iſt ein ſchmatzendes Tack! Sein Vaterland iſt ganz Europa. Er beſucht die gebirgigen und ebenen Laubhölzer, vorzüglich hat er die Vor- und Feldhölzer gern, an welche Gärten ſtoßen und wo Waſſer in der Nähe iſt. Er lebt ſo einzeln und einſam, wie die Nachtigall, verläßt uns zu Ende des Septembers oder Anfange des Oktobers und kommt einige Tage vor der Nachtigall wieder. Die Nahrung beſteht aus kleinen Spann- und Wickelraupen und ihren Nachtfaltern, Fliegen, Mücken und andern Inſekten, ſauren Kirſchen, rothen u. ſchwarzen Holunder- und Johannisbeeren. In der Stube frißt er faſt alles, was man ihm reicht, am liebſten Ameiſeneyer und Mehlwürmer, auch Semmeln und Gerſtenſchrot in Milch geweicht. Er niſtet wie die Nachtigall, nur einmal, ſeltner zweymal des Jahrs. Das Neſt ſteht in einer Hecke oder einem Buſche. Aeußerlich beſteht es aus Grasſtängeln mit Puppenhülſen und Reiſchen durchwebt und inwendig aus zarten Grashalmen und Thierhaaren. Die vier bis ſechs ſtumpfen Eyer, welche man darin findet, ſind gelblichweiß, mit etwas erhöhter gelber Farbe marmorirt und mit einigen braunen Punkten beſtreut. Die Jungen werden mit Räupchen, Motten und andern fliegenden Inſekten aufgefüttert. Männchen und Weibchen ſehen ſich alsdann gleich und haben einen dunkelolivenbraunen Oberkopf, der nur an männlichen Jungen etwas dunkler iſt. Bey dem erſten Mauſern wird die

Kopfplatte erſt ſchwarz. Dieſe, ſo wie alle folgenden inſektenfreſſenden Vögel, werden oft die Pflege-Eltern des Kuckuks. Er hat die Feinde mit der Nachtigall gemein. Sie ſind leicht mit der Flinte anzuſchleichen; allein man ſchießt ſie nicht gern. Vom Julius bis im September fängt man ſie in Sprenkeln, vor welchen Johannisbeeren, oder rothe und ſchwarze Hollunderbeeren hängen. Im Frühjahre gehen ſie, wie die Nachtigall, auf die Leimruthen und unter das Garn. Auf den Tränkheerd gehen ſie nur mit der größten Vorſicht, und zwar bloß in den Frühſtunden, und es muß allezeit ſich ſchon ein Vogel eingeſetzt haben, ehe ſie hineingehen, dann aber fliegen ſie gleich zu. Die Jungen ſind hier, ehe ſie ſich zum erſtenmale mauſern, dreiſter. Sie gehören mit unter die kleinen Schneußvögel, ob man ſie gleich wegen ihres angenehmen Geſanges und des Nutzens, den ſie im Haushalte der Natur durch den ſchädlichen Inſektenfraß leiſten, nicht gern fängt. Das Fleiſch ſchmeckt gut.

4) Die graue Grasmücke, oder der graue Sänger; hat auch die Namen Gartengrasmücke, weiße und große Grasmücke, Grasemütſche, Hekkenſchmätzer, Baumnachtigall, große Weißkehle, Kirſchfreſſer und Dornreich, Kirſchfreſſer und italieniſche Grasmücke. — Sylvia hortensis — Der Oberleib iſt röthlichgrau, der Unterleib weißlich; die Füße ſind bleyfarben. Sie iſt etwas kleiner als die vorhergehende, ſonſt ihr aber in der Lebensart ſehr ähnlich. Sie iſt fünf Zoll lang und der Schwanz zwey und einen halben Zoll; der Schnabel mißt fünf Linien, iſt oben hornbraun, unten hellbleyfarben, inwendig weißlich; der Augenſtern graubraun; die Füße ſind bleyfarben; die Fußwurzel drey Viertel Zoll hoch. Der Oberleib iſt röthlichgrau, kaum merklich olivenbraun überlaufen; die Wangen ſind dunkler; der Unterleib bis zur Bruſt und an den Seiten röthlich hellgrau; der Bauch weiß, am Steiße röthlichgrau überlaufen; die Knie grau; die Flügel und der Schwanz graubraun mit Kanten von der Rükkenfarbe und kleinen weißlichen Spitzen. Zwiſchen Männchen u. Weibchen iſt faſt kein Unterſchied, außer daß erſteres eine etwas weißere Kehle hat. Sie iſt in ihrem Betragen der ſchwarzköpfigen Grasmücke ähnlich, doch ſieht man ſie mehr auf den Bäumen, als jene. Sie hat eben den flötenden angenehmen Geſang, doch iſt er mit keinen ſo lauten Silben vermiſcht. Ihre Lockſtimme iſt Tza, Tza! In der Stube hält man ſie im Bauer, an der Erde bekömmt ſie gleich, weil ſie nicht gewohnt iſt auf dem Boden zu hüpfen, böſe Füße. Sie gewöhnt ſich gleich an jedes Futter und iſt ein erſtaunender Freſſer, der bey gutem Futter oft im Fette erſtickt. Das Vaterland dieſes Vogels iſt das mittlere und ſüdliche Europa. In Deutſchland iſt ſie in allen

laubigen Feld- und Vorhölzern und in Gärten gemein. Sie belebt, wie die vorhergehende, die Haine mit ihrem angenehmen Geſange. Sie kommt mit der vorhergehenden an, ſcheint aber etwas früher wegzugehen. Die Nahrung iſt, wie bey der vorhergehenden. Auf den Kirſchbäumen findet ſie ſich häufig ein, daher zur Kirſchzeit ihr Schnabel ſtets roth gefärbt iſt. Die Paarung, Vermehrung, das Wachsthum und die Erziehung der Jungen iſt wie bey der vorhergehenden. Gern ſteht das Neſt neben einem Bache in den Erlen- oder Haſelnuß- oder Dornſträuchen. Es beſteht aus groben Grashalmen und Würzelchen, und iſt inwendig mit zarten Grashalmen ausgefüttert. Das Weibchen legt vier bis ſechs grünlichweiße olivengrün marmorirte und einzeln aſchgrau punktirte Eyer. Im Frühjahre geht er, wie die Nachtigall, auf einen wundgemachten und mit Mehlwürmern belegten Platz in die Leimruthen und unter das Fallgärnchen. Vom Julius bis September fängt man ihn in Sprenkeln, vor welchen Johannisbeeren, Kirſchen, rothe oder ſchwarze Hollunder hängen. Auf den Tränkheerd ſetzt er ſich gern, vorzüglich von 7 bis 9 Uhr Morgens und des Abends vor Sonnenuntergang. Mit der Flinte iſt ihm ſehr leicht beyzukommen. Das Fleiſch ſchmeckt gut; man fängt ihrer im September viel in der Schneuß. Sie vertilgen viele ſchädliche Inſekten. In Kirſchgärten thun ſie Schaden und müßen durch Scheuſale abgehalten werden.

5) Der Spottvogel, oder roſtgraue Sänger und roſtgraue Grasmücke. — Sylvia fruticeti, — Oben roſtgrau, unten röthlichgrau; von den Naſenlöchern bis zu den Augen ein ſchmutzig weißgelber Strich; der Schwanz gerade; die Füße gelbgrau. Er iſt 4¾ Zoll lang. Sein Wohnort ſind gebirgige, buſchreiche Gegenden und er wandert ungeſellſchaftlich. Er wählt ſich zur Nahrung Inſekten, beſonders Räupchen, auch Johannis- und Hollunderbeeren. Er baut ſein Neſt in niederm Geſträuch mit 5 weißen, bläulich braun geſprenkelten und dunkelroth getüpfelten Eyern.

6) Der fahle Sänger — S. cinerea. — Der Oberleib aſchgrau, die Deckfedern der Flügel roſtfarben gerändert; der Unterleib weißlich; die äußerſte Schwanzfeder mit einem großen, weißen, keilförmigen Flecke, die folgende mit einem kleinern, und die dritte nur mit einer weißen Spitze. Seine Länge iſt 5½ Zoll. Er lebt in einzelnen Feldbüſchen, in Hecken, Gärten, Feldhölzern, gern am Waſſer; zieht weg, jeder Vogel für ſich. Seine Nahrung ſind Fliegen, Käfer, und kleine Inſektenlarven, auch Johannisbeeren. Das Neſt ſteht tief im Gebüſche, Graſe, zwiſchen Wurzeln an Ufern mit 4 bis 5 weißgräulichen, olivengrau und olivenbraun punktirten, faſt mar-

morirt zuſammenfließenden Eyern. Dieſer Vogel hat auch die Nahmen: Gemeine, große graue, graue, braune u. geſchwätzige Grasmücke, Graſemucke, Graſemütſche, Grasmückfohle, Wald- u. Nachtſänger, Heckenſchmätzer, gemeiner Dornreich, Dornſchmatz, Dornſchmätzer, kleine und braune Weißkehle, Kuckucksammer, Schnefli, Wüſtling.

7) Der geſchwätzige Sänger, Müllerchen — S. Curruca. — Oben röthlichgrau, unten weiß; die äußerſte Schwanzfeder auf der äußern, und ein Theil der innern Seite weiß gezeichnet. Er iſt fünf Zoll lang. Dieſer Vogel wählt ſich zum Wohnorte Hecken, dichtes Gebüſch, iſt gern um Städte u. Dörfer; zieht weg und zwar ungeſellſchaftlich. Die Nahrung beſteht in Inſekten, beſonders kleinen, z. B. Blüthenräupchen, ſelten Johannisbeeren. Das Neſt baut er in Dornbüſchen, dichten Nadelbäumchen mit 4 bis 6 weißen, am ſtumpfen, ſeltner am ſpitzigen Ende, mit gelblich und aſchbläulichen Flecken, die kranzförmig geſtellt ſind, beſetzten Eyern. Man giebt ihm auch die Namen: Gemeine, geſchwätzige, kleingeſchwätzige, blaue, kleine graue, und kleine weiße Grasmücke, Weißkehlchen, Waldſänger, kleiner Fliegenſchnäpper, Weißmüller, Weißbartel, kleiner Dornreich, kleiner Dorngreul, Spottvögelchen.

8) Der geſperberte Sänger. — S. niſoria — Oben aſchgraubraun; unten weißlich, mit aſchgraubraunen Wellenlinien; der Stern im Auge goldgelb. Er iſt 6½ Zoll lang. Dieſer Vogel variirt etwas in der Farbe, am Oberleibe bald mehr aſchblau, bald mehr bräunlich, letzteres beſonders die Jungen. Er nimmt ſeinen Wohnort in Feldhölzern, Hecken und Gebüſch in Feldern, und in Wäldern auf offenen Wieſenplätzen und zieht weg. Bey uns lebt er von Räupchen und auch Beeren. Er macht ſein Neſt in einem dunklen Buſche mit weißlichen Eyern, die rothgraue, unregelmäßige und verwaſchene Flecken haben. Dieſer Vogel führt auch die Nahmen: Geſperberte, blaue, Sperber- und größte Grasmücke, große geſperberte Grasmücke, großer Fliegenfreſſer.

9) Der weißſtirnige Sänger. — S. albifrons — Grau, mit weißer Stirn, 6 Zoll lang. Er wählt ſich zum Wohnorte große Buſchhölzer und zieht weg. Man nennt ihn auch weißſtirnige und weißköpfige Grasmücke, weißköpfiger Dornreich.

Grasſpecht oder kleiner Buntſpecht — Picus medius — gehört mit dem Schwarzſpecht in eine Ordnung u. Gattung, wo er eine beſondere Art aus-

ausmacht, welche auch noch folgende Nahmen hat: Kleinſter Specht, kleiner Rothſpecht, Harlekinſpecht, kleiner Baumſpecht, kleinſter ſchwarz- und weißgeſprenkelter Baumhacker. Als unterſcheidende Kennzeichen dieſer Art gelten folgende: Der Oberleib iſt weiß und ſchwarzbunt; der Unterleib ſchmutzigweiß; am Männchen der Scheitel karmoiſinroth; am Weibchen weiß. In der Farbe hat dieſer kleine Specht, der ohngefähr ſo groß als eine Feldlerche iſt, ſehr vieles mit dem mittlern gemein. Die Länge iſt fünf und einen halben Zoll, wovon der Schnabel ſechs Linien und der Schwanz zwey und ein Viertel Zoll hält; die Breite zehn Zoll; die gefalteten Flügel gehen bis in die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ſpitzt ſich ſehr zu und iſt grünlichſchwarz; der Augenſtern röthlich; die Füße ſind ſchmutzig bleyfarben; die geſchilderte Fußwurzel fünf Linien hoch. Die Stirn iſt gelblichweiß; der Scheitel karmoiſinroth; der Hinterkopf ſchwarz, mit einem dergleichen Streifen, der bis zum Rücken läuft; die Backen graubraun; über den Augen ein weißer Streifen, der ſich hinter den Ohren und auf den Seiten des Halſes in einen großen weißen Fleck verwandelt; an den Schnabelecken nach den Seiten des Halſes ein ſchwarzer Streifen, der ſich, ſo wie der des Nackens, mit einem ſchwarzen Bande vereinigt, das von einer Achſel über den Rücken weg bis zur andern läuft; der übrige Rücken weiß mit ſchmalen ſchwärzlichen Querſtrichen; die Deckfedern des Schwanzes ſchwarz; der Unterleib rothgraulich weiß, an den Seiten mit einzelnen ſchwarzen Strichen bezeichnet; die Flügel ſchwarz mit in breite Felder ausgedehnten weißen Flecken, doch die kleinſten Deckfedern ungefleckt; die 4 mittlern Schwanzfedern ſchwarz, ſteif und zugeſpitzt; die ſechs übrigen abgerundet, nur an der Wurzel ſchwarz, übrigens weiß mit ſchwarzen Streifen. Das Weibchen hat einen dunkelbraunen Stirnſtreifen, weißen Vorderkopf, und es fehlt ihm die rothe Kopffarbe. Es giebt mehrere Varietäten: 1) Männchen mit ſchwarzem Scheitel und karmoiſinrothem Hinterkopfe. 2) Männchen mit bloß weißer Stirn, ohne alles Roth an dem Kopfe. Dieſer Vogel iſt ſehr gewandt im Beſteigen der Bäume und ſchreyt beſtändig daſs zu Giek! giek! Europa und Aſien ſind das Vaterland dieſes niedlichen Spechts. Er bewohnt nicht bloß die gebirgigen Waldungen, die mit Laubholz, oder mit Schwarzholz und Laubholz vermiſcht beſetzt ſind, ſondern auch die einzelnen Feldhölzer und die Gärten, welche in waldigen Gegenden liegen. Im Winter geht er gewöhnlich in die Gärten und ſucht ſeine Nahrung. Dieſe beſteht in Borkeninſekten, daher man immer, wenn man ihn in Gärten ſchießt, große weiße Maden mit braunen Köpfen in ſeinem Magen findet. Im Sommer frißt er auch große und kleine Ameiſen, und da er, um die-

dieſe zu ſuchen, immer im Graſe herum hüpft, ſo hat er daher den Namen Grasſpecht. Das Neſt ſteht in Wäldern und Gärten in hohlen Bäumen und er ſtreitet oft mit der Kohlmeiſe um den Platz, wo aber jene, als der ſchwächere Theil, immer weichen muß. Männchen und Weibchen brüten wechſelsweiſe in vierzehn Tagen vier bis fünf weiße Eyer aus. Die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung ſind wie bey dem Buntſpechte. Er läßt ſich ſehr leicht mit Schießgewehr erlegen, da er nicht ſcheu iſt. Das Fleiſch ſchmeckt wie vom Rothkehlchen. Es iſt für die Gärten ein ſehr nützliches Vögelchen, und thut, ſo viel ich weiß, gar keinen Schaden.

Graufink — Fringilla Petronia — auch Waldfink, Ringſperling, graubrauner Fink, wilder Sperling, und grauer Hänfling genannt, gehört in die erſte Familie der Finkengattung als eine beſondere Art. Dieſer Vogel iſt grau und braunbunt; über den Augen befindet ſich ein weißlicher Streifen; an der Gurgel ein gelber Fleck und an den Seiten-Schwanzfedern inwendig an der Spitze ein weißer Fleck. Die Länge beträgt fünf und drey viertel Zoll. Sein liebſter Wohnort ſind die Wälder, und in Deutſchland trifft man ihn ſelten. In káltern Gegenden wandert er geſellſchaftlich, in wärmern aber nicht. Die Nahrung beſteht aus Inſekten, Sämereyen und Körnern und das Neſt findet man in hohlen Bäumen mit 4 bis 5 Eyern.

Grauhänfling iſt nichts weiter als das einjährige Männchen des Hanffinken oder Hänflings und alle Alten die in der Stube gehalten werden und ſich mauſern, weil ſie auf dem Kopfe nichts rothes haben. Man nennt dieſe jungen Männchen auch Weiß- und Mehlhänfling, oder Lerchengeſchoß.

Grauköpfiger Specht oder Grauſpecht — P. canus — iſt Bläulichgrün; der Oberkopf grau, am Männchen die Stirn roth; der Schnabel ſchwach, kleiner und ſpitziger als am ähnlichen Grünſpechte, mit dem er auch die Nahrung gemein hat. Sein Wohnort ſind ebene Laubholzwaldungen in Schleſien, Thüringen ꝛc., er ſtreicht im Winter in Gärten. Man findet ſein Neſt in hohlen Bäumen mit 4 weißen Eyern. Er führt auch noch die Namen: Graukopf, Norwegiſcher Specht, grauköpfiger Grünſpecht, Grünſpecht mit gelbem Steiße, grauer Norwegiſcher Baumhakker mit ſchwarzem Halsbändchen.

Grieß iſt eine Krankheit der Falken, welche von hitzigen und nicht hinlänglichen Säften entſtehet, wodurch ſich die Excremente in den Gedärmen verhärten, daß ſich kleine kalkartige Steinchen darinnen bilden, die dem Vogel Verſtopfung und oft

den Tod verurſachen. Vorzüglich ſtellt ſich dieſe Krankheit im Winter, bey vermauſeten Falken, ein, wenn ſie nach der Mauſe nicht gehörig abzuführen bekommen. Dieſes iſt alſo ein Vorbauungsmittel dagegen; das beßte Heilmittel dawider aber iſt, wenn man Pillen von Manna einer Erbſe groß verfertiget, und dem Falken eine Stunde vor dem Füttern eingiebt, dabey aber das Weiſe von einem Eye mit feinem Zuckerkand vermiſcht, oder in deßen Ermangelung etwas Baumöl oder Milch nimmt, und das Fleiſch zu ſeinem Futter, ganz klein geſchnitten, vor dem Füttern darein weichet.

Großes Weidwerk nennen Hirſchgerechte Jäger alles, was zur hohen Jagd gehört.

Grünling oder Grünfink, grüner Kernbeißer, Grünvogel, Grünſchwanz, Gründling, Zwuntſche, Schwunz, Schwainz, Schwanſchel, Schwunſche, wälſcher Hänfling, Gelbhänfling, grüngelber Dickſchnäbler, Hirſenfinke, Rapfink, Hirsvogel, Kutvogel, grüngelber Finke, grüner Dickſchnabel, grüner Hänfling, Schwanzka, Schwaniß, Schwaneß, Griezling, Tutter u. Wohnüß, Gröſchwanz u. Gröönling — Loxia Chloris — gehört zur Kernbeißergattung als eine beſondere Art. Er iſt gelblichgrau; die äußern Schwung- und Schwanzfedern haben viel gelbes; die Füße ſind fleiſchfarben. Der Grünling iſt etwas ſtärker, als der gemeine Fink, ſechs Zoll lang, wovon der gabelförmige Schwanz zwey und ein Viertel Zoll einnimmt; der Schnabel iſt dick, fünf Linien lang, fleiſchfarben, oben dunkler unten heller, im Winter hellbraun; der Augenſtern dunkelbraun; die Füße bläulich fleiſchfarben; die Schienbeine acht Linien hoch. Die Hauptfarbe iſt gelbgrün, unten heller oder zeiſiggrün, am hellſten am Steiße und an der Bruſt, und am Bauche ins weiße ſpielend; die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, mit gelben Rändern; die vier äußerſten Schwanzfedern von der Mitte bis zur Wurzel gelb, ſonſt ſchwärzlich. Am Weibchen iſt der Oberleib grünbraun, und der Unterleib mehr aſchgrau als grüngelb; an der Bruſt iſt ein einzelner gelber Flecken und der Bauch und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind mehr weiß als gelb. Es giebt mehrere Varietäten: Die Jäger und Vogelſteller unterſcheiden gewöhnlich dreyerley Sorten vom Grünling: 1) den großen Grünling, welcher am ganzen Leibe ſchön gelb iſt; 2) den mittlern, der am Unterleibe beſonders hellgelb iſt, und 3) den kleineren, der mehr grünlich, als hellgelb ſeyn ſoll. Allein der Unterſchied beſteht bloß im Alter der Vögel, wornach der Leib ſtärker oder ſchwächer, und die Federn mehr oder weniger ſchön gezeichnet ſind. Ich kenne nur 4) den weißen Grünling. Eine

Farbenvarietät, die rein weiß iſt. Im Freyen iſt der Grünling ein ſcheuer und wilder Vogel, im Zimmer aber wird er gleich zahm und zutraulich. Man hält ihn ſeines Geſanges halber, der mit dem Geſange des Hänflings einige Aehnlichkeit hat, aber nicht ſo melodienreich und auch nicht ſo rein, ſondern vielmehr ſchnarrend klingt. Seine Lockſtimme iſt Schrainz! und im Fliegen Jäck, Jäck. Sein Flug iſt etwas ſchwerlebig, doch geſchwind genug. Er iſt im ſüdlichen und mittlern Europa häufig. In Rußland iſt er ſelten. Da er ein Strichvogel iſt, ſo ſieht man ihn das ganze Jahr hindurch in Deutſchland. Im Sommer iſt er in Vorhölzern und Feldhölzern, aber auch in Gegenden, wo viele Weidenbäume ſtehen. Im September geht er in kleinen Flügen ins Feld ſeiner Nahrung halber. Im Oktober ſchlägt er ſich in größere Heerden zuſammen und im December trifft man ihn oft in Thüringen in Eichenwäldern, die einzeln liegen, zu Tauſenden an. Er fliegt von einem Orte zum andern, und zu Ende des Märzes kommt er wieder gepaart in ſeiner eigentlichen Heymath an. Wenn der Winter nicht gar zu kalt iſt, ſo ſieht man ihn in den meiſten Gegenden Deutſchlands immer; nur ſtarke Kälte und hoher Schnee treiben ihn weiter ſüdwärts. Seine Nahrung beſteht in vielerley Geſämig, in Hanf, Lein, Leindotter, Rübſaamen, Rüben- Diſtel- Salat- und vorzüglich von den verſchiedenen Arten von Wolfsmilchſaamen, Kellerhalsſaamen, und den Kernen der Wachholderbeeren. Im Winter, wenn er nicht auf die Erde kommen kann, nährt er ſich von Baumknoſpen, insbeſondere von Eichknoſpen. Im Käfig giebt man ihnen Rübſaamen und Hanf und zuweilen etwas Grünes. Er brütet zweymal des Jahrs. Schon in der Mitte des Aprils hat er, wenn es ein alter Vogel iſt, ſein Neſt fertig. Es beſteht äußerlich aus Wolle, Moos und Flechten, und inwendig aus zarten Würzelchen und Haaren. Es ſteht auf einem dicken Baumaſte mehr am Stamme, ſeltner in einer dicken Hecke oder auf dem Stocke eines Weidenbaums und enthält vier bis fünf hell ſilberfarbene mit einzelnen zimmetbraunen und hell violetten Pünktchen bezeichnete Eyer, welche in vierzehn Tagen ausgebrütet werden. Das Weibchen iſt ſehr emſig auf ſeine Bebrütung, ſo daß es ſich mit der Hand greifen läßt. Die Jungen ſehen vor dem erſten Mauſern mehr grau als grün, faſt wie die Mutter aus. Wieſeln und Sperber verfolgen die Brut und die Alten. Wenn ſich dieſe Vögel im Herbſte zuſammengeſchlagen haben, ſo kann man auf den Feldbäumen oft mit Dunſt viele auf einen Schuß erlegen. Bis im December fängt man ſie mit Lockvögeln häufig auf dem Finkenheerde. Sie fallen ſehr häufig auf die Hanfäcker. Man macht alſo auf dieſe eine Schlagwand, welche man mit ausgezogenem Hanfe umlegt, verbirgt ſich in einem Hanfhaufen und

rückt ſie. Sie gehen auch mit den Lockvögeln auf die Leimruthen, die man auf Lockbüſche ſteckt. Auf Meyerhöfen laßen ſie ſich im Winter in Geſellſchaft der Finken und Goldammern auch unter dem Schlaggarne rücken, oder mit Leimruthen fangen. Sie haben ein ſchmackhaftes Fleiſch. In Küchengärten und auf Hanfäckern thun ſie Schaden. Von dieſen muß man ſie abzuhalten ſuchen.

Grünfuß oder grünfüßiges Meerhuhn — Gallinula Chloropus ſ. Fulica Chloropus — gehört in der Gattung Meerhuhn — Gallinula — zur Familie mit deutlicher Stirnhaut als eine beſondere Art und hat auch noch die Namen: **Gemeines Meerhuhn, Waſſerhenne, Waſſerhühnchen, Rothbläß, Rothbläßchen, rothes Bläßhuhn, Rohrhühnlein, kleines Rohrhennel, kleines Waſſerhuhn, Waſſerhuhn mit grünen Füßen, rothbläſſiges Waſſerhuhn, ſchwarzer Waſſertreter, Waſſerläufer, ſchwarze Ralle, Thauſchnarre, ſchwarzes Waſſerhuhn mit grünen Beinen, dunkelbraunes großes Waſſerhuhn, große oder gemeine Waſſerhenne.** Der Oberleib iſt olivenbraun; die Flügelränder und untern Deckfedern des Schwanzes weiß; die Füße olivengrün. Am Männchen Schnabelwurzel, Stirnhaut und Kniebänder ſchön orangeroth. An Größe gleicht das Meerhuhn einer Nebelkrähe, iſt dreyzehn Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und einen halben Zoll wegnimmt; die Flügel klaftern ein und zwanzig Zoll und das Gewicht iſt 15 Unzen. Der Schnabel iſt faſt einen Zoll lang, zuſammengedrückt, die Spitze grünlichgelb, das übrige mit dem eyrunden Stirnlappen orangeroth; die linienförmigen Naſenlöcher in der Mitte des Schnabels; die Zunge an der Spitze rauh; der Augenſtern braunroth; das untere Augenlied kahl; die Schienbeine zwey und einen Viertel Zoll hoch, unförmlich ſtark, gedrückt, vorn geſchildert und mit den langen zwar unbelappten doch häutig gerändeten Zehen, welche gerade, ſpitzige hornfarbene Nägel haben, olivengrün, an den nackten Schenkeln orangenrothe Kniebänder. Die ſammetweichen Federn des Kopfs und der Kehle ſind ſchwarz; das Genick, der Nacken und die Gurgel ſehr dunkelaſchgrau; der übrige Oberleib, die Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel ſind ſchön glänzend olivenbraun; Gurgel, Bruſt und Bauch dunkelaſchgrau, die beyden letztern in der Mitte der Länge nach bis zum After weiß gewölkt; die Seiten olivenbraun, aſchgrau überlaufen, in der Mitte derſelben eine Reihe Federn der Länge nach halb weiß, welches einen breiten weißen Streifen bildet; die ziemlich langen obern Deckfedern des Schwanzes wie der Rücken, und die längern untern Deckfedern des Schwanzes zu beyden Seiten weiß, in der Mitte ſammtſchwarz; die Schenkelfedern auswen-

wendig wie der Bauch, inwendig aber weißlich; den obern Flügelrand faßt eine weiße Linie ein, die die erſte Afterflügelfeder und erſte Schwungfeder zugleich mit weiß kantirt, und an dem Daumengelenke oder der Ecke des Afterflügels liegt ein beweglicher kleiner, drey bis vier Linien langer hellgelber Stachel; die Schwungfedern ſind dunkelbraun, fein roſtgrau gerändet, die mittlern ſind etwas heller, und an den Spitzen weißgrau eingefaßt und die langen hintern oder die der dritten Ordnung ſind olivenbraun, wie der Rücken mit einem purpurfarbenen Wiederſchein; die ſpitzig und ſchmal ſich zuſammen legenden Schwanzfedern ſchwarz; die untern Deckfedern der Flügel dunkelaſchgrau, einzeln weiß wellenförmig gefleckt und einige der langen olivenbraunen Achſelfedern ſind halb weiß. Die Federn ſitzen alle dicht, ſind ſtark und feſt. Das Weibchen iſt unmerklich kleiner mit weißlicher Kehle, ſchmutzig roſtfarbenen Backen, weißem und aſchgrau durchſchimmernden Bauche, roſtgelb angeflogener Bruſt und hellroſtfarbenen Spitzen an den Seitenfedern ohne den weißen Streif an demſelben, mit olivengrünem Schnabel u. olivenbrauner Stirnhaut. Doch iſt letztere auch zuweilen gelb. Es iſt ein ſchneller Vogel, ſowohl im Fliegen als Schwimmen. Er ſchwimmt ruckweiſe, ſchlägt dabey den Schwanz unaufhörlich in die Höhe, wie eine Nachtigall, daß die weißen Afterfedern hervorblicken und bewegt den Kopf und Hals vor und rückwärts. Die breite Bruſt, die weit zurückſtehenden Beine, und die langen mit einer Seitenhaut geränderten Zehen kommen ſeiner Schwimmkraft gar ſehr zu ſtatten; aber auch eben dieſe langen geſpaltenen und unbelappten Zehen machen, daß er ſich auf die niedrigen Aeſte der Bäume und Sträucher ſetzt, die am Waſſer ſtehen und da, oder auf dem Ufer mit einem eingezogenen Beine ſchläft. Wenn er geht, welches ſehr bedächtlich geſchieht, ſteht der Schwanz immer höher als der Kopf. Er iſt ſehr zänkiſch und leidet nicht leicht einen Kamraden in ſeiner Nachbarſchaft; auch iſt er ſehr ſcheu, ſo daß wenn er einen Menſchen von weitem erblickt, er ſich immer ſehr weit von ihm zu entfernen ſucht. Er taucht ſehr ſchnell und lange unter, und kömmt eine große Strecke von dem Orte, wo er eintaucht, wieder zum Vorſchein, ſteckt oft, wenn er Gefahr bemerkt, den Kopf aus dem Waſſer, ſchlüpft ſchnell wieder unter das Waſſer und ſucht das Ufer auf, wo er ſich hinter einen Buſch verſteckt und nur mit dem Kopfe hervor ſchielt, um ſeinen vermeinten Feind zu beobachten. Er fliegt ſchnell und mit herabhängenden Beinen, die ihm zum Anziehen zu ſchwer zu ſeyn ſcheinen, und ſchreyt zuweilen, und zur Zeit der Begattung hell Gi, gi! Kaum ſollte man glauben, daß er, als ein ſo ſcheuer Waſſervogel, ſich ſo leicht, wie ein anderer Stubenvogel zähmen laſſe; demohnge-

geachtet wird er ſo kirre, wie ein Rothkehlchen, nimmt mit Semmeln und Milch vorlieb und ſehnt ſich gar nicht nach dem Waſſer. Dieſer muntere artige Waſſervogel bewohnt die nördlichen Gegenden der alten und neuen Welt und iſt in Deutſchland allenthalben, wo es Seen, Teiche und Flüſſe giebt, die mit Gebüſch verſehen ſind, anzutreffen. Als Zugvogel geht er im Oktober, wenn die erſten ſtarken Fröſte kommen, weg, und im März, wenn die Waſſer enteiſt ſind, iſt er wieder da. Doch bemerkt man ihn auch zuweilen, in minder kalten Wintern, in demjenigen Gewäſſer, das nicht zufriert. Vielleicht daß dieß weit nördlichere Vögel ſind, die bey uns in Deutſchland den Winter über herumſtreichen. Sie genießen vorzüglich Waſſerinſekten, doch auch mancherley Arten von Waſſerpflanzen, als Meerlinſen, die Blüten des Waſſerhahnfußes u. a. m., und verſchlucken zur beſſern Verdauung Quarzkörner. Im April paaren ſich dieſe Vögel und wenn mehrere Männchen auf einem Teiche ſind, ſo kämpfen ſie um das Weibchen. Das Neſt ſteht im niedern Gebüſch am Ufer, in entblößten Wurzeln oder im Schilf, und iſt aus Waſſerkräutern oder Schilf oft ſo zierlich wie ein Korb geflochten und groß. Es liegen ſechs bis ſieben Eyer in demſelben, die hell olivengrün und mit einzelnen kleinen rothbraunen und zuweilen violetten Flecken beſetzt ſind. Das Weibchen brütet ſie allein in drey Wochen aus. Die Jungen, welche, wenn ſie aus dem Ey kommen, eine hochrothe Stirnhaut und Schnabel haben, das ſich aber bald verliert, ſchwimmen gleich mit der Mutter davon und halten ſich im Schilfe auf. Bis zur erſten Mauſerung bemerkt man an den flüggen Vögeln die kahle Stirnhaut kaum, und ſie haben auch am Halſe und Kopfe zuweilen kleine Sprenkeln. Bey der erſten Begattung werden jene Theile am Männchen orangeroth. Die Eyer holen die Rabenkrähen, und den Jungen und Alten ſtellen mehrere Raubvögel nach. Auch die Wieſeln und der Iltis nehmen oft die Eyer mit ſammt dem brütenden aber ſchlafenden Weibchen weg. Sie gehören zur niedern Jagd. Man muß ſich mit der Flinte hinter einen Buſch anſchleichen, wenn man ſie ſchießen will, ſonſt tauchen ſie blitzſchnell unter. Man fängt ſie auch in Garnſäcken, wie das gemeine Waſſerhuhn; allein dann müßen ſie mit Vorſicht getrieben werden, ſonſt ſteigen ſie auf und fliegen weg. Sie beißen ſich, wenn ſie nicht tödtlich geſchoßen ſind, wie alle tauchenden Waſſervögel, ins Rohr ein. Das Wildpret halten einige für wohlſchmeckend. Es kömmt hier auf den Geſchmack an. Mir hat es immer einen ſogenannten ſchlämmernden Geſchmack. Wenn man die Federn mit heißem Waſſer losmachen will, ſo betrügt man ſich, da ſie ſich dadurch noch feſter einſetzen; man taucht ſie daher gern nach dem Schuße, wenn ſie noch warm ſind, in kaltes Waſ-

ſer ein. Dadurch werden ſie im Haushalte der Natur nützlich, daß ſie eine ungeheuere Menge von Mückenlarven und andern ſchädlichen Waſſerinſekten vertilgen.

Grünfüßiger Waſſerläufer — Totanus Glottis, Bechſt. — auch Grünbein, Meerhuhn, Pfuhlſchnepfe, bunte Uferſchnepfe, kleine auch große Pfuhlſchnepfe, Henick, große graue Pfuhlſchnepfe, und Regenſchnepfe genannt, gehört unter der Ordnung der Sumpfvögel in die Gattung der Waſſerläufer — Totanus — und zwar in die zweyte Familie als eine beſondere Art. Dieſer Vogel hat einen kürzern, in der Mitte etwas aufwärts gezogenen, an der Wurzel grauen, und an der Spitze ſchwärzlichen Schnabel, grüne Füße, einen weißen Augenſtreifen, dunkelbraunen, roſtgelblich kantirten Oberleib, eine weiße Bruſt, Bauch, After, Unterrücken und Steiß, nebſt einem weißen, dunkelbraun bandirten Schwanze. Das Weibchen iſt einen Fuß und einen halben Zoll lang. Dieſer Vogel wechſelt ſehr in der Farbe ab, aber vielleicht nur nach dem Alter mit dunklerem oder hellerem Oberleibe, der ſich bald nahe ins Aſchgraue, bald mehr ins Schwärzliche zieht. Der eigentliche Wohnort iſt im Norden an Meer- See- und Flußufern; er zieht einzeln und in kleinen Heerden weg. Die Nahrung beſteht aus Inſekten, Fiſch- und Froſchleich, die er theils am Ufer aufſucht, theils ſchwimmend aus dem Waſſer fiſcht.

Grünſpecht — Picus viridis — gehört unter die Spechtgattung als eine beſondere Art, und heißt auch noch Grasſpecht, Zimmermann, grüner Baumhacker und Holzhauer. Dieſe Vögelart unterſcheidet ſich durch folgende Kennzeichen, nemlich:

Die Farbe iſt olivengrün mit karmoiſinrothem Scheitel. Er hat die Größe einer Turteltaube, iſt etwas über einen Fuß lang und ein und einen halben Fuß breit; der Schnabel iſt ein und einen halben Zoll lang und der Schwanz vier und einen halben Zoll; die Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt ſcharf keilförmig zugeſpitzt, dunkel bleyfarben, an der Wurzel der untern Kinnlade grüngelblich; der Augenſtern hellfleiſchfarben mit einer hellbraunen Einfaſſung; die Pupille und die Füße grünlichbleyfarben; die Klauen ſchmutzigaſchgrau; die geſchilderten Füße ein und ein Viertel Zoll hoch, unter der Ferſe etwas befiedert. Der Oberkopf iſt bis in den Nacken glänzend karmoiſinroth mit durchſchimmerndem ſchwärzlich aſchgrauem Grunde. Die Gegend um die Augen iſt ſchwarz, und verbindet ſich mit einem ſchwarzen Striche, der vom Unterkiefer bis in die Mitte des Halſes an den Seiten herabläuft. Der Leib iſt obenher glänzend olivengrün, wird am Steiße glänzend grüngelb und

alle

alle Federn ſind ſtark zerſchliſſen. Die weißliche Kehle fällt an Hals und Bruſt ins hellolivengrüne, und der weißliche Bauch iſt mit ſchwarzen undeutlichen Streifen in die Quere durchzogen, die an den Seiten und untern Deckfedern des Schwanzes deutlicher und größer werden, und hier und da auch mit grün beſpritzt. Die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, auf der innern Fahne mit weißen Flecken, die erſtern aber auf der äußern mit weißgelben Flekken, und die übrigen, ſo wie ihre Deckfedern ebendaſelbſt olivengrün ins kupferfarbige glänzend. Die untern Deckfedern der Flügel ſind gelblichweiß mit ſchwärzlichen Wellenlinien. Der Schwanz iſt ſchwärzlichgrün mit graubraunen Querflecken u. Spizzen, doch haben die mittlern Federn ganz ſchwarze Spitzen und eine grüngelbe Einfaſſung. Das Weibchen hat weniger Roth auf dem Kopfe, weniger Schwarz um die Augen, und iſt oben und unten bläſſer, als das Männchen. Man hat mehrere Varietäten: 1) der gelbliche Grünſpecht. Dieſer iſt von ſtrohgelber Farbe; der Scheitel ſchwachroth gefleckt. 2) Man trifft auch einen ſchwärzlichen Grünſpecht in Europa an. Er bleibt im Winter in Deutſchland, hält ſich des Sommers über vorzüglich in großen Eich- und Buchwäldern, doch auch in Feldhölzern, die große Bäume von lebendigem Holze haben, auf. Im Auguſt aber fängt er ſchon an einzeln von den Bergen herab in die Gärten, an die Flüſſe und Bäche, die mit Bäumen bepflanzt ſind, zu gehen, und im Winter zieht er ſich noch näher nach den Häuſern. Im März ſucht er ſich ſein Weibchen und fliegt mit demſelben in ein Gehölze, um ſich fortzupflanzen. Ameiſen, Larven und Puppen des Goldkäfers machen ſeine vorzügliche Nahrung aus. Man trifft ihn auch oft auf der Erde an, und findet ſeinen Magen und Kropf zuweilen mit nichts als rothen Ameiſen gefüllt. Sonſt hackt er auch die Puppen, Holzwürmer und Inſekten aus faulen Bäumen und unter deren Rinde hervor, die Engerlinge und Regenwürmer aus der Erde, die Puppen und Maden aus den großen und kleinen Horniſſenneſtern, und im Winter begiebt er ſich in die Städte und Dörfer an die Thürme und Häuſer und ſucht unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern die Inſektenpuppen und Raupenneſter auf und beſchädigt auch die Bienenſtöcke, um zu den Bienen zu gelangen. Er niſtet in hohle Bäume und legt ſeine fünf bis ſechs weißen Eyer auf das bloße faule Holz hin. Zur Paarungszeit ſchreyt das Männchen aus vollem Halſe, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann, und ſetzt ſich dazu auf den Gipfel eines hohen Baums. Wenn kein Weibchen in der Gegend iſt, das ihm antwortet, ſo fliegt er weiter und wiederholt daſſelbe Geſchrey in dem Umfange von einer Meile, (ſo weit erſtreckt ſich ohngefähr ſein Stand) bis ihm eins zuruft. Er fliegt dem-

demſelben alsdann entgegen, ſie empfangen ſich ſehr freundlich, laufen um einen niedrigen Baumſtamm herum, und das Männchen ſingt leiſe ein zärtliches Gi gi gi! gä, gä, u. d. gl. Sie brüten des Jahrs nur einmal. Die Jungen ſehen, bis ſie ſich mauſern, oben graugrün aus, mit lichten, verloſchenen, weißlichen Flecken, unten ſind ſie weißlichgrau, grünlich überlaufen mit ſchwarzen Punkten und nach hinten zu mit großen Flecken, haben eine weißliche ſchwarzgeſtreifte Kehle, einen aſchgrauen Kopf mit karmoiſinrothen Punkten und einen ſchwärzlichgrünen Schwanz mit acht dunkeln Querſtreifen. Die weiblichen bleiben das erſte Jahr ohne Roth auf dem Kopfe. Er hat eben die Feinde, wie der Schwarzſpecht, mit dem auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung einerley ſind. Er geht vorzüglich gern nach dem Eulenruf auf die Heherhütte. Er iſt leichter als der Schwarzſpecht zu ſchießen. Bey Ameiſenhaufen kann man ihn in Haarſchlingen fangen. Sein Fleiſch, beſonders das der Jungen, wird gern gegeſſen. Nutzen und Schaden iſt ſchon aus den Nahrungsmitteln zu erkennen. Die Fänge ſollten nicht ausgelößt werden.

Gurt iſt der lederne Riemen ohne Muſchel, um den Schrootbeutel und die Hunde daran zu tragen und führen.

Gut heißt ein Hirſch, welcher ſtark vom Leibe und Gehörne iſt, indem er nie ſchön angeſprochen werden darf.

Gute Naſe bedeutet ſo viel, als den feinen Geruch eines Hundes, vermöge deßen er die Färthen des Wildes leicht findet. Von einem ſolchen Hunde ſagt man: „er hat eine gute Naſe.“

Guter Hirſch iſt ein Hirſch, der zehn und mehr Enden hat, mithin jagdbar iſt.

Guter Morgen heißt ein Morgen, der weder windig noch naß iſt, an dem die Hunde gute Spur haben.

Guter Wind iſt, wenn der Wind vom Wildpret auf den Jäger zugeht.

H.

Haarſchnepfe oder kleinſte Schnepfe, Rohrſchnepfe, Moorſchnepfe, Waſſerſchnepfe, Mittelſchnepfe, Halb- und Pudelſchnepfe, Waſſerhühnchen und Haarbull — Scolopax Gallinula — gehört in der neunten Ordnung, d. i. Sumpfvögel, zur Gatttung Schnepfe — Scolopax — als eine beſondere Art mit nachſtehenden Unterſcheidungszeichen, als: Der Schnabel iſt etwas länger als der Kopf, an der Spitze kolbig und

und ausgehöhlt punktirt; der Kopf iſt in der Mitte mit einem breiten ſchwarzen Streifen und über jedem Auge mit einem roſtgelben verſehen; und die Füße ſind olivenbraun. Dieſe Schnepfe iſt etwas kleiner als eine Rothdroſſel, acht Zoll lang, wovon der Schwanz ein und einen Viertel Zoll mißt; die Flügel klaftern dreyzehn Zoll, und reichen zuſammengelegt bis faſt an die Schwanzſpitze. Das Gewicht iſt etwas über vier Loth. Der Schnabel iſt faſt wie an der Heerſchnepfe geſtaltet, ein und einen halben Zoll lang, an der Spitze kolbig und ausgehöhlt punktirt, ſchwarz, von der Wurzel bis zur Mitte grüngelb; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Schienbeine ein und einen Viertel Zoll hoch, und mit den Zehen olivenbraun, vorn geſchildert, die Zehen völlig getrennt. Der Scheitel iſt ſchwarz, roſtfarbig überlaufen und über jedes Auge läuft ein roſtgelber Streifen bis zum Hinterkopf; die Zügel ſind dunkelbraun; der übrige Oberleib iſt glänzend purpurröthlichblau, am Unterrücken und Steiß am ſtärkſten und auf den Deckfedern der Flügel am ſchwächſten, d. h. die Farbe iſt aus ſchwarz und rothgelb zuſammengeſetzt und mit einem goldgrünen und violetten Glanze überzogen; vier blaßgelbe Linien laufen vom Halſe an über den Rücken der Länge nach hin; die ziemlich langen obern Deckfedern des Schwanzes haben weiße Spitzen; der Hals iſt weiß, braun und ziegelroth geſprenkelt; der übrige Unterleib mit den langen Afterfedern iſt weiß; die ſchmalen Schulterfedern ſind dunkelbraun mit weißen Schäften, die hintern hellbraun mit weißen Spitzen und weißem Rand der innern Fahnen, der nach der Wurzel zu ſehr breit iſt; von den zwölf Schwanzfedern ſind die zwey mittlern ſchwarz mit hellbraunen Spitzen, die übrigen braun mit gelben Flecken. Die Federn ſind ſehr fein, und gleichſam haarig (daher der Name!) und ihre Farben zieren ſie ohnehin gar ſehr. Das Weibchen iſt gar nicht vom Männchen verſchieden, und mehr Alte ſind kohlſchwarz auf dem Kopfe und haben ſo breite roſtfarbene Augenſtreifen, daß die ſchwarzen Kopffedern auch einen bloßen Streifen zu machen ſcheinen. Ob gleich dieſe Schnepfe ſo ſcheu und faſt auch ſo ſchnell iſt, wie die Heerſchnepfe, ſo flieht ſie doch den Jäger nicht von weitem, ſondern verbirgt ſich nur vor ihm zwiſchen den Binſen und andern hohen Sumpfpflanzen, läßt ihn ſo nahe kommen, daß er ſie faſt mit dem Fuße berührt, und fliegt alsdann zickzackförmig und ſo blitzſchnell auf, daß er, wenn er nicht geübt genug iſt, erſchrickt, und nicht hurtig und ſicher genug ſein Gewehr nach ihr abfeuern kann. Dieſe Schnepfe ſcheint nicht ſo gemein als die vorhergehende zu ſeyn, doch findet ſie ſich in Europa, Aſien und Amerika; in Aſien nicht weiter hinunter als Syrien. Auch in Deutſchland iſt ſie ſeltner. Als Zugvogel kömmt ſie im Frühjahr zum

Theil mit der Becaſſine, im Herbſt aber weit ſpäter und erſt dann, wenn die Pfuhlſchnepfe bereits weg iſt, die Becaſſine aber zum Theil ſich reiſefertig macht. Man findet ſie gewöhnlich einzeln. Sie hält ſich in Sümpfen und um die Seen und Teiche herum auf. Ihre Nahrung beſteht in Inſekten und Würmern, in Waſſer, Gras und Kräutern und deren Wurzeln. Sie hat in ihrer Fortpflanzung faſt alles mit der Heerſchnepfe gemein. Die vier bis fünf grüngelben, dunkelbraun gefleckten Eyer findet man in Sümpfen auf Binſenhügeln. Ihre Feinde ſind wie die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung wie bey der Heerſchnepfe. Da ſie klein iſt, den Hund ſehr nahe kommen läßt, und größtentheils unter den Füßen herausfliegt, und nicht ſo ſchnell wie die Heerſchnepfe fliegt, ſo kann man ſie mit Dunſt ſchießen. Auch ihr Nutzen iſt mit dem von der Heerſchnepfe einerley.

Habichte — Aſtures — werden in der erſten Ordnung, welche die Raubvögel enthält, in der Gattung Falke, alle diejenigen Raubvögel genannt, welche einen ſtarken Schnabel haben, der mit einem großen Zahne verſehen iſt, und deren Flügel kurz ſind. Wegen dieſen Unterſcheidungsmerkmalen machen ſie eine eigene Familie aus, von welcher in Deutſchland nachſtehende vier beſondere Arten angetroffen werden:

1) Der Hühnerhabicht oder große Sperber — Falco Palumbarius — ſchlechtweg Habicht, großer Gänſe- u. Taubenhabicht, Stockfalke, Tauben- und Sternfalke, Stockaar, Taubengeyer, brauner Taubengeyer, Eichvogel, großer graugeſperberter Falke, Hühnerfalke, Hühnerweyhe, Hühnergeyer, gefleckter Hühnerfalke, ſchwärzlicher Falke mit pfeilförmigen Flecken, und größter gepfeilter Falke. Die Wachshaut iſt gelblichgrün; der Oberleib tiefbraun; der Unterleib weiß mit vielen dunkelbraunen Querſtreifen, in der Jugend mit dergleichen ovalen Längsflecken; der Schwanz mit einer bis fünf ſchwärzlichen Querbinden. In Geſtalt und Betragen hat dieſer Vogel mit dem Sperber viel Aehnlichkeit, denn er hat wie dieſer, kurze Flügel, einen ſehr abgerundeten Schwanz, gleicht ihm im Fluge und ſchießt auch nicht ſenkrecht auf ſeinen Raub, ſondern von der Seite. Er iſt zwey Fuß lang, wovon der Schwanz ſieben Zoll und der Schnabel faſt einen Zoll wegnimmt; die Breite iſt drey Fuß ſechs Zoll, und die Flügel legen ſich über der Mitte des Schwanzes zuſammen. Das Männchen iſt wie faſt bey allen Falkenarten um ein Drittel kleiner, allein in der Farbe wenig vom Weibchen unterſchieden. Der Schnabel hat eine große, ſcharfe, ſchwarze Spitze, iſt ſonſt bläulichbraun mit einem ſtark ausgeſchweiften gelblichen Zahn; die

Wach-

Wachshaut gelblichgrün, oder bläulich in der Mitte und am Rande gelblichgrün, in der Jugend heller, im Alter dunkler; der Augenſtern in der Jugend gelb, im Alter orangefarben; die Füße gelb; die ſtarken Klauen ſchwarz; die geſchilderte Fußwurzel zwey und drey Viertel Zoll hoch. Der Kopf iſt tiefbraun; über jedes Auge ein langer weißlicher Strich, der bis zum Nacken geht, ſich an demſelben ausbreitet und ihn weißbunt macht; der Hintertheil des Halſes, der Rücken, die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel ſind tiefbraun, etwas ins Blaue ſchillernd; die Kehle weiß mit dunkelbraunen Strichelchen, Flecken und kleinen Wellenlinien beſetzt; der übrige Unterleib, die Unterflügel und Hoſen mitgerechnet, weiß mit vielen dunkelbraunen ſchönen Wellenlinien bis zum After, der ungefleckt iſt, bezeichnet; die Schwungfedern tiefbraun, an der innern Fahne mit kaum merklichen großen aſchgraubraunen Flecken, die am Unterflügel dunkler ſind, und an den hintern mit weißgeſäumten Spitzen; der Schwanz aſchgraubraun, mit vier bis fünf breiten ſchwärzlichen Querſtreifen; und die aſchgraubraune Grundfarbe zeigt ſich auf der untern Seite des Schwanzes als hellaſchgraue Querſtreifen. Man hat mehrere Farbenvarietäten: 1) Sonſt beſchreibt man das Weibchen auch wie den jungen Habicht von der erſten Mauſer bis ins dritte Jahr. Dieß iſt aber der ſogenannte Hühnerfalke, welcher immer als eine beſondere Art betrachtet wird. Man hat aber den Hühnerfalken in der Mauſer angetroffen und geſehen, wie er aus dem Hühnerfalken zum Habicht wurde. S. Bechſteins getr. Abbild. 2s Hund. Taf. 4, wo der Hühnerfalke ſo abgezeichnet iſt, wie er ſich bey der zweyten Mauſer in einen Habicht verwandelt. Die Wachshaut iſt hellgelb oder gelblichgrau; Kopf und Oberhals ſind hellroſtfarben, dunkelbraun geſtrichelt; Rücken und Steiß dunkelbraun; der Unterleib röthlichweiß mit eyrunden ſchwärzlichen Längsflecken; die Deckfedern der Flügel dunkelaſchgraubraun, die kleinen mit roſtfarbenen Flecken; die Schwungfedern dunkelbraun; der Schwanz aſchgrauweiß mit vier bis fünf dunkelbraunen Querbinden. 2) Der gefleckte Hühnerfalke. — Falco gallinarius naevius, Gmelin Linn. — Die Deckfedern der Flügel ſind vorzüglich aſchgrau gefleckt; und die Federränder am Vogel heller oder roſtröthlich. Der Unterleib iſt roſtroth oft ins purpurfarbene fallend mit einzelnen ſchwärzlichen Längsflecken. Dieß iſt der junge Habicht ehe er ſich mauſert in ſeiner Neſtfarbe. 3) Der weiße Habicht iſt entweder rein weiß oder weiß mit Braun und Gelb gemiſcht. Ich ſahe einen, der rein weiß war, wo nur auf dem Rücken die dunkle Farbe vorſchimmerte. Der Habicht iſt ein vorzüglich ſtarker, muthiger und geſchickter Raubvogel. Man ſieht ihn ſeltener als andere Raubvögel hoch in der Luft kreisförmige Schwenkungen machen, da er

 nicht

nicht die großen Arten Flügel anderer Raubvögel hat, leichter ſchwimmt er grade als ſchief durch die Luft. Im Frühjahre, ehe er ſich paart, ſchreyt er unaufhörlich durchdringend ſcharf: Gejää! Er iſt ſehr weit verbreitet, wohnt in ganz Europa, in Aſien bis Perſien herab, in der Barbarey und im nördlichen Amerika. In Deutſchland trifft man ihn allenthalben da an, wo große beſonders gebirgige Waldungen ſind. Wenigſtens die in Deutſchland wohnen, wandern nicht, ſondern gehen in die Nähe der Felder. Doch trifft man ihrer im März und April mehrere um die Dörfer, beſonders in der Nähe der Wälder, an, welches wahrſcheinlich macht, daß die aus den kältern Gegenden vielleicht im Herbſte ins ſüdliche ſtreichen und dann im Frühjahre wieder zurückkommen. Er iſt mit dem Wanderfalken in Deutſchland der gefährlichſte Feind des Waldgeflügels, der Rebhühner, Faſanen, Haushühner, jungen Truthühner, Gänſe, oder Enten und Tauben, welche er auf dem Hofe wegholt. Er ſtößt auch auf junge Haaſen, Mäuſe, Maulwürfe, Spitzmäuſe und auf kleine Vögel. Im Winter geht er auch aufs Aas. Die Vögel rupft und zerreißt er, ehe er ſie frißt, die Mäuſe verſchluckt er ganz. Gezähmt frißt er das friſche blutige Fleiſch lieber, als das gekochte. Der flache Horſt ſteht auf hohen Bäumen, Tannen, Fichten, Kiefern, Eichen und Buchen. Das Weibchen legt drey bis vier rothgelbe, ſchwarzgefleckte und beſtrichelte Eyer. Die Jungen ſehen bis zur vierten Woche weißgrau aus, alsdann wird erſt der Oberleib allmählig braun und die einzelnen Flecken am Unterleibe werden deutlicher. Das Männchen hat im erſten Jahre auch noch eine Miſchung von röthlicher Farbe welche den Weibchen fehlt. Wenn die jungen Habichte faſt flügge ſind, ſo nimmt man diejenigen, welche man zum Flug auf Trappen, Rebhühner, Reiher, Haaſen ꝛc. gewöhnen will, aus dem Neſte, und füttert ſie mit jungem Taubenfleiſche, und dann mit Raben, Dohlen und Krähen auf. Sind ſie erſt ein Jahr alt, ſo ſind ſie ſchwer zu zähmen, und noch ſchwerer abzurichten. Es wagt ſich ſo leicht kein Raubvogel an den Habicht. Mit der Flinte muß er erſchlichen werden, ſonſt ſchießt man ihn gewöhnlich im Fluge, wenn er von ohngefähr über den Jäger hinſtreicht. Er wird in Stoßgarnen, der Rinne und in Habichtskörben gefangen. Am leichteſten fängt man ihn mit einer weißen Taube, welche man zwiſchen vier Netze ſtellt, die in einem neun bis zehn Fuß langen und eben ſo breiten Raume und eben ſo hoch um dieſelbe herumgeſpannt ſind. Er ſtößt alsdann in ſchräger Richtung auf die Taube, fängt und verzehrt ſie, ohne im Geringſten ſich daran zu kehren, daß er in Feſſeln liegt. Was er in der Oekonomie nützt und ſchadet, iſt aus ſeiner Nahrung erſichtlich, woraus erhellt, daß er ein mehr ſchädlicher als nützli-

cher

cher Vogel iſt. Zur Baize ſind ſie vorzüglich geſchickt. Man nennt dieſes mit dem Habicht fliegen. Schon ſeit mehrern Jahrhunderten verurſachen ſie dem Kaiſer von China eine vorzügliche Jagdergötzlichkeit. Sein Großfalkonier und tauſend Unterbedienten begleiten ihn bey dieſer Jagd. Jeder Vogel hat an einem Fuße ein Silberblech mit dem Namen des Falkoniers, welcher die Aufſicht über ihn hat, damit er, wenn er ſich verlöre, wieder an die gehörige Perſon abgeliefert werde. Kann man dieſen aber nicht ausfinden, ſo bringt man ihn an einen andern, welcher Aufſeher über die verlohrnen Vögel heißt. Dieſer verwahrt ihn ſo lange, bis ihn der rechte Falkonier wieder abfordert. Damit man nun dieſen Oberaufſeher unter der Menge von Jägern deſto leichter ausfinden könne, ſtellt er eine Fahne an dem höchſten Orte auf. Der Kaiſer ſelbſt trägt oft einen Habicht auf ſeiner Hand, welchen er auf das ſich darbietende Wildpret, gewöhnlich Faſanen, Rebhühner, Wachteln oder Kraniche, ſtoßen läßt.

2) Der Finkenhabicht oder Sperber — Falco Niſus — Schwalbenfalke, Lerchenfalke, Finkenfalke, Vögelfalke, Finkenſperber, kleiner Stockfalke, Stößer, Lerchen- und Taubenſtößer, Wachtelhabicht, Schwimmer, Luftſchiffer, Goldfuß mit ſchwarzem Schnabel, Schwalbengeyer, kleiner Stoßfalke, weißgeſperberter Habicht, Röthelgeyer, Isländer, und das Männchen noch beſonders Sprinz, Sprenzchen und Blaubäckchen genannt. Die Wachshaut iſt grünlichgelb; die Füße ſind gelb; der Unterleib weiß mit braunroſtfarbigen wellenförmigen Querſtreifen, welche an den jungen Vögeln unregelmäßig ſind; der Schwanz mit fünf breiten ſchwärzlichen Querbinden. Dieſer Raubvogel iſt an Geſtalt und Betragen der kleine Habicht. Im Fluge ſo wie im Sitzen zeichnen ihn der kurze Hals, die kurzen Flügel und der lange Schwanz ſehr aus. Er iſt einen Fuß zwey Zoll lang und zwey Fuß drey Zoll breit; der Schnabel mißt ſieben Linien und der Schwanz ſechs und einen halben Zoll. Die Flügel legen ſich zwey Zoll vor dem Ende des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt kurz, ſehr gekrümmt, ſpitzig, mit einem großen Zahn, bläulich, gegen die Spitze ſchwarz; die Wachshaut grünlichgelb; der Augenſtern ſo wie die mit Ballchen verſehenen Füße gelb; die Klauen ſchwarz. Die lange dünne geſchilderte Fußwurzel zwey und einen Viertel Zoll hoch. Der ganze Oberleib iſt dunkelbraun, alle Federn roſtfarben eingefaßt, und im Nacken ſtehen weiße Flecken; über den Augen ſteht ein weißer, ſchwärzlich geſtrichelter Streifen; die Wangen ſind braun; der Unterleib weiß, an der Kehle ſchwärzlich geſtrichelt, an den übrigen Theilen regelmäßig mit einer von Roſtfarbe und dunkelbraun gemiſchten

Farbe in die Quere geſtreift; an der Bruſt laufen die Streifen etwas herzförmig aus; die Hoſen ſehr lang; die Schwungfedern dunkelbraun, auf der innern Fahne, an den vordern, mit hellroſtfarbenen, an den letztern aber mit weißlichen Flecken, letztere noch mit weißlichen Spitzen; die Unterflügel gelblichweiß mit dunklern Querbinden; der Schwanz röthlichaſchgrau mit fünf breiten ſchwärzlichen Streifen und weißlicher Spitze. Das merklich kleinere Männchen geht darin vom Weibchen ab, daß ſich die dunkelbraune Farbe des Oberleibes mehr ins aſchgraue oder taubenfarbige zieht, daß an den Schulterfedern und hintern Schwungfedern weißliche Flecken durchſchimmern, daß die untern Theile dunkler von Farbe und die Querſtreifen an der Bruſt weniger abgebrochen und nicht ſo zahlreich ſind. Man hat mehrere Farbenvarietäten: 1) Die jungen Sperber ſind bis zur Mauſerung beſonders an der Bruſt heller und mit unregelmäßigen, braunrothen, mehr herzförmigen Flecken beſetzt, und die regelmäßige Kantirung des Oberleibes von dem weiblichen Vogel iſt noch unordentlich. 2) Der geſleckte Sperber iſt braun mit weißen Flecken. Dieß iſt ein junger noch ungemauſerter Sperber weiblichen Geſchlechts. Nicht allezeit, aber zuweilen, findet man ſie ſo im Neſte. 3) Der weiße Sperber iſt milchweiß ohne die geringſte Spur von irgend einer Zeichnung. Eine ſeltene Varietät. Die Sperber ſind ſehr muthige, lebhafte und liſtige Raubvögel. Ohngeachtet ihrer kurzen Schwingen fliegen ſie doch außerordentlich ſchnell. Sie ſchweben gern niedrig auf dem Boden hin, und ſchwimmen gleichſam eine ganze Strecke weg, ohne nur ihre Fittige viel zu bewegen. Durch die dichteſten Bäume können ſie wie ein Pfeil nach ihrem Raub durchſtoßen. Wenn ſie ſich aufſetzen, ſo bewegen ſie den Schwanz wie eine Bachſtelze. Immer, oder vorzüglich im April und May, laßen ſie ihr lautes Gä, gä! hören. Beym Ertönen dieſer Stimme verſtummen alle kleine Vögel, auch die Tauben und Feldhühner, und ſuchen ſich zu verkriechen. Beyde Geſchlechter ſind ſehr gelehrig, laßen ſich ohne Mühe, beſonders jung, zähmen, und zur Baize auf kleine Vögel, Tauben, Rebhühner und Wachteln abrichten. In der ganzen alten Welt trifft man dieſen Vogel an, von den Feroe-Inſeln an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In Deutſchland iſt er einer der gemeinſten Raubvögel. Allenthalben wo Waldungen beſonders gebirgige ſind, da ſieht man ihn. In Deutſchland iſt es ein Standvogel, der das ganze Jahr bey uns bleibt; in nördlichen Gegenden mag er aber vielleicht ein Zugvogel ſeyn, weil man ihn zu Ende des Aprils in großer Menge am ſchwarzen Meere vorbeyſtreichen ſieht. Am liebſten wohnt er da, wo er dem freyen Felde nahe iſt, alſo in Vor- und Feldhölzern. Seine Nahrung beſteht in kleinen Vögeln von aller Art,

und die Tauben, Lerchen, Droſſeln, Finken, Zeiſige, Stieglitze, Goldammern, Sperlinge, auch Wachteln und Rebhühner, junge Haushühner und Faſanen ſind ſein gewöhnlicher Raub. Er holt die Tauben auf dem Hofe und die Sperlinge unter dem Dache weg, ja er verfolgt ſie oft bis in die Hausfluren. Außerdem frißt er auch Käfer, Heuſchrekken und Mäuſe. Im Auguſt pflegen ſie gewöhnlich die tiefſten Wälder zu verlaßen um den Vögeln auf dem Felde nahe zu ſeyn. Im Winter fliegen ſie in die Dörfer und fangen vorzüglich die Tauben weg. Im May trifft man den Horſt vorzüglich auf den höchſten Bäumen an, auch in alten Ruinen und in Felſenklippen. Sie ſehen es gern, wenn ſie ein Krähenneſt zur Unterlage finden können, ſonſt beſteht es äußerlich aus Reiſern, inwendig mit Blättern, Moos, Wolle und Haaren ausgefüttert. Es enthält drey bis fünf ſchmuzig weiße, mit großen und kleinen unregelmäßigen, roſtfarbenen Flecken bezeichnete Eyer, welche in drey Wochen ausgebrütet werden. Ehe die Jungen Federn bekommen ſehen ſie weißwollig aus. Als Feinde verfolgen den Sperber die Kolkraben und Krähen beſtändig, ſo wie ihnen auch die Rauchſchwalben und weißen Bachſtelzen mit Geſchrey nachfliegen und ſie oft ſo ſtöhren, daß ſie ihren bezielten Raub nicht verfolgen können. Außer den bey dem Wanderfalken üblichen Fangarten, wird er auch an Stellen, wo er ſich immer ſehen läßt, gewiß gefangen werden, wenn man einen Vogel als Läufer anpflöckt oder in einen Vogelbauer ſtellt und mit Leimruthen umſteckt. Aus den oben angezeigten Nahrungsmitteln erhellet, daß der Sperber ein ſehr ſchädlicher Vogel iſt, der beſonders in der Nähe der Dörfer nicht gelitten werden darf. Sein einziger den Menſchen zu leiſtender Nutzen iſt, daß man ihn auch zur Baitze auf kleine Vögel braucht. Wenn man ihn auf der Hand flattern läßt und zu Pferde ſitzt, ſo verſtecken ſich die in der Mauſer ſtehenden Lerchen und können mit einem Netze bedeckt werden.

3) Der kleinere Sperber oder Steinhabicht — Falco Lithofalco — auch Steinfalke genannt, iſt nur 12 Zoll lang; das Männchen an der Bruſt und an dem ganzen Unterleibe gelbröthlich gefleckt und zu beyden Seiten der Bruſt ſtark roſtfarben; die Weibchen am Oberleibe aſchgrau, am Unterleibe roſtgelb mit dunkelbraunen Längsflecken, der Schwanz aſchgrau, gegen das Ende ſchwärzlich, an der Spitze weiß. Wohnungsort, Nahrung, Schaden und Nutzen wie der Sperber.

4) Der Zwerghabicht oder Merlin — F. Aeſalon — europäiſcher Schmerl, Schmerl ſchlechtweg, Schmierlein, Sprenzchen, kleinſter Sperber, kleiner Rothfalke, Zwergfalke, Myrle, und Sperber mit weißgelben Nakkenringe, hat eine gelbe Wachshaut,

haut, roſtfarbigen, ſchwarzgeſtri⸗chelten Kopf, bläulichgrauen, roſtfarben gefleckten und geſtreiften Oberleib, einen Schwanz mit roſtfarbenen und dunkelbraunen Querbinden und einer ſchwarzen, weißeingefaßten Spitze. Allein die Farbe des Oberleibes iſt bald dunkler, bald heller. Das Weibchen hat eilf Zoll Länge. Er lebt vorzüglich in Wäldern, doch auch in Ebenen und ſtreicht im Winter umher. Sein Neſt auf hohen Bäumen, enthält 4 bis 6 weißliche, braunpunkte Eyer; und ſeine Nahrung beſteht aus Vögeln. Man kann, wie aus obigem erhellet, die Habichte anſtatt des Falken zur Baitze gebrauchen, wozu die **Wildfänge** noch ſchneller und würgiſcher ſind, als die **Neſt⸗** und **Aeſtlinge**, nur laßen ſich erſtere ſchwerer abrichten. Man richtet ihn dazu auf folgende Weiſe ab: Man ſperrt ihn anfänglich in ein dunkles Behältniß, in welches Niemand als der Falkonier der ihn führen, und die Hunde, die mit ihm zur Baitze gehen ſollen, kommen darf. In dieſem Behältniße ſtellet man den Vogel in einen Reif, bindet ihn mit den Füßen feſt, und hänget den Reif ſo auf, daß er ſich bey jeder Bewegung des Vogels, zugleich mit bewegen muß. In dieſem bleibe er 9 Tage und eben ſo viel Nächte ſitzen, während welcher Zeit er unaufhörlich beunruhiget werden muß, damit er nicht ſchlafe. Hierauf läßt man ihn zimlich hungrig werden, und trägt ihn 8 bis 14 Tage lang, täglich einige Stunden, oft in menſchliche Geſellſchaft, und zwar ohne Haube; zwiſchen dieſer Zeit aber richtet man ihn, in dem Behältniß, wo er im Reiſe geſtanden, dergeſtalt ab, daß man ihn frey auf eine Stange ſetzet, und eine Taube oder junges Huhn, dem man die Schwungfedern ausgerauft hat, damit es nicht fliegen könne, ins Gemach wirft. Dieſen Fraß fällt nun der hungrig gewordene Vogel mit Begierde an. Man muß ihn aber, ſobald er nur etwas weniges davon gefreſſen, wieder anbinden, dieſes Verfahren aber oft wiederhohlen, bis er hierzu ganz geſchickt iſt. Sodann ziehet man mit ihm hinaus, bindet ihn an einen langen, auf ein Röllchen gewundenen Bindfaden, und läßt ihn an eine Krähe, Elſter, Holzſchreyer, oder andern, nicht ſchnell fliegenden Vogel. Hat er nun etwas geſtoßen, ſo fängt man ihn wieder, berühret ihn aber nicht mit der Hand, denn davon werden die Federn locker, ſondern man nimmt ihm den Raub unter den Füßen weg und lockt ihn mit einer Pfeife, wozu man ihn ſchon während dem Abrichten, bey jedem Futter gewöhnet hat. Alsdann faßt man ihn wieder an, und richtet ihn ſo vollends zur Baitze ab, bis man ihn frey, ohne Bindfaden, fliegen laßen kann. Der Falkonier muß aber allezeit ein Vorloos oder Federſpiel und nächſt dieſem noch etwas Fleiſch bey ſich führen, damit der Vogel, wenn er, in der Meynung es ſey ein neuer Raub, auf den Vorloos kömmt, einigen

gen Fraß finde, und dadurch für die Zukunft genoßen gemacht werde. Nächſtdem muß man allezeit zwey gekuppelte Hunde bey ſich führen, welche einen Riemen, woran ein Schnabel befeſtiget, um die Naſe und das Maul haben müßen, damit ſie das aufgeſtoßene Wild nicht beißen können. Wenn nun der Falkonier an den Ort kommt, wo er etwas vermuthet, ſo läßt er die Hunde ſowohl, als den Habicht loß, welcher immer in der Höhe, über den wohl bekannten Hunden ſchwebt, und ſo bald die Hünde etwas aufjagen, herunter ſchießt und das Wild mit ſeinen Fangeklauen, nemlich mit den Hinterſten zween Klauen fängt. Die Weydmänniſchen Redensarten vom Habichte ſind folgende: Er hat Greifklauen, (dieß ſind die obigen Fangeklauen) Geſtelle, oder Fußgeſtelle (die Schenkel) Flug-Bugfedern und Flügelbogen. Er ſteht auf der Hand oder Stange, wird getragen, gelockt oder bereitet, geäzt, hat einen guten Kropf (iſt geſättiget) er bekömmt Gewölle. Er jagt, (raubt) iſt luſtig, fährt wohl, wird geworfen, fliegt auf den Vorloos, oder aufs Federſpiel, kommt zur Hand, ſteht zur Hand, iſt ein guter Handvogel. Er wird gereicht (man läßt ihn fliegen) er geleitet ein Rebhuhn, (führt es weg.) Er ſchöpfet, (trinkt an einem Bache) und wird geſchiftet, wenn er ſich Schwungfedern zerſtoßen hat.

Habichtrinne, Rönne, Renne iſt ein Netz, das man zum Habichtsfange gebrauchet. Bey deßen Verfertigung fängt man mit einer Maſche an, und giebt auf beyden Seiten ſo lange zu, bis das Netz die gehörige Höhe hat. Beym aufſtellen ſtellet man 4 Stäbe ins □ in die Erde, an deren einen man das Garn anbindet und umwickelt, an die andern drey aber ſchneidet man einige Kimmen über einander, und zwar ſämmtlich aufwärts, damit das angebundene Garn, wenn es auf der inwendigen Seite der Stangen hingezogen wird, ganz locker an dieſen Kimmen hängen bleibe. Mitten in dem, mit dieſem Netze umſtellten Platze, wird eine weiße Taube angepflöcket; wenn nun der Habicht nach derſelben ſtößt, ſo ſchlägt das Netz bey der geringſten Bewegung zuſammen, und umſchlinget ihn.

Habichtsfang, oder Habichtsſtoß, Falkenſtoß wird auf folgende Art bereitet: Es werden vier Pfähle, jeder etwa vier Ellen hoch, und jeder von dem andern 2 bis $2\frac{1}{2}$ Elle im □ in die Erde geſtoßen, und in jeden oben eine Kerbe aufwärts geſchnitten, damit man ein viereckigtes Garn von ziemlich großen Maſchen hinein ſtecken kann. Unter dieſem Netze pflöcket man eine lebendige weiße Taube oder Henne auf der Erde an; wenn der Habicht dieſe ſieht, ſo ſtößt er darauf und zugleich das Netz loß, worinnen er ſich verwikkelt.

Ha-

Habichtskorb iſt ein $2\frac{1}{2}$ Elle langer und $1\frac{1}{2}$ Elle breiter, wie eine Hühnerſteige gemachter Korb, der mittelſt eines Unterſchiedes, ſeiner Höhe nach in 2 gleiche Theile getheilt iſt. Im obern Theile wird eine Stellung, wie bey einem Meiſenkaſten angebracht, in den untern hingegen eine weiße Taube oder ſchwarzes Huhn geſetzet; nach welcher der Habicht ſchießet, dabey aber das Zünglein durch die kleinſte Berührung abſtößet, daß die Decke über ihm zufällt und er gefangen iſt, wobey er äußerſt ſelten der, unter ihm ſitzenden Taube, etwas anhaben kann. Eine andere gemeinere Art von Habichtskörben, ſ. Falkenkorb. Bey allen dieſen Fangarten iſt dem Fänger wohl anzurathen, ſich mit ein paar tüchtigen Wildhäutenen Handſchuhen zu verſehen, weil er ſonſt bey Auslößung des Habichtes nichtleicht ohne verwundete Hände davon kommen dürfte.

Habt Acht, Habacht, iſt ein Jagdruf, denn man auf der Jagd hören läßt, wenn ein Wildpret aufgetrieben wird, um die Aufmerkſamkeit der Jäger und Schützen zu erregen. Beſonders braucht man ihn, vorzüglich aber das gleich viel bedeutende franzöſiſche Wort Gare bey der Parforçe-Jagd, wenn ein Hirſch aufgejagt oder verwundet worden iſt, damit die Piqueurs um ſo ſchärfer auf ihn Achtung geben, und er um ſo weniger entkommen könne.

Haberer oder Hauer ſind eben das, was Gewehr beym Schwarzwild heißt.

Häft, Heft, Haft, Heftel, Häftel, Haftel, bedeutet entweder 1) den Angriff eines ſchneidenden, oder andern Werkzeuges, z. B. eines Meſſers; 2) ein dräthernes Werkzeug irgend etwas vermittelſt einer Schlinge damit zu befeſtigen; 3) einen Pflock, womit man eine Leine, z. B. die Leinen an den Tüchern und die Windleinen an den Erdboden feſt machet.

Hägen heißt ſo viel als verwahren, verzäunen, es kommt von dem alten Worte Hag (Zaun, Vermachung) her. Weil dadurch der Wildbahn Abbruch geſchiehet, ſo iſt die Verzäunung der Felder, durch die Mandate vom 15. Febr. 1659. v. 25. Jul. 1670., C. A. II. S. 561 und 569, dahin beſtimmt, daß die von Adel, auch die Amtsunterthanen, und alle diejenigen, denen von den Landjäger- Oberforſt- und Wildmeiſtern, ihre Felder zu verhecken, nachgelaßen, ſolche in gewöhnlicher Höhe, und alſo, daß das Wildpret ſich nicht daran ſpießen und beſchädigen könne, nicht allein aufgeführet, ſondern auch nach Bartholomäi und wenn die Hirſche auf die Brunft treten, ſolche alſobald und unweigerlich nieder zu legen verbunden ſeyn ſollen, damit dem Wildpret ſeine Gänge offen bleiben. Hiermit ſind die Resol.

vom 6. Sept. 1675 und Resol. Punkte vom 28. Aug. 1697. N. 10. ſ. ebend. S. 576 und 590 zu vergleichen.

Hängebohnen ſind pferdeharne Schlingen, welche aus einem von weidenen Ruthen gebogenen Dreyeck beſtehen, der unten 6 Zoll breit aber faſt dreymal ſo hoch iſt und an deſſen Grundlinie die Vogelbeeren ſich befinden.

Hängeſeil heißt das Seil oder der lederne Riemen, der beym Ausführen der Hunde vom Jäger den Hunden in der Halſung angeknüpft wird; dann aber bedeutet es auch ins beſondere das Seil, womit der Jäger den Leithund ausführet.

Hänggarn, Ziehgarn iſt ein Netz, das man zum Vogelfange, beſonders aber auf Schnepfen und Waſſerhühner braucht und es daher an die um die Hölzer gemachten Gänge und Wege ſtellet. Es hat oben Ringe, mit welchen es an einer Leine hin, wie ein Vorhang, aufgezogen wird; man macht es aus gevierten Maſchen, nicht über 15 Ellen hoch. Man nimmt dazu feinen, doch feſten Zwirn und befeſtiget an alle Maſchen der obern Reihe meßingene, oder noch beßer, hörnerne Ringe, welche nicht roſten, zu obigem Behuf. Durch dieſe wird ſodann die oben gedachte ſchwache Leine gezogen. Eine gleiche Schnur wird auch auf beyden Seiten des Garnes durch die erſte Reihe gezogen, welche 10 bis 12 Zoll länger ſeyn muß als das ganze Netz, um es deſto geſchwinder auf- und zuziehen zu können. Man hänget es auf, und die dieſen Weg ziehenden Vögel fangen ſich ſelbſt.

Hagel oder Schroot ſind die bekannten kleinen Bleykugeln, deren man ſich zum Schießen bedient und wovon es gewöhnlich acht Nummern giebt; wovon Nro. 1 für Haaſen und Füchſe. Nr. 2, 4, bis 6 für Enten und Nr. 5 und 6 bloß für Hühner und Schnepfen, und der Dunſt Nr. 7 und 8, für kleine Vögel gebraucht wird.

Haken heißen die vier Fuß langen Stangen, worauf die Reh- und Haaſennetze, wie auch die Tuchlappen aufgenommen und aufgeſteckt werden.

Halbe Tücher ſind ſolche Tücher eines Jagdzeuges, welche 200 Schritt ſtellen und 3 Ellen lang ſind, und daher ſehr bequem fortgeſchaft werden können, und man kann ſie auch im Nothfalle zur Hirſchjagd brauchen.

Halſung iſt das breite lederne Halsband an dem Hängeſeile, welches mit den Dachsſchwarten oder weichem Leder gefüttert iſt und dem Hunde um den Hals gemacht wird. Oben iſt es mit einem Wirbel verſehen, in welchem das Hängeſeil eingeknüpft wird.

Halsband iſt ein Riemen, der mit einer Schnalle und Ringe

ge verſehen iſt, und man den Hunden um den Hals ſchnallet, auch nach Befinden die Fangleine, oder den Hetzriemen ziehet. Gemeiniglich ſind ſie am Rande mit Schweinsborſten beſetzt, auch auf dem Halsbande ſelbſt die Namensbuchſtaben des Herrn, dem der Hund gehöret, von Meſſing angebracht, oder mit dünnen Riemchen eingenähet. Jeder Jagdhund muß ein Halsband um haben, wenn er ausläuft, weil er ſonſt in einem andern Reviere, in das er von ohngefähr käme, von dem Jäger nicht für einen Jagdhund erkannt, und alſo erſchoßen werden könnte.

Halte machen iſt ſo viel als Stille ſtehen, welches von den Treibeleuten geſchehen muß, ſobald etwas bey einem Jagen im Treiben losbricht, worauf es wieder ganz gemacht wird.

Hamen iſt ein langer ſpiegelicht geſtrickter Garnſack, der zum Hühnerfange gebraucht und mit 24 Maſchen à 1½ Zoll weit zu ſtricken angefangen wird.

Hamſter — Mus Cricetus — gemeiner Hamſter, Hamſtermaus, Kornhamſter, Kornferkel, große Feldmaus, Strasburgiſches Murmelthier, Grentſch, Grutſchel und Krietſch gehört nach dem Linneiſchen Syſteme in die vierte Ordnung unter die Nagethiere, und zwar unter die Gattung Maus in der Familie mit Backentaſchen als eine beſondere Art, welche ſich von den übrigen durch nachſtehende Kennzeichen unterſcheidet: Der Oberleib iſt rothgrau; der Unterleib ſchwarz; an den Seiten drey gelblichweiſe Flecken; zu beyden Seiten des Rückens zwey Borſtenflecken; die Ohren ſind zugerundet; der Schwanz kurz. Der Hamſter iſt eine gedrungene, kurze dicke Maus. Der Kopf iſt dick, kurz und ſtumpf; der Hals dick; eben ſo der Leib; der Schwanz kurz, halb nackt und nur mit einzelnen langen Haaren beſetzt; die Füße niedrig und ſtämmig; die Länge des Körpers 10 bis 12 Zoll, des Schwanzes 2 Zoll; die Höhe 3 Zoll; die Oberlippe ſehr geſpalten, wodurch die obern Vorderzähne ſichtbar werden; die Backen ſind mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig auf jeder Seite eine länglich-eyrunde, faſt 3 Zoll lange und halb ſo breite Backentaſche enthält, welche auswendig platt, inwendig aber mit ſchleimigen Drüschen beſetzt iſt; zu beyden Seiten des Mundes ſtehen Barthaare, wovon die kleinern weiß, die größern und ſtarken aber ſchwarz ſind; dergleichen einzelne ſchwarze Borſten ſtehen auch über den Augen und auf den Backen; die kleinen, runden, hervorſtehenden Augen ſind ſchwarzbraun und ſtehen in der Mitte zwiſchen Naſen und Ohren; dieſe ſind ziemlich groß, zugerundet, dünn und faſt nackt; die Vorderfüße haben vier Zehen mit einem kurzen Krallendaumen; die Hinterfüße fünf; die Fußſohlen viele Wulſte; am Ende des Rückens an jeder Seite ein

ein faſt haarloſes mit kurzen ſchmutzigbraunen Borſten beſetztes Fleck. Der Balg iſt dicht und gut; Mund, Kehle, Füße und Schwanzſpitze ſind weiß; und die Augen, Ohren, an dem äuſſerſten Theil des Rückens, an den Seiten, den auswendigen Schenkeln und am Schwanze iſt die Farbe fuchsroth; von der Mitte des Kopfes bis zum Hinterrücken über den Schenkeln haaſengrau, indem die kurzen Haare lichtgrau und die Stachelhaare ſchwarz ſind; am äußern Ohrwinkel ein großer weißer Punkt; an den Seiten drey gelblichweiße länglichrunde Flecken und drey andere kleinere am After; Bruſt, Bauch u. innere Schenkel ſchwarz. Das Weibchen hat acht Säugwarzen und iſt etwas kleiner, dünner und kürzer als das Männchen. Man hat folgende Varietäten: 1) Der ſchwarze Hamſter. Er iſt entweder ganz ſchwarz oder hat dabey einen weißen Mund und dergleichen Füße. 2) Der weiße Hamſter. Er iſt ganz weiß oder gelblichweiß. 3) Der gelbe Hamſter. Blaßgelb. 4) Der gefleckte Hamſter. Schwarz mit großen ſchwarzen Rückenflecken. Alle dieſe Farbenverſchiedenheiten ſind ſelten, und faſt immer nur da anzutreffen, wo dieſe Thiere in Menge zu Hauſe ſind. So klein der Hamſter iſt, ſo herzhaft und grimmig iſt er. Nicht nur mit ſeines Gleichen lebt er in ſtetem Streit, ſondern greift alles an, was ihm nicht ausweicht oder anfällt. Selbſt vor Hunden und Pferden erſchrickt er nicht. Wenn ihm ein Hund angehetzt wird, ſo ſetzt er ſich mit Murren, aufgeblaſenen Backen auf die Hinterfüße zur Gegenwehr und haut zornig um ſich, beißt ſich in die Lippe ein, ſo daß dieſer oft jämmerlich zu ſchreyen anfängt und furchtſam davon läuft. Den Pferden, die ihm in den Weg kommen, oder deſſen Reuter ihn reizen, geht er nicht aus dem Wege, ſondern hängt ſich an die Beine oder ſpringt ihnen gar, wenn ſie den Kopf hängen, an die Lippen und beißt ſich da ein, ſo daß der Reuter unglücklich ſeyn kann. Bey Gefahr und Verfolgungen geben beyde Geſchlechter ein dumfiges Pfauchen oder Murren, und im Kampfe und bey Schmerzen einen kreuſchenden durchdringenden Ton von ſich. Das Merkwürdigſte bey der Naturgeſchichte des Hamſters, iſt ſein Winterſchlaf, oder eine Erſtarrung im Winter, wo man äußerlich und innerlich kein Zeichen des Lebens gewahr wird. Wenn er in dieſe verfallen ſoll, ſo iſt nicht bloß, wie bey andern Winterſchläfern, z. B. der großen und kleinen Haſelmaus, der Eintritt der Winterkälte, ſondern auch Entfernung aller freyen Luft nöthig. In einem kalten Zimmer erſtarrt er alſo nicht, wohl aber in einem Kaſten, den man in die Erde gräbt, und dadurch von aller Luft entfernt. Wenn daher zu Ende des Octobers ſich die erſten Fröſte einſtellen, ſo geht der Hamſter, wie der Landmann ſagt, zu Loche. Er verſtopft alsdann die Zugänge zu ſeinem Bau, bleibt, ſo lange die Kälte nicht ſtark

wird, noch wach, und zehrt von dem eingetragenen Wintervorrath; dann aber legt er ſich in ſein von weichem Stroh verfertigtes Neſt, zieht den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen unter den Bauch, legt die Hinterfüße über der Schnauze zuſammen und ſchläft so, in einer fühlloſen Erſtarrung verſetzt, die ohngefähr drey Monate dauert, ein. So bald am Ende des Februars die Witterung wieder etwas gelinder wird, ſo wacht er nach und nach, ſo wie er eingeſchlafen iſt, wieder auf, zehrt dann noch von ſeinem übrigen Vorrath, öffnet gegen das Ende des Märzes die Eingänge ſeines Baues, und geht dann bey anhaltender warmer Witterug aus. Daß das Erwachen nicht ſchleunig geſchieht, ſieht man an denen, die man im Zimmer aufwachen läßt. Es gehen ein paar Stunden hin, ehe ſie ein Zeichen des Athemhohlens von ſich geben, eine bis zwey Stunden, ehe die Glieder beweglich werden, alsdann taumeln ſie, wie Betrunkene, eine geraume Zeit herum, und nur nach ſechs bis acht Stunden ſind ſie wieder ganz in ihr thätiges Leben zurückgekehrt und ſuchen Nahrung. Das mittlere Europa iſt die vorzüglichſte Heimath des Hamſters, ſo wie das ſüdliche Rußland. Allenthalben aber findet er ſich nur da, wo der Boden nicht zu ſandig, thonig oder ſteinig, ſondern fruchtbar und gut iſt, daher er in Churſachſen, Thüringen, im Magdeburgiſchen, in Schleſien und in einigen andern Gegenden Deutſchlands häufig angetroffen wird. Außer deutſchen Gegenden wohnt er in Ungarn, Polen, der Ukräne, in Livland, Sibirien und der ruſſiſchen Tartarey. Seine Wohnung iſt unter der Erde ein Bau, der im Sommer eine Tiefe von 3 bis 4 Fuß, und im Winter von 5 ja 10 und mehreren Fußen hat. Er hat wenigſtens zwey Röhren, wovon die ſchiefe der Auslauf oder das Schlupfloch und die ſenkrechte das Fallloch heißt, durch jene geht der Hamſter aus, und durch dieſe ein. Ferner gräbt er von innen jenes heraus, welches der Haufen Erde, vor demſelben zeigt, und dieſes von außſen hinein. Sie ſind ohngefähr 1 bis 2 Fuß von einander entfernt. Mancher Hamſter hat auch mehr als ein Fallloch. Unter dieſem Ein- und Ausgang befinden ſich nun Wohn- und Vorrathskammern, die groß und klein ſind, die kleinſte iſt ſo groß wie eine Ochſenblaſe, die größte viermal ſo groß. Das Wohnzimmer iſt das kleinſte und mit dem feinſten Stroh, vorzüglich den Scheiden der Halme ausgefüttert. Aus dieſem Wohnzimmer gehen gemeiniglich drey Röhren, eine nach dem Schlupfloch, die andere zum Fallloch und die dritte nach den Vorrathskammern. Eine beſondere Abtrittskammer, wie man ſonſt vorgegeben hat, iſt nicht da, und der reinliche Hamſter macht immer vor dem Bau ſeinen Leib leer. Die Kammern ſind gewöhnlich länglichrund, unten ſehr glatt getreten und oben glatt gewölbt. Es ſind die alten Rammler, welche ſich meh-

mehrere, drey und vier graben, um für den Herbſt und Frühjahr einen großen Vorrath in denſelben einzutragen. Die weiblichen Baue ſind tiefer, haben weniger Kammern, allein dafür deſto mehr Schlupflöcher, aus welchen ſich die Jungen, bey Gefahr, flüchten können. Wegen des tiefen Baues und des wenigen Vorraths, den die Weibchen wegen der Fortpflanzungsgeſchäffte eintragen können, ſind ſie mühſamer zu graben, und werden von den Hamſtergräbern ganz übergangen. Die Obrigkeit muß alſo bey Vertilgung der Hamſter, beſondere Prämien auf die Weibchen ſetzen, wenn ſie den erwünſchten Erfolg ſehen will. In Gärten ſucht der Hamſter ſeine Wohnung gern tief unter den Wurzeln der Bäume und in Weinbergen unter alten Weinſtöcken und Mauern aufzuſchlagen. Der Hamſter nährt ſich von allerley Pflanzenſtoffen, von grünen Kräutern und Gräſern, Wurzeln, Früchten, Sämereyen und Getraidearten. Im Frühjahr geht er an die junge Saat, die ausgeſäeten Getraidearten, Gras und Kräuter, in der Folge macht er ſich an Erbſen, Bohnen, Wicken, Linſen, Rüben, Kartoffeln, bis die Zeit kommt, daß er das Getraide, Waizen, Gerſten, Wicken, Linſen, Leinknoten, Hafer, Kartoffeln, Mohnköpfe, und in Gärten Bohnen, Erbſen, Obſt u. ſ. w. eintragen kann. Sie thun dieß in ihren Backentaſchen, welche ſie mit den Vorderpfoten gedrängt vollſtopfen und auch ſo wieder ausſtreichen. Ein ſo beladener Hamſter kann nicht hurtig laufen, und ſo überrumpelt, leicht gefangen und todt geſchlagen werden, allein hat er Zeit die Taſchen auszuleeren, ſo ſetzt er ſich auch gleich zur Wehre. In den Kammern liegt nicht, wie man vorgiebt, jede Getraideart an einem beſondern Platz; iſt aber dieß, ſo iſt nicht Liebe zur Ordnung und Zeichen der Unterſcheidungsgabe, ſondern Folge des nach und nach reifenden Getraides und anderer Nährartikel. Man trifft oft 1 Centner und darüber Getraide und andere Körner in einem Bau als Wintervorrath an. Da der Hamſter ein ſehr gefräßiges Thier iſt, ſo verſchmäht er auch die Speiſen aus dem Thierreiche, Feldmäuſe, junge Haaſen, Rebhühner, Wachteln, Lerchen u. ſ. w., auch Roßkäfer, Goldkäfer, Maykäfer, ſo wie die braunen Grasfröſche nicht, von welchen Thieren allen man immer Reſte in ſeinem geöffneten Magen findet. Man trifft den Hamſter oft am Tage an, daher ich glaube, daß er zur Zeit, wenn es beſtellte Felder giebt, auch am Tage ſeinem Geſchäffte nachgeht. Ich habe ihn ſelbſt am Tage mehrmalen geſehen. Zur Erntezeit geht er aber, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht eher als nach Sonnenuntergang aus. Sein Vorrath iſt außerordentlich rein, und leicht keimende Früchte entblößt er vom Keime, welche er alſo zuerſt genießt. Er frißt aufſitzend, wie die meiſten Mäuſearten; trinkt wenig, doch bey großem Durſt wohl gar ſeinen ei-

eigenen Harn. Die Hamſter pflanzen ſich gewöhnlich des Jahrs zweymal fort. Zum erſtenmal begatten ſie ſich zu Ende des Märzes, und zum zweytenmal zu Ende des Junius; dieß iſt die Zeit, wo die Feindſchaft, die ſogar unter beyden Geſchlechtern herrſcht, aufhört, und wo der Rammler zur Betze in den Bau läuft. Auch giebt es, wie bey andern Thieren, Kämpfe, wenn ſich zwey Männchen zuſammen bey einem Weibchen treffen. Nach der Begattung hört alle Freundſchaft wieder auf, und das Männchen weicht vom Weibchen von ſelbſt oder muß weichen, indem es ausgebiſſen wird. Nach vier Wochen wirft eine alte Mutter 6 bis 18 Junge, die jüngern 3 bis 6. Sie ſind nackt und blind, werden drey Wochen geſäugt und ernährt, alsdann verlaſſen ſie dieſelbe mit ihrer Fürſorge, und ſie müßen ſich nicht nur eigne Baue graben, ſondern auch für ihren Unterhalt ſorgen. Die aus dem erſten Wochenbette pflanzen ſich noch in demſelben Jahre fort. Daher die ungeheure Vermehrung, welche vielleicht noch dadurch erhöht wird, daß ſie ſich wie andre Mäuſearten des Jahrs mehr als zweymal fortpflanzen, denn ich habe im September und Oktober noch trächtige Mütter angetroffen. Im Gothaiſchen Amte ſind in einem Herbſte 30,000 gefangen worden, um Quedlinburg herum 100,000 und um Weiſſenfels herum 12,000. Welch eine Vermehrung, und wie ſchädlich können ſie in einem gedeihlichen Jahre werden, wenn wir in Vertilgung ihrer Feinde immer emſiger fortfahren, und dabey nicht achtſamer auf andere Vertilgungsmittel ſind! Die Jungen laßen ſich leicht zähmen, machen allerley lächerliche Gebehrden, ſetzen ſich auf die Hinterfüße, putzen, kämmen ſich ꝛc., allein ihr beiſſiges böſes Weſen ſcheint ſie nicht zu verlaſſen. Wo dieſe Thiere nicht bekannt ſind, läßt man ſie, wie die Murmelthiere, für Geld ſehen. Ihre Feinde ſind Hunde, Katzen, Marder, Iltiſſe, Füchſe, Wieſeln, Eulen und die Weihenarten. Der Iltis ſucht ſie in ihren Bauen auf, und iſt ihr Hauptfeind. Auf dem Balg finden ſich große gelbe Milben, die ſich zuweilen ſo ſehr vermehren, daß die Thiere dabey räudig werden und ſterben. In ihren Eingeweiden hauſen die Strohhalmbandwürmer. Die großen Wühlhaufen, die größer als beym Maulwurf ſind, zeigen die Gegenwart der Höhle dieſes Thiers an, deſſen Vertilgung nicht ſowohl dem Jäger als dem Oekonomen obliegt. Daher auch jene nur ſelten Gelegenheit haben, ſie am Abend auf dem Anſtand, gleich Haaſen, mit kleinen Schroten zu erlegen, oder mit Hunden fangen zu laßen. Die gewöhnlichen Vertilgungsmittel ſind Ausgraben und Ausgießen. Das letztere iſt aber nur an ſolchen Orten anwendbar, wo das Waſſer nicht weit herzuhohlen iſt. Es geht aber weit geſchwinder als das Ausgraben. Man verſtopft die Löcher, bis auf eins, in welches das Waſſer gegoſſen

wird. Er kommt gleich heraus, wenn der Damm, den er beym Ankommen des Waſſers vor ſeiner Wohnung macht, durchbrochen iſt. Das Ausgraben geſchieht im Herbſte von den ſogenannten Hamſtergräbern, die eine Zeitlang ihre Nahrung davon haben. Es gehören eigne Handgriffe dazu, da ſie ſich gleich vergraben, oder wenn man ihren Aufenthaltsort unvorſichtig öffnet, einem nach Geſicht und Händen ſpringen und gewaltig um ſich beißen. Die Obrigkeit muß auf dieſe Perſonen ein wachſames Auge haben, daß ſie nicht bloß Männchen tödten und die Weibchen, um ſich dieſen Nahrungszweig nicht zu verringern, wieder laufen laßen. Das wirkſamſte Mittel iſt die Vergiftung, die man aber ſo veranſtalten muß, daß nicht Hausthiere oder Haaſen, Rebhühner ꝛc. zugleich vergiftet werden. Man nimmt ein Viertelpfund ſublimirten Merkurius, drückt ihn klein, und läßt ihn in 10 bis 12 Pfund Waſſer eine halbe Stunde kochen. Alsdann thut man ſo viel Gerſte hinein, als dadurch völlig bedeckt wird; hiervon wird des andern Tages in jedes Hamſterloch ein Theelöffel voll gelegt. In etlichen Stunden wird der Einwohner todt ſeyn. Man macht auch Kügelchen aus ſchönem weißen Waizenmehl und pulveriſirten weißen Nieswurzblättern mit Honig vermiſcht, und wirft ſie getrocknet in die Höhlen. Eben dieſe Wirkung thun Brod- und Rübenwürfelchen mit Arſenik beſtreut. Wenn man nach etlichen Tagen die Höhlen zuſcharrt, ſo werden ſie nicht wieder aufgeſcharrt werden; ein ſicheres Zeichen, daß der Hamſter todt iſt. Man fängt ſie auch, beſonders im Frühjahre zur Paarungszeit, in vor ihren Höhlen eingegrabenen Töpfen, in welche man Getraide thut, das ſie wittern und welche mit Stroh bedeckt ſind. Man hat zu ihrer Vertilgung auch eine beſondere Maſchine erfunden, welche aus einem ſtarken Blaſebalge beſteht, in deſſen Röhre eine Kapſel von durchlöchertem Eiſenblech angebracht iſt. In dieſe werden kleine leinene Läppchen, die in Schwefel getaucht ſind, gelegt und angezündet. Hierauf wird die Röhre des Blaſebalges in den Bau geſteckt und der Schwefeldampf in alle Gänge deſſelben verbreitet; ſobald der Bau mit Rauch angefüllt iſt, wird die Maſchine aus der Oeffnung genommen und dieſe mit Erde verſtopft. Der Hamſter erſtickt in dieſem Qualme. Kein Thier iſt ſo ſchädlich, daß es nicht auch in dem Haushalte der Natur, oder für den Menſchen, etwas nutzen ſollte. Außer daß der Hamſter den oben angegebenen Raubthieren und Vögeln, die ſeine Feinde ſind, zur Nahrung dient, und ſelbſt ſchädliche Thiere, Mäuſe u. Inſekten frißt, ſo iſt auch ſein Balg als Pelzwerk nicht zu verachten, ob er gleich lange nicht ſo benutzt wird, wie er es verdient, vielleicht bloß deshalb, weil er für uns zu gemein und nicht theuer genug iſt. Das Stück wird im Gothaiſchen von dem Kürſchner mit drey bis

ſechs

ſechs Pfennigen bezahlt. Der Kürſchner wirft den unterſten Theil des Bauchs, bis auf einen kleinen ſchwarzen Streifen an den Seiten, als unnütz weg. Ein Schock oder zwey Schock Felle werden für vier Thaler verkauft. Einige Hamſtergräber eſſen das Fleiſch, andre füttern damit ihre Schweine, denen es recht wohl bekömmt. Die Hamſter thun an den Getraide- und Gemüßfeldern, wie ihre Nahrung ausweißt, großen Schaden. Außer den gewöhnlichen Jägerausdrücken, die auf alle Thiere paſſen, ſind für dieß dem Oekonomen mehr als dem Jäger angehende Thier, keine vorhanden.

Handgehörne iſt ein Hirſchgeweihe, das oben etwas breit, und mit, gleich den Fingern an der Hand, nahe beyſammen ſtehenden Enden verſehen iſt.

Handvogel nennet man einen Falken oder Habicht, wenn er gut abgerichtet iſt, daß er auf den Ruf oder Lockung gleich auf die Hand kömmt.

Hanffink oder **Hänfling**, — Fringilla Cannabina et Linota — gehört zur Gattung Fink in die Familie mit im Umfange runden kurzen Schnabel, der kurz zugeſpitzt iſt. Man unterſcheidet gewöhnlich den grünen oder grauen Hänfling, den Blut- Gelb- oder Steinhänfling als verſchiedene Arten, allein es ſind bloße Farben- und Altersverſchiedenheiten von einem u. eben demſelben Vogel. Folgende Nahmen gehören alſo alle einerley Art zu: **Gemeiner Hänfling**, grauer **Hänfling**, brauner **Hänfling**, Braunhänfling, Weißhänfling, Mehlhänfling, Leinfink, Flachsfink, Haneſſerl, Hemperling, Krauthänfling, Artſche, Bluthänfling, rother Hänfling, Rothhänfling, rothbrüſtiger Hänfling, blutrother Bruſtling, Kanarienhänfling, Rothbrüſter, größerer Rothkopf, großer Hänfling, Stockhänfling, Steinhänfling, Berghänfling, Gelbhänfling, gelbbrüſtiger Hänfling, Karminhänfling, Hanfvogel, Rubin, Schöffzling, u. Quitter. Die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern ſind ſchwarz, an beyden Rändern weiß. Er gleicht an Größe dem Canarienvogel, doch hat er einen kürzern Hals und kürzere Beine. Seine Länge iſt über fünf Zoll, davon der Schwanz zwey und einen Viertel Zoll wegnimmt. Der Schnabel iſt ſechs Linien lang, im Sommer ſchmuzigblau, im Winter weißgrau mit ſchwarzer Spitze; der Augenſtern dunkelbraun; die Füße ſind ſchwarz; die Beine acht Linien hoch. Der Hänfling erſcheint nach dem Alter und der Jahreszeit in einer gar verſchiedenen Kleidung, und daher kömmt es, daß die Vogelſteller verſchiedene Arten aus ihm machen. Im Frühjahre ſieht das alte, wenigſtens dreyjährige Männchen, das man Bluthänfling nennt, folgendergeſtalt aus. Die Stirn iſt blutroth; der übrige Kopf röthlichgrau, auf dem Scheitel

mit

mit einigen ſchwärzlichen Flecken; an den Wangen, den Seiten des Halſes, um die Augen herum ein röthlichweißer Fleck; der Oberrücken iſt roſtbraun mit hellern Federrändern; der Unterrücken weiß und grau gemiſcht; die Kehle und der Unterhals gelblichweiß mit einzelnen röthlichgrauen Flecken; die Seiten der Bruſt blutroth mit röthlichweißer Einfaſſung; die Seiten hellroſtfarben; der übrige Unterleib röthlichweiß; die Deckfedern der Flügel roſtbraun mit hellern Kanten; die Schwungfedern ſchwarz, weiß gerändert, daher bey zuſammengelegten Flügeln ein weißer Streifen mit den Schwungfedern parallel auf den Schwingen ſteht; der Schwanz gabelförmig und ſchwarz, die Federn weiß eingefaßt. Nach dem Mauſern im Herbſte ſieht man die blutrothe Stirn faſt gar nicht, indem ſich die Federn nur vom Grunde herauf roth färben, und die Bruſt glänzt auch aus eben der Urſache nicht ſo ſchön roth. Die einjährigen Männchen haben auf dem Kopfe gar nichts rothes, mehr ſchwärzliche Flecken, die Bruſt iſt hellroſtfarben, hell und dunkel gewäſſert; der roſtfarbene Rücken hat einzelne dunkelbraune und röthlichweiße Flecken. Dieß ſind die ſogenannten Grauhänflinge, Weiß- und Mehlhänflinge. Nach dem zweyten Mauſern ſpürt man an der Stirn, wenn man die röthlich aſchgrauen Federn aufhebt, blutrothe Punkte, und die rothe Bruſt wird nur noch durch die großen gelblichweißen Federränder verdeckt. Dieß ſind die Stein- und Gelbhänflinge, die, wie die Vogelſteller ſagen, von ächter Art ſind, wenn die rothe Farbe an der Bruſt glänzend röthlichgelb wird. Man findet ſolche Hänflinge nur ſelten; deswegen auch die Vogelſteller ſagen, daß die ächten Gelb- oder Steinhänflinge ſo ſelten wären. Zwiſchen dieſen drey Hauptverſchiedenheiten giebt es nun verſchiedene Abſtufungen, die das höhere Alter, und der Herbſt und Frühling verurſachen. Diejenigen, welche jung ins Zimmer kommen, erhalten nie die ſchöne rothe Stirn und Bruſt, und die alten, welche ſie ſchon haben, werden nach der erſten Mauſer grau; es ſind und bleiben alſo dieß Grauhänflinge. An dem Weibchen wird man keinen Farbenwechſel gewahr. Der ganze Oberleib iſt grau, ſchwarzbraun und gelblichweiß gefleckt, am Bürzel röthlichweiß und graubraun gefleckt, auf der Bruſt am ſtärkſten; die Deckfedern der Flügel ſind ſchmutzig roſtbraun. Es zeichnet ſich ſchon im Neſte durch ſeine mehr graue als braune Rückenfarbe und durch ſeine ſtark geſprenkte Bruſt, die faſt wie eine Lerchenbruſt ausſieht, vor dem Männchen aus. Nach der Mauſer im Herbſte und Winter ſind die Farben an dieſen Vögeln, auch wenn ſie alt ſind, nicht ſo lebhaft, als im Frühjahre zur Heckzeit. Man hat mehrere Varietäten: 1) Der weiße Hänfling. Entweder ganz weiß, oder weiß mit ſchwarzen Schwung- und Schwanzfedern, wie gewöhnlich. 2) Der weißköpfige Hänf-

ling. Grau mit weißem Kopfe. 3) Der ſchwarze Hänfling. Grauſchwarz oder ſchwarzgrau. Es giebt auch Baſtarbte mit Canarienvögeln, beſonders mit Canarienvögelweibchen. Ob der Hänfling gleich nicht ſo kirr iſt, wie ein Zeiſig, ſo iſt er doch auch eben nicht ſcheu. Sein Flug iſt ſehr ſchnell und geht immer in einer Linie fort, beſonders wenn er in Heerden fliegt. Seine Hauptlocktöne ſind Gäcke, Gäcke! Er bringt aber auch noch andere vor. Er hat einen flötenartigen Geſang, den er auch, wie der Zeiſig, in der Luft fliegend hören läßt. Er ſingt Sommer u. Winter, die Mauſerzeit allein ausgenommen, daher er auch unter die vorzüglichen Stubenvögel gerechnet wird. Jung aufgezogen, lernt er auch, wie der Gimpel, Melodieen nachpfeifen. Die Heymath dieſes Vogels iſt ganz Europa, das ſüdliche und weſtliche Rußland und das nördliche Amerika. Sie halten ſich des Sommers in den Vorhölzern großer Waldungen und allenthalben auf, wo Feldhölzer, Hekken und Büſche ſind. Im Herbſte gehen ſie in großen Schaaren ins Feld, und da es Strichvögel ſind, ſo ſind ſie im Winter bald da, bald dort, wo gerade die Erde vom Schnee entblößt iſt. Im April ſind ſie wieder paarweiſe auf ihrem Wohnplatze anzutreffen. Wo einzelne Bäume im Felde ſtehen, da trifft man vorzüglich im Herbſte und Winter die großen Schaaren an. Hier ruhen ſie aus. Im Sommer nähren ſie ſich von allerhand Gras- und Kräutergeſäme, z. B. von Habichtkrautarten, Wegbreit, Vogelwegtritt, Löwenzahn rc., fliegen auf die Rübſaamen- Flachs- Hanf- und Canarienſaamenäcker, freßen Rüben- Kohl- Mohn- Sallat- und Leindotterſaamen, und im Herbſt fallen ſie vorzüglich auf die Rübſaamen- Hanf- und Flachsäcker. Im Winter ſuchen ſie in Stoppelfeldern von dem ausgefallenen Geſäme ihren Unterhalt, beißen auch Eichen- und Pappelknospen an. Sie leſen gern Salzkörner bey den Schafkrippen auf. Sie baden ſich in Sand und Waſſer zugleich. Quarzkörnchen brauchen ſie zur Verdauung ihrer Speiſen. Im Käfig bekommen ſie weiter nichts als Sommerrübſaamen. Sie niſten des Jahrs zweymal. Am liebſten bauen ſie ihr Neſt in den Vorhölzern, in ein acht bis zehnjähriges Fichtendickig, ſonſt auch in die Hecken und Büſche, beſonders in die Wachholder- Weiß- und Schwarzdornbüſche. Es beſteht aus zarten Wurzeln, Grashalmen und Moos, und iſt inwendig mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 bläulichweiße mit klaren fleiſchfarbenen Punkten und Strichelchen beſetzte Eyer; doch habe ich auch in einem Neſte einmal fünf ganz ſchneeweiße entdeckt. Im April legen ſie das erſtemal, und im May fliegen alsdenn die erſten Jungen aus. Die männlichen haben mehr weiß in Schwanz und Flügeln, auch mehr weiß um den Hals, als die weiblichen; ein Kenner kann da-

daher beyde Geſchlechter ſchon im Neſte erkennen, wenn er die Männchen aufziehen und unterrichten will. Der Hänfling hat eben die Krankheiten, wie der Zeiſig, und ſeine Feinde ſind das große und kleine Wieſel während der Brutzeit, der Sperber und gemeine Würger aber fangen die Alten weg. Zum Schutze ſind ſie nicht gut zu bringen, ſo wie ſie auch nicht auf Lockvögel hören und ſehr ſchwer auf den Heerd gehen; am leichteſten kann man ſie im Herbſte mit der Schlagwand, und im Frühlinge auf den Lockbüſchen mit Leimruthen fangen. Ihr Fleiſch iſt leicht verdaulich und geſund, und ſie vertilgen mehrere Unkrautarten, ob ſie ſchon an den Kohlarten und der Oelſaat zuweilen Schaden verurſachen.

Harn nennt man lange pferdeharne hanfene Stricke, woran die Jägerburſche und Hundejungen die junge Parforce-Hunde ausführen, um ſie Kuppelbändig zu machen.

Haſe oder Haaſe — Lepus — gehört, nach dem Linneiſchen Syſteme, in die vierte Ordnung unter die Nagethiere als eine beſondere Gattung mit folgenden Kennzeichen: Die obern Vorderzähne ſind doppelt, ſo daß hinter den äußern größern an der vordern Fläche gefurchte, noch zwey kleine hinten gefurchte liegen; und die zwey Vorderzähne der untern Kinnlade ſind ſchwächer gefurcht. Auf jeder Seite ſind oben und unten ſechs Backenzähne; die Ohren ſind lang und an den Vorderfüßen befinden ſich fünf, an den hintern aber vier Zehen, die Fußſohlen ſind behaart. Alle Arten dieſer Gattung ſind wehrlos und nähren ſich von Vegetabilien. In Deutſchland giebts drey Arten, nemlich:

1) Der gemeine Haaſe — Lepus timidus. — Das Männchen heißt Haſe ſchlechthin, oder Rammler, und das Weibchen Häſin oder Mutterhaſe, Setzhaſe. Nach Beſchaffenheit ſeines gewöhnlichen Aufenthaltes bekommt er noch die Nahmen: Berghaſe, Feldhaſe, Sumpfhaſe, Holzhaſe, Sandhaſe, Bruchhaſe, Grundhaſe, Steinhaſe ꝛc. Die Ohren oder Löffel ſind länger als der Kopf und an der Spitze ſchwarz; die obere Seite des kurzen Schwanzes, oder der Blume, ſchwarz. Der Haſe iſt einen Fuß acht Zoll lang, der Schwanz, oder die Blume ein und drey Viertel Zoll; die Höhe acht und einen halben Zoll; die Schwere von ſieben bis ſechszehn Pfund; letzteres wiegen zuweilen die großen ſtarken Berg- oder Waldhaſen. Der Kopf iſt länglich, dick, erhaben, gebogen; die Schnauze dick und groß mit langen Barthaaren beſetzt; der innere Theil der Lippen ganz mit Haaren bebrämt; außer den beyden Vorderzähnen, in beyden Kinnladen, wo hinter den obern noch zwey kleinere, eigentlich Stifte ſtehen, befinden ſich oben auf jeder Seite ſechs und unten

fünf ſchmale Backenzähne; zuſammen zwey und zwanzig Zähne; die Oberlippe iſt tief geſpalten, daher der Name Haſenſcharte; die Augen ſtehen zur Seite, ſind groß weit hervorragend, mit ſchwarzem Stern, kurzſichtig, ohne Augenwimpern, daher er immer mit offenen Augen ſitzt, und eben ſo ſchläft; die Löffel ſind lang, hohl und zugeſpitzt; der Hals ſtark; die Bruſt enge und fleiſchig, der Leib langgeſtreckt, faſt überall gleich dick; die Blume ſehr kurz, in die Höhe gekrümmt, um im Laufen nicht hinderlich zu ſeyn; die Vorderläufe kurz und dünn mit fünf Zehen verſehen; die Hinterläufe länger, halb ſo lang als der Körper und vierzehig; die Nägel lang, ſpitzig, ausgehöhlt und und ſchwarz, und ſogar die Fußſohlen dicht mit Haaren gefüttert, er tritt mit dem Hinterlauf bis an die Ferſe auf. Der Balg beſteht aus wolligen Haaren mit einzelnen Stachelhaaren, iſt oben gelb und ſchwarz geſtreift (haſengrau) an den Keulen aſchgraulich, an der Bruſt und den Seiten braunröthlich und unten röthlichgelb und weiß; die Ohrenſpitzen ſind ſchwarz; die Blume oben ſchwarz und unten weiß. Beyde Geſchlechter, der Haſe und die Häſin, ſind noch durch beſondere Kennzeichen von dem Jäger zu unterſcheiden. Er iſt kürzer und gebrungener gebaut, hat breitere Lenden, einen ſtärkern rundern, wolligern Kopf, einen längern und ſtärkern Bart, kürzere weißlichere und breitere Ohren, die er über dem Rücken neben einander und oben nahe zuſammenhält, und iſt an den Schultern und Vorderblättern braunrother; aufgejagt ſchnellt er im Laufe die Blume ſehr oft und geſchwind in die Höhe, da der Häſin ihre unbeweglich bleibt. Dieſe iſt allezeit größer und langgeſtreckter; die Rückenwolle grau und fällt ins ſchwärzliche; die Seitenfarbe lichter; die Blume länger und nicht ſo weiß und breit, die Löffel ſperrt ſie weiter von einander und legt ſie an den Seiten hin; und im Lager ſitzt ſie gewöhnlich feſter als der Ramler. Man hat außer den oben angegebenen Aufenthaltsvarietäten, die faſt nichts als Namen ſind, und nur den Berghaſen durch ſeine vorzüglichere Größe, durch ſein dichteres, bräuneres und ſchwärzeres Haar und mehreres Weiß unter dem Halſe auszeichnen, noch folgende Farbenvarietäten: 1) Der weiße gemeine Haſe. Er iſt ganz weiß, zuweilen auch mit grauen Rückenſtreifen. 2) Der röthliche — Er iſt entweder rothgelb, ſemmelgelb oder fuchsroth. 3) Der ſchwarze — Er iſt entweder ganz ſchwarz oder ſchwarzbraun. 4) Der grau u. weißgefleckte — Darunter halb weiß und halb graue. 5) Der gemeine Haſe mit einer weißen Stirnbläſſe. Auch zuweilen mit weißen Läufen. Weiter rechnet man auch noch hierher. 6) Den gehörnten Haſen. Er hat ein Gehörn, wie ein Rehbock. Denen, die ich geſehen habe, waren wahre Rehbocksgehörne in oder auf

die Hirnſchaale aufgeſetzt. Doch will man neuerlich wieder mit Gewißheit die Wahrheit dieſer der Quadrupeden = Claſſe ungewöhnlichen Ausartung behaupten. Unter dem fruchtbaren Haſengeſchlechte findet man ferner noch allerhand auffallende Monſtröſitäten, mit doppelter Zunge, übergroßen Zähnen, mit ſo weit geſchlitzten Ohren, daß ſie wie vier ausſehen. So blöde das Auge des Haſen iſt, ſo ſcharf iſt ſein Gehör, welches ſeinen vorzüglichen Grund in einer eigenen beinernen Röhre hat, die im Gehörgange hinterwärts liegt und ein natürliches Schalloch ausmacht, wodurch auch der geringſte und entfernteſte Laut zu ſeinen Gehörwerkzeugen dringt. Hierdurch wird bewirkt, daß er bey gutem Winde dem Jäger auf 400 Schritte weit hören und ſich ſeiner leichten Füße, als ein faſt ganz wehrloſes Thier, zur Flucht bedienen kann. Nur im Streite mit ſeines Gleichen oder mit kleinen Thieren und Vögeln, die ihn anfallen, braucht er, auf die Hinterfüße geſtellt, ſeine Vorderfüße wie Trommelſtöcke. Derb gepackt kratzt und beißt er. Sein Hauptcharakter iſt Furchtſamkeit und Schreckhaftigkeit, und bey Verfolgung des Hundes zeigt er durch geſchickte Wendungen, oder das ſogenannte Hakenſchlagen, einige Schlauheit, ſo wie beym vorſichtigen Ausgange aus dem Lager und in dem Abſprunge nach dem Lager hin, um ſich vor dem Fuchs zu ſichern. Seine Stimme iſt zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murkſen, in der Noth und Todesgefahr aber ein lautes Angſtgeſchrey. Der Haſe bewohnt alle Theile von Europa, die meiſten von Oſtindien, auch Japan, Ceylon und von Afrika, Aegypten und die Barbarey. Er hält ſich gewöhnlich im Felde, ſeltner im Walde, auf. Wo er Winter und Sommer im Felde leben muß, gräbt er ſein Lager meiſt auf die Mittelfurche der Aecker, in Geſtalt eines Ovals, ſo lang als er zuſammengekrümmt ſelbſt iſt, und ſo tief, daß ſein Rücken nur etwas vorragt, und zwar wo möglich im Winter nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt dabey zuſammengekauzt, die Vorderläufe dicht am Kopfe und die Hinterläufe unter den Leib gezogen, ſo daß man ihn, ohne gehörige Uebung, für eine Erdſcholle anſieht. So lange das Getraide noch auf dem Halme ſteht, geht er nicht aus demſelben, und wenn er nicht gar zu ſehr verfolgt wird, ſo bleibt er bis zum Winter in den Stoppeln. Wenn alsdann dichte Gränzwaldungen und Feldhölzer in der Nähe ſind, ſo bezieht er dieſe, ſonſt findet man ihn auf der Winterſaat und den gepflügten Aeckern. Er geht vorzüglich des Abends aus ſeinem Lager, und nur zur Begattungs- und Setzzeit ſieht man ſie am Tage herum laufen. Dieß geſchieht aber auch da, wo ſie gehegt werden, und wenn ſie nicht viel Aeſung haben, daß ſie zu Aufſuchung derſelben auch den Tag zu Hülfe nehmen müßen. Sein altes Lager ſucht er immer wieder,

der, und die Setzhaſen pflegen die Gegend, wo ſie geſetzt ſind, ſelten zu verlaßen. Im Sommer findet man durch ganze Getraidefelder einzelne ſchmale Pfade, die der Aberglaube Hexenſteige nennt, dieſe ſind ein Werk der Haſen, und ſie gehen dieſe gebahnten Straßen gewöhnlich. Die Aeſung der Haſen iſt ſehr mannichfaltig. Faſt keine Art von Feld- und Gartenfrüchten ſcheinen ſie zu verſchmähen. Sie ſuchen gern junge Saat, beſonders Gerſtenſaat, Klee, Kraut, Hafer und alle milchartigen Pflanzen auf. Im Winter nähren ſie ſich von grünen Gras- und Kräuterkeimen, von der jungen Winterſaat, von Baum- u. Strauchſpitzen und ſchälen alle Bäume, ausgenommen die Erlen- und Lindenbäume. Wäre der Schwarzdorn nicht ſo beſtachelt, ſo wäre er gewiß von ihnen ſchon ganz ausgerottet. Im Holze freßen ſie auch Eicheln und andere Maſt. Wo man auf dem Wildſtand etwas Nützliches und Bedeutendes ſieht, werden ſie in harten Wintern mit Heu und Erbſenſtroh gefüttert. Das Sprüchwort: „je kälter der Winter, je fetter der Haſe," hat wohl daher ſeinen Urſprung, weil die Kälte bey den Haſen, ſo wie bey allen Thieren, ſelbſt den Menſchen, die Eßluſt vermehrt, und die Ausdünſtung vermindert. Ob ſie wirklich wiederkäuen, oder nur des Geruchs halber die Oberlefze ſtets bewegen, welches dem Wiederkäuen ähnelt, läßt man bis jetzt dahin geſtellt ſeyn. Das Rammeln oder Laufen der Haſen geſchieht der Regel nach im Febr. und März, und dauert bis in September. Wenn es von den Jahren 1790 bis 1797 früher, ſchon im Januar, geſchehen iſt, ſo ſind die auf einander folgenden lauen Winter und der faſt allgemein eingeführte Kleebau daran ſchuld. Der gedeihliche Klee erhält den Haſen ſowohl bey Leibe, daß er früher den Begattungstrieb fühlt, als wenn er, wie ſonſt, ſeine Aeſung nur ſpärlich findet. Dieß hat aber die auffallende Folge, daß die Vermehrung nicht ſtärker, ſondern vielmehr geringer wird, indem die friſchgeſetzten Jungen faſt allezeit verlohren gehen. Die Rammler ſchwärmen zur Begattungszeit allenthalben im Felde herum und eine Häſin wird oft von drey, vier und mehrern verfolgt. Sie ſpüren ihr, wenn ſie ſie verlieren, auf der Erde durch den Geruch, wie die Hunde, nach. Es entſtehen auch Kämpfe zwiſchen den Rivalen, wobey ſie ſich auf die Hinterläufe ſetzen und mit den vordern ſo lange ſchlagen und kratzen, bis der ſchwächſte weicht. Die Mutter geht 30 bis 31 Tage und ſetzt ein bis fünf Junge, entweder in ein flach gegrabenes und mit ihren Haaren ausgefüttertes Neſt, oder auch in einen Miſthaufen, in abgefallenes Laub oder hohes Gras Gewöhnlich geſchieht der erſte Satz im März mit ein oder zwey Jungen; der zweyte im May, der dritte im Julius, jedesmal mit drey bis fünf Jungen und zuweilen der vierte im September, entweder mit einem oder zweyen.

Doch findet man auch noch im Oktober und November Embryonen, welche Erſcheinung die große Geilheit beyder Geſchlechter zum Grunde hat. Sie werden ſehend gebohren; die Mutter lockt ſie mit einem eignen Klappern der Löffel zum Säugen, und verläßt ſie längſtens nach drey Wochen. Sie begatten ſich den ſechſten Tag nach dem Setzen ſchon wieder, ja können ſogar, wegen der doppelten Gebärmutter, überfruchtet werden, ſo daß man ausgewachſene und kaum erſt empfangene Junge bey ihr antrifft. Ob nun zwar aus dieſen Umſtänden eine große Vermehrung der Haſen ſtatt finden ſollte, ſo geht doch ſelten das Jägerſprichwort in Erfüllung: „der Haſe rückt ſelbander ins Feld und geht ſelb ſechszehn wieder zu Holze. Weil ihrer viele theils bey dem häufigen Kleeanbau durch die Senſe verlohren gehen, theils dieſe Thiere mehr den Verfolgungen der Raubvögel und Raubthiere ausgeſetzt ſind, theils auch die Mutter aus übertriebener Geilheit nicht die gehörige Sorgfalt auf ſie wendet; ja weil den Vater zuweilen ſelbſt, wie bey den Kaninchen, der unnatürliche Appetit anwandelt, ſeine Kinder aufzufreßen, oder todtzubeißen. Die Jungen ſind an der Stirn gewöhnlich mit einem weißen ſternförmigen Flecke bezeichnet, den ſie oft das ganze Jahr behalten. Dieß weiße Blümchen ſoll, wie man verſichert, ein ſicheres Zeichen ſeyn, daß die Häſin mehrere Jungen in Einem Satze gebohren habe; nur bey einzeln gebohrnen ſoll es ſich nie finden. Sie verlaßen die Gegend nicht, wo ſie geſetzt ſind, leben aber einſam und jeder macht ſich ſein eigenes Lager. In 15 Monaten ſind ſie völlig ausgewachſen, und heißen in der Hälfte ihrer Größe halbwüchſig, weiterhin, wenn ſie faſt erwachſen ſind, an einigen Orten Dreyläufer. Einen jungen Haſen kann man im Herbſt und Winter von einem alten unter andern dadurch unterſcheiden, daß bey erſtern ſich der Balg zwiſchen den Ohren leicht in die Höhe ziehen läßt, bey letztern aber am Schädel feſt ſitzt. Weiter iſt der Balg der jungen Haſen allezeit heller, mehr weiß, als rothgrau, die Seiten blaß gelbröthlich und der Unterleib weiß. Die im März geſetzten Haſen rammeln im Herbſte noch und ſetzen gewöhnlich ein Junges. Man kann die Jungen mit Milch aufziehen und ſich an ihrem Trommeln vergnügen, ja man hat ſie ſchon an zahmen Katzen auffſäugen laßen. Wegen der oben angegebenen Ueberſchwängerung und der großen Geilheit des Thiers giebt es unter den Haſen viele Mißgeburten, die zuweilen gar ſeltſame Geſtalten geben, z. B. zweyköpfige, zweyleibige u. ſ. w. Man kann nicht umhin, dieſe Rubrik mit dem artigen Reime des Herrn von Wildungen in ſeinem Neujahrsgeſchenk a. a. O. auszudrücken, weil er alle äußerlichen Feinde dieſes Thiers enthält:

Menſchen, Hunde, Wölfe, Lüchſe,
Katzen, Marder, Wieſel, Füchſe,
Adler, Uhus, Raben, Kräh'n,
Jeder Habicht, den wir ſehn,
Elſtern gar nicht zu vergeſſen,
Alles, alles will ihn freſſen.

Daß Krähen und Elſtern die Jungen bloß angehen, giebt die Natur der Sache. Innerlich iſt er von mehreren Arten Bandwürmern, dem Blaſenbandwurm von Trichuriden, Zwirn- und Egelwürmern beſeſſen. Wenn viele Mehlthaue fallen, ſo bekommen ſie die Leberfäule, und im Jahr 1789 fand man vor dem Thüringerwalde faſt nicht einen, der nicht eine verdorbene Leber gehabt hätte. Es kommt auch zuweilen eine unerklärbare Seuche unter ſie, die ganze Gegenden entvölkert. Einmal hat man die Urſache in auf Kohläcker gebrachten Gyps- u. Kalkwaſſer entdeckt. Ihre übermäßige Hitze in der Begattungszeit macht, daß ſie zuweilen mit drüſenartigen Geſchwüren an der Lunge, dem Herzen, Rücken und den Geburtsgliedern beſetzt ſind. Dieß iſt aber die Erſcheinung nicht, welche die Jäger gewöhnlich die Franzoſenkrankheit nennen, wo ſich an der Leber eine Menge erbſengroßer Blaſen finden, die die oben angegebenen Blaſenbandwürmer enthalten, und wobey der Haſe geſund iſt. Ein Buch könnte man von Jägerbeobachtungen ſchreiben, wie jeder weiß, der Haſenjagden mitgemacht hat; allein die meiſten ſind unbedeutend. Man begnügt ſich nur folgende mitzutheilen. 1) Um in ſeinem Lager ſicher zu ſeyn, hat die Natur den Haſen gelehrt, Hunden und Füchſen die Spur durch Wiedergänge und Abſprünge zu verwirren, daß ſie ihn weder durch die Naſe, noch durch das Geſicht, oder die Verfolgung ſeines Weges finden können. Wenn er nemlich aus dem Felde ins Holz nach ſeinem Lager zurückkehrt, ſo geht er, wie man im Winter ſehr deutlich an ſeiner Spur bemerken kann, in einiger Entfernung, in gerader Linie, eine ganze Strecke vor ſeinem Lager vorbey, wendet ſich dann auf dem nemlichen Wege wieder zurück, thut, wenn er ein wenig gegangen iſt, nach der Seite, wo ſein Lager ſich befindet, etliche Sprünge, geht wieder etliche Schritte und ſpringt wieder nach der Seite des Lagers ab, und dieß thut er noch etlichemal, bis er ſeinem Lager gerade gegenüber kömmt, wo er wieder etliche Sprünge zur Seite thut, und dann mit einem großen Sprunge ſich in daſſelbe ſtürzt. 2) Zu viel alte Ramler ſind einem Jagdreviere ſchädlich, weil ſie die jüngern verdrängen, wodurch denn manche Häſin unbefruchtet bleibt, oder in andere Gegenden, wo mehr rüſtige junge Ramler wohnen, auszuwandern bewogen wird. 3) An vielen Orten hat man die Bemerkung gemacht, daß jetzt unter zehn erlegten Haſen kaum Eine

Hä-

Häſin zu ſeyn pflege. Ueberall findet man theils todte, theils ſehr kranke und völlig ausgezehrte Setzhaſen, deren Milchgefäße vereitert und brandig ſind. Sicher eine Folge des ſeit einigen Jahren bemerkten frühzeitigen Rammelns, wo die Alten die Jungen verlieren, und die angehäufte Muttermilch und Kälte dieſe Erſcheinung zu Wege bringt. 4) Vertiefte Gegenden, die von erhabenen umſchloſſen ſind, abſaufende Seitenerhöhungen, abwechſelnde Wieſen und Felder, die einen mit Buſchwerk beſetzten Fluß und kleine Feldhölzer haben, ſind den Haſen der angenehmſte Aufenthalt. Ich kenne eine ſolche Gegend, wo jedes Jahr die Haſen faſt alle weggeſchoſſen werden, und die demohngeachtet jährlich die beſten Haſenjagden hat. 5) Hunde oder Füchſe weiß die alte Häſin ſehr gut von ihren Jungen abzubringen, indem ſie immer in einem ſolchen Trott vor ihnen hergeht, als wenn ſie ſich fangen laßen wollte; andere ſagen, ſie thue, als wenn ſie lahm wäre, allein dieß habe ich nie bemerken können. 6) Das ſogenannte Männchenmachen, wo ſie auf den Hinterläufen ſitzen und die vordern in die Höhe an den Kopf legen, haben ſie, außer den Wieſeln, wohl mit keinen andern wilden Thieren gemein. Dieß thun ſie nicht nur, wenn ihnen etwas unvermuthet aufſtößt, ſondern auch wenn ſie bey Verfolgung ſehen wollen, wo Jäger und Hund ſich befinden. Dieß letztere heißt weidmänniſch, einen Kegelmachen, wo ſie ſich denn ganz ausſtrecken. 7) An der Naſe und hinter den Löffeln iſt der Haſe am empfindlichſten, und er kann an dieſen Theilen durch einen leichten Schlag getödtet werden. 8) Durch abgekochten Kohl, der ſehr weit riecht, kann man ihn im Winter hinlocken, wohin man will. 9) Das verſchiedene Halten im Lager hängt, wie die Erfahrung lehrt, von der Witterung ab. An feuchten, gelinden und windſtillen Herbſt- und Wintertagen halten ſie vorzüglich, oft ſo, daß man auf einen Schritt an ſie kommen, ja vor ihnen weggehen kann; bey kaltem und trocknem Wetter hingegen, vorzüglich aber, wenn der Schnee knarrt, ſtehen ſie zuweilen ſchon mehrere hundert Schritte weit auf. In Revieren, wo es viele Haſen giebt, folgen gewöhnlich alle dem zuerſt aufgeſtandenen nach, und ſteigen auf, wenn ſie ihn kaum ſehen. 10) Wenn man einen Haſen auf dem Anſtande im Sitzen ſchießen will, ſo darf man nur in der Entfernung, wo man ihn zu ſchießen wünſcht, einen Bogen quer durch ſeinen Weg gehen, ſo wird er gewiß dieß wittern, und wenn er an die Stelle kommt, aufmerkſam werden und ſich bey dieſer Bemerkung ein Weilchen aufhalten. Eben ſo kann man ihn auf dem Anſtande durch Nothlappen d. h. Stäbchen, an welchen ein Stück Papier flattert, und die von einem Schützen zum andern, oder im Winkel, wenn nur ein Schütze da iſt, geſteckt ſind, dahin bringen, wohin man will, denn er läuft gewiß nicht

durch,

durch, ſondern an dieſen Stöckchen herauf oder herab. Die Färthe oder Spur von allen vier Läufen hat, da er beſtändig einen gallopirenden Gang hat, die Geſtalt eines Dreyecks, zwey Färthen ſtehen faſt gegen einander über und weiſen dahin, wohin er gegangen iſt, und die andern beyden ſtehen nach und machen die Spitze des Dreyecks. Jenes ſind aber nicht die Vorderfüße ſondern die hintern, weil er allemal damit über jene hinſchnellt. Je geſchwinder er läuft, deſto weiter ſtehen dieſe Spuren, und umgekehrt. Gewöhnlich geht die Haſenjagd den 1. Sept. an, und dauert bis den 1. Februar; doch machen hier die Getraidefelder, da man jetzt den Bauer mehr als ſonſt zu ſchonen pflegt, immer Ausnahmen, ſo daß in unſerm kalten Thüringen gewöhnlich der erſte Oktober herbey kommt, ehe es von der Obrigkeit erlaubt wird, im Felde zu jagen. In andern Gegenden geht die Haſenjagd um Bartholomäus-Tag (den 24. Auguſt) ſchon auf, und noch in andern um Lampertustag (den 17. Sept.) und dauert bis Petri-Stuhlfeyer (den 22. Febr.) Dieſer Schluß-Termin iſt aber zu weit hinaus geſetzt, weil auch bey dem kälteſten Winter jetzt, ſchon im Febr. die Haſen trächtig ſind. Hr. v. Wildungen giebt folgende Jagdmethoden an: Zu der weidmänniſchen Art, die Haſen zu jagen, gehört das Aufſuchen mit dem Hühnerhunde, der aber nicht zugleich Jagdhund ſeyn muß, die Jagd mit den eigentlichen Jagdhunden oder Bracken, das Treib- oder Klapperjagen, der Anſtand und das Hetzen mit Windhunden. Zu den unweidmänniſchen: die Haſen-Parforce-Jagd, das Lappen, der Fang mit Garnen und das Nachttreiben. Zu der Aasjägerey: Alle Haſenjagden in der Setzzeit, der Fang mit Schlingen, das Aufpaſſen in Kohlgärten beym Mondſchein und tiefem Schnee, das Erſchlagen der jungen Haſen in den Kartoffelſtücken u. ſ. weiter. Nur wegen Leckerhaftigkeit der Menſchen werden im Junius, Julius und Auguſt ſchon junge Märzhaſen geſchoſſen. Das Wildpret eines jungen Haſen iſt zart, leicht verdaulich, nahrhaft und giebt bekanntlich ſehr wohlſchmekkende Braten u. a. m. Der Balg iſt im Winter am brauchbarſten. Gefärbt dient er zu allerley Pelzwerk. Vorzüglich braucht man die Haare zu Hüthen und andern Fabrikſtücken, als Strümpfen, Handſchuhen, Beinkleidern ꝛc., weswegen ſie auch jetzt ſo ſehr geſucht werden und theuer ſind. Man liebt auch die Haſenbälge in Flußkrankheiten, da man ſie an die kranken Theile des Körpers legt, und ſie verhindern auch das Wundliegen. Wenn man, wie in Dalerne in Schweden ein Stück Haſenbalg auf die Bruſt bindet, ſo ziehen ſich alle Flöhe darnach, die man alsdann entweder ausſchütteln oder ausleſen kann. Die abgehaarten Bälge benutzt, gahr gemacht, der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher, und man kocht auch Leim daraus. Die Hinterläufe braucht

der

der Goldſchmidt zum Glätten, der Buchbinder zum Beſtreichen, der Phyſiker zum Reiben des Elektrophors und jedermann als einen kleinen Beſen. Der Haſenſprung, ein Knöchelchen am Hinterlaufe, dient zu einem Pfeifenräumer, Ahle u. ſ. w. Das Fett braucht man um Schwären und Geſchwüre zu erweichen u. Geſchwulſt zu vertreiben. Den Schweiß (Blut) brauchen noch manche als Arzneymittel. Der Schade in Kohlgärten, Baumgärten und am Getraide iſt merklich, wenn man nicht auf Gegenmittel denkt. Wenn man um eine Pflanzſchule herum Reiſe einſteckt, deren innere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver beſtrichen wird, ſo gehen ſie nicht leicht bey. Die frühzeitige Gerſtenſaat, der ſie vorzüglich nachgehen, und andere Feldfrüchte kann man dadurch ſchützen, daß man alle 20 Schritte ein oben aufgerichtetes Holz hinein ſteckt, in welches man ein in Franzoſenöl eingetauchtes und oben mit einer Eyerſchaale gegen den Regen bedecktes Läppchen zwängt, und das Läppchen alle 14 Tage anfriſcht, bis die Saat oder andere Gewächſe den Haſen entriſſen ſind. Bey dem Haſen iſt die Jägerſprache ſehr reichhaltig, als: Die Ohren heißen — Löffel. Die Augen bey einigen — Seher. Die Füße — Läufe, die hintern noch insbeſondere — Sprünge. Der Schwanz — Blume, Federlein. Die Haare — Wolle. Die Nahrung — Aeſung. Der Haſe nimmt ſeine Weide oder äſet ſich. Wo er ſitzt — Lager. Statt Färthe ſagen einige lieber Spur, wie von Füchſen, Mardern und von allen Thieren, ſo nicht zum Edelwildpret gehören. Er rückt oder fährt ins Feld oder Holz. Er wird aufgeſtoßen oder aufgeſtochen, wenn er durch Jäger oder Hunde aus dem Lager getrieben wird. Er wird gehetzt. Er wird von Hunden z. B. Windhunden gerahmt, wenn ihm die Hunde ſo nahe kommen, daß ſie zugreifen, ihn aber durch eine Wendung, die er macht, verfehlen. Er wird von ihnen gegriffen, weggenommen oder gefangen. Er ſchreyt, wird erwürgt. Er wird genickt, mit der flachen Hand ins Genick geſchlagen. Er ſitzt oder drückt ſich im Lager. Er lagert ſich im Lager und erhebt ſich aus dem Lager. Er geht ſchnell — läuft nicht. Er ſetzt, ſtatt bringt Junge. Er läuft oder rammelt, ſtatt begattet ſich. Er iſt ein Dreyläufer um Bartholomäi vom erſten Satz. Er iſt fett, nicht feiſt. Er iſt gut oder ſchlecht, nicht dick oder mager. Er ſpringt über Zeuch oder über Gräben und Wege. Man wirft oder weidet ihn aus, wie andres kleine Wild, nicht bricht ihn auf. Er wird geſtreift, abgeſtreift oder ausgezogen, wie der Fuchs, Marder u. a. m., nicht zerwirkt. Einhäſen heißt, wenn man bey einem geſchoſſenen Haſen, auch Rehe, Fuchs u. a. m. den einen Hinterlauf durch des andern durchſchnittene Flechſen ſteckt.

2) Der veränderliche Haſe — Lepus variabilis — wird auch

auch Nordiſcher, weißer, Alpen- Stein- und Schneehaſe genannt. Die Ohren oder Löffel ſind kürzer, als der Kopf, und an der Spitze ſchwarz; der Körper im Winter ganz weiß; der Schwanz, oder die Blume, kurz, und Sommer und Winter weiß. Die Naturforſcher hielten ſonſt dieſen Haſen mit dem vorhergehenden für einerley, und bloß für eine Varietät deſſelben, die in kalten Gegenden des Winters weiß würde, wie das Wieſel. Neuere und genauere Beobachtungen aber haben gelehrt, daß er nicht bloß an Größe, Geſtalt und Sitten abweicht, ſondern auch darin ſich als ein beſonderes Thier zeigt, daß er ſich in Gegenden, wo der gemeine und dieſer beyſammen wohnen, wie in Schottland, nicht mit dieſen vereinigt, noch vielweniger ſich mit ihm begattet. Seine Geſchichte iſt freylich noch nicht ſo vollſtändig, wie die vom gemeinen Haſen, da er dem gewöhnlichen Blick des Naturforſchers ſo weit entrückt iſt, und die Jäger auf den hohen Gebirgen Deutſchlands noch nicht einmal ans Beobachten gewöhnt ſind, geſchweige denn die in den hohen nördlichen Ländern Europens. Was bekannt iſt, beſteht in folgendem: Der veränderliche Haſe hält gewöhnlich in Anſehung ſeiner Größe das Mittel zwiſchen dem gemeinen Haſen und dem wilden Kaninchen, und nur in Amerika auf Hudſonsbay iſt er ſo groß als unſer gemeiner. Die Geſtalt iſt im allgemeinen wie bey dieſem, nur ſind die Gliedmaßen kleiner. Das Haar iſt ſanft, im Sommer von einer weißgrauen mit ſchwarz und rothgelb gemiſchten Farbe; der Kopf röthlichgrau; der Nacken braungrau; die Seiten nach und nach weißgrau, und der Bauch grauweiß; die Blume iſt ganz weiß, ſogar im Sommer; die Fußſohlen dicht mit Haaren beſetzt und ſchwarz, in Sibirien, wo dieſe Thiere einen doppelt dicken Pelz haben, gelb; die Löffel kürzer als an dem gemeinen, und die Ränder und Spitzen deſſelben Sommer und Winter ſchwarz; die Läufe ſehr dünn. Im Winter wird die Farbe ſchneeweiß, und dieſer Farbenwechſel geſchieht gewöhnlich im April und September. Freylich wirkt auf dieſe Farbenänderung das Clima erſtaunlich, ſo daß ſie in Grönland das ganze Jahr durch, und in Lappland zehn Monate des Jahrs weiß ſind, die zwey heißeſten Sommermonate aber die falbe Farbe anlegen. Das Gewicht iſt ſechs und ein halb Pfund, und ſie werden ſehr fett. In ihren Sitten weichen ſie ſehr ab, worunter die auffallendſte Erſcheinung dieſe iſt, daß ſie, wo es ihrer viel giebt, heerdenweiſe leben. In Sibirien verlaſſen ſie die hohen Gebirge, welche die ſüdliche Gränze dieſes Landes ausmachen, ſammlen ſich in unüberzählbare Schaaren und ziehen in die fruchtbaren Ebenen und waldigen nördlichen Gegenden. Neben der Tunguska hat man nemlich Heerden von 500 bis 600 Stück ſchneeweiße Haſen angetroffen, die ſich im wandernden Zuſtande befanden; alle

Früh-

Frühjahre ziehen ſie in noch größern Heerden gegen Süden, und wenn die Tungungska wieder zugefroren iſt, ſo wandern ſie zurück gegen Norden. Die kälteſten und gewöhnlich die höchſten Gegenden in Europa und Aſien, Schottland, Norwegen, Lappland, von Livland an die nordöſtlichen Theile von Rußland und Sibirien und die Ufer der Wolga. In Deutſchland trifft man ſie auf den Salzburgiſchen uud Tyroliſchen und andern ſüdlichen Alpen an, auch in der Schweiz. In Amerika findet man ſie in Hudſonsbay, Canada und Neuland. Sie können nicht geſchwind laufen und halten ſich gern in Felſenritzen auf. Von ihrer Nahrung iſt wenig bekannt. Sie äſen ſich von den Alpengräſern und Kräutern; in Grönland von dem daſelbſt wachſenden weißen Moos; im Winter faſt allenthalben von Birkenknospen u. ſ. f. Wenn man ſie zähmt, welches gar leicht geſchieht, ſo genießen ſie alles, was man ihnen vorlegt, Confekt u. d. gl. Ehe ein Sturm kommt, freſſen ſie ihren eigenen Unrath. Es ſind kurzweilige Stubenthiere. Auch bey der Stubenwärme verwandeln ſie ihre Farbe. Man ſagt, ſie ſetzen des Jahrs nur einmal zwey Junge. In Deutſchland ſchießt man ſie auf dem Anſtande und bey andern Jagden, wenn man ſie bey gutem Balge im Herbſte und Winter antrifft. In andern Gegenden ſchießt und fängt man ſie auf verſchiedene Weiſe. In Lappland werden ſie beſonders in den Gegenden ihres Aufenthalts in einer Art von Netzen, die aus Seilen und Stricken beſtehen und auf der Erde ausgeſpannt werden, gefangen, worin ſie ſich, wenn ſie in den Gebüſchen herum ſtreifen, verwickeln. Das Wildpret iſt unſchmackhaft, beſonders im Winterbalge; doch eſſen es die Grönländer gekocht, und das im Magen befindliche Futter roh. Ihr Unrath giebt ihnen Dachte für die Lampen, und der weiche warme Pelz Kleider für ihre Kinder. Die weißen Winterbälge ſind wie bekannt, ein vortrefliches Pelzwerk, mit welchen die Ruſſen allenthalben hin, ſelbſt nach China, großen Handel teeiben.

3) Das wilde Kaninchen — Lepus Cuniculus — heißt auch Murkchen, Küllen, Canikel, u. das Männchen Ramler, Bock. Die Ohren oder Löffel ſind dünn behaart, an den Spitzen ſchwarz; der kurze Schwanz oder die Blume von der Farbe des Körpers; von den mehr an den Leib gezogenen Läufen die hintern kürzer als der Körper. Die Körperlänge beträgt anderthalb Fuß; der Blume zwey und einen halben Zoll; die Höhe ſechs Zoll und die Schwere vier bis fünf Pfund. Das Weibchen iſt allezeit größer und ſtärker. Die Farbe überhaupt iſt röthlichgrau; der Grund nemlich weißlich aſchgrau, die Mitte ſchwärzlich und das Ende falb oder gelblich. Dieß giebt jene Farbe. An den Seiten wird die Rückenfarbe heller und an den untern Theilen weißlich. Eben ſo wie beym Haſen iſt

iſt der Balg mit doppelten Haaren, kurzen wolligen, feinen und ſtärkern längern beſetzt. So groß die Aehnlichkeit dieſer Thiere mit den Haſen iſt, ſo feindſelig leben ſie mit ihnen, und wenn man ſie einſperrt, ſo verfolgen ſie ſich gewöhnlich ſo lange, bis ein Theil davon ſtirbt. Man will bemerkt haben, daß dann gewöhnlich der Haſe weichen muß. So, wie die von ihnen ſtammenden zahmen Kaninchen, geben ſie durch Klatſchen mit den Hinterläufen ein Warnungszeichen. Sie ſind liſtiger als die Haſen, können hingegen auch nicht ſo geſchwind laufen; im Anfange laufen ſie zwar weit ſchneller, allein in der Folge können ſie es nicht aushalten, und jeder gute Hühnerhund iſt im Stande, ſie auf freyem Felde, wenn ſie nicht in einen Bau flüchten können, einzuholen. Im Anfange ihres Laufes ſind ſie daher auch ſchwerer zu ſchießen als die Haſen, beſonders weil ſie nicht in gerader Linie, ſondern mehrentheils im Zickzack laufen. Wenn ſie in Gefahr ſind, ſchreyen ſie nicht wie die Haſen, ſondern pfeifen hell. Ihre Vermehrung iſt mit der des Haſen in gar keine Vergleichung zu ſtellen, ſiehe unten. Es ſcheint, als wenn bloß das ſüdliche Europa und zwar das alte Griechenland und Spanien das urſprüngliche Europäiſche Vaterland der Kaninchen ſey, von da ſie zuerſt nach Italien und Frankreich und dann in die andern Gegenden, in Deutſchland u. ſ. f. verbreitet worden ſind. In kalten Ländern, z. B. in Schweden und in den übrigen nordiſchen Reichen, halten ſie es im Freyen nicht aus. Dagegen trifft man ſie in den höchſten Gegenden von Aſien und Afrika an. Nach Amerika ſind ſie erſt von Europa aus verpflanzt worden, haben ſich aber in den ſüdlichen Theilen deſſelben außerordentlich vermehrt. Sie halten ſich mehr in als außer der Erde auf. Sie graben ſich nemlich mit ihren weißen langen ſcharfen Nägeln an den Zehen der Vorderfüße Höhlen oder Baue in die Erde, die ihnen zur ſichern Wohnung dienen. Dieſe ſind winklich mit verſchiedenen Ausgängen oder Röhren verſehen, und man findet ſie in bergigen Gegenden in mancherley, ſogar ſteinigem Boden, in Ebenen aber mehr und vorzüglich, wo es ſandig iſt. Ob ſie ſich gleich in Geſellſchaft zuſammen halten, ſo hat doch jedes Paar oder vielmehr jedes Thier ſeine eigne Wohnung, die ſo bequem als möglich eingerichtet iſt. In derſelben befindet ſich am Ende allezeit eine Kammer, deren Eingang ſo enge iſt, daß ihnen der Fuchs, ihr Erbfeind, nicht nachkriechen kann, obgleich die Ein- und Ausgänge durch das häufige Ein- und Ausſchlüpfen oft weit genug ſind, daß er dieſelben durchkriechen kann. Das Weibchen gräbt ſich in einem ſolchen Baue eine eigene geräumige Kammer, welche ihr Wochenbett wird. Zuweilen verſtopfen ſie die Oeffnungen des Baues, wenn ſie ausgehen, daß man ſie nicht finden kann; und wenn ſie an einem Orte Gefahr bemerken, ſo verlaſſen ſie denſelben;

und wenn eine Familie auszuwandern anfängt, ſo folgen die andern alle nach. Gewöhnlich gehen ſie des Abends, ſo bald der Abendſtern aufgegangen iſt, aus dem Baue, ſetzen ſich oben auf denſelben, ſehen ſich munter nach allen Gegenden um, um zu bemerken, ob es auch zum Ausgehen ſicher ſey. Die Nahrung iſt mit der des Haſen faſt einerley und beſteht in Gras, Kräutern, Klee, Kohl, grünen und reifen Getraide und Rüben von aller Art, denen ſie nachgraben. Im Winter ſcharren ſie die Saat auf, freſſen die Knoſpen der Sträucher und ſchälen die junge Schale von dieſen und den Bäumen ab. Wacholderſträuche ſcheinen ihre angenehmſte und zuträglichſte Nahrung zu ſeyn, daher ſie ſich auch in bergigen Gegenden, wo dieſe wachſen, am liebſten aufhalten. Man behauptet, aber wohl mit Unrecht, daß dieſe Thiere in Monogamie lebten. Im Februar und März iſt die Rammelzeit, alsdann ſetzt das Weibchen faſt alle vier Wochen bis zum Oktober vier bis ſechs, auch wohl bis zwölf Junge, welche neun Tage blind ſind und vierzehn Tage in ihrer Höhle auf dem aus Gras und Mutterwolle beſtehenden Wochenbette bleiben. Ob ſie ſich gleich nicht, wie der Setzhaſe, überſchwängern läßt, ſo wird ſie doch gleich nach der Geburt der Jungen wieder trächtig, und kann durch ihre überſchwengliche Vermehrungskraft in einigen Jahren eine Bevölkerung von etlichen Tauſenden zu Wege bringen. Man ſieht daher oft mit Verdruß, daß ſich eine Colonie von vier bis ſechs Stücken, denen man ein kleines Gebiet anwieß, in etlichen Jahren durch ihr beſtändiges Fortwühlen meilenweit ausgebreitet hat. Daher es denn auch gewöhnlich iſt, daß man ihnen gern ein mit Waſſer umgebenes Stück Land eingiebt, wodurch ſie in den vorgeſchriebenen Gränzen bleiben müßen. So lange die Jungen im Baue ſind, pflegt die Mutter beym Ausgehen die Oeffnung ſorgfältig mit Erde zu verſtopfen, die ſie mit ihrem eignen Harn benetzt. Sobald ſie auslaufen, bezeigt ſich der Vater ſehr zärtlich gegen ſie. Er ſoll ſie zwiſchen die Pfoten nehmen, ihnen die Augen lecken, und ſie ſehr freundlich ſtreicheln. Doch ſoll es auch, wie unter der zahmen Raſſe, ſolche Rabenväter unter ihnen geben, die ſie auffreſſen, wenn ſie ſie noch im Neſte antreffen. Im achten Monate ſind die Jungen ſchon zur Fortpflanzung tüchtig und im zwölften völlig ausgewachſen. In warmen Ländern iſt ihre Vermehrung ungeheuer, denn da hecken ſie des Jahrs wohl ſiebenmal und werfen meiſt acht Junge, und ein einziges Paar iſt im Stande, da ſie ſich dann im fünften Monate ſchon wieder vermehren, in vier Jahren eine Population von einer Million, zweyhundert und vier und ſiebenzig Tauſend acht hundert und vierzig Kaninchen hervorzubringen. Hunde, Marder, Iltiſſe, Wieſel, Kolkraben, Rabenkrähen und mehrere Raubvögel ſind ihre Feinde. Das Frett-

chen iſt mit angebohrner Raub- und Rachſucht gegen ſie erfüllt. Von Eingeweidewürmern hat man bis jezt bloß die lanzetförmigen Bandwürmer in ihnen entdeckt. Die Krebſe giebt man auch als Feinde an, indem man bemerkt hat, daß die Kaninchen, wenn einer in ihren Bau gekrochen iſt, herausgekommen ſind, und in vorgeſtellten Netzen haben können gefangen werden. Ob dieß Krebſiren aber immer probat ſeyn möchte, daran zweifle ich faſt. Die Spur iſt der Haſenſpur ähnlich, nur weit kleiner. Da ſie ein ſehr ſcharfes Gehör und einen feinen Geruch haben, ſo kann man ihnen mit der Flinte nicht leicht beykommen, und man muß daher auf dem Anſtande aufmerkſam auf ſich und die Luft ſeyn. Vor dem Vorſteher-Hunde kann man ſie auch ſchießen, wenn ſie auf dem Felde, vorzüglich auf Kleeſtücken ſind. Sonſt muß man ihnen in ihrem Baue beyzukommen ſuchen, und dieß geſchieht durch kleine Dachshunde, beſonders aber Frettchen. Dieſe Jagd heißt das Frettiren. Man umſtellt nemlich mit dem Haſengarne die Gegend des Baues, oder bedeckt mit einem Haubennetze eine Oeffnung und verſtopft die übrigen Gänge, läßt das Frettchen mit einer kleinen Schelle am Halsbande und mit durch ein Kettchen verſchloſſenem Munde, zur Verhüthung des Mordens, hinein, und die Kaninchen flüchten gleich, wenn ſie ihren Feind durch irgend einen Sinn bemerken, rennen in das aufgeſtellte Garn und man ſchießt oder ſchlägt ſie in demſelben todt, oder fängt ſie lebendig. Eben ſo iſt die Jagd mit Dachshunden, wo die Baue weit genug ſind. Das Fangen in eiſernen Fallen und in Schlingen vor ihrer Wohnung iſt nicht ächt weidmänniſch und nur zur bezielten Ausrottung dieſer ſchädlichen Thiere anwendbar. Das Fleiſch oder Wildprett iſt ſüßer als vom Haſen, faſt wie Hühnerfleiſch, gebraten zu trocknen, aber deſto beſſer gekocht mit einer ſauern Brühe. Der Balg iſt ein brauchbares Pelzwerk, vorzüglich zu Unterfutter. Die Haare allein geben feine Hüthe, und mit Seide verſetzt ſchöne Strümpfe und Handſchuhe. Wegen ihrer großen Vermehrung werden ſie in manchen Gegenden für den Landbau ſehr nachtheilig, daher man auch auf ihre Verminderung, wo man ihre Ohren einliefert, apartes Schießgeld, wie für Raubzeug, bezahlt. In den ältern Zeiten waren ſie auf den Baleariſchen Inſeln Majorka und Minorka ſo zahlreich geworden, daß ſich die Einwohner genöthigt ſahen, eine Geſandſchaft an den Kaiſer Auguſt zu ſchicken, um ihnen durch militairiſche Hülfe gegen dieſe läſtigen Creaturen beyzuſtehen. Da ſich einmal in Frankreich die Kaninchen ſo ungeheuer vermehrt hatten, ſo fiel man darauf zu berechnen, daß ein Kaninchen, das ohngefähr auf 12 Sous zu ſchätzen ſey, durch den Schaden, den man an Wühlen u. Aeſung an den Feldern und in Weingärten erlitte, wenigſtens 1 Louisd'or zu unterhalten koſte, und daß ſie den

den Beſitzern einträglicher Grundſtücke noch theurer kämen. Der Prinz von Condé ließ ſie alſo in ſeiner Provinz alle ausrotten, denn er hatte berechnet, daß die Menge dieſer Thiere die Einkünfte ſeiner Ländereyen um die Hälfte vermindert hatte. Die Jägerſprache iſt wie beym Haſen.

Haſelhuhn oder ſchwarzkehliges Waldhuhn — Tetrao Bonaſia — Haſelwildpret, Rothhuhn, Rotthuhn und Jarpe gehört als beſondere Art zur Gattung Waldhuhn. Die Schwanzfedern ſind grau, mit ſchwarzen Punkten und einer ſchwarzen Binde beſetzt, die beyden mittlern ausgenommen. Das Männchen hat eine ſchwarze Kehle, das Weibchen eine hellroſtgelbe. Die Länge dieſes Vogels beträgt dreyzehn Zoll, wovon der Schwanz vier Zoll wegnimmt, die Breite ein und zwanzig Zoll, und die Flügel bedecken zuſammengelegt kaum den vierten Theil des Schwanzes. Männchen und Weibchen ſind in der Größe nicht ſehr verſchieden, und das Gewicht iſt zwey Pfund. Der Schnabel iſt krumm, acht Linien lang, ſtark übergekrümmt, ſchwarz, an der Wurzel gelblich; die rundlichen Naſenlöcher ſind, ſo wie die Schnabelwurzel, dicht befiedert; der Augenſtern nußbraun; die Schienbeine ein und drey Viertel Zoll hoch, faſt halb befiedert, vorn geſchuppt; die Zehen geſchuppt, gefranzt und ſo wie der nackte Theil der Beine hellbräunlich. Oberkopf, Oberhals und Oberrücken ſind roſtfarben mit ſchwarzen Wellenlinien und röthlich aſchgrauen Federſäumen; die Kopffedern können haubenförmig in die Höhe gehoben werden; der Mittelrükken, Unterrücken und die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes hellaſchgrau und roſtfarben gemiſcht mit dunkelbraunen Sprizungen und ſchmalen dunkelbraunen ungleichen Querlinien und in der Mitte jeder Feder auch mit einem dergleichen Längsſtreifen; über den Augen iſt ein hochrother warziger Fleck, und hinter demſelben ein weißer Strich bis in den Nacken; die Wangen ſind roſtroth; die Kehle ſchwarz mit einer weißen bandförmigen Einfaſſung, die ſich von der Stirn anfängt; der Unter- und Seitenhals nnd die Seiten der Bruſt rothbraun mit ſchwarzbraunen Wellenlinien und Flecken, und großen einzelnen weißen Endſäumen; die Mitte der Bruſt, des Bauchs und die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit großen halbmondförmigen ſchwarzbraunen Flecken, wodurch dieſe Theile wie geſchuppt werden; die Seitenfedern roſtbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; die Schenkelfedern roſtgrau; die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel ſchwarz und roſtfarbig gefleckt, allenthalben dunkelbraun beſpritzt und einzeln mit großen weißen Punkten, die längs dem Rücken der Flügel herab in einer Reihe ſtehen, beſetzt; die kurzen, einwärts gebogenen Schwungfedern dunkelbraun, die mittlern an der äu-

äußern Fahne und an den Spiz- zen mit röthlichen Flecken, die dunkelbraun beſprizt ſind, und die vier letzten wie die Deckfedern; die Deckfedern der Unterflügel dunkelbraun mit röthlich weißen Flecken; die Achſelfedern weiß mit einzelnen dunkelbraunen Querſtreifen; der Schwanz, der aus ſechzehn Federn beſteht, iſt zugerundet, etwas erhaben gebogen, die beyden mittlern Federn, wie die Deckfedern des Schwanzes, die übrigen hellaſchgrau, unregelmäßig dunkelbraun geſtreift, geſtrichelt und klar gefleckt, vor dem Ende mit einer breiten ſchwarzen Binde, und an den Spitzen weiß. Das Weibchen iſt nur etwas kleiner; der kahle Augenfleck bläſſer; der Oberleib dunkler und ſtärker ſchwarz gefleckt; die Kehle, ſtatt ſchwarz, hell roſtgelb und dunkelbraun gefleckt und ohne weiße Einfaſſung; die Wangen kaſtanienbraun, mit ſchwarzen Strichen; der Unterhals hellroſtfarben und ſchwarzbraun gefleckt; die weiße Farbe des Bauchs unreiner; die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel rothbrauner und die weißen Flecken auf denſelben gelblich; die untern Deckfedern des Schwanzes roſtfarben mit dunkelbraunen Querlinien und weißen Spitzen; die vordern Schwungfedern auf der äußern Fahne mit röthlich weißen Kanten. Eine Varietät iſt das bunte Haſelhuhn. Was beym gewöhnlichen Haſelhuhn ſchwarz iſt, iſt hier weiß, und das bräunliche weißröthlich. Die Haſelhühner ſind wilde, ſcheue, verſteckte Vögel, die ſehr ſchnell laufen, aber wegen ihrer kurzen Flügel nicht hoch und lange anhaltend fliegen können. Sie ſind ſehr vorſichtig und ſitzen daher immer lauſchend auf den niedrigen Aeſten der Bäume. Ihre Stimme, womit ſie ſich zur Zeit der Begattung locken, iſt ein Pfeifen, das klingt, wie wenn ein Menſch durch die Vorderzähne hoch pfeift. Sie ſind in den gebirgigen und waldreichen Gegenden von Europa bis Lappland hinauf zu Hauſe. Vermiſchte Holzungen ziehen ſie allen andern vor und vorzüglich findet man ſie da, wo Abhänge und Gründe ſind, die Haſelnußſtauden und Birken enthalten. Ich habe ſie immer mehr in den tiefen gebirgigen Waldungen als in den Vorhölzern angetroffen; in Feldhölzern ſieht man ſie faſt gar nicht; es müßte ſich denn im Winter eins dahin verſtreichen. Es ſind Standvögel, die nur im Herbſte und Winter in ihrer Heimath bald auf dieſem bald auf jenem Berge und Forſtort ſind. Im Oktober ſieht man ſie in der Abenddämmerung vorzüglich ſtreichen. Sie ſind denn, wie die Rebhühner, familienweiſe beyſammen, fliegen aber nicht dicht bey einander, ſondern neben und hinter einander in einiger Entfernung, zu jener Zeit fängt man ſie auch in der Schneuß. Die Nahrung haben ſie mit dem Birkhuhn faſt gemein. Im Sommer und Herbſte ſuchen ſie Inſekten und Beeren zu ihrer Nahrung auf, vorzüglich lieben ſie die Vogelbeeren; im Winter und Frühjahre gehen ſie den Haſel-

Birken = Erlenzäpfchen und Knoſpen nach, und freſſen auch die Spitzen von Heidelkraut, Fichten, Wachholdern u. ſ. w. Die Balzzeit fällt in das Ende des Aprils und den Anfang des Mays. Das Männchen pfeift alsdann dem Weibchen, und macht ebenfalls auf dem Boden allerhand artige Stellungen und Gebehrden mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanze. Da man ſie immer paarweiſe findet, ſo ſcheinen ſie in Monogamie zu leben. Die Henne verbirgt ihr Neſt im dichten Gebüſch, Moos oder Heidekraut, umlegt es mit vielem Geniſt, womit ſie die acht bis zwölf hellroſtfarbenen, mit Dunkelbraun geſteckten Eyer, beym Aufſteigen bedeckt. Sie werden drey Wochen bebrütet. Die Jungen laufen gleich mit der Mutter davon und verſtecken ſich bey der geringſten Gefahr. Zur Zeit der erſten Paarung geht die Familie auseinander, um neue zu machen. Die Feinde ſind eben die, welche der vorhergehende Vogel hat. Außerdem müßte ihre Vermehrung groß ſeyn. Man ſchießt ſie im Herſt und Frühling durch Nachahmung ihrer Locktöne, welche auf den von einer Gelbweſpe verurſachten Knötchen der Buchenblätter und auf Pfeifen aus Gänſeknochen und Haſenläuften nachgepfiffen werden können. Sie gehen auch in die Sacknetze und Bügelbohnen in die Schneuß. Ihr Wildpret wird für das weißeſte, zärteſte, ſchmackhafteſte und geſündeſte unter allem wilden Geflügel gehalten. Der Schaden, den ſie an den Bäumen thun ſollen, iſt für nichts zu achten. Eine Geſellſchaft oder Familie heißt Kette oder Volk. Ihr Pfeifen heißt Piſten. Sie fallen zu Baum oder Bäumen.

Haſenfüßiges Waldhuhn oder Schneehuhn — Tetrao Lagopus — gehört mit vorigem zu einer Gattung und heißt auch weißes Birkhuhn, Haſelhuhn, wildes Rebhuhn, Weißhuhn, Steinhuhn, Schneehaſe, Ptarmigan, Rypen, weißes Moraſthuhn, Europäiſches Schneehuhn. Die Zügel ſind ſchwarz; die Schwanzfedern ſind ebenfalls ſchwarz und haben weiße Spitzen; die Füße ſind bis auf die Fußſohlen mit haarigen Federn bedeckt. Die Sommer- und Winterfarbe ändert ſich im Norden. Das Schneehuhn hat die Größe einer Ringeltaube, iſt ſiebenzehn Zoll lang und zwey und zwanzig breit; der Schwanz hat vier Zoll und die Flügel reichen bis faſt an die Mitte; das Gewicht iſt 14 bis 20 Unzen. Der Schnabel iſt kurz, acht Linien lang und, ſo wie die breiten Nägel, ſchwarzblau; die Schienbeine ſind ein und ein Viertel Zoll hoch und, ſo wie die Zehen, mit weißen haarigen Federn dicht beſetzt. Ueber den Augen iſt ein ſcharlachrother warziger Fleck; die Zügel ſind ſchwarz; Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel ſind roſtbraun mit feinen und ſchwarzen aſchgrauen Linien durchſchnitten und hie und da mit weißen Flecken beſetzt; die Bruſt iſt unterbrochen grau braun; Flügel, Bauch,

Af-

After und die langen Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; die Schäfte der ſieben erſten Schwungfedern ſchwarz; von den vierzehn Schwungfedern ſind die äußerſten ſchwarz, am Ende ſchön weiß eingefaßt, die mittlern wie der Rücken. Das Weibchen iſt kleiner; die Warzenſtelle über den Augen nicht ſo groß; die ſchwarze Zügel fehlen gewöhnlich und das Gefieder iſt ohngefähr wie bey der Birkhenne; faſt der ganze Leib hat nemlich auf einem gelbbraunen mit Weiß vermiſchtem Grunde vom Schnabel bis zum Schwanze unzählige ſchwarze Querſtreifen; alles obige iſt wie beym Hahne. In Deutſchland bleibet dieſe angegebene Sommerfarbe faſt unverändert, nur zeigen ſich hier und da mehrere und größere weiße Flecken. Im Norden aber geht im Herbſt dieſe Sommerfarbe in Weiß über, außer daß die ſchwarzen Zügel und Schwanzfedern bleiben. Im Norden werden ſie für ſehr einfältige Vögel ausgegeben, denen man nur Brod vorzuhalten braucht um ſie zu fangen, und denen man die Schlinge über den Kopf ſchleudern könne. In Deutſchland aber ſollen ſie ſo ſcheu, wie das übrige Waldgeflügel ſeyn, und nicht leicht zum zweytenmal auf ſich ſchießen laſſen. Sie leben außer der Paarzeit in Ketten von fünfzehn bis zwanzig Stück zuſammen, haben einen ſchweren Flug, aber einen deſto ſchnellern Gang, ſcheuen das blendende Sonnenlicht und den Wind, und drängen ſich bey dieſen, ſo wie bey den Regengüſſen, dicht an die Gegenſeite der Bäume an. Ihre Stimme ſoll dem Gelächter eines Kindes nicht unähnlich ſeyn. Andere ſagen, ſie ſchreyen wie die Hirſche. Die nördlichen Länder der alten Welt ſind die eigentliche Heymath dieſes Federwildes, das aller Kälte trotzet; in dem ſüdlichen Europa bewohnt es nur die höchſten Schnee-Gebirge. Man findet es daher ſehr häufig in Lapland, Island, Norwegen, Schweden, Rußland, Grönland, Schottland, auf den Schweizer- und Savoyiſchen Alpen, auf den Tyroler, Salzburger und Steyermarker-Gebirgen, und auch bey Nagold, am Anfange des Würtemberger Schwarzwaldes. In andere Gegenden Deutſchlands verfliegen ſie ſich nur im Winter zuweilen. Sie halten ſich gewöhnlich auf den höchſten Berggipfeln auf, ausgenommen in Rußland, wo ſie ohne Unterſchied Gebirge, Wälder, Ebenen und Moräſte bewohnen. Sie leben von den Knospen, Kätzchen, Schößlingen und Blättern verſchiedener Bäume und Sträucher, vorzüglich der Fichten und des Lerchenbaums, der Birke, Aspe und Saalweide, von allerhand Beeren, Heidekraut und andern Gebirgspflanzen, und von mancherley Inſekten. Ihre Falz- oder Balzzeit iſt im April und May und gegen das Ende des Junius legen die Hennen ſechs bis zehn röthliche, ſchwarzbraun gefleckte Eyer auf die Erde auf einen ſteinigen Platz. Sie ſcheinen in Monogamie zu leben, denn wenn das Huhn getödtet iſt, ſo verläßt es

es der Hahn nicht, und kann alſo auch leicht getödtet werden. Es iſt zwar ſchwer und mühſam, ſie aufzuziehen, allein es glückt doch mit Ameiſeneyern, Lerchennadeln, Hühnerdarmkraut, feinem Gebirgsſand und friſchem Waſſer. Ihre Feinde ſind Raubthiere und Raubvögel, auch die ſogenannte Schneehuhnlaus. Die Tyroler, und Salzburger Gemſenjäger ſchießen die meiſten im Frühjahre und Herbſte. Beym Auffliegen ſtreichen ſie einige hundert Schritte weit vorwärts und fallen dann in einen Baum oder Strauch, wo ſie nicht leicht wieder abfliegen. Die Isländer und Grönländer ſollen ſie bey tiefem Schnee in Schlingen fangen, die ſie von einem Felſen herab und den Schneehühnern vorhalten, welche dann beym Fortfliegen darin hängen bleiben. Ihr Wildpret, beſonders von jungen Vögeln, ſoll vortrefflich ſchmekken, und mit dem Haſenwildpret Aehnlichkeit haben. Die Grönländer eſſen ſie entweder zubereitet, oder halb faul, und auch mit Robbenſpeck. Sie füllen auch die Eingeweide mit friſchen Thranöl und Beeren, und halten dieſe Koſt für eine große Delikateſſe. Aus den Häuten mit den Federn machen ſie Hemden, und die Federn, beſonders die Schwanzfedern, gehörten ſonſt zu ihrem Putz.

Haſenbaitze iſt die Haaſenjagd, wenn die Falkenierer mit abgetragenen Falken die Haſen fangen.

Haſenjagd iſt die Art und Weiſe, ſich der Haſen lebendig oder todt zu bemächtigen, es geſchiehet durch Suchen mit dem Hunde, auf dem Anſtande, durch Treibjagen, durch Hetzen, durch Forciren mit dem kleinen Zeuge und durch Baitzen.

1) Durch Suchen mit dem Hunde. Hier muß man vorzüglich unterſuchen, wenn man die Haſen am beſten im Felde oder im Holze ſuchen kann; das heißt, wenn die meiſten Haſen im Felde, oder wenn ſie im Holze anzutreffen ſind. Im Felde findet man ſie vorzüglich, wenn früh, um die Zeit, da die Haſen zu Holze zu gehen pflegen, der Wind ſtark wehet, und das dadurch verurſachte Rauſchen der Blätter die Haſen zurück ins Feld ſcheuchet. Oder wenn im Herbſte das Laub und die Eicheln ſtark fallen, wofür ſich die Haſen ebenfalls ſehr fürchten. Um dieſe Zeit findet man ſie gemeiniglich in der ſogenannten Fälge, oder den umgepflügten Kornſtoppeln, denn da iſt der Boden am lockerſten, daß ſich die Haſen Lager machen können. In den Saatfeldern hingegen werden ſie, durch die, welche an der Beſtellung derſelben arbeiten, in den Herbſtfutterſtücken, durch die Futter hohlenden Weiber, und in den Sommerſtoppeln durch die Hirten geſtört. Im Holze hingegen ſind ſie am meiſten in kalten Wintertagen, wenn der Erdboden zu ſehr gefroren iſt, daß ſie ſich denn im Holze dahin ſe-

ſetzen, wo ſie die Sonne beſcheinet, die kalte Luft aber durch Bäume abgehalten wird. Auch im ſpäten Sommer und zu Anfange des Herbſtes, wenn die Felder abgeerndtet, und die Felder von Menſchen und Vieh voll ſind, im Holze aber das Laub noch nicht fällt. Vorzüglich aber ſind ſie im Holze, kurz zuvor ehe es ſchneyet, und man kann ſich ſicher darauf verlaßen, daß binnen ein oder zwey Tagen Schnee liegt, wenn die Haſen an einem ſchönen Tage des ſpäten Herbſtes im Holze ſitzen. Doch ſind von allem dieſen die Holzhaſen auszunehmen, denn dieſe gehen blos des Nachts ins Feld, um ihre Nahrung zu ſuchen. Ferner kömmt auch viel auf die Gegend an, wo man lebt, denn in der Ebene giebt es mehrentheils Feldhaſen und dieſe gehen nur dann zu Holze, wenn ſie eine von obigen Urſachen hinein treibet. In gebirgigen Gegenden hingegen findet man ſie mehrentheils im Holze und an den Abhängen der Berge, denn die meiſten ſind Holzhaſen. Auch aus der Witterung kann man ſchließen, ob, und wo man Haſen ſuchen kann; ingleichen ob ſie halten oder nicht; denn bey gutem Wetter im Frühjahre und Herbſte, auch im ſpäten Herbſte in den Mittagsſtunden bey warmen Sonnenſcheine, ſo wie im Winter, wenn es früh gefroren und die Sonne des Mittags den Froſt aufgezogen hat, halten die Haſen allezeit gut im Felde aus, welches ſie auch dann thun, wenn des Nachmittags und die Nacht hindurch Schnee gefallen iſt, und die Haſen verſchneyet hat, weil ſie, aus Furcht für dem Schneegeſtöber nicht aus ihrem Lager gehen, dann halten ſie auch den andern Tag ſo feſt, daß man ihnen ganz nahe auf den Leib kommen kann. Halten bey einer ſo eben beſchriebenen Witterung die Haſen nicht, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſtürmiſche Witterung beverſtehet, vor und bey welcher ſie eben ſo wenig halten, als bey hartem Froſte, da die Haſen des Polterns wegen, das die Schützen im Gehen verurſachen, herausfahren, ſo wie ſie auch in der Rammelzeit niemals aushalten, ſondern allemal ſo hoch und locker ſitzen, daß der leiſeſte Fußtritt eines einzelnen Mannes ſie aus ihrem Lager treibet. Die Haſen ſucht man entweder auf dem Felde, oder im Holze; auf dem Felde braucht man einen guten Hühnerhund, der vor Haſen ſtehet, keinen unangeſchoſſenen Haſen verfolget, dem angeſchoſſenen, der da ſchweißet, hingegen ſo lange nachgehet, bis er ihn fängt, tod beißet und ſeinem Herrn bringet, welches letztere er auch mit dem thun muß, der auf dem Flecke liegen bleibet. Dieſes nennet man apportiren. Auch darf er weder zu nahe noch zu weit von ſeinem Herrn revieren, denn da hält jeder Haſe beſſer, als vor einem zu flüchtig, oder zu kurz revierenden Hunde. Jaget man bloß zum Vergnügen, ſo iſt die Anzahl der Schützen willkührlich. Von einem ordentlichen Revierjäger aber verlange ich, daß er

mit ſeinem Hühnerhunde allein ſuche, denn bey mehrern Schüzzen halten die Haſen nicht ſo gut, die Hunde, wenn deren mehrere ſind, revieren nicht ſo gut, ſondern werden zu hitzig, und ſtoßen manchen Haſen auf, vor dem ſie ſonſt ſtehen würden, und unter mehrern Schützen giebt es auch welche, die fehlen, oder zu Schanden ſchießen. Im Holze ſuchet man die Haſen mit einem lautjagenden Hunde, er ſey nun ein Hühner- großer, oder kleiner Jagdhund, Dachshund ꝛc. was er wolle. Das weitere Verfahren dabey ſiehe Rehjagd.

2) Auf dem Anſtande ſchießet man die Haſen entweder früh oder abends, theils am Holze, theils im Felde; der Anſtand am Holze iſt der beſte, denn die Haſen halten ihre Wechſel und ihre Stunden richtig, und man kann überzeugt ſeyn, wenn man ſich dahin ſtellt, wo man den Abend vorher einen Haſen hat heraus laufen ſehen, daß man dieſen Abend gewiß zum Schuße kömmt. Im Felde hingegen iſt es ein bloßes Ohngefähr, wenn man zu Schuß kommt; denn die Haſen laufen die ganze Nacht im Felde herum. Am Holze ſtellet man ſich ſo an, daß des Abends der Wind vom Holze nach dem Felde und dem Schüzzen zu, und des Morgens vom Felde auf das Holz und den Schützen zugehe, damit die Haſen keinen Wind von dem Schüzzen bekommen. Die rechte Anſtandszeit iſt abends von Sonnenuntergang an, ſo lange man ſehen kann; im Auguſt u. September aber muß man lange vorher und ganz gewiß halb 6 Uhr ſchon auf dem Platze ſtehen, denn um dieſe Zeit rücken ſchon viele Haſen ins Feld. Mit dem Feldanſtande iſt nicht eher etwas auszurichten, bis Schnee liegt, dann aber muß man nicht vom Abende an, ſondern des Nachts nach 10 Uhr auf den Anſtand gehen, und für die Haſen Möhren, Kraut ꝛc. haben, um ſie dadurch anzukörnen. Denn die Haſen ſuchen ihre Nahrung nicht eher, als gegen Mitternacht, und dann nehmen ſie die Körnung gewiß an, ſo daß man dabey ohnfehlbar zum Schuße kommt.

3) Durch Treibejagen, ſ. d. Wort.

4) Durch Hetzen mit Windhunden, ſ. Hetzen.

5) Durch Forciren. Dieſes iſt eine bloße Luſtjagd für große Herren, da ihrer einige mit flüchtigen Pferden in einiger Entfernung von einander halten, und einen aufgejagten Haſen, den zugleich die Hunde jagen, ſo lange mit ihren Pferden verfolgen, bis er ermüdet, und von den Hunden entweder gefangen, oder von den Jägern mit Peitſchenhieben getödtet wird. Ein Hauptvortheil dabey iſt der, wenn man den angejagten Haſen, nachdem er eine Zeitlang ſich ganz außer Athem gelaufen, einige Minuten ruhig läßt, da er ſich denn drücket und ſo ſteif

wird,

wird; daß man ihn ſodann in kurzer Zeit bekommen kann.

6) Mit dem kleinen Zeuge; wozu man entweder halbe Tücher und zwar 6 Tücher brauchen kann, in deren Ermangelung aber ordentliche Haſennetze nehmen muß. Man ſtellet damit das Stück Holz ein, das man ausjagen will, und läßt es an einer Seite offen, wo die Schützen angeſtellt werden; unterdeſſen jagt man das Holz mit Hunden oder Treibern aus, daß die Haſen entweder den Schützen zu- oder an die Netze laufen; dieſe aber müßen feſtgeſtellt werden, damit die Haſen ſich nicht fangen, ſondern an den Netzen herunter und bey die Schützen laufen müßen. Will man die Haſen gern an einen Ort des Holzes zuſammen haben, ſo verlappet man des Nachts vorher den übrigen Theil des Holzes inwendig, und von außen auch ohngefähr 50 Schritte davon mit Federlappen auf niedrigen Forkeln, zu welchen man Leute ſtellt, die ſie in Bewegung erhalten, damit die Haſen ſich dafür ſcheuen, daran herunter laufen und da ins Holz rücken, wo ſie ſollen, und das Holz nicht verlappt iſt.

7) Durch Baitzen, ſiehe Baitzen.

Haſenkaſten iſt ein, von dünnen Brettern verfertigter, und mit einem Deckel verſehener Kaſten, ſo groß, daß man einen lebendigen Haſen darinnen von einem Orte zum andern bringen kann, dabey man ihm durch Löcher, in die Decke gebohrt, hinlängliche Luft verſchafft. Es giebt auch Haſenkaſten, ſo groß, daß einer einen Wagen ausfüllet, worinnen ſo viel Fache ſind, als die Größe des Kaſtens verſtattet, deren jedes ſo groß iſt, daß ein lebendiger Haſe darinnen Raum hat. Man umziehet dieſe Kaſten inwendig mit Leinwand, damit ſich die Haſen nicht die Köpfe einſtoßen, und giebt ihnen Hafer, Graß und Waſſer zur Nahrung hinein.

Haſennetz iſt ein Netz, das man zur Haſenjagd brauchet. Es wird von ſtarkem Bindfaden dreyſchäftig geſtrickt, jede Maſche iſt 3 Zoll vierkantig, und das ganze Netz hundert Ellen lang und zwey Ellen hoch, die Schlagleinen ſind neun Garnfäden ſtark. Die Hacken, Heftel und Forkeln macht man nach gehörigem Verhältniße des Ganzen, in Rückſicht der Größe und Stärke. Um die Netze zu ſtellen, braucht man ein Pfahleiſen, um die Löcher damit in die Erde zu ſtoßen, und einen hölzernen Schlägel, um die Heftel damit einzuſchlagen, denn mit einer Axt macht es zu viel Lärm, und verſcheucht die Haſen. Beym Stellen nimmt einer den Heftel in die rechte Hand, faßet das aufgebundene Netz zum Ablaufen, und trägt den Hacken verkehrt auf der linken Schulter, während ein anderer ihm den Heftel, und etwas vom Netze vom Haken nimmt, einſchlägt und anbindet, worauf der

der Erſte mit dem Netze ablauft. Alsdenn ziehet er es ſcharf an und ſchlägt es hinten nach aus, daß es nicht verdrehet werde und deſto beßer ſtelle. Die Jagd mit Netzen iſt nicht allen Jagdberechtigten vergönnet, und müßen ſolche ausdrücklich mit deren Ausübung beliehen ſeyn. Ueberhaupt ſollten ſie wenig, und nur an gefährlichen Grenzen gebraucht werden, weil dadurch viel Haſen aufgerieben werden.

Haſenſprung iſt ein Knochengelenke an den Hinterläuften des Haſen, dem man Heilkräfte, beſonders zu Beförderung der Wehen bey Gebährenden, zuſchreibt.

Haube nennen die Falkeniere die Kappe, die ſie dem Falken aufſetzen, um ihn deſto eher zu zähmen, dieſes Geſchäft nennen ſie hauben. Die Falken werden anfänglich mit der Reuſchhaube gehaubet, in der Folge aber, wenn man ſie zu tragen anfängt, haubet man ſie ordentlich. Beym Hauben muß man ſich vorſehen, daß man dem Falken den kleinen Finger nicht ins Genick ſtoße, weil viele die unartige Gewohnheit haben, ſich bey Annäherung der Hand auf den Rücken zu werfen. Manche Falken ſuchen ſich feßellos zu machen, oder beißen in die Stange oder in den Handſchuh, einem ſolchen muß man eine Haube mit einem Schnabelfutter aufſetzen, welches vorn bey dem Schnabel in der Gegend der Naſe auf beyden Seiten Luftlöcher haben muß, um dem Falken die Luft nicht zu benehmen. Die Falkeniere tragen gewöhnlich eine Falkenhaube, als Zeichen ihres Metiers, auf dem Huthe.

Haubenente — Anas Fuligula, Linn. — Der Schnabel dunkelbleyfarben, an ſeiner bauchigen Erweiterung gegen den Nagel hin mit kleinen Vertiefungen verſehen; der Kopf an den Seiten etwas zuſammengedrückt; ein herabhängender Federbuſch auf dem Scheitel; der Körper ſchwärzlich; Bauch u. Spiegel weiß, die Hinterzehe gelappt — am Männchen Kopf, Oberhals und Bruſt ſchwarz, entenhälſig glänzend — am Weibchen ſchmutzig ſchwarzbraun. Sie iſt 16 Zoll lang und variirt in der Farbe nach dem Alter; denn die Farbe, ſowohl an Kopf als Hals und Bruſt, wird immer dunkler, ſie iſt nemlich nach der erſten Mauſer, wo vorher die Männchen den Weibchen ähnlich ſehen, a) hellkaſtanienbraun, wird aber b) nach und nach kaſtanienbraun, dann c) dunkelbraun, d) im Alter gar am Kopfe oder an den Schläfen, am Unterhals und Oberbruſt entenhälſig. Eben ſo wird der Rücken nach und nach dunkler, iſt a) braun, dann b) ſchwarzbraun, dann c) olivenſchwarz. Eben ſo nimmt der Federbuſch an Länge nach und nach zu, und am Weibchen fehlt er das erſte Jahr faſt ganz. — Man findet auch eine Spielart mit weißer Stirn. Naumanns Vögel. III. S. 353. Taf. 57. Fig. 85. Weibchen. Ihr Wohnort

ort iſt der Norden von Europa und Aſien; in Deutſchland ſieht man ſie im Spätherbſt u. Frühjahr auf dem Zuge auf Seen und Teichen heerdenweis, doch nicht alle Jahre. Sie wählt zu ihrer Nahrung Fiſche, Fröſche, Muſcheln und Waſſerkräuter, und hat auch noch folgende Namen: Europäiſche und gemeine Haubenente, Reiher- Reiger- Strauß- Schopf- Schups- Moor- Mur- und Moderente, Schwarzkopf, ſchwarze, rußige, rußfarbige, buſchige Ente, kammige kriechende Straußente, ſchwarze See-Ente mit dem Federbuſche und weißem Flügelſtriche, Freſcke, kleine Tauchente, Pfeifente, kleine Haubenente.

Haubenlerche, oder auch Schopf- Kobel- Häubel- Haide- Weg- Haus- und Salatlerche, Schubslerche, gehaubte Lerche, Weinlerche, Kammlerche, gehörnte Lerche, große Lerche, Lerche von Brie, Roſtflügel, Kothmönch, Bürle, und Töppellerche, Zopf- und Kothlerche — Alauda cristata — gehört zur Gattung Lerche als eine beſondere Art. Der Knpf hat einen ſpitzigen Federbuſch; die Schwanzfedern ſind ſchwarz, die beyden äußern nach außen roſtgelb. Dieſe Lerche hat die Größe der Feldlerche, iſt aber etwas ſtärker und kürzer, auch iſt ſie ihr in der Farbe ähnlich; nur heller. Die Länge iſt ſieben Zoll, wovon der Schnabel ſieben Linien und der Schwanz zwey und einen halben Zoll wegnimmt. Die Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt ſtark, groß, der Oberkiefer vorn merklich übergehend und gekrümmt, die Farbe bleyfarben, an der Spitze ins hornbraune fallend; der Augenſtern dunkelkaſtanienbraun; die Füße gelblichaſchgrau; die Schienbeine einen Zoll hoch; die Nägel hornbraun; die hintere Kralle ſehr lang, ob gleich nicht ſo lang als an der Feldlerche. Der ganze Oberleib iſt hellröthlichgrau, alle Federn in der Mitte ſchwarzbraun; über die Augen läuft bis zu den Ohren ein röthlichweißer Strich; auf dem Kopfe ſtehen acht bis zehn lange, zugeſpitzte ſchwärzliche Federn, die im Aufrichten einen ſchönen Federbuſch bilden, der gerade in die Höhe ſteht; die Steißfedern ſind blaßroſtgelb; das Kinn iſt röthlichweiß; der Unterleib röthlichweiß, Hals und Oberbruſt mit dreyeckigen ſchwarzen Flecken beſetzt; die Schwungfedern dunkelbraun; die Unterflügel ſchön roſtröthlich; die Schwanzfedern ſchwarz, die beyden äußerſten auf der äußern Fahne mit einer roſtgelben Kante und Spitze. Das Weibchen hat mehrere, rundere ſchwarze Flecken an der Bruſt und einen weniger hohen Federbuſch. Sie hält ſich faſt immer auf der Erde auf, fliegt ſelten auf einen Baum, und fliegt überhaupt ſehr wenig. In ihrem Fluge gleicht ſie der Baumlerche. Wenn ſie aufgejagt wird, ſo ſetzt ſie ſich gleich wieder auf die Erde nieder; ſetzt ſich aber auch auf Zäune und Dächer. Man erkennt ſie in der Ferne ſchon an dem kurzen Schwanze, ihrem Fluge

und der Haube, die ſie nicht ganz glatt niederlegen kann, wie andere Lerchen. Ihr Geſang iſt ungemein angenehm und abwechſelnd, und ſcheint aus dem Geſange der Feldlerche und des Hänflings zuſammen geſetzt zu ſeyn. Sie iſt auch ſehr gelehrig und ahmt die Geſänge der Vögel in der Jugend nach, und ſoll ſogar kurze Lieder pfeifen lernen. Sie läßt oft ganze Nächte ihren Geſang hören. Ihre Lockſtimme iſt Hoi, hoi! Düdiqui! Merkwürdig iſt, daß ſie allezeit bey ihrem Gezänke, das ſie oft anfängt, ſingt. Die Kopfhaube kann ſie nach Gefallen aufheben und niederſenken, und läuft außerordentlich geſchwind mit aufgerichtetem Kopfe und Haube. Sie ſcheint unter allen Lerchen die größte Lebenskraft zu beſitzen, denn ſie dauert ſehr viele Jahre in der Stube aus, ohne zu kränkeln, und wenn ſie auch keine ausgeſuchten Nahrungsmittel bekömmt. Auch die Reproductionskraft ihrer Federn iſt merkwürdig, faſt alle vier Wochen ſind ihr die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen, da ſie bey andern Vögeln nur einmal des Jahrs ausfallen und wieder wachſen. Nur im Herbſte und Winter trifft man ſie im mittlern Deutſchland in den Städten und Dörfern, auf den Landſtraßen, Miſtſtätten, vor den Ställen und Scheunen unter den Sperlingen und Goldammern, einzeln und in Menge an. Im Sommer beſucht ſie das nördliche Deutſchland, Dänemark, Schweden, Rußland, Frankreich und Italien. Sie bewohnt die Gebüſche und Gärten, die den Feldern nahe ſind, die Heerſtraßen in Waldungen und ſelbſt die Dörfer, die hoch liegen und an das Feld ſtoßen. Im Oktober trifft man ſie in Thüringen ſchon einzeln auf den Landſtraßen an, wo ſie ſich mit den weißen Bachſtelzen herum beißt, zu Ende dieſes Monats vereinigen ſie ſich in kleine Geſellſchaften und fliegen um die Städte und Dörfer auf kahlen erhabenen Plätzen herum, und in kalten Wintern kommen ſie in großen Zügen ſelbſt in die Städte und Dörfer. Sie nährt ſich von kleinen Inſekten, kleinem Geſäme und Hafer. Ihr Neſt legt ſie auf der Erde unter vertrockneten Gebüſchen, und unter Erdſchollen, in Gärten unter die Gartengewächſe, oder auf die Lehmwände, an. Ja ſie baut auch wohl auf die Strohdächer. Sie legt vier bis fünf weißgraue, roſtgrau gewölkte und oben dunkelbraun gefleckte Eyer, und der Aberglaube ſagt, daß ſie die Kröten ausbrüteten. Die Feinde hat ſie mit der Baumlerche gemein, ſo wie auch die verſchiedenen Arten des Fanges und der Erlegung. Wenn ſie im Winter auf die Höfe und vor die Thüren kommen, ſo darf man nur Siebe, Gärnchen oder Leimruthen aufſtellen und Hafer auf einen gekehrten Platz werfen, um ſie zu fangen. Ihr **Fleiſch** iſt ſchmackhaft, doch weniger als von der Feldlerche.

Haubenmeiſe. — Parus criſtatus — **Kuppen**= Kupf= Schopf=

Schopf⸗ Kobel⸗ Strauß⸗ Haubel⸗ Heubel⸗ Hörner⸗ und Heidenmeiſe. Der Kopf iſt mit einem Federbuſche geziert und um den Hals geht ein ſchwarzes Halsband. Sie iſt etwas ſtärker als die Blaumeiſe, vier und einen halben Zoll lang, wovon der Schwanz ein und einen Drittel Zoll wegnimmt; der Schnabel iſt vier Linien lang und ſchwarz; der Augenſtern nußbraun; die Füße ſind bleyfarben und ſieben Linien hoch. Der Scheitel hat einen Federbuſch, der aus ſtufenweis ſpitzulaufenden ſchwarzen, weißgeſäumten Federn beſteht; die Stirn iſt weiß und ſchwarz geſchuppt; die Wangen ſind hellaſchgrau, von unten und hinten ſchwarz eingefaßt; vom Schnabel läuft ein breiter röthlichweißer Streifen bis in den Nacken; im Nacken befindet ſich ein ſchwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals einſchließt, und ſich vorn an der Bruſt mit der ſchwarzen Kehle vereinigt; der Rücken iſt röthlichgrau; die Bruſt und der Bauch weißlich; die Seiten roſtröthlich; die Flügel und der Schwanz graubraun. Das Weibchen hat eine etwas niedrigere Haube. Man bemerkt an ihr eben die Munterkeit, wie an den andern Meiſenarten. Sie kriecht immer in den Gebüſchen herum, und liebt daher vorzüglich diejenigen Schwarzhölzer, wo es viel Wachholdergebüſch giebt. Ihre Lockſtimme iſt auszeichnend; ſie klingt ſchnurrend: Görrrky. Sie ſingt auch einige unmelodiſche Strophen. Man trifft ſie in ganz Europa an; allein ſie iſt einzelner, als die andern Meiſenarten. Vorzüglich liebt ſie die gebirgigen Nadelhölzer. Sie bildet keine Flüge, ſondern lebt einzeln, oder führt die Tannenmeiſen und Goldhähnchen auf ihren Streifereyen an. So viel man bemerkt hat, nimmt ſie einerley Nahrung mit der Tannenmeiſe zu ſich. In der Stube aber iſt ſie zärtlicher, und alt will ſie ſich faſt gar nicht gewöhnen laſſen. Sie niſtet des Jahrs zweymal, in hohlen Bäumen und Stöcken, in Steinritzen und in verlaſſenen Elſter⸗ und Eichhornsneſtern. Das Neſt iſt eine Unterlage von grünem Erdmoos, von weißen Flechten, von Schaaf⸗ und Pflanzenwolle, Küh⸗ und Hirſchhaaren. Das Weibchen legt 8 bis 10 Eyer, welche ſchneeweiß, dicht und klar blutroth, beſonders am obern Ende gefleckt ſind. Die Jungen werden meiſt mit Raupen aufgefüttert. Ihre Feinde ſind wie bey der Tannenmeiſe. Man fängt ſie in Geſellſchaft der Tannenmeiſe, wiewohl ſehr einzeln, da ſie ohnehin ſelten iſt. Ihr Fleiſch ſchmeckt wie von der Tannenmeiſe. Sie nützt in Nadelwäldern durch ihren Inſektenfraß.

Hauen ſagt man vom Biber, wenn er allein, oder in Geſellſchaft mehrerer, einen Baum, durch Beißen mit den Zähnen, fället.

Hauend Schwein iſt ein vollkommen erwachſenes wildes Schwein, männlichen Geſchlechts, wenn

wenn es wenigſtens vier Jahre und drüber alt iſt. Sein Gewehr ſtehet drey Finger breit heraus, und iſt ſehr ſcharf und ſpizzig. Ein ſolches Schwein hat viel Muth und Stärke, und ſchonet, wenn es verfolgt wird, oder verwundet iſt, weder Menſchen, Hunde, noch Pferde. Auch ſie ſelbſt kämpfen in der Brunftzeit mit einander, wobey ſie oft verwundet, bisweilen auch wohl getödtet werden. Sie ſuchen ſich davon durch Reiben an harzigen Bäumen zu heilen, wovon ihre Haut endlich ſo ſtark wie ein Panzer wird. Wenn ſie während des Kampfs einen Wolf gewahr werden, ſtellen ſie den Kampf ein und gehen mit vereinten Kräften auf den Wolf loß. Im ſechſten Jahre wird er ein Hauptſchwein. Siehe d. Wort.

Hauptjagen iſt eine ſolche Jagd, da man das Wildpret in einen gewiſſen Bezirk zuſammen treibet, dieſen mit dem nöthigen Zeuge umſtellet, und darinnen das Wildpret auf den Lauft vor den Schirm jaget, wo es gefället wird. Dergleichen Jagen geſchehen gewöhnlich zur Hirſchfeiſtzeit, oder zur Sauhätze, bisweilen auch auf beſondern Befehl der höchſten Herrſchaften. Der Vornehmſte der Jägerey muß, um ein ſolches Jagen auf jedesmaligen Befehl gehörig anſtellen zu können, wiſſen, was jeder ſeiner Untergebenen vor Reviere hat, was in denſelben von Hirſchen und Sauen, der Anzahl und Stärke nach, vorhanden iſt, und wo ſie ihre Wechſel haben. Den Tag vor der Jagd muß das Zeug an ſeine Beſtimmung abgefahren werden, da man denn nach deſſen Menge den Ueberſchlag ſeiner Eintheilung macht. Kann man einen Bach oder Quell im Jagen haben, ſo iſt es deſto beſſer, damit die Hunde ſowohl als das Wildpret, ſich während des Jägens erquicken können. Nun kömmt es darauf an, einen Ort zu finden, wo die Herrſchaften mit Wagen und Pferden zu den Schirmen kommen können. Es muß aber auch hinlängliches Dickigt, und der Lauf ſo viel wie möglich eben, oder doch nicht ſehr abhängig ausgeſucht ſeyn, dabey auch auf den Wind, daß er aus dem Walde nach dem Laufe und dem Schirme zugehe, Rückſicht genommen werden. Nun wird durch die Beſuchjäger mit den Leithunden auf beyden Flügeln zugleich vorgeſucht, um die Anzahl der darinnen befindlichen Haupthirſche und andern Wildprets zu beſtätigen, nachher ſtellt man das Quertuch, durch welches der Lauft gehen ſoll, bindet und knebelt daran die hohen Tücher zu beyden Seiten auf die Hauptflügel, ſodann führet man das Zeug ab, ſtellt und verwahret es gehörig, ſo weit es reichet. Daran ſtellet man die alten und Mitteltücher, an dieſe die doppelten und zulezt die einfachen Tücher. Ein mehreres ſiehe Abjagen und Treiben.

Hauptleine iſt die oberſte Leine eines Jagdtuches oder Netzes.

Haupt-

Hauptschwein iſt die ſtärkſte Gattung von wilden Schweinen männlichen Geſchlechts, welchen Nahmen es gewöhnlich vom ſechſten Jahre an führet. Es unterſcheidet ſich von einem hauenden Schweine dadurch, daß ſein Kopf, Rüſſel und die Vorderblätter ganz grau, die Gewehre vier Finger breit herauf ſtehen, groß, ſtark, etwas gebogen, nicht zu ſcharf, von Farbe gelblich und nur an den Spitzen weiß iſt. Ein Hauptſchwein gehet auch geſchrenkt, mit den Klauen aus- und mit den Ballen einwärts, und macht Schritte einer reichlichen Elle lang. Seine Färthe iſt 3 bis 4 Finger breit, und der Schrank eine Spanne, mehr oder weniger weit, je nachdem das Schwein feſt über dem Rücken iſt, oder weit aus einander geſperrte Keulen hat.

Haupttreiben, ſ. Treiben.

Hauptwände heißen die Wände an einem ſolchen Lerchenfange genannt, der mit vier Seitenwänden geſtellet und mit einem darzu geſtrickten Himmel überzogen wird.

Hauptzeichen ſind die untrüglichen Kennzeichen, nach welchen man einen Hirſch von einem Thiere unterſcheiden und ohnfehlbar anſprechen kann.

Hausſchwalbe — H. urbica, Linn. — Der Schwanz ungefleckt; der Rücken bläulich ſchwarz; der Unterleib ganz weiß. Sie iſt 5 Zoll lang. Farbenvarietäten: 1) Weiße — ganz weiß. 2) Bunte — mit weißen Schwingen und Schwanz. Sie hat ihren Wohnort in Städten und Dörfern. Sie zieht in Heerden weg. Die Nahrung iſt wie bey allen Schwalben; doch vorzüglich hoch in der Luft fliegende Bremen. Man findet ihr Neſt zugebaut, außerhalb der Häuſer an Balken, Wetterbrettern u. ſ. w. mit 4 bis 6 weißen, braunpunktirten Eyern; — heißt auch Mehl- Fenſter- Giebel- Leim- Lauben- Dach- Dorf- Land- Kirch- Spyr- und Spirkſchwalbe, Speyerl, äußere Hausſchwalbe, Murſpyr, Münſterſpyr, Weißſpyr.

Haut werden mit Ausnahme des Bären die behaarten Felle der wilden Thiere genannt, welche man am Bauche aufſchärft und das Fleiſch aus der Haut wirket.

Hecken nennet man das Fortpflanzungsgeſchäft der kleinen Vögel.

Heckjagen nennet man eine Jagd, die man nicht in Hauptholzern, ſondern bloß in Büſchen anſtellt. Siehe **Beyjagen**.

Heeringsmeve — Larus fuscus — gehört zur Mevengattung als eigene Art. Der Schnabel an der Spitze iſt oben erhaben und herabgekrümmt, und unten mit einer ſtarken Hervorragung; Kopf, Hals u. Schwanz ſind

ſind weiß; Rücken und Deckfedern der Flügel aſchgraubraun; die Schwungfedern dunkelbraun, am Ende mit einem weißen Flekke, und die beyden äußerſten am Ende ſchwarz, die Füße ſind vierzehig und die Länge beträgt 23 Zoll. In der Jugend wechſelt ſie ſehr in den Farben ab, nemlich: Kopf und Hals ſind weiß, dunkelbraun geſtrichelt; der Bauch weiß, dunkelbraun in die Quere geſtreift; der Oberleib dunkelbraun mit gelblichweißen Kanten; der weiße Schwanz am Ende ſchwarz mit weißer Spitzenkante; der Schnabel ſchwarz. Sie wohnt am Meerſtrande, aber auch auf Landſeen, z. B. in Schleſien, Sachſen ꝛc., und zieht im Spätſommer durch Deutſchland. Ihre Nahrung ſind überhaupt Fiſche, und beſonders Heeringe. Das Neſt bauet ſie aus dürrem Graſe und legt drey ſchmuzig weiße, ſchwarzgefleckte Eyer. Man nennt ſie auch braune, große braune, gefleckte Meve, große Hafmeve, große Graumeve, Bürgermeiſter und Rathsherr.

Heerſchnepfe, Becaſſine, gemeine Schnepfe, Heerdſchnepfe, Waſſer- Sumpf- Ried- Graß- Mooß- und Bruchſchnepfe, Doppelſchnepfe, Ketſchnepfe, Waſſerhühnchen, Himmelsgeis, Schnibbe, Harekenblatt, Haberziege, Haberbock, Haberlämmchen, Schnepfchen, Schnepflein, Vogel Caspar, Herrn- und Fürſtenſchnepfe, kleine Pfuhlſchnepfe, Haar- und Kätſchſchnepfe, — Scolopax Gallinago — gehört zur Schnepfengattung als eine beſondere Art mit folgenden Kennzeichen:

Der Schnabel iſt ſehr lang, an der Spitze kolbig und höckrig; der Kopf hat der Länge nach zwey ſchwarze und drey rothgelbe Streifen; der Bauch iſt ungefleckt; die Füße ſind braungrün. Die Heerſchnepfe hat ohngefähr die Größe einer Wachtel, iſt zehn Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und einen Viertel Zoll wegnimmt, und ſechszehn Zoll breit und die Flügel legen ſich auf zwey Drittheil des Schwanzes zuſammen. Der Schnabel iſt drittehalb Zoll lang, gerade, dünn, an der Spitze breit und kolbig und mit lauter eckigen Knötchen beſetzt, ſchmutzig grüngelb, nach der Spitze zu ſchwarz; der Augenſtern nußbraun; die Füße ein und einen Viertel Zoll hoch und mit den ganz geſpaltenen Zehen braun ins grünliche fallend; die Nägel ſchwarz. Der kleine Kopf iſt der Länge nach durch zwey ſchwarze und drey rothgelbe oder roſtfarbene ganz getrennte Streifen getheilt, von letztern läuft einer mitten über den Kopf bis in den Nacken, und der andere über jedem Auge hin; zwiſchen Schnabel und Auge iſt ebenfalls noch ein dunkelbrauner Strich; Wangen und Kinn ſind weiß, erſtere mit einzelnen ſchwarzen Punkten; der Oberhals dunkelbraun und roſtroth geſprenkelt; die Kehle und der Unterhals ſchwarz und roſtgelb gefleckt, indem nemlich die Federn ſchwärzlich ſind und nur roſtfarbene lanzetförmige Spitzen

zen haben; Bruſt und Bauch ſind weiß; Rücken und Schultern dunkelbraun mit vielen roſtfarbigen Querlinien und vier der Länge nach laufenden roſtfarbenen Streifen, die an den Seiten ins Weiße auslaufen und in der Mitte ſchwarz ſind; die obern Deckfedern des Schwanzes ſind ſehr lang, röthlichbraun ſchwarz und grau gemiſcht; die Seitenfedern weiß mit dunkelbraunen Querbinden; die Schenkelfedern grau; der After dunkelbraun und roſtfarben geſtreift, auch wohl rein roſtgelb; die größern Deckfedern und vordern Schwungfedern dunkelbraun mit weißen Spitzen, die der dritten Ordnung dunkelbraun mit weißlichen und gelblichen Streifen; die kleinern Deckfedern dunkelbraun mit rothbraunen Spitzen; die erſte Schwungfeder mit weißer äußern Fahne und Schafte; die Unterflügel weiß und ſchwarz geſprenkelt; die vierzehn Schwanzfedern ſind an der Wurzel ſchwarz, dann mit einem dunkelorangefarbenen und einem ſchmalen ſchwarzen Streifen durchzogen und an der Spitze hell roſtfarben oder weiß. Das Weibchen ſieht am Kopfe und Unterleibe immer etwas heller aus, und ſcheint, wenn ich nicht irre, auch immer etwas größer zu ſeyn. In der Jugend ſind die Streifen am Kopfe noch nicht ganz deutlich, und man findet daher welche mit dunkelbraunem und ſchwarzem Scheitel. Dieſe Schnepfe iſt außerordentlich ſcheu, und dabey auch liſtig. Sie bleibt ſo lange als möglich in ihrem Stande im Graſe auf der Erde niedergeduckt, und ſieht, ob man vor ihr vorbey gehen will; kömmt man ihr aber zu nahe, ſo fliegt ſie blitzſchnell auf. Es giebt faſt keinen Vogel, der ſo allgemein über die ganze Erde verbreitet wäre, als dieſer. Er iſt in ganz Europa, von Island an bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, und in Aſien von den Arktiſchen Gegenden Sibiriens bis Zeylon zu finden. Im nördlichen und mittleren Amerika iſt er allenthalben anzutreffen. Sein Aufenthalt ſind Sümpfe u. Moräſte, in welchen er am Tage gewöhnlich hinter den Binſenhügeln ſtill liegt und des Nachts die offenen Plätze beſucht. Es ſind Zugvögel, die im September und Oktober wegziehen und im März und April wieder kommen. Sie ſtreichen ſchon zu Ende des Junius. Man trifft ſie dann allenthalben auf naſſen Wieſen, Rieden, Triften und an Gräben an. Wenn man ſie zuweilen einzeln bey uns im Winter antrifft, ſo ſind dieſe vermuthlich aus dem Norden, wie diejenigen, welche in England überwintern. Sie werden zuweilen in den kälteſten Wintern, wie im Dezember 1798, in den Thüringiſchen Vorbergen bey unzugefrornen Quellbächen angetroffen. Gewürme und Inſekten, Sumpf- und Graswurzeln ſcheinen ihre Hauptnahrungsmittel zu ſeyn; ihr ſcharfer Geruch und empfindlicher Schnabel macht, daß ſie dieſelbe durch Einſtechen in den Boden, und in die Exkremente der Thiere leicht finden

den können. Sie ſollen auch Hafer freſſen; daher einige ihrer Benennungen. Im April und May legt das Weibchen auf einen Binſenhügel, oder in eine ausgeſpülte Erdhöhle auf einige dürre Kräuter, Strohhalmen und Federn vier bis fünf ſchmutzig olivenfarbige mit großen dunkelbraunen und einzelnen aſchgrauen Flecken beſetzte Eyer, und brütet ſie in drey Wochen aus. Die Jungen laufen gleich aus den Eyern davon. Ihre Feinde ſind Iltiſſe, Sumpfottern, Kolkraben, Rabenkrähen u. Elſtern, welche der Brut nachſtellen, u. mehrere Raubvögelarten den Alten. Die gemeine Hühnerlaus iſt auch oft in ſolcher Menge auf ihnen anzutreffen, daß ſie ohnfehlbar dadurch leiden müßen. Man hat von ihr folgende Jägerbeobachtungen. Sie iſt im Anfange, wenn ſie ſtreicht, außerordentlich ſcheu, und wenn ſie noch ſchaarweiſe liegt, hält ſie den Hund nicht leicht ab, und ſchwärmt lange herum, ehe ſie ſich wieder niederläßt. Wenn ſie ſpäter im Herbſte erſt fett iſt, dann liegt ſie feſter und fliegt auch nicht ſo ſchnell und ſchwankend. Die Heerſchnepfen gehören zur niedern Jagd. Man ſchießt ſie auf dem Striche vor dem Hunde. Man fängt ſie in Nachtnetzen, wie die Lerchen, auch in Schlag- und Stecknetzen und in Schlingen. Das Wildpret gehört zu den Delikateſſen. Sie werden unausgenommen zurecht gemacht. Durch ihr oft wiederholtes Geſchrey ſollen ſie die Veränderungen des Wetters anzeigen.

Heft, Heftel. Siehe Häft.

Hegen heißt im Jagdausdrucke ſo viel als **Schonen**, **in Ruhe laßen**. Daher die Zeit, da das Schießen und Jagen verboten iſt, die Hege- oder Schonzeit genennet wird; auch wird dadurch die Vermachung oder Begrenzung eines Revieres durch Zäune, Säulen oder Steine verſtanden.

Hegereuter iſt ein Forſtbedienter, der ſeinem Range nach unter dem Oberförſter und über dem Fußknechte ſtehet, ſonſt auch reitender Förſter genannt wird. Von ſeinen Pflichten ſ. Forſtbediente und Jäger.

Hegeſäule iſt eine hölzerne Säule, dergleichen an den Grenzen der landesherrl. Jagdreviere mehrere aufgerichtet ſind, als Grenzzeichen zwiſchen dem landesherrlichen Geheege und den Revieren der Vaſallen, oder zwiſchen erſtern und der Koppeljagdreviere, oder auch, wenn bisweilen ein Stück landesherrliches Reviere verpachtet wird, ſo wird dieſe durch dergleichen Säulen von dem landesherrlichen Geheege verſchieden. Im letztern Falle muß der Inhaber des Pachtrevieres Hegeſäulen, auf ſeine Koſten, in gehörigem Stande erhalten, und eingehenden erſetzen.

Henne, Huhn, iſt der Name des Weibchens aller zum Hühnergeſchlechte gehörigen zahmen

men und wilden Vögel, als der Haus = Trut = Faſan = Auer = Birk = Haſel = Brom = Waſſer- und Rebhühner. Siehe alle dieſe Wörter.

Herabſchießen, Stoßen iſt ein Ausdruck bey der Falknerey, den man brauchet, wenn der Falke aus der Luft auf das Wild ſtößt. Thut er dieſes mit beſonderer Heftigkeit, ſo ſagt man: „er ſchießt (ſtößt) in der Runde.

Herabſtürzen ſagt man, von den großen Raubvögeln, als Adler, Geyer ꝛc., wenn ſie die vierfüßigen Thiere ſo verfolgen, daß ſie ſich von den Felſen herabſtürzen müßen.

Herbſtſtand nennet man diejenigen Oerter, wo die Hirſche und das Wildpret zur Herbſtzeit ſich gern ihren Aufenthalt wählen.

Herzkammer iſt derjenige Theil des Wildprets, zwiſchen den beyden Bügen, wo die Ribben züſammen ſtoßen, und das Herz liegt.

Heſſen heißt dem Parforcegejagten Hirſche an den Hinterläuften die Flechſen entzwey hauen, daß er nicht mehr ſtehen kann, damit ihn die Herrſchaft abfangen kann.

Hetzen iſt eine Jagd, die man mit Windhunden betreibt, welche Haſen, auch mit unter Füchſe und Rehe zu fangen, abgerichtet ſind. Es geſchiehet auf folgende Art: Es reuten oder gehen einer oder mehrere Jäger mit einem oder mehrern Stricken Windhunden, wovon jeder Strick aus 2 bis 3 Hunden beſtehet, (bisweilen wird die Hetze auch mit einem einzelnen Hunde verrichtet, den man einen **Solofänger** nennet) über die Felder. Wenn nun ein Haſe, jedoch nicht über 100 bis 150 Schritte, herausfähret, ſo wird ein Strick Windhunde, unter dem Zurufe: **Hetz! Hetz!** loßgelaßen, welche dem Haſen ſo lange nachlaufen, bis ſie ihn fangen, oder verweiſen, d. h. bis er ihnen ganz aus den Augen kömmt. In Holzgegenden ſtellet man Netze vor das Holz, in welche die Haſen, welche vor den Hunden im Holze Zuflucht ſuchen, gefangen werden. Dieſes nennet man ins Garn hetzen. Die Zeit des Hetzens iſt vom Anfange der Schießzeit, bis Froſt eintritt, da dann das Hetzen nicht angehet, weil die Hunde ſich die Füße auf dem Froſte wund laufen, der aber den härtern Läuften des Haſen nichts ſchadet. Ein gleiches iſt der Fall bey ſehr trockner Herbſtwitterung. Eben ſo wenig iſt bey ſehr naßer Witterung gutes Hetzen, da die ſchwerern Hunde tiefer in den Koth treten, als der leichtere Haſe, der ihnen alſo gewöhnlich entgehet. Bey eingetretenem Schnee geht das Hetzen wieder ſehr gut, und noch beßer, als zu jeder andern Zeit, ſo lange bis der Schnee eine Rinde vom Froſte bekömmt, bey welcher ſich die Hunde die Füße

auch wund laufen. In der Rammelzeit muß das Hetzen ganz unterbleiben, denn eine trächtige Häſin wird allezeit leichter gefangen, als ein flüchtiger Rammler, der ohnehin um dieſe Zeit nicht aushält, und welcher Schade geſchieht nicht einem Reviere, dem die trächtigen Häſinnen genommen werden! Die beſten Stunden zum Hetzen ſind im zeitigen Herbſte des Morgens auf dem Thauſchlage, da die Haſen am beſten aushalten, weil ſie ſich für der Näße fürchten. Im ſpäten Herbſte und Winter ſind die beſten Hetzſtunden die Mittagsſtunden, weil die Haſen zu der Zeit am beſten aushalten. Da der Haſe bergan, wegen ſeines Körperbaues, weil ſeine Hinterläufte weit höher ſind als die Vordern, viel beßer Laufen hat, als die Hunde, ſo thut man wohl, wenn man in ſolchen Gegenden hetzet, auf die Anhöhen noch einen Jäger mit einem oder ein paar Windhunden (nach dem Hetzausdrucke auf die Vorhetze) ſtellet, welcher, wenn der Haſe den Berg herauf kömmt, und die Hunde ermüdet etwas zurück bleiben, ſeine Hunde losläßt, die dann den Haſen mit friſchen Kräften anfallen und bald fangen.

Hetzgarten, Hetzhauß, Hetzplatz iſt ein freyer Platz, der mit Gebäuden umgeben iſt, auf welchem allerley wilde Thiere, als Bären, Tiger, Auerochſen ꝛc. mit Hunden gehetzt werden. Die umſtehenden Gebäude ſind für die Zuſchauer beſtimmt, und in deren Untertheile werden die Thiere aufbewahret und durch Fallthüren, die man aufwindet, heraus und wieder hinein gelaßen. Bis jetzt iſt in Deutſchland keiner der Art mehr vorhanden, als in Wien.

Hetzhunde ſind ſolche Hunde, die man zur Hetze der wilden Thiere, wie nicht weniger zur Sauhatze braucht; als: Engliſche Doggen, Bullenbeißer, Däniſche und andere Blendlinge, Saufänger ꝛc. Die Windhunde, die man zur Haſenhetze braucht, ſind hieher nicht zu rechnen. Man erziehet die Hetzhunde am beſten, wenn man ſie, ſo bald ſie im Stande ſind Luder zu freßen, auf eine Scharfrichterey in die Koſt giebt, wo ſie dergl Koſt in Menge, und auch Gelegenheit haben, herum zu laufen, wovon ſie feuriger und ſchneller werden, als wenn ſie immer an der Kette liegen müßen. Die Churſächſiſ. Scharfrichter ſind ſämmtlich zur Aufnahme der landesherrlichen Hetzhunde angewieſen.

Hetzloß iſt der Zuruf eines Jägers an ſeine mithetzenden Kameraden, wenn ſie nur einen Strick Windhunde haben, damit ſie ſich ſo ſtellen ſollen, daß ſie auf den Seiten ſind und die Hunde gemeinſchaftlich in der Mitte haben. Derjenige nun, bey welchem ein Haſe herausfährt, ruft dem Andern, der die Hunde bey ſich hat, das Hetzlos! zu.

Hetzriemen iſt ein langer, zum Führen der Windhunde beſtimm-

ſtimmter Riemen, den der Jäger über den Hals von der linken Schulter herab und den rechten Arm durchgeſteckt, hängen hat. Das andere Ende iſt durch die Ringe an den Hundehalsbändern geſteckt, deren 1, 2 bis 3 an einem ſolchen Hetzriemen geführt werden.

Heuſcheune, Heuſchuppen, auch Wildſchuppen genannt, iſt ein, in Thiergärten und andern Wildprets-Geheegen erbauetes Gebäude, unter deßen Dach das Wildpret in harten Wintern mit Heu, Grummet ꝛc. gefüttert wird. Man legt es am liebſten am Abhange auf der Mittagsſeite eines Berges oder ſonſt an einem, der Sonne ausgeſetzten Platze, in deßen Nachbarſchaft auch ein Bach oder eine Quelle, die nicht zufrieret, befindlich iſt. Die Größe einer ſolchen Scheune und die Anzahl der Scheunen in einem Reviere, iſt der Menge des Wildprets, das in derſelben Gegend ſeinen Stand hat, angemeſſen, die Scheune ſelbſt aber beſtehet unten aus bloßem Säulwerk, zwiſchen welchem Raufen angebracht ſind; oben darüber aber iſt ein Boden zu Aufbewahrung des Futters. Die Nordſeite, wenn ſie nicht durch einen Berg oder dicke Gebüſche für den zu ſtarken Stürmen verwahrt iſt, muß mit Bretern verſchlagen ſeyn. In einer ſolchen Scheune wird das Wildpret mit Heu, Grummet, Laub, jungen Kieferreiſern, auch wohl mit Getraide, Stroh ꝛc. gefüttert und die Raufen täglich voll Futter geſteckt, ſo lange bis das Wildpret durch ſein Außenbleiben zeiget, daß es dieſer Fütterung nicht mehr bedarf. An manchen Orten wird auch das Wildpret auf dem bloßen Erdboden, ohne Raufe und Scheune gefüttert, die Kräfte des dürren Futters aber gewöhnlich durch die Wirkungen der Witterung ausgezogen, daß ſie dem Wildpret nicht zu Statten kommen.

Hifte, Hiefe, Hieffe abſtoßen, heißt beym Blaſen mit dem Hifthorn, den Athem mehr oder weniger abbrechen.

Hifthorn, Hüfthorn, Hiefhorn, iſt ein kleines, gerade ausgehendes Horn, das die Jäger an ihrem von der linken Schulter nach der Rechten Hüfte zu hängenden Hornfeßel tragen. Ein ſolches Horn wird von dem Horndrechsler aus gekochtem Büffelshorn gemacht, in ein, in einen Klotz gebohrtes Loch gezwänget, das Loch durchgebohret, dann heraus genommen, das Mundſtück daran gedrechſelt und vorn am Schallloche mit etwas rothen Wachs gepüft. Sodann bindet es der Riemer ein, und endlich wird es in dem Hornfeßel befeſtiget. Man hat dreyerley Hifthörner, nemlich: 1) Zinken, die einen klaren Laut von ſich geben und auf welchem die Jungen lernen, 2) Mittelhörner, Halbrüdenhörner, deren Ton mittelmäßig iſt, und 3) Rüdenhörner, welche einen groben tiefen Ton haben.; gemeiniglich aber

braucht

braucht man, weil letztere zu unbequem zum Führen ſind, die Mittel- oder Halbrüdenhörner. Die Jäger tragen das Hifthorn, theils um einen von dem andern zu unterſcheiden, theils um während des Treibens durch drey Hiefe anzuzeigen, wo ſie ſind, und endlich, um im Treiben das Jagen zu blaſen. Ein Jägerburſche muß in der Lehre folgendes blaſen lernen: 1) mit einem Stoße einen langen Hift, 2) drey lange, reine Hennebergiſche Hifte, 3) ſo viel kurze Hifte, als ſein Athem erlaubet, um die Endenzahl der Hirſche anzuzeigen; 4) kurze Hifte nach einander reinlich abſtoßen; 5) einen langen Hift mit Rundel und Triller.

Hilo iſt der Zuruf der Falkenirer, mit welchem ſie die in der Luft ſich befindenden abgerichteten Falken wieder an ſich locken.

Himmel heißen Garne, welche ſpiegelicht geſtrickt, aber nicht zum Fangen, ſondern nur zum Abhalten als Decken angebracht ſind, dergleichen man bey dem großen Lerchenfange an den Treibezeugen und auch an der Schneehaube bey dem Hühnerfange hat.

Hindin iſt nach der Benennung mancher Gegenden, das Weibchen des Rothwildprets, ſo lange ſie ihr Geſchlecht noch nicht fortgepflanzet hat, welches gewöhnlich ein Schmalthier genennet wird.

Hinterlaß, Zurückbleiben, die Erfüllung, iſt ein Zeichen in der Färthe eines alten, guten, feiſten Hirſches, welches daher entſtehet, weil ihm, in eben dem Maaße als er erfüllt, und die Keule vollkommener wird, die in derſelben herunter gehende Flechſe kürzer, und er dadurch verhindert wird, mit dem hintern Laufte in den vordern Tritt zu ſchreiten, der dann gewöhnlich eine handbreit zurück bleibt.

Hirſch — Cervus elaphus — zum Unterſchiede von dem Dammhirſche, insgemein der edle Hirſch genannt, iſt das erſte vornehmſte nnd edelſte unter allem Wildpret unſers Vaterlandes, und gehöret im Linneiſchen Syſteme als eigene Gattung in der 5ten Ordnung unter die wiederkäuenden Thiere, nach Blumenbach unter die Thiere mit geſpaltenen Klauen und nach Pennant unter die zweyhufigen Thiere. Er wird daher mit vollem Rechte zur hohen Jagd gerechnet. Mehr davon ſiehe unter Rothwild.

Hirſchbrunſt, iſt die Zeit, in welcher ſich das Rothwildpret begattet. Sie fängt gegen die Mitte des Septembers an, und dauert bis gegen Ende des Oktobers. Jetzt trennen ſich die Hirſche, die vorher in Geſellſchaften beyſammen lebten, und ſuchen, jeder für ſich, die Thiere aufs emſigſte. Findet nun einer ein Thier, ſo bleibt er dabey, bis er von einem ſtärkern vertrie-

trieben wird. Die innerliche Hitze der Brunft verurſachet ihm einen ſchwarzen Flecken unter dem Ziemen, der der Brand genennet wird; das viele Schreyen aber, das er um dieſe Zeit hören läßt, verurſachet ihm einen dicken Hals oder Kropf mit langen Spießhaaren bewachſen. Die Hitze treibt das Wildpret beyder Geſchlechter oft der Abkühlung halber in Brudel und Sümpfe, wovon ſie immer am ganzen Leibe voller Koth werden. Ein in voller Brunft ſtehender Hirſch iſt ganz wüthend, weichet vor nichts, und beſchädiget oft Menſchen und Vieh. Er gehet ſtets hinter dem Wildpret her, und wenn er einen andern ſchreyen höret, ſo antwortet er viel heftiger. Siehet er aber wirklich einen andern, der noch kein Wild hat, ſo gehet er auf ihn loß und verjagt ihn; oder ſie kämpfen mit einander mit der größten Geſchwindigkeit und Wuth, daß man das, durch das Zuſammenſtoßen ihrer Geweihe verurſachte Klappern ſehr weit hören kann. Zuweilen verwirren ſie ſich mit ihren Geweihen ſo in einander, daß ſie nicht wieder aus einander können, und beyde auf dem Platze enden müſſen; überhaupt werden viele krum, lahm und zu Schanden geſtoßen, manchen koſtet es wohl gar das Leben. Wenn einige Hirſche unter einen Trupp Thiere kommen, ſo ſuchen ſie ſolche zu trennen, welches ihnen zwar ſelten glückt, erreichen ſie aber ihren Entzweck, ſo gehet jeder mit einigen Stücken Wild einen beſondern Gang. Während dieſer Zeit darf niemand in die Wälder kommen, um einige Arbeit zu verrichten, noch viel weniger darinnen hüten, oder einen Hund hinein bringen; auch darf kein Fleiſcher mit Kälbern und Hunden durchziehen. Man kann die Hirſche auch auf der Brunft ſchießen, wenn man die Zeit und den Ort weiß, wo Hirſche auf der Brunft ſtehen. Hier ſtellet man ſich des Abends und früh vor Tage auf den Wechſeln, oder wo man Hirſche ſchreyen höret, an, und ſuchet ihnen durch Kriechen, Beſchleichen und andere Vortheile nahe zu kommen; iſt der Hirſch zu weit, ſo locket man ihn durch Zerknicken kleiner Zweige und Stäbchen, das er für die Annäherung eines andern Hirſches hält, näher, bis er ſchußmäßig iſt. Dieſes iſt aber bloß eine Jagd für große Herren, denn gewöhnlich wird zur Brunftzeit kein Hirſch geſchoßen.

Hirſchkreutz, Hirſchbein, iſt ein kleiner kreutzförmiger Knochen, der aus der Zuſammentreffung der Pulsadern im Herze, durch die Länge der Zeit bey alten Hirſchen entſtehet, und dem ehedem der Aberglaube allerley Heilkräfte zuſchrieb. Bey jüngern Hirſchen entſtehet er erſt in Geſtalt einer Gallerte, woraus in der Folge ein Knorpel und endlich dieſer Knochen wird. Man findet ihn auch bey alten Ochſen.

Hirſchenden ſ. Hirſch, Geweih, Ende.

Hirſchfänger, heißt das Seitengewehr des Jägers, womit er nöthigen Falles Hirſche, Dammwild und Schwarzwild erleget.

Hirſchfeiſte, Hirſchfeiſtzeit, Feiſtzeit, iſt die Zeit von der letzten Hälfte des Julius bis zu Anfange der Brunſtzeit, da der Hirſch am feiſteſten und beſten iſt, auch die ſogenannten Zecken an der Haut, die ihn vorher unanſehnlich machten, verloren hat. Um dieſe Zeit ſtellet man ihm, wie natürlich, am meiſten nach; der Hirſch aber iſt dann auch am vorſichtigſten, denn er ziehet vor Nachts 11 = oder 12 Uhr nicht zu Felde, und bereits vor Tages Anbruch wieder zu Holze. Ein zu dieſer Zeit vorgenommenes Jagen heißt ein ordentliches, oder Hirſchfeiſtjagen.

Hirſchgarn, Hirſchnetz, Hirſchſeil iſt ein, zur Hirſchjagd gehörendes Netz, das gleich einem Tuche (ſ. d. W.) 80 doppelte = oder 160 einfache Waldſchritte, oder 200 Ellen, mit gehörigen Buſen, ſtellet, und 9 Ellen hoch iſt. Man hat dazu 21 Steine guten Hanf nöthig, welcher beym Spinnen nicht zu ſehr zuſammen gedrehet werden darf, damit das Netz, wenn es naß wird, nicht zuſammen laufe. Die Leinen dazu werden neundräthig, ſo ſtark wie ein kleiner Finger geſchlagen, und einigemale durch Waſſer gezogen, um zu verſuchen, ob ſie etwa zuſammenlaufen, oder ſich ringeln. Das Holz, worüber es geſtrickt wird, muß 8 Zoll breit ſeyn, damit die Maſchen 8 Zoll, und wenn ſie angeſpannt ſind, 16 Zoll ins Gevierte ſtark werden. 20 bis 24 ſolcher Maſchen machen die Höhe des Netzes aus, und die Ober= und Unter = Leinen müſſen 20 Faden ſtark, wie zu den Mitteltüchern geſchlagen werden. Hiezu braucht man 11 Forkeln, 4 reichliche Ellen lang und von mittelmäßiger Stärke, nebſt 2 großen ſtarken Hefteln. Jede Forkel hat eine von oben bis auf die Hälfte eingeſchnittene gerade Kerbe zum Auflegen der Oberleine. Die Forkeln werden auf die Seite des Netzes, wo das Wild herkommen ſoll, geſteckt, jedoch dergeſtalt, daß die Kerbe auf die andere Seite des Netzes kommt, damit das Netz ſchnell genug abfalle, und der Buſen gehörig über das Wild ſchlage.

Hirſchgerecht nennt man einen Jäger, wenn er folgende Kenntniſſe beſitzet: Er muß einen Hirſch und ein Thier richtig unterſcheiden und anſprechen, den Hirſch nach ſeiner Färthe, Schwere, Alter und Endenzahl kennen, und wiſſen: ob er jagdbar ſey oder nicht? den Leithund recht behandeln und arbeiten, ſein Thier zu Holze richten und beſtätigen, und über dieſes alles einen dergeſtaltigen Bericht erſtatten können, daß man ſich darauf verlaßen, und nach ſeiner Beſtätigung oder Verneuerung die Jagd einrichten und das Zeug ſtellen kann.

Hirſchgeweihe oder Hirſchgehörn nennt man die Hörner der Hirſche, welche nach dem Unterſchiede der jagdbaren, Gabel= Spieß = oder auch Dammhirſche

von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, breit, rund, einfach, zakkicht, mit mehr oder weniger Enden verſehen ſind. Ein mehreres ſ. Hirſch, auch Dammhirſch.

Hirſchhorn iſt das gebrannte, zu einem gröblichen Pulver geraſpelte Geweyhe des Hirſches.

Hirſchjagen, ſ. Hauptjagen, Parforcejagd.

Hirſchkalb, Hinnulus, iſt überhaupt genommen jedes Junge vom Rothwildpret in dem erſten halben Jahre ſeines Lebens, beſonders aber verſtehet man unter ſolchen das männliche Geſchlecht dieſer jungen Hirſche. Wenn es geſetzt iſt, liegt es einige Tage unter einem Strauche oder Baume, und ſtehet nie auf, bis die Mutter kömmt; es haßt Angreifen und Wegtragen. Es ſauget ſtehend, und ſchreyet, ſobald es etwas unrechtes vermercket, da denn die Mutter zu ſeiner Vertheidigung herbey eilet, die es mit den Vorderläuften führet. Seine Farbe iſt lichtroth mit vielen weißen Flecken, welche es nach und nach verlieret, auch mit zunehmendem Alter dunkler von Farbe wird. In der erſten Jugend läßt es ſich leicht fangen und forttragen, auch eben ſo leicht aufziehen, wenn man ihm anfänglich Milch giebt und es nach und nach zu grünem, und in der Folge zu dürrem Futter gewöhnet, auch frißt es Körner, Brod ꝛc. Ein eigentliches Hirſchkalb (männlichen Geſchlechts) wird gemeiniglich, beſonders zur Brunſtzeit böſe, und gefährlich, vorzüglich für Frauenzimmer unter gewiſſen Umſtänden; läßt man es aber in der Jugend verſchneiden, ſo bekömmt es zwar kein Gehörn, bleibt aber fromm, und wird ſehr zahm und feiſt.

Hirſchkaſten iſt ein Behältniß, um einen lebendigen Hirſch darinnen fortzubringen. Seine Größe richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Hirſches, und iſt länglicht viereckigt ſo groß, daß ein Hirſch bequem darinnen ſtehen und liegen kann. Soll er weit gebracht werden, ſo ſäget man ihm gewöhnlich das Gehörn ab, und dann braucht der Kaſten nicht ſo hoch und nur von guten tannenen Brettern, an den Winkeln aber mit eiſernen Bändern und Schienen verwahrt, gemacht zu werden; vorn aber, am Kopfe des Hirſches, muß eine kleine Krippe, ingleichen eine eiſerne Raufe angebracht werden. Soll der Hirſch aber nur zu einer Jagdluſtbarkeit und nicht weit gebracht werden, da er das Gehörn behält, ſo muß der Kaſten auch verhältnißmäßig höher, mit Leinwand ausgeſchlagen und mit Werg ausgeſtopft, oder doch wenigſtens mit Strohſeilen ausgeflochten ſeyn, damit der Hirſch ſich und ſein Gehörn nicht beſchädige.

Hirſchkolben nennet man die jungen Hirſchgeweihe in dem Zuſtande, wie ſie ſich etwa um Johanni befinden, d. h. noch weich und mit einer rauhen Haut, die man Baſt nennet, überzogen. Sie ſind ein Leckerbiſſen auf die Tafeln großer Herren. S. Hirſch.

Hirſchkugeln, Hirſchſteine ſind weißgelbe Ballen, wie viele über einander liegende Blättchen geſtaltet, die man in dem Magen mancher Hirſche, auch bey Rehen, Ziegen, Rindvieh und andern in Geſellſchaften lebenden Thieren findet; ſie entſtehen daher, weil dieſe Thiere einander zu belecken pflegen, und dabey Haare mit verſchlucken, welche unverdaut im Magen bleiben, und ſich in ſolche Ballen formen. Ehedem hielt man ſie für Bezoarſteine, und der Aberglaube ſchrieb ihnen Kräfte zu, die ſie nicht beſitzen.

Hirſchkuh nennet man auch das Thier, oder Weibchen des Hirſches.

Hirſchläufte ſind die Füße des Hirſches, auch dieſe wiſſen die Köche, wie faſt alle Theile des Hirſches, zu einem wohlſchmeckenden Gerichte zu bereiten.

Hirſchruf iſt ein Inſtrument, deſſen ſich die Jäger bedienen, den Hirſch, vorzüglich in der Brunſtzeit an= und zum Schuſſe zu locken. Man nimmt ein oben enges, unten weites, jedoch gerade ausgehendes Horn von Holz, Blech, oder Horn, oder auch von einem Meerſchneckengehäuſe auf obige Art geformt, nimmt das enge Ende vor den Mund und ruft verſchiedenemale nach einander ſo hinein, wie der Hirſch ſchreyet, wenn er das Thier zum Beſchlagen vor ſich her jaget; dann ahmet man auf gleiche Weiſe ein paarmal den Ton, des von dem Hirſche gejagten Thieres nach; worauf der Hirſch bald kommen, den vermeinten Feind zu verjagen ſuchen, und ſo dem Jäger zum Schuß kommen wird.

Hirſchruthe, Hirſchziemen iſt das männliche Glied des Hirſches, welches nach alten abergläubiſchen Meinungen allerley Heilkräfte haben ſollte, wovon heut zu Tage Niemand mehr etwas hält.

Hirſchſchaalen ſind die unterſten hornigen Theile am Hirſchlaufte, wodurch ſich vorzüglich ein alter Hirſch von einem jungen, oder von einem Thiere unterſcheidet, welche bei dem Alten breiter, ſtärker und ſtumpfer iſt; auch iſt die Schaale eines Thieres überhaupt anders geſtaltet, denn man kann die in der Färthe eines Spießers, die doch noch kleiner iſt als von einem Thiere, ſehr gut unterſcheiden.

Hirſchtalg, Hirſchinſelt, Hirſchunſchlitt iſt das ausgeſchmolzene, und wieder verhärtete Fett des Hirſches. S. Rothwild.

Hirſchthränen, Lacrimae cervinae, iſt eine Materie in den Augenwinkeln alter Hirſche, welche von Feuchtigkeiten entſtehen, anfänglich wie Ohrenſchmalz iſt, nachgehends immer härter, und endlich hart, wie ein Stein wird; vom Geruch aber anfänglich übelriechender, nachher aber wohlriechender wird. Wenn nun dieſe Materie ſich in den Augen einhärtet, verurſachet ſie dem Hirſche Schmerzen und hindert ihn am Sehen, alsdann ſucht er ſich

durch Reiben an Aeſten derſelben zu entledigen, wenn ihm dieſes glückt, ſo finden ſie bisweilen die Jäger; ſonſt machte man viel Weſens von ihren Heilkräften, die ſie aber nicht beſitzen.

Hirſchwanze oder Hirſchlaus — pediculus cervi — iſt braun und breit, und plagt vorzüglich die Kümmerer.

Hirſchwildpret iſt alles zum Verſpeiſen taugliche Fleiſch vom Hirſche; man unterſcheidet es in Braten, worunter der Zimmer, die Keulen und die Buge gerechnet werden, und in Kochwildpret, wozu die Krieben, die Wände, der Hals und alles übrige gehören.

Hitzblattern ſind die häufigen, erbſengroßen Blattern, welche bei den Haſen in der Rammelzeit traubenweiſe an den Geräuſche hängen, und keinesweges ſchädlich ſind.

Hochbeſchlagen ſagt man vom Thiere, wenn es trächtig iſt.

Hochgehen ſagt man vom Hirſche, wenn er ſein Gehörn aufgeſetzt hat, ehe er ſchlägt.

Hofjäger iſt ein Ehrentittel bey der Jägerey, der den Oberförſtern und andern Jägern bürgerlichen Standes, um ſie auszuzeichnen, beigelegt wird.

Hohe Netze, hohe Garne, Hochnetze, Hochgarne, iſt eine Art von Netzen, zum Fange der Rebhüner, Schnepfen und andern Geflügels von dieſer Größe, eingerichtet. So ein Netz wird 40 bis 50 Ellen lang, und 12 bis 15 Ellen hoch, mit weitern Maſchen, als vom Wachtelnetz geſtrickt; auch beinerne Ringe daran befeſtiget, und eine lange Leine durchgezogen, damit man es leicht aufziehen, und wieder zuſammenſchieben kann. Ein ſolches Netz ſtellet man des Morgens vor Tage, oder Abends vor Sonnenuntergange dahin, wo die Hühner und Schnepfen ihre Wechſel haben, welches man bey den letztern bemerken kann, wenn man ſie fleißig verhöret. Um ſie richtig zu ſtellen, bindet man ſie entweder an Bäume, oder in deren Ermangelung an Stangen, die in die Erde geſteckt ſind, und bleibt in der Nähe. Wenn nun eine Schnepfe oder ein Volk Rebhüner auf ihrem gewöhnlichen Wege dahin kommen, ſo laufen oder fliegen ſie hinein, daß oft von einem ganzen Volke Rebhüner, wenige oder gar keine entkommen, wenn gleich ein- oder mehrere Jäger da ſind, um ſie auszulöſen, denn wenn ſie oben anprellen, fallen ſie alle in den untern Buſen, und entkommen nicht leicht, wenn ſie bald ausgenommen werden.

Hohes Inſiegel nennet man, wenn der Hirſch, indem er über naſſe Wieſen, oder durch einen Bruch gehet, den Koth über der Schaale mit heraushebet, der dann umgekehrt vor der Färthe liegen bleibt.

Holzbock, Täcke, Acarus reduvius, s. ricinus, iſt ein viel-

vielfüßiges Inſekt, das allerley Thieren, vorzüglich aber den Hunden viel Beſchwerde verurſachet, indem es ſich ſo tief in die Haut einfrißt, daß nur der weiße runde Hintertheil davon zu ſehen iſt. Um die Hunde davon zu befreyen, muß man ſie mit Salzwaſſer waſchen, und dann mit Eſſig beſtreichen, oder bittere Mandeln in Waſſer zerreiben, klar ſtoßen, und die Hunde damit reiben; ſo kommt ihnen kein Holzbock zu nahe.

Holzheher oder Eichelkrähe — Corvus glandarius — gehört mit dem Kalkraben unter eine Ordnung und Gattung, wo er eine beſondere Art ausmacht, und führt auch noch folgende Namen: Heher oder Häher ſchlechtweg, Nußheher, Waldheher, Heyer, Nußheyer, Eichelrabe, Nußbeißer, Hetzel, Hazler, Hätzler, Baumhazel, Jäck, Jäckel, Markolf, Holzſchreyer, Holzſchraat, Horrevogel, Herrnvogel, Hägert, Markwart, Heerholz, Herold, Nußhacker, Nußhecker, Eichelkehr, Bröſerter und Eichelgabſch. Die unterſcheidenden Kennzeichen dieſer Art beſtehen in folgenden: Die Hauptfarbe iſt purpurröthlich aſchgrau; die vordern Deckfedern der Flügel ſind ſchön blau, weiß und ſchwarz geſtreift. Er iſt den Federn nach einer der ſchönſten deutſchen Vögel, Schade, daß er die Krähengeſtalt hat. An Größe gleicht er einer Taube; ſeine Länge iſt dreizehn und einen halben Zoll; die Breite zwanzig Zoll; der Schnabel iſt etwas über einen Zoll lang und der Schwanz ſechs Zoll; die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel iſt ſtark, gerade, an der Spitze etwas übergekrümmt und ſchwarz; der Augenſtern iſt nußbraun; die Füße ſind bräunlich ins fleiſchfarbene fallend; die Klauen graubraun; die geſchilderte Fußwurzel ein und einen halben Zoll hoch. Alle kleinen Federn ſind dunenartig zerſchliſſen und wie Seide anzufühlen; die Hauptfarbe iſt purpurröthlich aſchgrau, doch ſind Rücken, Bruſt u. die kleinern Deckfedern der Hinterflügel mehr purpurröthlich aſchgrau, und Nacken, Hals und Seitenfedern mehr aſchgraulich-purpurroth; die Kehle iſt weißlich, der Bauch röthlichweiß, und After und Steiß weiß. Die langen lockern Federn des Vorderkopfs können wie ein Federbuſch aufgerichtet werden, und haben in der Mitte einen länglich eyrunden ſchwarzen Fleck, deſſen Rand zur Seite weißlich und hellgrau, an der Spitze aber purpurröthlich iſt. Von der unterſten Kinnlade läuft an jeder Seite ein ſchwarzer Fleck bis faſt zur Hälfte des Halſes herab. Die zehn erſten Schwungfedern ſind braunſchwarz, an der äußern Fahne ſchmutzig weiß, die vier folgenden glänzend ſchwarz, an der äußern Fahne bis einen Zoll von der Spitze ſchneeweiß, welches einen großen weißen Fleck auf den Flügeln giebt, gegen die Spule zu bläulich, die folgenden glänzend ſchwarz bis auf die letzte, welche ſchön kaſtanienbraun und ſchwarz gerändet iſt. Die Deckfe-

dern

dern der erſten Schwungfedern haben auf ihrer Außenſeite ſchmale, ſchöne, glänzende, hellblaue, weißblaue und blauſchwarze Queerſtreifen, deren Farben, wie beym Regenbogen, ſanft in einander fließen. Die Schwanzfedern ſind ſchwarz, an der Wurzel grau, weiter nach der Spitze mit verloſchenen Streifen der ſchönen Flügeldeckfederfarben bezeichnet, und die beyden äußern auf der unterſten Seite ſchwarzgrau. Die Schwingen ſind unten grau, und ihre Deckfedern röthlichgrau. Das Weibchen iſt durch die weniger glänzende Farbenzeichnung und den weniger hohen Federbuſch kaum merklich vom Männchen verſchieden. Doch fehlen ihm auch die verloſchenen bunten Streifen an der Wurzel der Schwanzfedern. Varietäten: 1) Der weiße Holzheher. Etwas rein weiß, oder röthlichweiß, wo auf den ſchönen Deckfedern der Flügel die Natur blau zu mahlen angefangen hat. 2) Der bunte Holzheher. Weißbunt geſchäckt, auch bloß mit weißen Flügeln oder Schwanze. Es iſt ein verſchlagener, vorſichtiger, unruhiger und gelehriger Vogel, und ob er gleich gezähmt nicht ſo kirre, als Raben und Krähen, und immer in einem Käfig gehalten seyn will, ſo lernt er doch leichter, als jene, Worte nachſprechen. Wenn man ihm nahe kömmt, ſo fliegt er mit einem gräßlichen, lauten Geſchrey, das Gääk, Gääk! klingt, fort, doch nicht weit, denn er fliegt, ohngeachtet ſeines kürzern Schwanzes, ſchwerer als die Elſter, woran ihn aber wohl ſein dickerer Kopf am meiſten hindert. Seine Stimme hat noch mehrere Modulationen, z. B. Krätſch! er ahmt auch wohl den Ruf anderer Vögel nach, und wenn er ſitzend ſchreyt, ſo macht er allezeit eine tiefe Verbeugung dazu. Er nimmt überhaupt allerley Stellungen an, ſträupt die Federn des Kopfs und Rückens öfters, wirft den Schwanz in die Höhe, hüpft aber ſehr ungeſchickt auf der Erde und auf den Bäumen. Ganz Europa und Sibirien ſind ſein Vaterland. Er iſt in den Waldungen der Schwarz- und Laubhölzer zu Hauſe, ſowohl in bergigen als ebenen Gegenden. Da er unter die Strichvögel gehört, ſo wandert er vom Ende des Oktobers an bis im März in Geſellſchaften von zweyen bis ſechſen, wo immer einer hinter dem andern, nicht neben dem andern, herfliegt, von einem Eichwalde zum andern. Die nördlich wohnenden Vögel mögen wohl Zugvögel ſeyn, welche in der letzten Hälfte des Septembers und der erſten des Oktobers durch Deutſchland ſtreichen. Zu jener Zeit iſt auf der Heherhütte ihr Fang am ſtärkſten. Eicheln machen ſeine Hauptnahrung aus, wovon er ſich vom Oktober an bis zum März ernährt, und die er ſehr gut, durch Hülfe ſeines feinen Geruchs, unter dem Schnee hervorzuſuchen weiß. Außerdem frißt er auch allerhand Inſekten, Buchecken, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Kirſchen, Birnen, Ebereſchenbeeren, Erbſen, Bohnen, Johannisbeeren, nimmt die Vögel aus den Neſtern, aus der Schneuß und vom Heerde weg.

Die

Die Eicheln verſchluckt er ganz, und erweicht ſie erſt in ſeinem großen Kropfe, verſcharrt auch einen großen Vorrath von denſelben unter das Moos und abgefallene Laub, und jenes iſt auch mit eine Haupturſache, warum man ihn immer ſchwerlediger als die Elſter fliegen ſieht. Alte Vögel machen des Jahrs zwey Gehecke und niſten ſchon im März auf Eichen, Buchen und Fichten, hoch oder niedrig. Das Neſt iſt eine offene Halbkugel, aus dürren Reiſern und Heidekraut zuſammengeflochten, und mit zarten Wurzeln ausgefüttert. Die Eyer, deren das Weibchen im Mai fünf bis ſieben legt, ſind aſchgrau ins grüne ſpielend mit kleinen dunkelbraunen Punkten beſprengt. Die Jungen ſchlüpfen in ſechzehn Tagen aus, werden mit allerhand Inſekten, Roßkäfern, Raupen, Maden, jungen Vögeln u. d. gl. gefüttert, und es fallen oft weiße, weißliche, weißgelbe und bunte aus. Diejenigen, die man ſich zum Vergnügen hält, werden mit Brod, Fleiſch, Nüſſen und Eicheln erzogen und erhalten. Zum Sprechen wird ihnen das Zungenband gelöſet. Der Baummarder, die Wieſel und der Uhu zerſtöhren bisweilen ihre Brut; auch ſtößt im Winter der Habicht auf die Alten. Auf dem Leibe plagen ſie Milben und Läuſe, und innerlich Bandwürmer. Sie ſind ſchwer zu ſchießen, da ſie ein ſo feines Geſicht und einen ſo guten Geruch haben. Doch kann man ſie auf Eichen, die viel Eicheln haben, durch ihren Ruf lokken und aus einem Hinterhalte erlegen. Dieß vorzüglich zur Strichzeit. Sie fangen ſich auch in der Schneuß, wenn Vogelbeeren vorhängen. Sie werden auch oft auf dem Vogel- und Leimheerde berückt, indem ſie nach den Vögeln und Beeren fliegen. Ein eigener und gewöhnlicher Fang für ſie iſt die Heherhütte, welche nichts anders als eine von Reiſig erbaute Hütte iſt, in der Mitte ein abgeäſteter und mit Leimruthen beſteckter Baum ſteht, und wo man eine lebendige oder todte Eule aufſtellt und durch die Viſtel oder der Eulenpfeife die Heher herbey zu locken ſucht. Die Hütte muß eben ſo locker ſeyn, daß die Vögel mit den Leimruthen durchfallen können. Auf dem Striche iſt dieſer Fang ſehr ergiebig. Man fängt gelegentlich auch Spechte, Elſtern, Droſſeln, Rothkehlchen und Meiſen. Man kann deshalb Kloben dabey anbringen. Sie gehen auf den Tränkheerd, beſonders die Jungen. Die Holzheher baizt man auch mit Falken. Das Fleiſch wird in Waldgegenden wie von andern Schußvögeln gegeſſen. Man ſiedet es erſt ab, ehe man es bratet. Von Jungen aus den Neſtern genommenen Vögeln ſchmeckt es recht gut, und hat die angenehme Bitterkeit, die man an wilden Vögeln liebt. Da ſie Eicheln verſtecken, ſo pflanzen ſie dadurch dieſen nützlichen Baum fort, und die Bäume, welche man einzeln in Schwarzwäldern antrifft, ſtammen gewöhnlich von ihnen. Ihre Deckfedern der Flügel wurden auch ſonſt zum Damenputz gebraucht. Obgleich der Jä-

ger

ger ihre Fänge als vom Raubzeug ausgelöſt bekommt, ſo iſt doch keine Urſache da, warum es geſchieht. Einen kleinen Vogel, den ſie zuweilen aus der Schneuß nehmen, ſollte man ihnen wirklich nicht ſo hoch anrechnen; ſie freſſen ja dafür eine unzählliche Menge ſchädlicher Inſekten und Würmer. Dem Jäger verſcheuchen ſie zuweilen durch ihr Schreyen ein Stück Wildpret.

Holztaube — Columba Oenas — auch **Hohltaube**, **wilde Taube**, **kleine Holztaube**, **gemeine Holztaube**, **blaue Holztaube**, **Bergtaube**, **Waldtaube**, **Federtaube**, **Loch- Bloch- Block- und Stocktaube**, **Blautaube**, **Kohltaube** und **Feldtaube** genannt, macht in der Taubengattung eine eigene Art aus mit folgenden Kennzeichen: Der Hals iſt taubenhalſig; der Unterrücken ſo wie die Hauptfarbe aſchblau; auf den Flügeln ein doppelter ſchwärzlicher Flecken; die Schwanzſpitze auch ſchwärzlich. Sie hat die Größe der gemeinen Feldtaube, iſt dreyzehn Zoll lang, und ſechs und zwanzig Zoll breit; der Schwanz mißt drey und einen halben Zoll, und die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf einen Zoll vor das Ende deſſelben. Der Schnabel iſt über drey Viertel Zoll lang, um die Naſenlöcher purpurfarben, übrigens im Sommer röthlich, im Winter weißlich; der Augenſtern braunroth; die Augenlieder kahl und blaß fleiſchfarben; die geſchilderten Füße bloß blutroth; die Klauen ſchwarz; die Schienbeine oder die Fußwurzel faſt einen Zoll hoch. Der Kopf iſt bis zum Mittelhalſe aſchblau; Mittel- und Unterhals ſchön taubenhalſig: die Bruſt rothgrau ins purpurrothe glänzend; der übrige Unterleib hellaſchgrau; der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern aſchgrau, letztere röthlich überlaufen; der Mittelrücken und Steiß, ſo wie die großen Deckfedern der Flügel ſind hellaſchgrau; die vier äußerſten Schwungfedern ſind ſchwärzlich etwas röthlich gemiſcht, und haben röthlichbraune Schäfte, die mittlern dunkelaſchgrau, auf der äußern Seite von der Mitte an nach der Wurzel zu hellaſchgrau und mit ſchwärzlichen Spitzen, und die, welche zunächſt am Leibe ſtehen, aſchgraubraun; durch die ſchwärzlichen Spitzen der mittlern Schwungfedern und die großen ſchwärzlichen Flecken auf der Mitte der äußern Fahnen der großen Deckfedern der Flügel entſtehen zwey große ſchwärzliche Flecken auf den Flügeln; die obern und untern Deckfedern des Schwanzes ſind mittelmäßig lang; der Schwanz iſt bis zur Hälfte ſchön aſchgrau, wird aber von hieraus immer dunkler, ſo daß er an der Spitze zuletzt ganz ſchwärzlich iſt. Das **Weibchen** glänzt auf dem Halſe weniger grün und an der Bruſt weniger purpurfarben, und iſt überhaupt ſchmutzig aſchblauer, als das Männchen. Dieſe Taube iſt weit flüchtiger, aber nicht ſo ſcheu als die Ringeltaube. Es ſind geſellſchaftliche Vögel. Sie iſt in **Europa** bekannt genug, wo ſie bis nach Schweden hinaufgeht; ob

ob ſie aber auch in Aſien wohnt, iſt zweifelhaft, denn die, welche man dafür ausgiebt, und welche in Sibirien ſo häufig in Felſen niſtet, ſcheint die wilde Race der gemeinen Taube (Columba domestica) zu ſeyn, weil ſie einen weißen Steiß hat. In Deutſchland wohnt ſie in Wäldern und Feldhölzern. Tiefe Wälder liebt ſie nicht, weil ſie nicht gern weit vom Felde iſt. In Kettengebirgen findet man ſie daher allezeit in Vorwäldern. Gegen die Art der Holzung iſt ſie gleichgültig, doch zieht ſie die Laubhölzer den Nadelwäldern vor, weil es in letzteren mehr hohle Bäume giebt, die ſie nothwendig finden muß. Im Oktober ziehen dieſe Tauben heerdenweiſe von uns weg, und kommen zu Anfange des Märzes, auch zuweilen ſchon, wenn das Wetter anhaltend gelinde iſt, zu Ende des Februars wieder bey uns an. Ein Flug beſteht gewöhnlich aus zwey bis fünf Familien, die im Umkreiſe von einer Stunde ſich aufhalten, und zur Erndtezeit die Getraidefelder zuſammen beſucht haben. Die Familien kommen gewöhnlich ſo wieder an, wie ſie abgezogen ſind, welches man daher abnehmen kann, weil ſich jeder Zug im Frühjahre wieder in die Gegend begiebt, wo er vorigen Herbſt weggegangen war; denn nur alsdann erſt, wenn ihr Fortpflanzungstrieb rege wird, ohngefähr nach vierzehn Tagen oder drey Wochen, fangen ſie an, ſich zu trennen und in der ganzen Gegend zu vertheilen. Ihre Nahrung beſteht in Getraide und Hülſenfrüchten, Tannen- und Fichtenſaamen, Hanf, Lein, Wolfsmilchſaamen, Heidelbeeren u. ſ. w. Ruckſen, und zu Neſte locken, zweymaliges Brüten und zwey weiße Eyer legen, iſt alles, wie bey der Ringeltaube, nur daß dieſe in hohle Bäume ihr Geniſt tragen, ſelten in die Löcher alter im Walde ſtehender Gebäude und in Felſenritzen. Der Tauber löſt die Taube im Brüten ab und erzieht mit derſelben gemeinſchaftlich die Jungen. Da dieſe außerordentlich wohlſchmeckend ſind, ſo legt man, um ſie in Menge zu erhalten, in denjenigen Gegenden, wo ſie in alten hohlen Eichen, Buchen oder Zitterpappeln niſten, Taubengeheege an, und gewöhnt ſie in eben ſolchen künſtlichen Löchern zu brüten, wie die zahmen Tauben. Man nimmt nämlich hohle Stückchen Holz, macht oben und unten ein Brettchen darauf, und unten an der Seite des Fluglochs ein Stängelchen, und nagelt ſolcher Käſtchen mehrere auf diejenigen Bäume, wo ſie gern niſten. Wenn bey ſolchen Orten nicht geſchoſſen wird, die Baummarder weggefangen werden, und hin und wieder eine Baize von Backofenlehm, Salz, Fenchel, Anis, Honig, Urin oder Heringslaake angebracht, und vor andern Thieren umzäunt wird, und die erſten Jungen ausfliegen dürfen, ſo werden ſich dieſe Tauben ſo ſehr vermehren, und an einen ſolchen Ort gewöhnen, daß man ſie, wie die jungen zahmen, von Zeit zu Zeit ausnehmen kann. Die Jungen laſſen ſich zähmen, und ſogar in den Taubenſchlag gewöhnen, ſo wie die alten Tauben in Walddörfern zuweilen für ſich hin-

ein fliegen. Die Baummarder und Wieſeln ſtellen der Brut nach, und mehrere Raubvögel, beſonders der Sperber, den Alten. Sie gehören zur niedern Jagd. Man kann in Feldhölzern, wenn ſie ſich zur Erndtezeit in Flüge zuſammengezogen haben, leichter an ſie zum Schuß kommen, als an die Ringeltauben. Mit den Schlagwänden fängt man ſie auf eigenen Heerden, oder bey Salzlecken am Waſſer, oder bey Taubengeheegen. Sie haben ein weit mürberes, zarteres und ſchmackhafteres Fleiſch als die zahmen Tauben, und die Jungen ſind beſonders delikat. An Getraibeſchwaden, beſonders auf Hanfäckern, verurſachen ſie weit mehr Schaden, als an der Holz- und Waldſaat.

Horn, nennet man 1) verſchiedene Arten von blaſenden Inſtrumenten, als Hift-, Flügel-, Ried- und Waldhorn, ſ. d. Wörter; 2) auch Hörner ſind harte, zugeſpitzte, entweder gerade oder krumme Auswüchſe, an den Köpfen mancher wilden oder zahmen Thiere, wovon bey der Beſchreibung der hieher gehörigen Thiere mehr nachzuleſen.

Hornfeßel iſt ein lederner Riemen, den die Jäger von der linken Schulter nach der rechten Seite hängend tragen, um das Hifthorn daran zu befeſtigen. Es iſt, nach dem Stande desjenigen, der es trägt, bloß von ſchwarzem Corduan, mit ſtählernen, meſſingenen oder ſilbernen Buckeln und Schnallen beſchlagen, oder auch mit ſilbernen, und bey den vornehmſten Jagd-Officianten, mit goldenen Treſſen überzogen.

Hornſatz iſt eine Verzierung des Hornfeßels, von Reh- oder Bocksbaaren, mit einer grünen Bandſchleife beſetzt, und am Hornfeßel da angemacht, wo das Hifthorn befeſtiget wird.

Horſt nennet man das Neſt jedes Raubvogels.

Horſten ſagt man von den Raubvögeln, wenn ſie ihre Neſter machen und niſten.

Horvary heißt bey der Jägerey, wenn ſie machen, daß die Hunde wechſeln, oder ihre Spur verlaſſen.

Hourvary nennen die Jäger bey der Parforce-Jagd die Liſt des Hirſches, durch welche er den Hunden zu entkommen ſuchet.

Hühnerartige Vögel — Gallinae — machen die achte Ordnung der Vögel aus, und unterſcheiden ſich durch folgende Kennzeichen: Schnabel: Convex, die obere Kinnlade an den Seiten über die untere hergezogen. Füße (zum Gehen): Bis über die Ferſen hinab befiedert, mit freyen, nur an der Wurzel durch eine kleine Haut verbundenen, unten unebenen Zehen. Die Vögel dieſer Ordnung leben meiſt in Polygamie, und legen viele Eyer.

Hüt-

Hüttenrege heißt bey den Vogelſtellern die 2 bis 3 Ellen über der Hütte hervorragende Stange mit einem beweglichen Pflocke, worauf ein lebendiger, aber geblendeter Lockvogel geſetzt, und nach Befinden an einer Schnure mit dem Pflocke herauf und herabgezogen wird.

Hund, Canis familiaris, iſt ein vierfüßiges Hausthier, das den Menſchen durch ſeine Wachſamkeit, Gelehrigkeit, Klugheit und Treue, oft auch durch ſeine Geſchwindigkeit und Stärke, ſehr nützlich wird. Er macht in der Ordnung der Raubthiere eine eigene Gattung aus. Das Männchen heißt Hund, ſonſt auch Röder, und das Weibchen Hündin, Fähe, Debe, Teve, Betze, Luppe, Tiffe, Thöle, Zippe, Tache, Bräcke, Metze, Luſch, Zaupe, Zatze, Lutſche, Tauſch. Die Kennzeichen der Art ſind: Er trägt den Schwanz mehr oder weniger krumm gebogen und in die Höhe und mehrentheils nach der linken Seite gekehrt. Der Hund iſt ſo allgemein auf der Erde verbreitet, daß ſich kein beſonderes Vaterland für ihn angeben läßt. Nur nach Amerika ſcheint er erſt durch die Europäer gebracht worden zu ſeyn. In Anſehung ſeiner ſo zahlreichen Spielarten hat ſchon der Graf von Büffon die Stammracen *) feſtzuſetzen geſucht, allein es läßt ſich hierüber nichts mit Zuverläßigkeit behaupten, da die Hunde ſchon in den älteſten Zeiten bekannt waren, und vermuthlich aus Oſtindien in das übrige Aſien, nach Afrika und Europa kamen. Es ſcheint faſt unglaublich, daß eine einzige Hauptart durch Zähmung und Klima, Nahrung u. ſ. w. ſo außerordentlich abgeartet wäre; und die wilden Hunde, die man jetzt in Kongo und Unteräthiopien ꝛc. antrifft, und die in ganzen Heerden beyſammen leben, ſcheinen eher eine verwilderte zahme Race, als die eigentliche wilde Stammrace zu ſeyn. Man müßte daher wohl mehrere Hauptarten, oder den auch möglichen Fall annehmen, daß die Hunde eine mit der Zeit entſtandene Art ſeyen, wie wir ſie in dem Pflanzenreiche finden, die mehrere zu ſeiner Gattung gehörige Thierarten, den Wolf, Schakal, Fuchs u. d. gl. zu Stammvätern hätte, durch deren Vermiſchung untereinander ſich jene auffallende Abwechſelungen, die nun noch durch Nahrung, Klima ꝛc. vervielfältigt worden ſind, einigermaßen erklären ließen. Es ſcheint, als wenn man in der Naturgeſchichte, in Anſehung des Kapitels von dem Urſprunge der Hunde, nie aufs reine kommen würde. Es wird genug ſeyn, wenn man hier die Hauptgeſtalt der Hunde, wie ſie auf alle paßt, vorausſchicket, und dann kürzlich die Hauptvarietäten angiebt, denn ſie alle anzuführen, würde unmöglich ſeyn, da ſich die Varietäten oder

*) Buffon hist. nat. V. 228. Ueberſ. II. S. 20. Der Freund der Schooshündchen. S. 1.

oder Blendlinge durch die verſchiedene Miſchung untereinander täglich vermehren, und es nicht mehr einfache und doppelte, ſondern dreyfache, vierfache ꝛc. Blendlinge giebt, und immer mehrere geben muß. Der Kopf ſteht waſſerrecht, iſt länglich, mit flachen vorwärts-abhängigen Scheitel, und meiſt ſcharfer Erhöhung (Kamm) an dem Hinterkopfe, einer Schnauze, und die, von den Augen angerechnet, ohngefähr die Hälfte des Kopfs ausmacht; die Unterlippe hat einen gezähnelten Rand, und wird von der obern bedeckt; die Naſe ragt über die Unterlippe hervor, iſt chagrinartig und immer feucht; die Naſenlöcher ſind halbmondförmig und auswärts umgebogen; an den Seiten der obern Kinnlade ſind einige Reihen Borſtenhaare auf Wärzchen geſtellt; der Rachen enthält 42 Zähne; die Zunge iſt lang, flach und platt; die Ohren kaum merklich ſteif und in dem innern Augenwinkel mit einer Nickhaut verſehen, von Farbe gewöhnlich hellröthlich braun; die Ohren ſind zugeſpitzt, bald hängend, bald aufgerichtet; der obere Rand der Ohröffnung umgebogen, der hintere zweyfach und der vordere dreyfach; der Hals iſt rund, ohngefähr ſo lang als der Kopf; der Leib faſt rund, an der Bruſt ſtark, nach den Hinterſchenkeln verdünnt; die Hinterbeine ſind etwas höher als die vordern; die fünfte Zehe ſteht hoch, und iſt ein unvollkommener Daumen; vorne ſteht die Ferſe höher an den Beinen, als eine Zehe ohne Klaue; den Schwanz oder die Ruthe tragen alle Hunde mehr oder weniger in die Höhe gebogen, und nach der linken Seite zu; der ganze Körper iſt, bis auf den nackten türkiſchen Hund, dicht mit Haaren beſetzt, die theils kurz, theils lang, theils glatt, theils gewellt oder gerollt ſind. Die Farbe iſt, wie bey allen zahmen Thieren, mancherley, nur bemerkt man die hochrothe und grüne nie. Wir wollen die Hauptvarietäten nach der Geſtalt des Kopfes und der Schnauze angeben: A. Hunde mit langem Kopf und dicker Schnauze. 1) Der Schäferhund (Bauernhund, Haushund, Hofhund). C. f. domesticus. Die Schnauze iſt lang und dicker als am Spitze; die Ohren ſind klein, entweder ganz ſteif oder zur Hälfte umgebogen; die Haare an Kehle, Hals, Bauch und Schenkeln länger als an den übrigen Theilen des Leibes. Von mancherley Größe und Farbe; die franzöſiſchen Schäfer- oder Wolfshunde ſind ſo groß als ein Bullenbeißer, gewöhnlich grau, ſchwärzlich oder ſchmutzig gefleckt, oder in einander verwachſen. Von dieſer Art zieht ſich der Jäger Saufinder, Dachs- und Trüffelſucher, und die großen franzöſiſchen können als Hetz- und Packerhunde gebraucht werden. Dieſer Hund ſoll die Stammrace aller Hunde ſeyn, wie Büffon ſehr wahrſcheinlich zu machen ſucht. 2) Der große däniſche Hund (däniſche Blendling). C. f. danicus. Er iſt in allen Theilen ſtärker und größer als der vorhergehende. Die Ohren ſind kurz und ſchmal; die Beine hoch; das Haar kurz, rothgrau, hellgrau, ſchwärz,

ſchwarz, auch weiſsgrau mit ſchwarzen fahlen und andern Flecken. Es ſind gute Hetzhunde, und man läßt ſie gern mit großen Windhunden, Bullenbeißern und engliſchen Doggen in dieſer Abſicht belaufen. 3) Der Jagdhund (Braque, deutſcher Jagdhund). C. f. sagax. Die Schnauze iſt lang und ſtärker als am Bauernhunde; die Ohren ſind breit und langbehängt; an den Hinterfüßen iſt eine Afterklaue. Man hat ſie weiß, gelblich, bläulich, auch ſchwarz und fahl gefleckt. Das Haar iſt etwas rauh *). 4) Der Parforcehund. C. f. gallicus. Wie der vorhergehende, der Kopf etwas runder, die Schnauze dünner, der Leib geſtreckter, die Beine höher und die Haare kurz. Beym franzöſiſchen Jagdhunde muß der Leib beſonders geſtreckt, und der Bauch lang und grobhaarig ſeyn. Die Farbe iſt verſchieden, gewöhnlich auf hellem Grunde mit ſtarken Flecken. Am engliſchen Jagdhunde iſt der Kopf etwas kleiner und die Schnauze länger und ſpitziger, die Ohren kürzer. Das Haar grau, ſchwarz geſprenkelt. Die polniſchen Jagdhunde ſind ſtark, ſchwer, und dabey wolfsgrau, ſchwarz oder von fahler Farbe. 5) Der Hühnerhund (Vorſtehender Hund, Boden- Wachtel- und Spürhund). C. f. avicularius. Der Kopf iſt ſtark, die Schnauze lang, ſtark und ſtumpf; die Ohren lang und gut behängt; der Körper und die Füße ſtark; der Schwanz fleiſchig und kurz, wird theils abgeſtumpft, theils ſtumpft er ſich von ſelbſt ab, oder ſie werden ſtumpfſchwänzig gebohren. Die Farbe iſt gewöhnlich weiß, ſchwarz, gelb und braun gefleckt. Er iſt meiſt kurzhaarig. Die Tigerhunde oder bengaliſchen Hühnerhunde, ſind weiß, mit ſchönen runden egalen, meiſt ſchwarzen Flecken. Ein nöthiger Hund für den Jäger in der Feldjagd auf Haſen und beſonders Feldhühner. 6) Der Waſſerhund. C. f. aquatilis. Er iſt kürzer und gedrungener gebaut, und hat kurze Ohren, und längere rauhere Haare als jener. 7) Der Schweißhund (Birſchhund). C. f. scoticus. Für die Waldjagd dem Jäger ganz unentbehrlich. Der Kopf und Leib iſt geſtreckt; die Beine ſind mittelmäßig; die Schnauze geſtreckt und ſtark; die Ohren groß; die Haare mittelmäßig lang; die Farbe braun, roth, ſchwarz. 8) Der Leithund. C. f. venaticus. Der Kopf lang, ſo wie die Schnauze, welche ſich beſonders in eine ſtarke Naſe endigt; der Leib unterſetzt mit ſtarker Bruſt; die Beine mittelmäſſig. Die Haare ſind kurz, weiß, gelblich, und mit mehrern Farben befleckt. 9) Der Dachshund

*) Wenn man ſolche Hunde, beſonders einzeln dazu gewöhnen will, daß ſie den Haſen vor den Schützen bringen ſollen, ſo muß der Jäger, wenn ſie zum erſtenmal mit ins Feld oder Holz genommen werden, allzeit auf dem Platze ſtehen bleiben, wo er den Hund auf einen Haſen losläßt, damit er ihn da wieder findet, ſo wird er ſich dadurch ohne große Mühe gewöhnen, den Haſen allzeit durch Wendungen und Vorgreifen zu ſeinem Herrn zu bringen.

(Dachskriecher, Dachsſchliefer, Dachsfinder, Dachswürger). C. f. Vertagus. Im Verhältniß gegen die Beine hat er einen langen Leib welcher gewöhnlich mit einem kurzen anliegenden, ſeltner zottigen Haare, das ſchwarz oder ſchwarzbraun mit rothen Flecken auf der Bruſt, über den Augen und unten an den Füßen gefärbt iſt. Die Stirn iſt flach; die Schnauze lang und hoch; die Ohren ſind breit und hängend. Die ganz weißen ſind die ſchönſten und ſeltenſten. a. Mit krummen Beinen. b. Mit geraden Beinen. Dieſe Hunde gewöhnt man zur Dachs- Fuchs- Biber- Fiſchotter- und Kaninchenjagd. 10) Der Neufundländiſche Hund. C. f. terrae novae. Von der Größe des größten inländiſchen Schäferhundes, den er auch, ſo wie den Bullenbeißer, zum Stammvater zu haben ſcheint. Der Schwanz iſt etwas dick; das Haar zottig, beſonders am Schwanze; die Ohren mittelmäßig und hängend; zwiſchen den Zehen eine Schwimmhaut. Die Farbe iſt gewöhnlich weiß und ſchwarzbunt. Sie ſind zur Waſſerjagd gut zu gebrauchen. Man trifft ſie ſeit einiger Zeit in den vornehmſten Häuſern an. Wann und von wannen dieſe Hunde nach Neufundland gekommen ſind, davon weiß man nichts befriedigendes. Bey der erſten Niederlaſſung der Engländer 1622 fand man ſie dort nicht vor. B. Hunde mit langem Kopf und enger Schnauze. 11) Der Spitz (Pommer, Heidehund, Haushund); C. f. pomeranus. Meiſt größer als ein Fuchs. Der Kopf iſt lang; die Stirn platt; die Ohren ſind klein, gerade in die Höhe geſpitzt; die Schnauze geſtreckt, ſpitzig; der Schwanz aufgerichtet, vorwärts nach der linken Seite ſehr krumm gebogen. Unter allen hierher gehörigen Hunden findet man welche, die gut zum Aufſuchen des Wildes und zum Dachsfange zu gebrauchen ſind. Man hat a. den Pommer, welcher glatt und kurzhaarig, an Bauch, Kehle, Schenkeln und Schwanze, aber ſehr langhaarig, von ſchwarzer, brauner und gefleckter Farbe iſt. b. Der Heidehund iſt kurz und ſteifhaarig, gewöhnlich von fuchsrother, auch ſchwarzer Farbe mit weißer Kehle und etwas wolligem Schwanze. c. Der Wolfshund. Dieſer iſt langhaarig, ſchneeweiß oder gelblichweiß. Ein ſehr gemeiner Haushund in Thüringen. Ich habe einen Spitz dieſer Art geſehen, welcher ſo groß als ein Hühnerhund war, und ſeidenartige zottige Haare hatte. Ein vortreffliches Thier! Vielleicht ſtammte er als Blendling von dem Wolfshunde und Seidenhunde ab. d. Der Fuchsſpitz. Er iſt kleiner als die andern mit ſchwärzlichen Geſicht, fuchsrothen Haaren und ſehr lebhaften Augen. Die wahre Fuchsgeſtalt, wenn ſein Schwanz nicht in die Höhe gekrümmt wäre. Man ſagt, er ſtamme vom Fuchs ab. 12) Der Sibiriſche Hund. C. f. Sibiricus. Nicht viel vom Wolfshunde verſchieden; doch iſt der Kopf etwas runder und langhaarig; die Schnauze ſpitzig und die Farbe meiſt ſchwarz, weiß oder grau. 13) Der Isländiſche

ſche Hund. C. f. Islandicus. Der Kopf zieht ſich ins rundliche; die Schnauze iſt klein und ſpitzig; die Ohren aufrecht mit hängenden Spitzen; der Schwanz gewunden und aufrecht; der Hals dick und kurz; der Leib kurz- oder kraus-haarig. Die Farbe verſchieden, meiſt bunt. Er war vor einiger Zeit Modehund in Holland und sehr verfeinert. 14) Der gemeine Windhund. C. f. Grajus. Der Kopf iſt lang und klein; die Schnauze ſpitzig und etwas gebogen; die Lippen kurz; die Ohren kurz, ſchmal, halb hängend; der Hals und Leib lang und mager, beſonders letzterer hinten sehr eingezogen; die Beine hoch und mager; der Schwanz dünn und aufwärts gebogen. a. Mit kurzen Haaren. b. Mit langen krauſen Haaren. C. f. hirsutus. Die Farbe iſt gewöhnlich hellfahl; doch giebt es auch weiße, graue, ſchwarze und auf verſchiedene Art gefleckte. Die größten braucht man zu Hetzhunden auf Sauen und Hirſche; die mittelmäßigen zum Jagen und Hetzen der Haſen und Füchſe. 15) Der große Irländiſche Windhund. C. f. hibernicus. Er hat die Größe einer Engliſchen Dogge, und alle Theile ſind etwas ſtärker als am gemeinen Windhunde. Sonſt brauchte man ihn zur Wolfsjagd. Jetzt iſt er noch auf Schweine und Hirſche zu gebrauchen, beſonders die Blendlinge von ihm und dem Bullenbeißer, oder der engliſchen Dogge. 16) Der Curshund. C. f. cursorius. Die Schnauze iſt ſtärker als am Windhunde; die Ohren ſind klein und halbhängend; die Beine fleiſchig und lang, der Leib ſchlank; die Haare am Halſe, Bauche und Schwanze zuweilen länger. Er ſcheint vom Windhunde und großen Däniſchen Hunde abzuſtammen. Der Jäger braucht ihn zum Verfolgen des angeſchoſſenen Wildprets, ſo wie zum Hetzen und Fangen des unverſehrten. 17) Das kleine Windſpiel (Engliſches Windſpiel, kleiner Windhund). C. f. Italicus. Der kleinſte und ſchönſte Hund dieſer Race, mit einem kleinen langen Kopfe, ſchlanken Halſe und kurzen Haar; die Farbe meiſt gelblich. Bloß Schooshündchen. 18) Der Türkiſche nackte Hund. C. f. Aegyptius. Der Kopf iſt dicker, die Schnauze kürzer als am kleinen Windſpiel, dem er ſonſt ſehr ähnlich ſieht; die Haut ohne Haare, ausgenommen die Bartborſten, von Farbe braun, aſchgrau, ſchwärzlich oder fleiſchfarben. Die große Hitze der heißen Länder ſoll die Haarkeime vertilgt haben. C. Mit rundem Kopfe u. ſtumpfer Schnauze. 19) Der Bullenbeißer (Bärenbeißer, Bärenhund, Wachthund). C. f. Molossus. Die Schnauze iſt dick, braun und ſchwarz; die Lippen ſind dick und herabhängend, die Naſe aufgeworfen; die Ohren klein, hängend und ſchwarz; Hals und Leib dick; die Beine mittelmäßig, aber ſtark; der Schwanz aufwärts, mit der Spitze vorwärts gebogen; das Haar braun und glatt; die Farbe meiſt erbsgelb. Ein außerordentlich ſtarker Hund, den man als Hetzhund und zum Bewahren der Häuſer und

und Güter braucht. 20) Der Bullenbeißer mit der Haſenſcharte. C. f. lagochilus. Der Kopf iſt nicht ſo unförmlich, die Lippen ſind nicht ſo hängend, die Schnauze etwas ſpitziger, und die Oberlippe entweder ganz durchſchnitten, daß die Zähne durchſcheinen, oder nur bis auf den Grund, ſo, daß es zwey Naſen zu ſeyn ſcheinen. Der Größe nach iſt er geringer, als der eigentliche Bullenbeißer, von Farbe erbsgelb oder aſchgrau. Ein gelehriger Hund, ſowohl zum Abrichten auf die Jagd, als auf andere Künſte. 21) Der Bullenbeißer mit Schwimmfüßen. C. f. palmatus. Ich habe dieſen ſchönen und ſeltenen Hund gerade vor mir. Die Schnauze iſt etwas länger als an No. 19, und nicht nur an allen vier Füßen ſind große Schwimmhäute, ſondern die Oberlippe iſt auch von Natur, wie beym vorhergehenden, ganz geſpalten. Das Haar iſt glatt, und die Farbe ſchmutzig erbsgelb. 22) Die Engliſche Dogge (Kammerhund). C. f. Anglicus. Dieſer Hund iſt größer als der Bullenbeißer, auch etwas geſtreckter an Leib und Schnauze. Die Farbe iſt auch abwechſelnder, nicht bloß weiß, fahl, gelblich, braun oder ſchwarz, ſondern auch gefleckt. Man giebt ihn für einen Blendling vom Bullenbeißer und dem Schäfer- oder großen Däniſchen Hunde aus, und bedient ſich deſſelben bey der Jagd, wie des Bullenbeißers. 23) Der Metzger- oder Fleiſcherhund. C. f. laniarius. Er hat die Geſtalt des obigen, iſt aber kleiner, hat eine längere, gerade auslaufende, nicht ſo ſtumpfe Schnauze und nicht ſo lappige Oberlippen; das Haar iſt glatt, von Farbe ſchwarz oder braun, auch fahl und ſchwarz geſtrichelt oder geſtreift. Der Schwanz wird ihnen gewöhnlich bis auf einen kleinen Stumpf abgehauen. Auch dieſe, wenn ſie von der großen Art ſind, laſſen ſich als Hetzhunde gut brauchen. Bullenbeißer und großer Däniſcher Hund ſcheinen die Stammältern zu ſeyn. 24) Der Saufinder (Saubeller). C. f. aprinus. Die Geſtalt wie bey dem vorhergehenden mit langen rauhen Haaren und von ſchwarzer Farbe. Er ſucht die Sauen auf und meldet ſie durch Anſchlagen. 25) Der Saurüden. C. f. suillus. Er hat einen ſtarken Kopf, ziemlich flache Stirn, hinten ſtarke, vorne ſchmälere Schnauze; einen hinten verdünnten Leib; hohe Beine und ein langes rauhes Haar auf dem ganzen Leibe. Er hält gewöhnlich die Sau an den Ohren feſt. 26) Der Mops (die Steindogge). C. f. fricator. Der Kopf iſt rund und etwas platt; die Schnauze kurz, zwiſchen den Augen eingedrückt und ſchwarz; die Naſe breit und aufgeworfen; die Lippen ſind kurz; die Ohren hängend (werden aber, um ihn noch ein mopsmäßigeres Anſehn zu geben, geſtutzt) der Leib gedrungen; der Schwanz aufwärts gerollt; das Haar glatt; und meiſt erbsfarben. Ein Schooshund, deſſen Vater der Bullenbeißer zu ſeyn ſcheint, der ſich mit einem kleinen Hunde vermiſcht hat. 27) Der Baſtartmops. C. f. hibridus. Der Kopf iſt

klein, der Scheitel erhaben; die Naſe dick, welche wie die Schnauze aufgeworfen iſt; die Augen hoch und hervorſtehend; die Ohren klein und halbhängend; der Leib hinten eingezogen; die Beine hoch und dünn; das Haar glatt, einfarbig oder gefleckt. Ein Schooshund, der nur der Vollſtändigkeit halber angeführt wird. Er ſtammt vom Mops und einem andern kleinen Hunde. 28) Der Harlekin (kleiner Däniſcher Hund). C. f. variegatus. Der Kopf iſt rund und groß; der Scheitel erhaben; die Schnauze kurz, gerade, zugeſpitzt; die Ohren klein, halb hängend; der Leib hinten eingezogen; die Beine dünn; der Leib mit größern oder kleinern Flecken beſetzt. Ein Schooshündchen, der vom Mops und einem Spitzhunde, und nicht, wie man gewöhnlich vorgiebt, vom großen Däniſchen Hunde abſtammt. D. Hunde mit rundem Kopfe und länglicher Schnauze. 29) Der große Budel. C. f. aquaticus. Dieſer Hund ſcheint, in Hinſicht des Kopfs und der Schnauze, den Uebergang von der vorigen zu dieſer Hunde-Abtheilung zu machen, da er aber, wie die meiſten hierher gehörigen, ein langes Haar hat, ſo wird er hierher gerechnet. Der Kopf iſt rund, die Schnauze etwas geſtreckt und ſtark; die Ohren ſind breit und hängend; der Schwanz faſt gerade; das Haar lang und kraus, von ſchwarzer, grauer, weißer, röthlicher und gefleckter Farbe. Ein ſehr gelehriger Hund, der zur Waſſerjagd, auch zum Vorſuchen auf Hühner und Haſen abzurichten iſt. 30) Der Zwergbudel. C. f. aquat. minor. Ein Schooshund, der weit kleiner als der vorige iſt, von ihm und dem kleinen Spaniſchen Wachtelhunde abzuſtammen ſcheint, eine ſpitzige Schnauze, große hängende Ohren und langes gekräuseltes Haar hat, das am Kopfe, den Ohren und dem Schwanze beſonders ſeidenartig iſt. 31) Der Spaniſche Wachtelhund (der langbehaarte Bologneſer, Seidenhund, Seidenpudel). C. f. extrarius. Er hat die Größe des großen Budels, auch zuweilen des Hühnerhundes, dem er überhaupt, geſchoren, an Geſtalt gleicht; der Kopf iſt ſtark und rund; die Schnauze geſtreckt; die Ohren ſind breit, rund und ſtark behaart; die Bruſt ſtark; das Haar lang, gerollt und ſeidenartig anzufühlen. Da ihn die Gelehrigkeit des großen Budels fehlt, ſo iſt er ein bloßer Stubenhund in vornehmen Häuſern. Das Haar iſt ſehr gut zu gebrauchen, es iſt gewöhnlich ganz weiß; doch giebt es auch ganz ſchwarze und braune. 32) Der kurzhaarige Bologneſer (Engliſcher Wachtelhund). C. f. brevipilis. Der Kopf iſt klein und rundlich; die Schnauze kurz; die Haare ſind ſchwarz, weiß oder geſchäckt. Vom vorhergehenden unterſcheidet er ſich vorzüglich durch den weniger behaarten Schwanz, Ohren und Schenkel. Die Pyrame iſt kleiner, und hat bey gleicher Geſtalt einzelne feuerfarbige Flecken auf ſchwarzem Grunde. 33) Der langhaarige Bologneſer (Bologneſerhündchen, Angoriſcher Hund). C. f. militaeus. Der Kopf iſt rund, die

Schnauze

Schnauze kurz; Augen und Ohren ſind unter ſehr langen ſeidenartigen Haaren verſteckt. Dieſe Schooshündchen ſtammen aus Angora. 34) Das Löwenhündchen, C. f. leoninus. Wie der vorhergehende Hund, nur daß das Haar auf dem Kopfe, der Bruſt, den Beinen und an der Spitze des Schwanzes bloß lang, am Leibe und Schwanze aber kürzer iſt. Eine Vermiſchung vom vorhergehenden, und einem kurzhaarigen Hunde. Die übrigen Varietäten oder Blendlinge übergehen wir, da ſie uns von unſerm Zwecke zu weit abbringen würden. Ueberhaupt iſt die Geſchichte der Hunde noch nicht ſo vollſtändig, als es wohl zu wünſchen wäre. Hierzu gehörte aber eine genaue Beobachtung aller zahmen und verwilderten Racen in den übrigen Welttheilen, die oft ſo ſehr von den unſrigen abgehen. Unter allen Thieren zeichnet ſich der Hund nicht bloß durch ſeine einnehmende Geſtalt, Zahmheit, Vertraulichkeit, Folgſamkeit, Munterkeit, Geſchwindigkeit, Stärke, ſein freundliches, ſpielendes, tändelndes und einſchmeichelndes Weſen, ſondern auch durch edlere Eigenſchaften, die theils auf der Schärfe ſeiner Sinne, theils auf den Vorzügen ſeiner Seelenkräfte beruhen, auf die vortheilhafteſte Art aus, und er iſt daher mit größtem Rechte ein Geſellſchafter des Menſchen in allen Welttheilen geworden. Mehrere dieſer Eigenſchaften werden unten beym Nutzen dieſer Hausthiere vorkommen. Jetzt nur ein Paar Worte über eine derjenigen Haupteigenſchaften, weßhalb ſie dem Jäger ſo nützlich, und unentbehrlich geworden ſind. Es iſt ihr feiner Geruch, worin ſie vielleicht alle vierfüßigen Thiere, ja ſogar den Fuchs, übertreffen. Der Grund davon liegt in der Geruchsnervenhaut und dem drüſigen Naſenbaue, welcher geſchickt iſt, die feinſten Ausdünſtungen aufzufangen. Dieſe Geruchsnervenhaut iſt bey allen Hunden ſehr groß, vorzüglich groß aber bey Jagd- Hühner- Schweiß- und Leithunden, an welchen man eben die ſo vorzügliche Riechkraft gewahr wird. Wenn man alle Falten derſelben auseinanderzieht und ausbreitet, ſo kann man den ganzen Hundekörper damit bedecken, dahingegen die Geruchsnervenhaut des Menſchen kaum hinreicht, ſeinen Kopf damit zu belegen. Es ſetzt einen in Erſtaunen, wenn man ſieht, daß der Leithund auf dem trockendſten Boden, durch Heerden Vieh weg, die Spur des Hirſches auffinden und dem Jäger dadurch den Ort bemerklich machen kann, wo ſich dieſer befindet. Wenn man etwas vergißt oder verliert, ſo giebt es Hunde, die zurückkehren, und es aus vielen Sachen wieder herauszuſuchen und zu bringen wiſſen. Man hat Beyſpiele, daß Hunde ihren Herrn von Thüringen aus nach Paris nachgelaufen ſind, und ihn aufgefunden haben. Von der Gelehrigkeit des Hundes zeugen nicht nur ihre Jagdgeſchäfte, ſondern auch ihre Kunſtſtücke und ökonomiſchen Verrichtungen, die man ſie machen lehrt, z. B. den Bratſpieß drehen, am Karn zu ziehen

hen u. ſ. w. Der große Leibnitz ſandte der Akademie zu Paris eine Nachricht, daß ein Bauernjunge einen Hund ſo weit gebracht hätte, daß er verſchiedene Worte, als Thee, Koffee u. ſ. w. ſehr deutlich ausſprechen konnte, ja ein Budel, ſoll das Wort Frau auf Verlangen ſehr deutlich haben ſprechen können. Die Stimme iſt bey den meiſten knurrend, bellend und heulend, bey einigen bloß heulend und bey andern, z. B. den Isländiſchen, bloß leiſe murrend. Sie geben dadurch ihre Leidenſchaften zu erkennen, und eine auffallende Erſcheinung iſt, daß viele Hunde den hellſcheinenden Vollmond, fürchterliche Geſtalten, blaſende Inſtrumente, das Geläute der Glocken u. ſ. w. verabſcheuen, und dieß durch ein gräßliches Heulen andeuten. Das Alter der Hunde erſtreckt ſich bis auf zwanzig Jahre, und bisweilen auf 28 Jahre. Bey zunehmenden Jahren wird das Haar dunkler, ſtumpf und ungleich, und im hohen Alter an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen herum grauer, die Zähne ſchwarz, ſtumpf und ungleich und fallen zuletzt gar aus. Von der Verbreitung iſt ſchon oben geredet worden. Man findet nämlich die Hunde jetzt auf der ganzen Erde, wo es nur Menſchen giebt, vertheilt, in einigen Ländern ſogar verwildert. Der Aufenthalt, den man ihnen anweißt, richtet ſich nach ihrer Beſtimmung. Hunde, die zur Erhaltung ihrer guten Eigenſchaften, wie der Leithund, oder wegen Mißbrauchs ihrer Stärke, wie die großen Hetzhunde u. ſ. w. in Zwinger gewieſen werden müſſen, verlangen große Reinlichkeit. Am beſten iſt es, man weißt jedem Hunde, auch dem Hühnerhunde einen eignen beſtimmten Ort an, wo er wenigſtens des Nachts reinlich und, nach Befinden der Umſtände, warm liegt. Unter dem Ofen darf kein Hund liegen, ſo ſehr ſie auch dieſe Stelle ſuchen, weil außer der Schlaffheit und Trägheit, die daraus entſteht, auch gefährliche Uebel, z. B. die Tollheit, daher ihren Urſprung nehmen können. Sie mit zu Bette zu nehmen iſt nicht nur unſchicklich, ſondern auch deßwegen ſchädlich, weil es nicht der erſte Fall iſt, daß ein Lieblingshund hier wüthend geworden iſt, ſeinen Beſitzer gebiſſen und ihm dadurch den unglücklichſten Tod verurſacht hat. Die verſchiedene Lage des Hundes kann jeder Jäger täglich beobachten; eben ſo, daß ſie ſehr leiſe, aber unruhig ſchlafen, böſe Träume haben, daher brummen und bellen, als wenn ſie es mit einem Gegner zu thun hätten u. ſ. w. Da der Hund ein fleiſchfreſſendes Thier iſt, ſo iſt ganz natürlich Fleiſch ſeine Lieblingsſpeiſe, welches er friſch, noch lieber aber etwas in Fäulniß übergegangen, genießt. Man thut auch deßhalb die großen Jagd- oder Hetzhunde in Meiſtereyen, und läßt ſie hier vom Aas nähren. Freylich erfordert dieſe nahrhafte Fleiſchfütterung auch eine ununterbrochene ſtarke Bewegung und Arbeit, und eine daher fließende gehörige Ausarbeitung der Säfte, wenn nicht Augen- Haut- und andere Krankheiten entſtehen ſollen; für Hunde daher, welche nicht

nicht beſtändig in Thätigkeit ſind, bäckt man lieber Brod von halb Gerſten= und halb Roggenmehle, und überbrüht dieß zu einer Suppe, die mit etwas Butter oder Schöpſenfett, wozu man auch zerſchlagene Schöpſenknochen brauchen kann, geſchmelzt iſt. Einige thun darunter auch guten Haferſchrot. Von dieſer abgekochten Suppe bekommen die Hunde täglich zweymal, auch wohl nur einmal, und das zweytemal bloß trockenes Brod. Friſches Waſſer müſſen ſie ebenfalls täglich zweymal bekommen. Hunde, die man nicht wie Jagd= und Hetzhunde in Menge halten muß, ernährt man auch außerdem von den Ueberbleibſeln an Knochen, Fleiſch, Zugemüſe und Brühen, die vom Tiſche übrigbleiben. Nicht bloß als Arzney, um ſich zum vomiren und purgiren zu reizen, weil die unreinen Säfte nicht wie bey andern Thieren durch den Schweiß verdünſten, ſondern auch, und vorzüglich um die ſpitzigen Knochenſplitter einzuhüllen, frißt der Hund von Zeit zu Zeit Quecken und anderes ſtarkblättriges Gras, im Winter auch wohl Stroh, welches man auch bey mehrern Raubthieren z. B. der Katze bemerkt hat. Seinen beizenden Unrath, deſſen er ſich mit Zwang entledigt, ſetzt er gern auf kahle Plätze, und den Harn läßt das Männchen auch die jungen Weibchen mit aufgehabenen Hinterbeine, und zwar ſehr oft an erhabene Orte. Dieß iſt auch die Gewohnheit, womit ſie ſich einander begrüßen, indem ſie oft an einem gemeinſchaftlichen Platze mit Piſſen abwechſeln, auch beyde Geſchlechter ſich dadurch ihre Liebe anzukündigen pflegen. Die Begattung oder das Belaufen der Hunde iſt an keine beſtimmte Jahreszeit gebunden, geſchieht aber gewöhnlich des Jahres zweymal, und die Hündin iſt es, die den Hund, der ſich jederzeit dazu bereit finden läßt, dazu reizt. Die Hitze dauert zehn bis vierzehn Tage, und die Hündin, um die ſich mehrere Hunde verſammeln, die ihr Verlangen durch den Geruch wittern und ihre Gegenreizungen durch ſtetes Waſſerlaſſen und durch Kratzen auf der Erde mit den Vorder= und Hinterfüßen zu erkennen geben, muß erſt ein oder etliche Tage Spuren eines Blutfluſſes gezeigt haben, ehe ſie den Hund zuläßt. Dieß iſt nur um deßwillen zu wiſſen nöthig, weil man nicht eher die zur Begattung beſtimmten Hunde, die man ſorgfältig auswählen muß, um die Race rein und gut zu erhalten, beyzuſtecken braucht. Sie iſt gewöhnlich nicht eckel in der Wahl, wenn die Hitze vollkommen eingetreten iſt, und läßt alle Hunde, gewöhnlich am liebſten große zu, daher die häufigen Ausartungen. Wegen der wulſtigen Ruthe des Hundes und der krampfhaft umfaſſenden innern Geſchlechtstheile der Hündin hängen ſie einige Zeit zuſammen, und man darf ſie nicht ſtöhren, wenn die Begattung fruchtbar ſeyn ſoll, weil der Saame nur abſatzsweiſe ausſtröhmt. Hat die Hündin 5 bis 6mal gehangen, ſo iſt ſie befruchtet genug; muß aber alsdann wohl noch acht Tage eingeſperrt werden, wenn man der reinen Race ſicher ſeyn will. Sie

trägt

trägt 9 bis 10 Wochen, gewöhnlich 63 Tage, nicht unter 60, und wirft 3 bis 15 Junge, die der Jäger Wölfe nennt. Dieſe ſind 10 bis 14 Tage blind, werden von der Mutter ſorgfältig geſäugt, beſchützt, und wenn ſie dieſelbe nicht ſicher genug glaubt, am Halſe von einem Ort zum andern getragen. Sollen die Hunde recht gut werden, ſo läßt man ihr nur 2 bis 4, welche die geſundeſten, munterſten und gewöhnlich freylich auch die am ſchönſten gezeichneten ſind. Sie muß ſie 2 Monate ſäugen, wenn ſie recht gut werden ſollen, nur kann man ſie in den letzten vierzehn Tagen auch an Kuhmilch und in dieſelbe eingeweichtes Brod gewöhnen. Hat man die Wahl, ſo zieht man ſich diejenigen, welche im Frühjahr gebohren ſind, auf, weil ſie im Sommer einen beſſern Wuchs erhalten, und auf eine leichte Art in der erſten Jugend ſchon zu ihrer Beſtimmung angewieſen werden können. Nach dem neunten Monate ſind ſie im Stande, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, allein man läßt es ihnen, um ihr Wachsthum nicht zu verhindern, nicht eher als nach dem erſten Jahre zu. Dieß iſt es, was im Allgemeinen von der Erziehung der Hunde geſagt werden kann. Faſt kein Thier ſcheint ſo vielen Krankheiten ausgeſetzt zu ſeyn, als der Hund, wovon der Grund darin liegt, daß ſie oft gar nicht für ihre Natur paſſende Nahrungsmittel genießen, und eine ihnen ganz unnatürliche Lebensart führen müſſen z. B. einmal in einer zu ſtarken Bewegung und Anſtrengung, und ein andermal in einer gänzlichen Unthätigkeit, wie dieß bey Jagd- und Hetzhunden der Fall iſt. Die hauptſächlichſten Krankheiten und ihre Heilmittel, welche letztere aber nach der Größe und Kleinheit des Thieres, da hier der Mittelweg eingeſchlagen iſt, in der Doſis vergrößert oder verkleinert werden müſſen, ſind folgende: 1. Fiebererregungen, welche ſich durch Verdroſſenheit, kalte Ohren, bleiche Lefzen und verlohrne Freßluſt anzeigen. Entſteht ein Durchfall, ſo hilft ſich die Natur meiſt ſelbſt, ſonſt giebt man dem kranken Hunde 4 — 30 Gran Galappenpulver in Zukkerwaſſer aufgelößt, bis oben oder unten die gehörige Wirkung erfolgt. Rhabarber mit etwas Salz vermiſcht, in einer Pflaume als Purganz eingegeben, hebt die Krankheit gewöhnlich auch. 2. Die Bräune. Schnell abwechſelnde Kälte und Hitze, auch Waſſermangel ſollen die Urſache ſeyn. Es entſteht eine Stockung in den Blutgefäßen, die, verbunden mit der eintretenden Zähigkeit der Säfte, dieß Uebel hervorbringt. Das Zäpfchen im Halſe, ſo wie die Zunge ſind angeſchwollen, letztre braun, das Athmen wird dadurch ſchmerzhaft, die Augen treten hervor, die Eßluß verſchwindet, und der Tod erfolgt oft im Kurzen. Man öffnet dem kranken Hunde unter der Zunge und an den Ohren eine Ader, dann reibt man ihm den ganzen innern Rachen mit einer Miſchung von Waizenmehl, pulveriſirter Salbey und Salz aus, und giebt

ihm alle 2 bis 3 Stunden einen Eßlöffel voll Gummiſchleim, oder noch beſſer ſaure Molken. 3. Flüſſe. Sie entſtehen von ſcharfen, zähen, dicken und verdorbenen Säften, und äußern ſich durch örtliche Schmerzen oder Lähmungen an einem oder den anderm Theile des Körpers. Ein gelindes Reizungsmittel, oder zertheilte Pillen von 2 bis 4 Gran Spießglas und 3 bis 6 Gran Krebsaugen, beydes pulveriſirt; und äußerliches Reiben und Waſchen mit Kampfer, heilen dieſe Krankheit. 4. Lähmung der Glieder. Sie hängt mit obiger Krankheit zuſammen, hat eben die Urſachen, wozu noch Erkältung zu ſetzen iſt. Man wäſcht den Hund das gelähmte Glied mit Ameiſenſpiritus, und bäht es mit Umſchlägen von Wachholder im Waſſer gekocht. Waſſerhunde, die auf der Entenjagd zu lange im Waſſer herumgewatet, und ſich erhitzt haben, werden oft am ganzen Körper ſteif und gelähmt. Warme Bäder von Kleye und weißer Seife, noch beſſer aber das Waſchen mit einem Decoct von 3 bis 4 Loth weißer Nießwurz in einem neuen Topfe, in welchem 4 Quart Covent oder Nachbier gegoſſen, den Topf mit Sauerteig verklebt und bis zur Hälfte eingekocht, und dann eine gute Meſſerſpitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hineingethan iſt. 5. Das Verſchlagen. Eine nicht ſeltene Krankheit der Jagd- und Hühnerhunde, die auf Hitze zu kalt trinken, und dann ausruhen. Sie bekommen gewöhnlich Lähmung der Füße. Ein lauwarmes Ameiſenbad hilft oft. 6. Die Räude. Sie iſt oft angebohren, oft entſteht ſie aber auch durch üble Nahrung, Erkältung, Unreinlichkeit und ſchlechtes Waſſer, und ſteckt an. Man zählt vier bis ſechſerley Arten, die kleine rothe, die große, die gemeine und die ſchwarze Räude. Die röthlichen Bläschen oder Geſchwüre kommen bey der erſten Art erſt am Halſe und am Kopfe zum Vorſchein, und vor dem Ausbruche der Krankheit ſchwellen dem Hunde die Füße; die zweyte zeigt ſich auch ſtellenweiſe, aber in größern Umfange und an mehrern Theilen des Körpers, wobey dem Kranken Kopf, Lenden und Rücken ſchwellen; die gemeine verbreitet ſich mehr im ganzen und über den Körper, und überzieht denſelben mit einer ſchuppigen Rinde, dagegen die ſchwarze macht, daß dem Patienten die Haare ausfallen und er ganz nackt wird. Wenn der Ausſchlag nicht eitert, ſo heißt es die trockene, und wenn er eitert, die fette oder feuchte Räude. Das Waſchen mit den oben No. 4. angegebenen Nießwurz-Decoct hilft gewöhnlich. Innerlich giebt man auch, bis Erbrechen erfolgt, eine Pille von Nießwurz, und zum Wiederwachſen der Haare reibt man die räudigen abgetrockneten Stellen mit Baumöl ein. Ich habe auch durch Waſchen mit Bleywaſſer, und wenn dieß nicht half, durch Salben mit Bleyextract, ja bey großen Hunden mit Merkurialſalben die hartnäckigſte Räude kuriren

ſehen. 7. Der Durchfall. Er entſteht gewöhnlich aus Erkältung, veranlaßt oft Entzündungen und ſteckt an. Bohnenmehl mit Siegelerde oder 2 Thee-Löffel voll Magnesia alba vermiſcht, zu einen Brey gekocht, und zum Frühſtück gegeben, kurirt die Krankheit gewöhnlich. Ein Brechmittel von 10 bis 12 Gran Ipecacuanha im Anfange der Krankheit iſt auch dienlich. Der Hund darf bloß gute Suppen mit Schöpſenfett geſchmelzt freſſen, bis ſich der Leib verſtopft. 8. Die Verſtopfung. Dieß Uebel erkennt man an den vielen unnatürlichen Bewegungen der Hunde, um den Unrath von ſich zu geben; und es iſt beſonders bey jungen gewöhnlich. Die Purganzen No. 1. helfen gewöhnlich. Iſt ſie hartnäckig und mit Kolikſchmerzen verbunden, ſo giebt man ein Klyſtier von einer handvoll Kamillenknospen, 3 Quentchen Eibiſchwurzel, 5 Quentchen Fenchelſaamen in Waſſer gekocht, durchgeſeiht, und 4 Loth Leinöl und einen Theelöffel voll Salz hinzugethan. 9. Harnverhaltung. Man ſchreibt ſie vorzüglich einer übermäßigen Erhitzung zu, wodurch eine Anhäufung von Blut und zäher Feuchtigkeit, eine krampfhafte Bewegung in den Nieren- und Uringängen erzeugt, und dadurch das Harnlaſſen erſchwert wird. Man giebt dem kranken Hunde ein Klyſtier, wie oben angegeben, macht ihm von Kamillenblumen in Milch geweicht einen warmen Umſchlag um den Leib, und ſetzt ihm lauwarme Ziegenmilch, in welcher man zerquetſchten Hanfſaamen ausgedrückt hat, zum Saufen vor. 10. Der Blutfluß. Hetzhunde, beſonders Windhunde, die ſich zu ſehr anſtrengen und erhitzen, speyen und nieſſen Blut aus, welches theils aus der Lunge, theils aus den Blutgefäßen des Kopf, Halſes oder Schlundes entſpringt. Man nimmt 1 Scrupel Salpeter, 10 Gran Krebsaugen, 10 Gran Terra de Catechu, 8 Gran Alaun, mit Trajant, Honig oder Syrup zu einer Pille geformt, und giebt dem Kranken täglich eine, bis das Uebel vorüber iſt. 11. Der Huſten. Entweder zäher Magenſchleim, der im Schlunde einen Reiz verurſacht, oder eine andere von plötzlicher Erhitzung und Erkältung entſtandene Stockung in der Lunge ſind die Urſache. Der erſtere Fall iſt mit Heiſerkeit und Würgen verbunden, und ein Trank aus Eſſig und Honig, wovon der kranke Hund alle drey Stunden einen Eßlöffel bekommt, kurirt ihn gewöhnlich. Der zweyte Fall hat Engbrüſtigkeit und kurzen Athem zum Begleiter. Man nimmt alsdann ſüße Mandeln (keine bittere) zerſtößt dieſe, thut etwas Mohn und Brunnenwaſſer dazu, und macht eine Milch daraus, in welche man 2 Gran Kampfer, und 8 Gran Salpeter thut, und den Kranken alle zwey Stunden einen Eßlöffel voll giebt. Auch in ſeine Suppe und in ſein Getränke kommt etwas Eſſig. 12. Die Würmer. Es ſind dieß Rund- und Bandwürmer. Junge Hunde werden vorzüglich damit geplagt. Unluſt, Schwin-

bel, Heißhunger, konvulſiviſche Bewegung, und vorzüglich Beißen in die linke Seite des Unterleibes ſind die Anzeigen davon. Man nimmt 8 Gran Sabadillenſaamen und Kapſeln (Semen et Capsul. Sabadillae) und 8 Gran Gummi guttae praepar. mit einer kleinen Miſchung von Rhabarber zu einer Pille gemacht. Dieſe Arzney braucht man ſechs bis acht Tage hinter einander, und laxirt dann den Hund mit Glauberſalz und Rhabarber. Andere nehmen 1 Scrupel Wermuthſaft, 1 Scrupel Leberaloe, 2 Scrupel Hirſchhorn, 2 Scrupel Schwefel, machen dieß mit Nußöl zu einer Pille, und geben es dem Hunde, wie oben, ein. 13. Die ſogenannte Hundeſeuche. Sie äußert ſich anfangs in Verdroſſenheit, welche in Lähmung der Hinterfüße übergeht, die oft der Hund bloß hinter ſich drein ſchleppt, und endigt ſich gewöhnlich mit der Auszehrung. Man purgirt den Hund alle drey Tage, und wäſcht ihn äußerlich mit nervenſtärkenden Spiritus z. B. Meliſſen- Quendel- oder Rosmaringeiſt. Iſt der Hund viel werth, und die Krankheit hartnäckig, ſo hüllt man ihn dabey auch in Tücher, und giebt ihm Hollunderſaft mit Siegelerde oder Krebsaugen vermiſcht ein, zur Beförderung der Ausdünſtung. Wird die Krankheit, ehe man ſie bemerkt, bösartig, ſo müſſen dem Hunde unter der Zunge die zwey Adern gelaſſen werden, daß er hinlänglich blute, alsdann wird folgendes Recept gebraucht. R. Praecipitat. rub. 4 Gran. Antim. crud. 4 Gran. Sal. amon. 6 Gran. Rad. Rhabarb. 6 Gran. Alles wird pulveriſirt, gemiſcht, in vier Theile getheilt, und dem Hunde alle Tage, oder einen Tag um den andern, je nachdem er von ſtarker Natur iſt, gegeben, und man läßt ihn erſt etliche Stunden darnach ſaufen. Wenn man ihm einen Tag um den andern eingiebt, ſo muß er an dem freyen Tage Leinöl, und zu ſeiner Nahrung nur Kuhmilch, ſo wie ſie von der Kuh kömmt, erhalten. 14. Mit ihr verwandt, aber faſt noch gefährlicher, iſt die Staupe oder der Rotz. Sie entſteht von katarrhaliſcher Materie, Stockung, und Verdickung der Säfte, und vorzüglich von einem im Magen befindlichen zähen Schleime, der durch Gallenſtoff ſehr bösartig wird. Entweder die Krankheitsmaterie ſucht ſich gleich anfangs durch die Naſe des Patienten einen Ausweg zu verſchaffen, oder der dicke zähe Schleim bleibt hartnäckig in den Eingeweiden und im Magen zurück, wodurch die Krankheit faſt unheilbar wird. Eckel gegen Nahrung, Unluſt, trockene heiße Naſe, ſtätes Schnäufeln, Huſten, häufige Anwandlung vom Erbrechen ohne Erfolg und ohne mehr als hin und wieder etwas zähen Schleim herauszubringen, ſind die Zeichen dieſer Krankheit. Es zeigt ſich bald, ob die Krankheitsmaterie den Weg durch die Naſe nehmen, oder im Innern wüthen will. Schwellen des Kopfs, geſchwollene triefende, oft auch eiternde Augen, dicker

Ausfluß aus der Naſe, Betäubung, Schwindel, ſtinkender Athem ſind im erſten — Lähmung an dem Rücken und den Hintertheilen, Abzehrung, beſonders in den Weichen, Zuckungen, Convulſionen ſind im letzten Fall die nie ausbleibenden Erſcheinungen. Bey dem ſchwächern Grad der Krankheit giebt man den Patienten entweder 3 — 6 Gran pulveriſirte weiße Nießwurz mit Milch ein, eine Pille von 6 bis 8 Gran Ipecacuanha, die man in mehrere kleine zertheilt und in Zwiſchenräumen bis zum erfolgten Erbrechen giebt; dann gießt man ihm täglich einigemal ein Paar Tropfen Kienöl in die Naſe. Im zweyten Fall, wenn ſich kein Ausfluß an der Naſe zeigt, wäſcht man ihn mit dem oben No. 4. angegebenen Decoct von weißer Nießwurz, und giebt ihm täglich ein Pulver von 6 Gran Antimonium crudum. 3 Gran Merc. dulc. 4 Gran Herbae Belladon. Doch muß man bey dem Einſchütten der Arzneyen vorſichtig und mit Handſchuhen zu Werke gehen, weil der Speichel im höchſten Grad der Krankheit ſehr giftig, und der Patient oft mit der ſtillen Wuth behaftet iſt. Abſonderung deſſelben iſt ohnehin nothwendig. Andere nehmen 80 Gran zerſtoßene Baldrianswurzel, 30 Gran Tollkraut und 5 Gran goldfarbenen Spießglasſchwefel, im Waſſer des Morgens auf einmal eingegeben. Wenn Zuckungen an einem oder dem andern Theil entſtehen, ſo zieht man in der Gegend deſſelben ein Haarſeil, das mit einer reizenden Materie beſtrichen und in Terpentinöl getränkt iſt, und giebt dem Hunde etliche Tage hinter einander folgendes Pulver im Waſſer ein: 30 Gran geſtoßene Wolverley Wurzel, eben ſo viel Tollkraut, und 6 Gran Biſam. Da die Hunde dieſe Krankheit nur einmal bekommen, ſo kann man ihnen die Rotzmaterie mit Erfolg, wenn ſie ein halb oder drey Vierteljahr alt ſind, einimpfen, wo ſie ſehr leicht durchkommen. 15. An dieſe Krankheit gränzt die allergefährlichſte, die Wuth, Tollheit oder Waſſerſcheue. Dieſe hat wahrſcheinlich eben die Quelle, wie die vorhergehende, nur daß hier vielleicht die Menge, Schärfe und Bösartigkeit der Säfte eine größere Zerſtörung in der thieriſchen Oekonomie zu Wege bringt; große Erhitzung und Erkältung, Mangel des Saufens, ſtinkendes Fleiſch in heißen Tagen, heftige Zahnſchmerzen und öftere Verſagung der Begattung ſollen Gelegenheitsurſachen ſeyn. Auch will man neuerlich die Bemerkung gemacht haben, daß angebiſſene und verſchluckte gemeine Kröten (Rana Bufo) dieſe Wirkung hervorbringen *).

*) ſ. Reichsanzeiger 1801. N.20 Wird die Krote bloß vom Hund ſo gereizt, daß nur etwas von ihren beizenden Säften ihn in den Mund kommt, ſo kränkelt er nur, und bricht ſich; beißt er ſie aber, und bekommt mehr Gift in ſich, ſo wird er toll, und verſchluckt er ſie ganz, ſo wird er zwar auch toll, allein er ſtirbt auch bald.

Man unterſcheidet zwey Gattungen: 1) die hitzige (reißende, fahrende) und 2) die ſtille Hundewuth, welche letztere ſich zwar ſchwächer äußert, aber, wie traurige Erfahrungen gelehrt haben, kein bösartiges Gallenfieber, ſondern eine wahre anſteckende Tollheit iſt. Beyde kündigen ſich anfangs bloß als Unpäßlichkeiten an, die ſich durch Traurigkeit, verlorne Eßluſt, heftigen Durſt, Schlafloſigkeit, Auffahren im Schlummer, Verſtecken, Zwang der Ausleerungskanäle, trockne weiße Naſe, gebrochne trübe Augen, ſchielenden Blick, Gleichgültigkeit gegen ſeinen Herrn und verlornes Bellen äußern. Bey der hitzigen bemerkt man dabey noch etwas Bosheit, Schnappen nach Fliegen, Schmetterlingen, Hühnern, freundlich thun gegen andere Hunde und plötzliches Anfallen derſelben, Laufen des Mundes und ein ganz ungewohntes, oft trotziges Betragen gegen ſeinen Herrn. Das Steigen und Zunehmen der Krankheit, oder die zweyte Periode derſelben, wird bey beyden Gattungen durch Unruhe und Schüchternheit ſehr auffallend. Das Auge iſt ſtarr und wild; der Kopf ſchwillt um die Augen und Backen; die Zunge entzündet ſich und iſt feuerroth; das Maul geifert; der Kranke hängt den Kopf zur Erde, knurrt, bellt aber gar nicht; kennt ſeinen Herrn nicht mehr; verabſcheuet das Saufen; fällt ſichtbar ab, und ſchleicht beſtändig mit ſchielenden Blicken und abwärts gekrümmter Ruthe herum. Der wirkliche Ausbruch zeigt ſich bey beyden Gattungen auf verſchiedene Weiſe. Bey der hitzigen Wuth iſt das Auge glühend wild, die Pupille weit ausgedehnt, der Rachen offen und voll Geifer, die Zunge aus dem Halſe hängend und bläulich, die Ruthe ſtark zwiſchen die Hinterfüße eingeklammert; im Freyen läuft der Hund durch dück und dünn, fällt Menſchen und Vieh und alles an, was ihn in den Weg kommt, und endigt gewöhnlich nach 9 Tagen ſein Leben unter den fürchterlichſten Convulſionen, Heulen und Schmerzen. Nicht bloß der Biß, ſondern auch der der äußern Haut mitgetheilte Geifer iſt anſteckend. Einem mit der ſtillen Wuth befallenen Hunde ſchäumt das Maul ebenfalls, die Augen ſind aber trübe und gebrochen, die Zunge iſt blau; er taumelt anfangs, ſchnappt ohne zu beißen um ſich, läuft dann weniger eilfertig und immer neben dem Wegen weg, taumelt vor ſich hin, und beißt nur, was ihm gerade aufſtößt, und ſtirbt ſpäter als den neunten Tag, aber plötzlich. Was er blutig beißt, wird ebenfalls mit der Wuth befallen, doch iſt ſie nicht ſo gefährlich, und ſoll auch nicht ſo bald als jene ausbrechen. Hunde, bey welchen man obige Anzeigen gewahr wird, ſchießt man, um der Gefahr auszuweichen, da mir mehr als ein trauriges Beyſpiel für die Beſitzer derſelben bekannt iſt, todt. Wer ſeinen Hund für zu koſtbar hält, muß ihn gleich in Sicherheit bringen; alsdann giebt er ihn in der erſten Periode ein aus 8 Gran weißer

Nieß-

Nieſswurz und 8 Gran Ipacacuanha zur Pille geformtes Brechmittel in mehrere Theile getheilt, bis die gehörige Wirkung erfolgt. In der zweyten Periode zwey Gran mineralogiſchen Turpith in Verbindung mit 10 bis 12 Gran gereinigtem Salpeter oder Cremor tartari in Pillenform, und zwar wiederholt bis zum Wirken. Bey der erfolgten Beſſerung giebt man dem kranken Hunde dicke ſaure Milch. Iſt ein Hund von einem tollen gebiſſen, ſo wäſcht man die Wunde mit Eſſig und Waſſer rein aus, ſcarificirt ſie dann, d. h. ritzt ſie hin und wieder mit einer Lanzet oder ſcharfen Meſſer, erweitert ſie, beſtreut ſie mit ſpaniſchem Fliegenpulver, und legt ein aus Zwiebel oder Knoblauch, Honig, Salz und Mehl bereitetes Zugpflaſter darauf, um durch dieſe Behandlung das Gift aus der Wunde zu bringen, und von dem Uebergange ins Blut abzuhalten. Zuweilen ſcheinen alle angeprieſenen Mittel nichts zu helfen. Daſs das Ausſchneiden des ſogenannten Tollwurms zur Verhütung des Tollwerdens nichts hilft, und nur ein unnützes Accidenz des Schäfers oder Feldmeiſters iſt, brauche ich jetzt kaum mehr zu erwähnen. Es iſt dieſs ein Zungenband, oder eine Sehne, die unter der Zunge liegt, die bloſs den Thieren, die zur Hundegattung gehören, als Wölfen und Füchſen eigen iſt und darzu dient, ihnen ihre beſondere Art des Saufens, das im geſchwinden Hin und Herziehen der löffelförmig gebeugten Zunge beſteht, zu erleichtern. Man macht alſo durch dieſe Operation den Hunden nicht nur vergebliche Schmerzen, ſondern auch ein beſchwerliches Saufen. Ueberdem ſind auch die traurigſten Beweiſe von der Trüglichkeit dieſes vermeinten Vorbeugungsmittels bekannt genug. 16. Augenkrankheiten, die meiſt von ſcharfen verdorbenen Säften herrühren. Sie ſind: a. Entzündung. 1 Loth Glauberſalz und Rhabarber, ſo wie Salpeter in Eſſig aufgelöſt und zum Getränke gegeben, und äuſserlich einen Umſchlag vor der Stirn von Brodkrumen mit Eſſig angefeuchtet, iſt von gutem Erfolg. b. Triefende Augen. Reinigungsmittel und äuſserlich aufgelegte Lappen mit 2 Loth Roſenwaſſer und 5 Tropfen Bleyeſſig. Auch bloſses Waſſer von faulen Borſtdorferäpfeln hilft. c. Ein Fell auf den Augen. Eine halbe Drachme Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöl, 1 Unze Honig und 12 Gran pulveriſirter Safran als Salbe von Zeit zu Zeit in das Auge oder den Winkel deſſelben geſtrichen, verbunden mit einer Purganz, die man einen Tag um den andern giebt. Gewöhnlich blaſen die Jäger ſolchen kranken Hunden klares Schiefermehl in die Augen, oder beſtreichen ſie mit Iltisfett. 17. Ohrenkrankheiten. Sie entſtehen ebenfalls von zähen verdorbenen Säften, von Erkältung u. ſ. w. a. Harthörigkeit. Diät, und dann und wann ein Reinigungsmittel von Glauberſalz und Rhabarber. b. Geſchwulſt. Man

ſpritzt dem Hunde lauwarme Milch, in welche eine Handvoll Kamillen und ein Eßlöffel voll Honig abgekocht iſt, in die Ohren ein. Geht die Geſchwulſt in Eiterung über, ſo muß das Ohr mit Eſſig ausgewaſchen werden. c. Der Ohrwurm oder Ohrenkrebs. Es zeigt ſich an einem oder beyden Ohren an der Spitze im Anfange eine Geſchwulſt, die in eine aufgefreſſene Wunde übergeht. Das öftere Berühren mit Höllenſtein, oder Aufträufeln von Terpentinſpiritus und tägliches Auswaſchen mit aufgelöſtem klaren Vitriol hilft. Iſt der Krebsſchaden ſchon hartnäckig, ſo hält man das Ohr in ſiedend heiße Butter oder ſchneidet die Stelle aus. 18. Naſengeſchwüre. Sie entſtehen von ſcharfen Feuchtigkeiten des Kopfs. Ein Reinigungsmittel von Löffelkraut und Brunnenkreſſe, ſo viel als man zwiſchen die Finger faßt, mit einer kleinen Beymiſchung von Honig abgekocht, und dem Kranken einen Tag um den andern einen Eßlöffel voll eingeſchüttet, und äußerliche Umſchläge davon helfen gewöhnlich. 19. Halsgeſchwüre, die mit den Schwämmchen auf der Zunge Aehnlichkeit haben. 3 Galläpfel, ein Weinglas voll Eſſig, etwas verbranntes und pulveriſirtes Papier, 1 Drachme Sal ammoniacum vermiſcht, und mit einem Pinſel die Geſchwüre beſtrichen. 20 Der Kropf, eine Halsgeſchwulſt, die von ſtockender Feuchtigkeit herrührt, und eine widernatürliche Ausdehnung der Haut verurſacht. Man zertheilt anfangs dieſe Geſchwulſt durch in Eſſig getauchte Linſen. Sonſt braucht man innerlich die bey Menſchen gewöhnlichen Kropfpulver. 21. Gegen die Zahnkrankheit, welche vorzüglich junge Hunde nach dem erſten halben Jahre befällt, und woran mehrere ſterben, weiß man noch kein ſicheres Mittel. 22. Warzen, Blutgeſchwüre und Flechten vertreibt man durch öfteres Waſchen mit Aqua phagedaenica, das aber nicht abgeleckt werden darf, weil es innerlich giftig iſt. 23. Geſchwüre anderer Art. Man zieht ſie mit einem Umſchlage aus Mehl, Honig und gebratenen Zwiebeln auf, und befeuchtet ſie dann oft mit Goulardiſchem Waſſer. 24. Verrenkungen. Man zertheilt die Geſchwulſt leicht, durch 1 Quartier Weinſtein, ein halb Quart weißen Wein und 1 Loth Salmiac. Iſt keine Geſchwulſt da, ſo reibt man den leidenden Theil mit einer aus Oel und Schweinfett bereiteten Salbe. Maulverrenkungen, die bey Packer- und Hetzhunden vorfallen, heilet man mit warmen Umſchlägen von Kamillen, Hollunderblüthen, Salbey und Majoran in Milch gekocht, und durch öfteres Waſchen des Halſes und der Kinnladen mit Eſſig, Kamillen und abgekochter Schafgarbe. 25. Wunden. Sind dieſelben nicht gar zu tief, und der Hund kann ſie mit ſeiner Zunge erreichen, ſo heilt er ſie dadurch von ſelbſt. Sonſt curirt man ſie wie bey Menſchen. Gewöhnlich hilft, wenn der Hund gute Säfte hat, die Auflegung eines Blattes von

Braunkohl, der Saft davon, oder die Sauerkrautsbrühe. Wider Brandſchäden macht man einen Umſchlag von Bierhefen, oder legt eine Salbe aus Baumöl, ſüßer Sahne und Bleyweiß auf. Mücken, Stechfliegen (Conops) und Bremſen (Tabanus) plagen ſie ſehr. Sie ſetzen ſich ihnen vorzüglich gern in Geſellſchaft an die Ohren, ſaugen das Blut aus, verurſachen dadurch Entzündung dieſer Theile und Grind. Die Hunde ſind vor dieſen Verfolgern ſicher, wenn man ſie mit Waſſer beſtreicht, worin bittre Mandeln und Wermuth zerrieben ſind. Die gelblichen Kuhmilben (Hundeläuſe, Hundezecken Acarus Ricinus) freſſen ſich den jungen Hunden, die nicht reinlich gehalten werden, in die Haut, ſogar in die Ohren, und verurſachen Ausſchlag. Auch die röthlichgrauen Hundemilben (Acarus Reduvius) die ſich oft zur Größe einer Saubohne voll Blut ſaugen, die Flöhe und Zangenläuſe (Ricinus) die ihnen oft kahle Flecken freſſen, ſind ihnen zur Plage. Man trifft auch zuweilen Filzläuſe (Pediculus pubis) und zwar in Menge auf ihnen an. Gegen alle dieſe Feinde badet man die Hunde in Seifenwaſſer und beſtreicht ſie darauf mit Waſſer, in welchem grüne Wallnußſchaalen abgeſotten ſind. In den Eingeweiden plagen ſie dreyerley Arten von Bandwürmern (Taenia), Spring- und Spulwürmer (Ascaris) ſ. Krankheiten No. 12. Man würde ein ganzes Buch von Beobachtungen ſchreiben können, die die Jäger über gute Jagd- und Hühnerhunde zu machen Gelegenheit haben. Man hört ihrer bey allen Jagden eine Menge. Man wird hier, um doch die Rubrik zu füllen, nur zwey gleichſam zur Probe anführen. 1. Nicht bloß in den uncultivirten warmen Ländern, ſondern ſogar in Deutſchland hat man Beyſpiele, daß Hunde verwildert ſind. Am Harz lief vor etlichen Jahren einmal eine Hündin ihrem Herrn weg, wölfte im Freyen, und die Jungen wurden wahre Jagdhunde, die ſich von der Jagd nährten, und zu allerhand Jagdbetrachtungen Anlaß gaben, ehe ſie auf der That ertappt wurden. 2. Ein Hühnerhund ſtand ein Feldhuhn, es wurde geſchoſſen, er griff zu, fieng aber dafür ein anderes, da er dieß apportiren wollte, ſtieß er auf mehrere, ſtand plötzlich mit dem Huhn im Rachen vor, bis der Jäger wieder laden und ſchießen konnte, alsdann gieng er ab und brachte das gefangene Huhn. Wie nützlich der Hund dem Menſchen ſey, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß ſich ihm der Menſch ſchon in den älteſten Zeiten wegen ſeiner Gelehrigkeit und Treue allgemein zugeſellet, und ihm einen vorzüglichen Platz unter ſeinen Hausthieren angewieſen hat. Man braucht ihn zum Schutz der Menſchen, Thiere, Häuſer und Güter, die Viehheerden in Ordnung zu erhalten, zum Karren- und Schlittenziehen, zum Bratſpieß und Schleifſtein drehen, und, was uns vorzüglich angeht, zur Jagd.

Sie zeigen das Wild an, ſpüren und ſuchen es auf, verfolgen, packen, fangen es, bringen es zum Schuß u. ſ. w., ja ſie ſind dem Jäger ſo nothwendig, daß es zum Sprüchwort geworden iſt: der Hund macht den Jäger. Sie ſuchen Trüffeln. In Norwegen gewöhnt man ſie zum Vogelfange und zum Klettern auf ſolche ſteile Anhöhen, wohin ihnen kein Menſch folgen kann. Ein einziger Pachter hält ſich auf 16 ſolcher kleinen, geſchmeidigen, krummbeinigen Vogelhunde, die ihm oft ſehr viel eintragen. Sie laſſen ſich ſogar zum Fiſchfange abrichten. Nicht bloß im Leben, ſondern auch noch im Tode werden ſie dem Menſchen nützlich. Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend, und in Oſtindien, China, Guinea, Grönland, der Tartarey, Barbarey, hält man ganze Heerden, die man mäſtet, ſchlachtet und ißt. Und es ſcheint in der That, als wenn die Natur uns durch ihre ſtarke Vermehrung ein ſchickliches und wohlfeiles Nahrungsmittel hätte anbieten wollen. Man hält zwar vom Hundefette nicht viel mehr, doch ſoll es, von verſchnittenen Hunden ausgelaſſen, bey innerlichen Gebrechen gute Dienſte thun, und der Landmann braucht es noch, wie er ſagt, mit gutem Erfolge, wenn er ſich verhoben hat, Blut ſpeyet und bey Verletzung innerer Theile. Es ſchmeckt wie Gänſefett. Es ſoll auch in der Hektik, ſo wie ein genoſſener Hundebraten, gute Dienſte thun. Die Haut liefert weißgegerbt gute Handſchuhe, und roth gegerbt Schuhe und Stiefeln. Aus den behaarten Fellen machen die Grönländer, Neuſeeländer und Lappländer Bettdecken, die Kamſchadalen die prächtigſten Staats- und Feſttagskleider; auch die Chineſen ſchätzen ſie, und kaufen von den Ruſſen oft das Stück für einen Rubel. Man beſchlägt auch Stühle damit, macht Reiſekiſſen, Tabacksbeutel und Mützen davon, und die Kirſchner verarbeiten die wolligen Felle zu Unterfutter, Budelmützen, Müffen und Handſchuhen. Strümpfe von Fellen und Haaren kaufen die Podagriſten gern, und die Haare einiger, als die des Seidenpudels, geben feine Hüte, Strümpfe und Salleiſten an manche Tücher. Wo viel Saffian bereitet wird, wie in Frankreich und der Levante, werden viel Hunde bloß um ihres ſcharfen Kothes willen gehalten, den man auf die Fleiſchſeite legt, und das Haar der Felle wegbeizet. Zwar ſind nicht mehr, wie ſonſt, ſo viele innere Theile des Hundes als Heilmittel gewöhnlich. Allein deßhalb ſind doch die Hunde auch in der Arzneykunde von Nutzen. Bey Koliken von Erkältung verſchafft ein lebendiger junger Hund, queer über den Leib gelegt, durch ſeine ſanfte Erwärmung, große Linderung. Bösartige Flechten und Engbrüſtigkeit hat man glücklich damit vertrieben, daß man junge Hunde mit ins Bette nahm. Sie bekommen dieſelbe Krankheit, und die Kranken geneſen. Eben ſo ſind Lähmungen der Arme geheilt worden, indem man einen Hund auf den leidenden

bende Theil band. Die Schmerzen des Podagras sollen durch Lecken der Füße gelindert, aber dadurch der Hund oft contract werden. Eben dieß Lecken heilt Wunden und Geschwüre. Bey jungen Müttern, an denen das Geschäft des Säugens noch nicht recht von statten gehen will, leistet ein noch blinder junger Hund gute Dienste, theils den zu starken Zufluß der Milch wegzusaugen, theils die zu tief liegenden Brustwarzen in die Höhe zu ziehen und in Gang zu bringen. Welche Vortheile hat ferner die Zergliederungskunst von den Hunden erhalten? An lebendig zergliederten Hunden lernen meist junge Aerzte den innern Bau des thierischen Körpers, den Mechanismus des Athemholens, den Umlauf des Bluts, die Reizbarkeit der Nerven u. d. gl. kennen. Wenn der Hund nicht der Gefahr ausgesetzt wäre, toll zu werden, so würde der Schaden gegen den Nutzen, den er uns leistet, für gar nichts zu achten seyn. Allein auch dieß Unglück kann der Mensch durch gehörige Vorsicht verhüten, so wie seine Anfälle gegen Fremde und Thiere, wenn seine heftigen Leidenschaften und Naturtriebe in ihm erwachen. In der Jägersprache bedient man sich folgender Ausdrücke: A. Allgemeine Ausdrücke bey den Hunden. Das Männchen heißt Hund; das Weibchen Hündin, Bätze. Das Gebiß, oder der Biß, ist das Maul. Lappen sind die hängenden Oberlefzen; der Hund ist daher gut, oder wohl belappt. Fänge — die Zähne, besonders die Eckzähne. Ein Behang — die hängenden Ohren. Gut, oder wohl behangen ist der Hund, wenn er breite und lang herab hängende Ohren hat. Ruthe — der Schwanz. Läufe — Beine; Fuß — der unterste Theil an jedem Laufe; Klauen, die Zehen mit den Krallen; die Ballen sind unter den Füßen; die kleine innere Klaue an den Hinter- oder auch zuweilen an den Vorderläufen — die Afterklaue; der Auswuchs hinter dem untersten Gelenke jedes Vorderlaufs — der obere Ballen, oder Oberballen. Das Zeugungsglied an männlichen Hunden heißt das Feuchtglied, der vordere Theil desselben, die Ruthe, und der hintere, das Geschröt, die Nieren oder Testikeln; am weiblichen Hunde — die Schnalle. Das Gesäuge sind die Brüste. Der Fraß — das Futter des Hundes. Der Hund nimmt den Fraß — frißt nicht. Er schlägt an, giebt Hals, ist laut, giebt aus, statt: er bellt. Er fängt, oder giebt einen Fang, statt: er beißt. Die Losung sind die Exkremente; wenn er sie von sich giebt, so löset oder leert er sich, auch wohl, er leert sich aus. Er feuchtet, statt: er pisset. Der Hund ist schlecht bey Leibe, statt mager; wenn er dick und fett wird, so legt er auf, und wenn er fett ist, so hat er gut aufgelegt, oder ist gut bey Leibe. Ist der Hund oft verdrossen, so ist er läunisch. Er riecht

riecht nicht, ſondern hat eine Naſe; e hat eine gute oder ſchlechte Naſe, oder Suche, d h. einen guten oder ſchlechten Geruch. Er windet, oder hat in dem Winde, wenn er etwas durch die Luft, insbeſondere durch den Wind wittert. Hiebey trägt er gewöhnlich den Kopf in die Höhe, welches heißt: er trägt die Naſe hoch. Die Hunde beißen ſich einander nicht, ſondern würgen ſich. Die Zeit der Hitze iſt die Begattungszeit. Aeußert die Hündin den Begattungstrieb, ſo wird oder iſt ſie hitzig, ſie fängt an ſich zu ſtreichen, oder ſie ſtreicht ſich. Hierbey ſchwillt ihr die Schnalle an; fließt Schweiß aus, ſo färbt ſie, und dieß iſt der Zeitpunkt, wo man die Hunde zuläßt. Das Begatten der Hunde heißt: ſie belaufen ſich, oder ſie hängen. Hierbey belegt oder bedeckt der Hund die Hündin. Wird die Hündin zur Zeit der Hitze von den Hunden entfernt, daß ſie ſich nicht belaufen kann, ſo läßt man ſie die Hitze, oder ſchlechthin verliegen. Aeußert ſich der Begattungstrieb bey der Hündin nicht mehr, ſo iſt ihre Hitze vorüber, oder ſie iſt nicht mehr hitzig, oder ſie hat verſtrichen. Sie hat bezogen, wenn ſie trächtig geworden iſt. Sie bringt keine Junge, ſondern wölft, oder ſchüttet aus. Die Anzahl der Jungen heißt der Wurf; und die jungen Hunde heißen auch junge Wölfe. Das Haus, worin die Hunde aufbewahrt werden, heißt das Jägerhaus, auch Rübenhaus; die Hundeſtälle in demſelben, die Zwinger. Sie ſind in denſelben nicht an Ketten befeſtigt, ſondern ſtehen an der Kette. Setzt ein Hund dem Wilde nach, ſo verfolgt er es. Er hält an, wenn er dem Wilde, das er verfolgt, nachſetzt, ohne ſich durch etwas ſtören zu laſſen. Giebt er beym Verfolgen aus, ſo jagd er laut. Bekommt er das verfolgte Wild, ſo holt er daſſelbe ein. Er faßt es, wenn er es anpackt. Beißt und reißt er ihm beym Faſſen ein Stück Wildpret aus, ſo reißt er an. Frißt er es hingegen an, ſo ſchneidet er an. Zieht er es aber nur zu Boden, ohne es zu beſchädigen, ſo wirft er es. Der Hund hat Recht, wenn er thut, was recht iſt, und es wird ihm Recht gegeben, wenn er deßhalb geliebkoſet wird. Thut er aber etwas, worüber er geſcholten oder auf andere Weiſe hart behandelt wird, ſo wird er geſtraft, oder beſtraft. B. Von den beſondern Ausdrücken. 1) Bey dem Leithunde. In der Regel wird der Leithund Geſellmann, Sullmann, Geſelle, Mann, und der weibliche Häle, Hele, Hela genannt. Das Halsband heißt die Halſe oder Halſung. Der Strick, woran der Leithund geführt wird, das Hängeſeil. Anhalſen — das Hängſeil mit dem Halſe anthun, und abhalſen — abnehmen. Das Hängeſeil wird in einen Bund zuſammengeſchlagen, welches die

Docke heißt, und wenn der Weidmann dieſe Docke am Hängeſeile macht, ſo dockt er das Hängeſeil auf. Der Leithund wird nicht angeführt, ſondern gearbeitet. Dieß Arbeiten heißt das Behängen, und die Zeit, wenn behängt wird, die Behängezeit. Iſt ein junger Leithund ſo alt, das er gearbeitet werden kann, ſo iſt er führig. Der Leithund wird an das Hängeſeil gefaßt, nicht genommen oder geknüpft. Er geht nicht mit dem Jäger zur Jagd, ſondern es wird mit ihm ausgezogen. Er zieht nicht das Hängſeil ſehr ſteif, ſondern er legt ſich recht ins Hängeſeil. Er iſt recht gängig im Hängeſeil, wenn er an daſſelbe gewöhnt iſt, ſich recht hineinlegt, und immer ſucht. Entdeckt er eine Färthe, und nimmt ſie an, ſo fällt er an; beriecht er ſie, ſo nimmt er die Witterung davon; ſteckt er die Naſe recht in die Färthe, ſo greift er mit der Naſe in die Färthe, oder den Boden, oder er hält ſie in dieſelbe; fällt er die Färthe hitzig an, und ſucht munter darauf fort, ſo iſt ihm die Färthe gerecht; hat aber das Gegentheil ſtatt, ſo iſt ſie ihm nicht gerecht; fällt er alle Färthen richtig an, ſo übergeht er nicht; man läßt ihn ſchießen, wenn er auf der Färthe fort will, und man ihn mehr von dem Hängſeile durch die Hand laufen läßt. Er muß angehalten werden, wenn man das Hängſeil feſthält, daß er auf der Färthe ſtehen bleiben muß. Hierbey muß er mit in die Höhe gerichtetem Kopfe vor der Färthe ſtehen, und mit der Naſe dahin weiſen, wohin die Färthe läuft — er muß zeichnen. Thut er dieß, ſo zeichnet er. Findet man, daß der Leithund richtig auf einer Färthe iſt, ſo wird er mit einem abgebrochem Eichen- und Buchenzweige um die Augen, und mit der rechten Hand an der rechten Seite des Leibes geſtreichelt, oder im erſtern Falle mit einem Bruche, und im zweyten ſchlechthin abgeliebelt. Die Handlung ſelbſt heißt das Abliebeln. Wird die Färthe verfolgt, ſo wird mit ihm nachgehangen; und die Handlung ſelbſt heißt, das Nachhängen. Wenn man weit genug nachgehangen iſt, ſo wird der Leithund von der Färthe, oder ſchlechthin, abgetragen, d. h. er wird in die Höhe gehoben, davon weggetragen und in einiger Entfernung wieder auf den Boden geſetzt. Dieſe Handlung ſelbſt heißt, das Abtragen. Kommt der Leithund von der Färthe ab, ſo wird, um wieder darauf zu kommen, in der Queere durchgezogen, d. h. es wird mit ihm vorgegriffen — das Vorgreifen. Wenn er mit dem Hängeſeile ſo umgezogen wird, daß er auf der Färthe dahin, woher ſie kommt, ſuchen muß, und man ihm ſchießen und zeichnen läßt, und abträgt, ſo wird er auf die Wiederfährte, oder den Abſprung gearbeitet. Wird er dabey mit dem Kopfe dahin ge-

gewandt, woher die Fährte komt, ſo wird er nach der Wiederfährte gewendet. Dreht er ſich nachher von ſelbſt auf der Wiederfährte, ſo ſpringt er wieder, oder ab — der Wiederſprung, Abſprung. Wird die Fährte nach dem Abſprunge dahin verfolgt, woher ſie kommt, ſo wird mit dem Hunde auf der Wiederfährte nachgehangen — das Nachhängen auf der Wiederfährte. Wird der Leithund auf der Wiederfährte wieder umgedreht, daß er den Kopf dahin kehrt, wohin die Fährte geht, ſo wird er nach der Fährte gewandt. Ein Leithund, der nicht zum Wiederſprunge angeführt worden, iſt nur auf die Fährte, oder Nachfährte gearbeitet. Fällt ein Leithund Fährten an, die er nicht anfallen ſoll, ſo wird er mit dem Hängeſeile davon abgezogen, und mit Worten geſtraft. Will er nicht recht folgen, ſo wird er mit dem Hängeſeile geſchnellt, d. h. auf dem Rücken geſchlagen und gezupft. Wenn er bald dieß- bald jenſeits der Fährte ſucht, ſo ſchwärmt er. Er wird genoſſen, oder benoſſen gemacht, wenn ein Hirſch, oder eine Sau geſchoſſen und verkrochen, alsdann der Leithund auf die hitzige Fährte unter der gehörigen Vorſicht bis zu dem erlegten Wilde gearbeitet, abgetragen, nicht weit davon angebunden, und ihm dann das Geräuſch, der Schweiß, auch wohl ein wenig Wildpret zum Genuß gereicht wird. Es wird vorgeſucht, wenn mit einem gearbeiteten Hunde vor dem Holze hergezogen und unterſucht wird, was hinein oder herausgewechſelt iſt — der Vorſuch. Die Zeit, wenn mit einem ſolchen Leithunde vorgeſucht wird, heißt der Beſuch. Iſt ſo um ein Holz herumgezogen, und es ergiebt ſich, daß Wild darin ſteckt, ſo iſt dieß Wild zu Holze gerichtet; und iſt dieß geſchehen, ſo iſt beſtätigt. Iſt vorgeſucht und beſtätigt, und es geſchieht am folgenden Tage ein Gleiches, ſo iſt erneuert, oder verneuert. 2) Bey dem Saufinder. Er heißt auch Saubeller. Er wird nicht abgerichtet, ſondern gearbeitet. Man nimt ihn nicht an die Fangleine oder den Birſchriemen, ſondern faßt ihn daran. Der Weidmann führt ihn nicht wohin, ſondern zieht mit ihm wohin. Wenn man ihn losläßt, daß er herum ſuchen ſoll, ſo heißt dieß ſtreichen laſſen. Bringt er eine Sau dahin, daß ſie vor ihm bleibt, ſo ſtellt er ſie. Hierbey verbellt er ſie. Ermuntert man ihn dabey durch den Zuſpruch zum Packen, ſo wird er gehetzt. Es wird genoſſen oder benoſſen gemacht, wenn man ihn die vor ihm todtgeſchoſſene Sau tüchtig würgen läßt. 3) Bey dem Hetzhunde. Dieſe Hunde heißen auch Rüdenhunde oder Rüden. Die ſtärkſten und grimmigſten, die auf Sauen gebraucht werden, insbeſondere Saurüden. Eine Hatze iſt eine Anzahl ſolcher Hunde, die zugleich auf eine Sau ge-

gelaſſen werden. Die plumpen und ſtarken Hunde dabey heißen ſchwere, und die feinen und ſchwachen leichte. Zur Leibhatze gehören die, welche unmittelbar um den Fürſten oder Herrn der Jagd ſind. Die Hatzen werden nicht wohin geführt, ſonden ziehen dahin. Der Hatzhund wird gehetzt, oder darauf gehetzt, wenn er auf irgend ein Thier, unter Zuſprechen, losgelaſſen wird. Er packt das an, worauf er gehetzt wird. Wird ein junger Hund am zahmen Vieh gelehrt, richtig zu pakken, ſo wird er eingehetzt. Wenn der Saufinder eine Sau gefunden hat, die nicht weicht, und man zieht dann mit einer Hatze ſo nahe, daß dieſe das Ausgeben des Finders hört, und hetzt ſie, ſo wird auf den Boll, oder Ball gehetzt. Kommt die Hatze nicht zu der Sau, die der Finder verbellt, ſo hat ſie den Boll, oder Ball verfehlt. Wird auf eine rege gemachte oder losgebrochene Sau, die allein ankömmt, gehetzt, ſo wird auf den Kopf gehetzt. Haben die Hunde hierbey die Sau nicht recht geſehen, und ſie nicht bekommen, ſo haben ſie ſich verſchoſſen. Man pflegt die Hatzhunde auf Schweine mit Jacken oder Panzern, d. h. Ueberzügen zu verſehen, und ſie heißen alsdann bejackte, oder bepanzerte Hatzen. Sie verfangen, oder verbeißen ſich, wenn ſie ſich an einem Wilde ſo eingebiſſen haben, daß ſie die Fänge nicht wieder losbringen können. Wird ihnen dann das Maul aufgebrochen, daß ſie loslaſſen müſſen, ſo werden ſie abgebrochen. Sie werden genoſſen, oder benoſſen gemacht, wenn ihnen von dem abgefangenen Wilde, das ſie hetzten, das Geräuſch und der Schweiß gegeben wird. 4) Bey dem Schweißhunde. Der Schweißhund wird gearbeitet. Er wird an den Birſchriemen, oder die Fangleine gefaßt, nicht genommen, und wird daran geführt. Er wird auf den Schweiß gelaſſen, wenn er auf den Schweiß eines angeſchoſſenen Thieres gebracht und ihm zugeſprochen wird, denſelben zu verfolgen. Er geht auf den Schweiß, wenn er ihn annimt und verfolgt. Iſt Wild angeſchoſſen, und der Hund wird auf den Schweiß gelaſſen, und derſelbe mit ihm verfolgt, ſo wird mit dem Schweißhunde, oder auf den Schweiß nachgehangen, oder nachgeſucht. Wird der Schweißhund von dem Riemen, oder der Fangleine gelaſſen, ſo wird er gelöſt. Die Hetze fängt an, wenn auf den Schweiß nachgegangen iſt, und der Hund zum Verfolgen und Stehen des Wildes gelöſet wird. Es wird gehetzt, wenn der gelöſte Hund das Wild laut verfolgt. Bringt der Schweißhund das angeſchoſſene Wild zum Stehen vor ſich, und giebt davor aus, ſo ſtellt er es. Das Ausgeben ſelbſt heißt das Verbellen. Der Hund ſteht bey dieſer Handlung vor dem Wilde. Findet der Spürhund das an=

angeſchoſſene Wild, wenn ſolches ſchon geendet hat, und ſteht davor mit Ausgeben, ſo verbellt er todt. Packt er ein angeſchoſſenes Wild an, und zieht es nieder, ſo wirft er es. Ein ſolcher Hund, welcher gewöhnlich von großer Race iſt, heißt ein Werfer. Der Schweißhund bekömmt den Genuß, oder wird genoſſen, oder benoſſen gemacht, wenn er beym Aufbruch des Wildes den Schweiß erhält. 5) Bey dem Jagdhunde. Jagdhunde mit einer hellen gut klingenden Stimme haben einen guten Hals; mit einer feinen Stimme heißen ſie feinhalſig, mit einer groben, grobhalſig, und mit einer doppelten, doppelhalſig. Der Jagdhund wird gearbeitet. Zwey oder drey an einander gekettete Jagdhunde heißen eine Kuppel Jagdhunde. Die Halsbänder nebſt den Ketten heißen die Kuppel, und wenn die Hunde dadurch zuſammen gebunden werden, ſo werden ſie gekuppelt; werden ihnen hingegen die Kuppeln abgenommen, ſo werden ſie losgekuppelt. Werden 1 oder 2 junge Hunde täglich etliche Stunden mit einem alten zuſammen gekuppelt, daß ſie ſich an die Kuppel gewöhnen, ſo werden ſie kuppelbändig gemacht. Man ſetzt junge Jagdhunde in Athem, wenn ſie, um an das anhaltende Laufen gewöhnt zu werden, täglich, und jedesmal etwas weiter gekuppelt, ausgeführt werden, daß ſie allezeit in einem etwas ſchnellern Trabe neben dem Pferde herlaufen müſſen. Wenn jungen Hunden durch einen alten das Jagen gelehrt wird, ſo werden ſie eingejagt. Geben ſie hierbey auf die Nachtfährte des Wildes Hals, ſo ſind ſie vorlaut, oder weidelaut. Wird aber der alte Hund laut, und die jungen laufen zu ihm und thun daſſelbe, ſo ſchlagen ſie bey. Werden Jagdhunde beym Jagen ſtill, ſo haben ſie verlohren. Sie überrollen, oder überſchießen, wenn ſie zu hitzig gerade aus jagen, ohngeachtet ſich das Wild zur Seite gewandt hat. Jagen ſie ſo lange fort, bis das Wild erlegt, zu Bau, oder ſo ermüdet iſt, daß ſie es fangen können, ſo halten ſie an. Ein Jagdhund, der ſeine Jagd vollkommen macht, heißt ein zuverläßiger Jagdhund. Ein Jagdhund iſt nicht 1, 2, 3, 4 u. ſ. f. Jahre alt, ſondern er ſteht im erſten, zweyten, dritten u. ſ. w. Felde. Er wird genoſſen gemacht, oder bekömmt den Genuß, wenn ihm das Geſcheide des erlegten Wildprets gegeben wird. 6) Bey dem Hühnerhunde. Dem Hühnerhunde wird die Ruthe nicht abgehauen, ſondern abgeſchlagen. Er wird gerichtet, angeführt oder dreſſirt, und zwar mit einem Stricke, welche die Dreſſir- oder Richtungsleine heißt. Hartnäckige Hunde werden mit den Korallen, d. i. mit einer Schnur hölzerner Eyer, die mit Stacheln durchkreuzt ſind, und als Halsband angemacht werden,

gerichtet. Auch bloße Halsbänder mit Stacheln nennt man Korallen. Der Hühnerhund wird geſtraft, wenn man ihn mit der Dreſſirleine zupft. Wenn er beym Suchen die Naſe nicht auf den Boden hält, ſo ſucht er mit hoher Naſe, oder trägt die Naſe hoch. Im Gegentheil trägt er die Naſe niedrig, oder ſucht mit niedriger Naſe. Das Benehmen beym Suchen heißt, die Suche deſſelben. Ein Hühnerhund, der mit hoher Naſe ſucht, nimmt den Wind des Wildes auf; thut er es mit niedriger Naſe, ſo nimmt er mehr die Fährte als den Wind auf. Er hat eine gute Suche, oder ſeine Suche iſt gut, wenn er anhaltend von der rechten Seite nach der linken, und umgekehrt, und mit hoher Naſe ſucht; dahingegen iſt ſeine Suche ſchlecht, oder er hat eine ſchlechte Suche, wenn er gerade aus ſucht, und dabey die Naſe niedrig trägt. Sucht er zu weit vom Jäger, ſo nimmt er zu viel Feld ein; ſucht er aber nicht weiter als höchſtens 10 — 15 Schritt vom Jäger, ſo hat er eine kurze Suche, oder er ſucht kurz. Zeigt er durch ſein Benehmen, daß er die Gegenwart des Wildes bemerke, ſo hat er das Wild in der Naſe, oder Wind von dem Wilde, er zieht dann an, wenn er ſich demſelben in grader Richtung und behutſam nähert, und zieht nach, wenn er dem vor ihm aufgegangenen Wilde auf der Fährte nachfolgt. Iſt er aber nicht behutſam, und macht, daß das Wild aufſteht, oder weggeht, ſo hat er das Wild aufgejagt. Steht leicht vor ihm Wild auf, und er ſetzt ſogleich nach, ſo prellt, oder ſetzt er nach. Verhält ſich der Hühnerhund in der Nähe des Wildes ohne alle Bewegung, ſieht bloß nach der Gegend hin, wobey gewöhnlich der eine Vorder- oder Hinterlauf in die Höhe gehoben iſt, ſo ſteht er, oder ſteht er vor. Hierbey zeichnet, oder marquirt er, d. h. er zeigt an, wo das Wild vor ihm befindlich iſt. Verfolgt er das Wild, das ihm vorkommt, ohne ſich an das Rufen oder Pfeifen ſeines Herrn zu kehren, ſo jagd er. Er jagd dabey laut, oder mit Halſe, oder ſtill. Kommt er im Gegentheile auf das Pfeifen und Rufen ſeines Herrn, ſo hat er Gehorſam, oder Appell. Faßt der Hühnerhund das, was hingeworfen oder geſchoſſen iſt, und hebt es in die Höhe, ſo nimmt er es auf. Bringt er es, ſo apportirt er, oder trägt auf. Wird ihm in einer ſeiner Verrichtungen vom Jäger zugerufen, daß er zurückkommen muß, ſo wird er abgerufen, oder vor dem Wilde weggenommen. Kommt er auf eine Fährte, und bleibt auf ihr, ſo nimmt er die Fährte auf. Schleicht er einer Haſenfährte nach, und verfolgt alle Wendungen, ſo ſchlägt er Haaken. Steht er vor Hühnern, und ſpringt auf den Zuruf des Jägers zwiſchen dieſelben, um ſie aufzuſtüben, ſo ſpringt

er

er ein. Quetſcht er angeſchoſſenes Wild, ſo drückt er es, beißt er es aber todt, ſo würgt er es. Zieht er dem geſchoſſenen oder gefangenen Wilde die Wolle oder Federn aus, ſo berupft er es. Er geht Waſſer, wenn er in Sümpfe, Teiche, und überhaupt ins Waſſer geht, darin ſucht, und das angeſchoſſene Wild herausholt. Wenn er ſeine Arbeiten ohne Fehler verrichtet, ſo iſt es ein fermer Hund. 7) Von dem Windhunde. Ein Windhund, deſſen Füße ausgedehnt und breit ſind, hat Gänſefüße. Eine Anzahl von drey Windhunden, die auf ein Wild losgelaſſen werden, heißt ein Strick Windhunde, oder Winde. Der Windhund wird eingehetzt. Er wird ſtrickbändig gemacht, wenn man ihn gewöhnt, ſich auf den Zuruf an den Strick nehmen, und beym Pferde herführen zu laſſen. Der Riemen, an welchem der Strick befeſtigt iſt, vermittelſt deſſen ein Strick Winde geführt wird, heißt der Hetzriemen. Dieſer Hund wird nicht zum Jagen ausgeführt, ſondern man reitet mit ihm hetzen. Wenn drey Windhunde gewählt werden, daß ſie zuſammen hetzen ſollen, ſo werden ſie in Einen Strick genommen. Werden ſie gelöſet, ſo wird angehetzt. Das Jagen ſelbſt heißt die Hetze. Wenn ein junger Hund, der ein Paarmal zu weit angehetzt worden iſt, dem Wilde nicht mehr nachſetzen will, ſo iſt er verhetzt; verliert er bey einer etwas langen Hetze die Kräfte, ſo iſt er außer Athem gekommen, und wird zu viel und zu oft mit ihm gehetzt, daß er bey einer etwas langen Hetze außer Athem kömt, ſo iſt er überhetzt. Springt ein Windhund über das gehetzte Wild weg, ſo ſchießt er darüber fort. Wenn die beyden äußern Hunde ſo hetzen, daß das Wild auf keiner Seite fort kann, ſondern immer vor dem mittlern Hunde bleiben muß, ſo rahmen ſie das Wild. Wenn ein Windhund das aufgejagte oder aufgehende Wild ſogleich ſieht, und es ſtets in den Augen behält, der äugt gut. Der Windhund läuft. Er fängt, oder nimt, wenn er das gehetzte Wild ergreift. Er reißt, wenn er das genommene Wild anſchneidet. Ein Windhund, der ſelbſt nicht reißt, auch es den beyden andern nicht erlaubt, heißt der Retter. Der Windhund iſt vollkommen, wenn er gut äuget, gut läuft, und gut nimmt. 8) Bey dem Dachshunde. Der Dachshund wird gerichtet oder angeführt. Er fährt in eine Dachs- oder Fuchsröhre ein, wenn er hineinläuft. Er wird angehetzt, wenn ihm zugeſprochen wird, einzufahren, und den Dachs oder Fuchs aufzuſuchen. Er kriecht, wenn er angeführt iſt, in die Röhren der Baue einzufahren. Er hat Neigung zur Oberjagd, wenn er lieber außerhalb der Baue ſucht, als kriecht. Findet er einen Dachs ſo, daß er auf ihn trifft, ſo kommt er vor. Er liegt vor, wenn er ſo

ſo vor den Dachs im Baue kommt, daß dieſer ihn nicht ſchlagen, aber auch nicht entweichen kann. Liegt der Dachshund in einiger Entfernung, ſo liegt er weit ab. Er liegt feſt vor, wenn er nicht von dem Dachſe weicht, ſondern ſo lange bleibt, bis man beym Graben auf denſelben gekommen iſt; wenn er den Dachs aber verliert, ſo läßt er ab. Er wird feſt gemacht, wenn er ſo gerichtet wird, daß er feſt vor liegt. Ein Hund, der laut wird, ſo bald er eingefahren iſt, oder einen Dachs oder Fuchs wittert, iſt vorlaut. Er ſtöbert die Füchſe aus dem Baue, wenn er ſie herausjagt. Dieſe Handlung heißt, das Herausſtöbern. Er iſt von einem Dachſe nicht verwundet, ſondern geſchlagen. Dachshunde, welche langherabhängende Ruthen führen, haben Otterruthen. Wegen der Hunde ſind verſchiedene Verordnungen ergangen, die theils die Nachtheile, welche dadurch dem Wildprete zugezogen worden, theils aber auch die Gefahr, welche tolle Hunde verurſachen, betreffen. Dahero ſollen Schäfer, ſo in den königlich ſächſiſchen Wildfluhren geſeſſen, ihre Hunde nicht ledig laſſen, ſondern führen, oder denſelben ½ Ellen lange Klöppel anbinden. S. Landordn. v. 1 Okt. 1555. Tit. vom Jagen ꝛc. C. A. I. S. 60. Dieſe Verordnung iſt aber auch zugleich mit auf der Unterthanen Hunde erſtrecket worden, ſ. Mand. v. 27. Mai 1607. C. A. II. S. 543. v. 8. April 1629. ebend. S. 553. v. 22. Jan. 1650. eb. d. S. 557. vom 15. Febr. 1659. eb. d. S. 559. v. 25. Jul. 1670. eb. d. S. 567. v. 24. März 1668. eb. d. S. 579. v. 24. März 1692. eb. d. S. 581. v. 2. Mai 1696. eb. d. S. 583. und v. $\frac{8}{18}$ Sptbr. 1697. eb. d. S. 593; wie nicht weniger v. 26. Juli 1732. ſ. S C. A. I. S. 1489. ſo wie Reſcript v. 6. April 1780, vom 29. Junius 1781. und vom 10. Auguſt deſſelben Jahres. Ein gleiches iſt auch in der Oberlauſitz durch das Oberamtspatent v. 4. Aug. 1673. C. A. III. S. 399. und v 30. Sept. 1727. S. C. A. III. S. 250. und Oberl. Kolleckt. Werck B. II. S. 562. anbefohlen, und auf das Herumlaufen ungeklöppelter Hunde ein ſilbern oder neu Schock, bey Unvermögenden aber 8 Tage Gefängniß, oder für jeden Tag 3 Tage Handarbeit, neuerlich aber 5 Rthlr. Strafe angeſetzt, und hiernächſt verordnet worden, daß die Landreuter die ungeklöppelt gefundenen Hunde, zumal wenn ſie aus dem Dorfe laufen, tod ſchießen, nach dem Eigenthümer ſich erkundigen, und ihn der Herrſchaft anzeigen ſollen. S. die angeführten Geſetze. Auch in Churſachſen ſollen die auf den Revieren, und außerhalb der Dörfer herumlaufenden Hunde von den Jägern todgeſchoſſen, die aber, ſo in dem Dorfe herumſchweifen, eingefangen werden. S. Reſcr. v. 10. Aug. 1781. Ja ſogar den in landesherrlichen Gehegen, oder nahe daran liegenden Vaſallen, iſt die Haltung der Windhunde in Gemäßheit des Reſcripts v.

4. Mai 1741. S. C. A. I. S. 1498. unterſaget worden. Vergl. Mand. v. 8. April 1629. C. A. II. S. 553. Was hiernächſt die Ausfütterung der herrſchaftlichen Hunde betrifft, die aus Schuldigkeit unterhalten werden müſſen, ſo ſind ſolche nach dem Anſatz unweigerlich anzunehmen, zu erhalten und zu erziehen; auch wenn einer erkranket, krepieret, oder entläuft, dem nächſten Forſtbedienten ſolches zu melden, oder 12 Rthlr. Strafe, für die Nachläſſigkeit, zu erlegen. S. Gen. Bef. v. 16. Febr. 1747. S. C. A. I. S. 1500. Eben dieſe Strafe ſtehet auch auf der Beſchädigung, Befrevelung und Entwendung dergleichen Hunde. S. Gen. Bef. v. 23. März 1767. eb. d. S. 1507. An Orten, wo die Viehſeuche eingeriſſen, ingleichen in den benachbarten Feldern und Dörfern, ſind die Hunde anzulegen, die herumlaufenden aber niederzuſchießen. Bef. v. 22. Jan. 1749. S. C. A. I. S. 729. und Mand. die Viehſeuche betreffend v. 13. Mai 1780. c. III. §. 31. Mit kleinen Hunden, welche keine Jagdhunde ſind, iſt den Leuten, die innerhalb und an der Wildbahn geſeſſen, das Abſcheuchen des Wildprets nachgelaſſen. S. Land. Ordn. v. 1. Okt. 1555. Tit. das Abſcheuchen des Wildprets ꝛc. und Rescr. v. 23. April 1612. Tit. Rentſach ꝛc. §. 31. C. A. I. S. 62 und 191. Paßagiers, ſo Hunde bey ſich führen, ſoll der Poſtmeiſter von der Poſt ſchlechterdings abweiſen. S. Poſtordn. v. 27. Juli 1713. §. 33. C. A. II. S. 1059. Die Anzahl der Hunde ſoll an jedem Orte äußerſt eingeſchränkt werden. S. Mand. wieder das Herumlaufen und die Wuth der Hunde v. 7. Sept. 1782. §. 1. Jährlich ſoll in den Städten zweymal, nemlich im Winter und im Sommer, der Scharfrichter die herumlaufenden Hunde einfangen, die Eingefangenen 24 Stunden bey ſich behalten, und wenn kein Zeichen der Tollheit an ihnen zu ſpühren, ſie auf Verlangen dem Eigenthümer zurück zu geben. ebend. §. 2. Es ſoll Niemand einen Hund ohne Aufſicht herumlaufen laſſen, vielmehr ſolchen, wenn ein toller Hund wahrgenommen wird, ſofort einſperren, und weder geklöppelt noch am Stricke bey ſich führen, oder um ein Neu Schock geſtraft, oder mit achttägigem Gefängniſſe, ingleichen Handarbeit, beleget werden, ebend. §. 4. Die Merkmale eines tollen Hundes ſind: daß er weder frißt noch ſäuft, nicht bellt und muthlos iſt, bisweilen wie ſchlafend herumtaumelt, Ohren und Schwanz hängen läßt, fremde Perſonen heimtükiſch anfällt, den Bekannten aber ſtill aus dem Wege gehet, und von andern geſunden Hunden vermieden wird. Wenn die Krankheit zunimmt, ſo fangen dieſe Thiere zu geifern an, und ſtrecken ihre Zunge, die ganz bleyfarben ausſieht, zum Rachen heraus, laſſen ſich auch durch keine Drohungen mehr ſchrecken. S. ebend §. 11. nebſt Beylage No. 1. Wenn das eine, oder das andere Merkmal von der

bevorſtehenden Wuth an den Hunden zu bemerken iſt, ſo ſind ſie ſofort zu tödten, und 2 Ellen tief unter die Erde zu verſcharren. Jeder, der einen dergleichen Hund tödtet, erhält Einen Thaler zur Belohnung, und wer ihm darüber Vorwürfe macht, ſoll mit 14tägigem Gefängniſſe, auch, nach Befinden, mit härterer Strafe belegt, der Eigenthümer eines getödteten Hundes aber, wenn ihm einige Nachläßigkeit beyzumeſſen, unnachbleiblich um 5 Rthlr. beſtrafet, oder mit 14tägigem Gefängniſſe, und ſtatt eines jeden Tages Gefängniß, mit 3tägiger Handarbeit angeſehen werden. Eb. d. §. 12.

Hunde dreſſiren heißt ſoviel, als einen Hunde dasjenige lehren, was er künftig bey der Jagd in ſeinem Fache zu thun hat. Man braucht dieſen Ausdruck vorzüglich vom Hühnerhunde, denn beym Leithunde nennet man es arbeiten.

Hundejacken ſind aus dichter Leinwand, Barchent oder Zwillich gemachte, und mit Fiſchbein ausgeſteifte Bekleidungen der Sauhatzhunde, damit ſie von den hauenden Schweinen nicht ſo leicht verwundet werden ſollen.

Hundejunge iſt der unterſte Wärter der Hunde, der ſie unter Aufſicht füttern, ſtriegeln ꝛc. muß.

Hundeknecht, Aufſeher, iſt derjenige, der die Aufſicht über ſämmtliche, zur Jagd eines großen Herrn gehörige, Hunde hat. Er beſorget die Erziehung, Abwartung, auch bedürfenden Falles, die Heilung der Hunde, wovon er allenthalben die nothigen Kenntniſſe haben muß; er führet richtige Abgangs- und Zuwachs-Liſten über die Hunde, auch richtige Rechnung über alles dazu gehörige Zeug und Geräthſchaften, auch aller der Hunde halber vorfallende Einnahmen und Ausgaben.

Hundekrankheiten, ſ. Hund.

Hundekoppel, oder Kuppel, beſteht aus 2 bis 3 mit Ringen und Wirbeln zuſammengemachten Halsbändern, woran die Hunde geführt werden.

Hundelöſen geſchieht, wenn die Hunde auf der Jagd von ihren Koppel- Bürſch- oder Hetzriemen losgemacht werden, ſo, daß ſie frey laufen können.

Hunderufen heißt, die falſchjagenden Hunde mit dem Hifthorne oder mit dem Schreyen des Hilo wieder herbeyrufen, und dann zurechtweiſen.

Hundeſchirm iſt bey einem Beſtätigungsjagen das Behältniß, wo die Hunde gekoppelt aufbewahret werden.

Hundeſtall, oder Hundsſtall iſt ein Gebäude, wo die Hunde nach ihren verſchiedenen Gattungen eingeſchloſſen, und gefüttert werden. Ein ſolches Gebäude muß vom Grund aus ge-

gemauert, und in verſchiedene Abtheilungen getheilt ſeyn, damit jeder Hund ein beſonderes Behältniß habe, wovon jedes gemauert, und mit Kalk berappt, auch die Decke mit Gips getünchet ſeyn muß, damit weniger Ungeziefer hinein kommen kann. In dieſen Behältniſſen müſſen für die Hatzhunde, Doggens und andere dergleichen große und böſe Hunde, Lager von 20 Zoll hoch von der Erde, von eichenen Pfoſten gemacht, und dazwiſchen 2 Ellen Raum gelaſſen werden, damit die darauf an Ketten hängenden Hunde weder ſich untereinander, noch die etwa im Stalle herumgehenden Menſchen beſchädigen können. Der Fußboden in allen Hundeſtällen muß von Steinen, nach der Mitte zu abhängig gepflaſtert, und in der Mitte mit einer Rinne, zu Abführung der Unreinigkeiten, verſehen ſeyn. Die Leithunde legt man an Ketten auf 16 Zoll hohen Lagern. Die übrigen Arten von Hunde läßt man in ihren Ställen frey herum laufen. Die Lagerbänke für dieſelben müſſen 12 Zoll hoch, und 2 Ellen breit ſeyn. Die Fenſter oder Luftlöcher müſſen auf der Mittags- und Mitternachtsſeite, ſo wie die Thüren auf der Morgen- oder Abendſeite ſo hoch angebracht ſeyn, daß kein Hund hinauf ſpringen kann, und müſſen geöffnet, und geſchloſſen werden können. Letzteres iſt im Winter nöthig, damit die Hunde gehörige Wärme haben, weßwegen man ſie noch mit Stroh von außen vermachen kann. Im Sommer aber müſſen ſie der friſchen Luft halber geöffnet, und zu Abhaltung der Fliegen mit Einſatzfenſtern von Leinwand verſehen werden. Das Dach muß jederzeit von Stroh ſeyn, denn dieſes hält die Sommerhitze und Winterkälte am beſten ab. Die Hundeſtälle müſſen im Winter wöchentlich ein-, im Sommer aber zweimal gereiniget und mit friſchen Stroh verſehen werden.

Hundezwinger, oder **Hundszwinger** iſt ein geräumiger, mit einer Mauer umgebener, oben aber offener Platz, vor den Hundeſtällen, damit die Hunde daſelbſt die nöthige Bewegung haben, und doch nicht hinaus laufen können. Wenn es die Lage des Orts erlaubet, muß er die Morgenſonne zu genießen haben, auf der Mittagsſeite aber mit einem Wetterdache an der Mauer verſehen ſeyn, wo die Hunde Schatten finden, und doch zugleich die friſche Luft genießen können. Wo viel Parforcehunde gehalten werden, hat man auf dem Hundezwinger ein beſonderes Speiſegemach für dieſelben, deſſen Boden gepflaſtert, und in der Mitte mit einer runden Vertiefung verſehen iſt, in welche das Futter für die Hunde geſchüttet wird, und in deſſen Grunde ein Zapfen befindiich iſt, durch welchen das Waſſer und Spülicht, (denn dieſe Vertiefung muß alsbald nach dem Freſſen rein ausgeſpület werden), abläuft, u. vermittelſt unterirdiſcher Röhren weiter geleitet wird.

Hu Su ſ. wildes Schwein.

Huy Sau ſ. ebendaſelbſt.

J.

Jacken, ſ. gejackte Hunde.

Jäger iſt ein Mann, der die Natur und Eigenſchaften aller wilden Thiere und Vögel, ſo wie die Art und Weiſe ſie zu ſchießen und zu fangen, oder auch ſie zu unterhalten und abzuwarten, kennt. Zu einem vollkommenen Jäger gehört ein ſcharfes Geſicht, gutes Gehör, ein geſunder ſtarker Körper, guter Athem, und ſchnelle Füße. Ferner muß er wachſam, thätig, unverdroſſen, ſchnell im Entſchließen, beherzt, aufmerkſam, ordentlich in ſeinen Sachen, pünktlich in ſeinen Geſchäften, und treu ſeyn; Liebe zu ſeinen Hunden haben, und dieſe ſowohl als ſein Gewehr und übriges Jagdzeug gehörig zu behandeln wiſſen. Und da heut zu Tage die Forſtwiſſenſchaft und Behandlung der Hölzer mit der Jägerey unzertrennlich verbunden iſt, ſo muß er auch dieſe gründlich verſtehen, und ſo ausüben, wie wir im erſten Bande unter dem Worte **Forſtbedienten** geſagt haben. Kurz! er muß vollkommen Forſt- Holz- Hirſch- und Jagdgerecht ſeyn. Ueberhaupt werden mit dem Namen **Jäger** alle diejenigen belegt, welche die Jägerey gelernt haben, und ausüben. Nach den beſondern Arten von Jagden aber hat man den Jägern auch beſondere Namen beygelegt; ſo heißen z. B. die bey der Parforcejagd angeſtellten Jäger Piqueurs, bey der Baitze Falkenier, bey der Rebhühnerjagd Federſchützen, Hühnerfänger; bey der Faſanerie Faſanenwärter ꝛc.

Jägerey nennet man 1) die zu Betreibung der Jagd- und Holzgeſchäfte nöthigen Wiſſenſchaften; ſo ſagt man von einem gelernten Jäger: Er hat die Jägerey gelernt. 2) Alle zur Jagd gehörende Officianten und Bedienten höhern und niedern Ranges.

Jägergeld, ſ. Jagdfrohnen.

Jägerhauspurſche iſt ein bey dem Jägerhofe angeſtellter Jagdbedienter, der vorzüglich bey allerley angeſtellten Jagen ſeine Dienſte zu leiſten hat.

Jägerhof iſt ein großes, aus mehreren kleinern beſtehendes, und in einem Hofe eingeſchloſſenes Gebäude bey einer Reſidenz, zur Wohnung mehrerer Jagdbedienten, und Aufbewahrung der Hunde, des Jagdzeuges und aller dazu gehörigen Geräthſchaften, beſtimmt. In dieſen gehöret ein Jägerhaus zur Wohnung für den Pürſchmeiſter oder ſonſtigen Aufſeher über den Jägerhof, auch, nach Befinden, außer dieſem noch mehrere Wohnungen für andere Jagdbediente. Dann die Rüſtkammern zur Aufbewahrung der verſchiedenen Gewehre und anderer zu den Jagden gehörenden Werkzeuge. Dann der Hundezwinger nebſt den nöthi-

thigen Ställen für die Hunde, auch Wohnung für die Aufſeher der Hunde, auch Küche und Futterbehältniſſen für die Hunde. Ferner das Zeughaus, ſ. d. Wort, und die nöthigen Stallungen für die Pferde, und Schuppen für die Wagen. Auch muß er mit dem nöthigen Röhr- und Brunnenwaſſer verſehen ſeyn. Nach Befinden iſt auch ein Wirthshaus angebracht, ingleichen iſt an manchen Orten ein Thiergarten, auch wohl Behältniſſe für reißende und andere fremde, ausländiſche Thiere und Vögel dabey.

Jägerkünſte waren eingebildete magiſche Künſte, womit ehedem manche Jäger unwiſſende und abergläubige Leute zu bethören und in Furcht zu ſetzen ſuchten.

Jägermeiſter iſt an kleinen fürſtlichen Höfen, wo kein Oberjägermeiſter iſt, und wo das Jagdweſen von dem Forſtweſen abgeſondert iſt, beſonders aber da, wo die Parforcejagd ſtark betrieben wird, der vornehmſte Jagdofficiant.

Jägerpurſche iſt derjenige, der, nachdem er 3 Jahre hindurch die Jägerey erlernet hat, berechtiget iſt, das Hornfeſſel, jedoch bis er wehrhaft gemacht iſt, keinen Hirſchfänger anders, als auf Reiſen zu tragen. Er muß vorzüglich ſuchen, recht holzgerecht zu werden, die Färthen von allem Wildpret, beſonders vom Roth- uud Schwarzwildpret genau kennen, und richtig beurtheilen zu lernen; die richtige Stellung des Zeuges, die gehörige Behandlung und Führung der Hunde, vorzüglich die Leithundsarbeit gründlich erlernen, und ſich befleißigen, ein guter Schütze mit der Büchſe und Flinte, mit letzterer im Laufe und Fluge, zu werden. Auch alles, was ihm, beſonders in Dingen, die zum Metier gehören, von ſeinem Herrn anbefohlen wird, treu, willig und fleißig verrichten.

Jägerrecht nennet man 1) einen Theil von jedem gefällten Wilde, das dem Jäger, der es erlegt hat, als eine Ergötzlichkeit verordnet iſt. Beym Rothwildpret iſt es der Hals mit den erſten drey Ribben, und beym Schwarzwildpret die Wamme. Dieſes ſoll auch von den Wildpretsdeputaten im Gelde oder in natura erſtattet werden. ſ. Reſcr. 91. v. 12. März 1603. No. 5. C. A. I. S. 164. 2) Beleget man auch mit dieſem Namen die Ceremonie des Blockſchlagens, ſ. d. Wort.

Jagd iſt alles dasjenige, was man thut, um ſich des Wildprets und der Raubthiere tod oder lebendig zu bemächtigen. Eigentlich iſt ſie eine Beluſtigung groſer Herren, und ein landesherrliches Regal, womit derſelbe jedoch auch viele ſeiner Vaſallen belehnet. Sie iſt nöthig und nützlich, theils zur Vertilgung reißender und anderer ſchädlicher Thiere und Vögel, theils auch um

um aus dem zu erlegenden nutzbaren Wildpret Nutzen zu ziehen. Sie härtet den Körper ab, giebt ihm Kräfte und Geſchicklichkeit, und iſt eine Pflanzſchule thätiger und wachſamer Männer. Doch iſt nicht zu läugnen, daß ſie für Leute, die andere Berufsgeſchäfte haben, oft eine Quelle des Müßigganges und anderer damit verwandten Laſter wird, daß durch ihren Mißbrauch der Landwirthſchaft oft großer Schade zugefüget wird, ſo wie ſie mancher auf eine ſo koſtſpielige Art behandelt, daß man ſich nicht ſelten dabey zu Grunde richtet.

Die Jagd wird in die Hohe- Mittel- und Niederjagd eingetheilt. a) Zur hohen Jagd werden gerechnet: Bäre, Bärinnen, junge Bäre, Hirſche, Stücken, Wild, Wildskälber, Tannhirſche, Tannenwild, Tannwildskälber, Luchſe, Schwane, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhühner, Faſanenhahne, Faſanhühner, Bocken. b) Zur Mitteljagd gehören: Rehböcke, Rehe, Rehkälber, hauende Schweine, Keiler, Bachen, Friſchlinge, Wölfe, Birkhähne, Birkhühner, Haſelhühner und große Braachvögel. c) Zur Niederjagd werden gezählet: Haſen, Füchſe, Dachſe, Biber, Fiſchottern, Marder, wilde Katzen, Eltthiere, Eichhörner, Wieſel, Hamſter, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänſe, wilde Enten, Reiher, Taucher, Seemeeven, Waſſerhühner, Waſſerſchnepfen, wilde Tauben, Kiebitze, Wachteln, kleine Braachvögel, Ziemer, Schnerren, Amſeln, Droſſeln, Lerchen und andere kleine Vögel, wie ſie Namen haben. S. Mand. v. 8. Nov. 1717. C. A. II. S. 611. Wölfe ſollen nicht allein von einem jeden, der die Jagd hat, und wenn er auch nur mit der niedern Jagd allein beliehen wäre, gefället, ſondern auch dem, der einen Wolfsbalg in die Wildmeiſterey, worunter das Revier einbezirkt iſt, einliefert, jederzeit allda 2 Rthlr. 12 gr. zur Ergötzlichkeit gereicht werden. Nach den verſchiedenen Arten der Thiere, die erlegt werden, ſind auch verſchiedene Werkzeuge und Geräthſchaften, ſowohl als mancherley Hunde nöthig. Wenn ein Landesherr jemanden aus Gnade die Erlaubniß auf kürzere, oder auf längere, auch wohl auf Lebenszeit ertheilet, in einem angewieſenen Reviere zu jagen, ſo heißt ſolches eine Gnadenjagd, wenn mehrere das Recht haben, einen gewiſſen Diſtrikt zu bejagen, ſo nennet man es Koppeljagd. Das Recht des Landesherrn, ein ſolches Revier 14 Tage vorher zu bejagen, ehe die Koppelberechtigten ſolches thun dürfen, wird die Vorhatze genennet. Der Koppeljagd wird eine geſchloſſene Jagd oder ein Geheege entgegengeſetzt, da nemlich nur einem die Jagdgerechtigkeit in einem Reviere zuſtehet. Hat aber der Landesherr das Recht zugleich mit einem Jagdberechtigten die Jagd in einem Reviere auszuüben, ſo iſt dieſes eine Mitjagd. Was die Jagdtermine anbetrifft, ſo iſt dieſerhalb nach Einführung des verbeſſerten Kalenders verordnet: daß

daß mit der höhern Jagd, die ſonſt nach der alten Zeit jedesmal von Pfingſten angegangen, auf den erſten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht; mit der Mittel- und Niederjagd aber, welche man alsbald um Bartholomäi vorigen Kalenders exerciret, bis auf den Tag Egidii angeſtanden werden ſolle. Hingegen ſollen ſämmtliche hohe, mittlere und niedere Jagden, ſo ſonſt mit Faſtnachten ihre Endſchaft genommen, bis auf den Sonntag Invocavit prolongiret, und alsdann erſt geſchloſſen werden. ſ. Mand. v. 20. Sept. 1702. C. A. II. S. 599. ſ. womit der Bef. v. 5. Juli 1612. eb. d. S. 603. zu vergleichen, wo eben dieſes verordnet und zugleich ausdrücklich anbefohlen wird, daß mit dem Schießen des Rothwildprets auf den erſten Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht, und mit allem Jagen, Schießen und Hetzen auf den Sonntag Invocavit der Schluß und das Ende gemacht werden ſoll. S. auch Reſolut. v. 18. April 1716. S. A. C. I. S. 392. f. und wegen der Faſanen Mand. v. 7. März 1741. eb. d. I. S. 1496. ſ. Faſan. Um den Schaden von Wildpret abzuwenden, ſo iſt nicht allein das Büchſentragen den Bauern, Bürgern, Schäfern und Wandernden, oder Reiſenden, außerhalb der ordentlichen Straße durchaus verboten, ſ. Büchſentragen, ſondern es ſind auch die Schreckſchüſſe gänzlich abgeſtellet worden. ſ. Reſcr. v. 24. Mai 1740. S. A. C. I. S. 1494. Ferner wurde in dieſer Abſicht das Herumlaufen der Hunde verboten, und deren Klöppelung unter beſtimmten Strafen anbefohlen. ſ. Hund. Auch die Verzäunung der Felder durch die Mandate v. 25. Juli 1670. und 15. Febr. 1659. C. A. II. S. 569. und 561. dahin beſtimmt, daß die von Adel, auch die Amtsunterthanen, und alle diejenigen, denen von den Landjägern, Oberforſt- und Wildmeiſtern, ihre Felder zu Verhecken, nachgelaſſen, ſolche in gewöhnlicher Höhe, und alſo, daß das Wildpret ſich nicht daran ſpießen und beſchädigen könne, nicht allein aufzuführen, ſondern auch nach Bartholomäi, und wenn die Hirſche auf die Brunſt treten, ſolche alſobald und ohnweigerlich niederzulegen verbunden ſeyn ſollen, damit dem Wildprete ſeine Gänge offen bleiben. Vergl. Reſolut. v. 6. Sept. 1675. und Reſolut. Punkte v. 28. Auguſt 1697. No. 10. ebend. II. S. 576 u. 590. Endlich iſt auch die Verengerung der Wildfuhre ſtrenge verboten. ſ. Landordn. v. 1. Okt. 1555. C. A. I. S. 160.

Was die Ausübung der Jagd anbetrifft; ſo ſoll ein jeder mit Jagen, Holzen und Weidwerk treiben, auf ſeinem und ſeiner Leute Eigenthum bleiben, und eines andern Güter damit nicht berühren. Vornehmlich iſt die Churfürſtliche Wildfuhre und Haſengeheege in den Aemtern, wo Heegeſäulen geſetzt worden, oder ſonſt andere Geheege vorgeſchrieben, mit Jagen, Hetzen und Weidwerk treiben, gänzlich verſchonet, diejenigen aber, mit denen

nen von Seiten des Landesherrn eine beſondere Vergleichung der Hohen=, auch Fuchs= und Haſenjagd, und Hühnerfahens gemacht worden, dabey gelaſſen werden. S. Landordn. v. 1. Okt. 1555. eb. d. S. 61.

Auf welchen Aemtern und Kloſtergütern aber, (die nicht verkauft, verändert, noch andern verſchrieben, ſondern noch bey den Klöſtern seyn) keine Geheege bisher aufgerichtet worden, ſollen die Anſtoßenden von Adel auf ſolchen Gütern Weidwerk zu treiben Macht haben, wie ſie von Alters hergebracht. Ebend. Hiernächſt haben die Oberförſter und Knechte darauf zu ſehen, daß die Landjäger und andere über die Reinungen, und auf Amts= oder anderer dahin gehörender Leute Gütern nicht ſtellen, Wildpret abbrechen, oder Weidwerk üben. S. Holzordnung v. 8. Sept. 1560. C. A. II. S. 496. So ſoll auch keiner auf des andern Grund und Boden mit Lerchenſtreichen ſich betreten laſſen, ſondern damit, ſo wie mit dem Niederwaidwerk gehalten werden. Rescr. gr. von 1609. C. A. I. S. 190. Die Lehnrichter im Leipziger Amte ſollen die ihnen vergönnte Niederjagden nicht weiter als auf ihren Lehngütern ausüben, und ſolche nicht extradiren. Bef. v. 9. Jan. 1716. C. A. II. S. 609.

Jagdbar nennet man einen vollkommen großen Hirſch, der nicht unter 10 Enden hat, und unaufgebrochen und unzerwirkt, ſo wie er gefället worden, wenigſtens 500 Pfund wieget. Ein ſolcher ſoll nur mit dem Hirſchfänger, und zwar ſo genickfanget werden, daß der Fang nicht nach dem Geſcheide, ſondern nach der Herzkammer zu gehe. Jagdbar nennet man auch einen vieljährigen Keuler.

Jagdbauern, Jagdleute ſind diejenigen, die man bey Beſtätigungs= und andern Treibjagden zum Treiben, zu den Tüchern, Jagdzeuge und zu Beobachtung des zu jagenden Wildprets braucht, damit es nicht ausfalle.

Jagdbediente ſind alle diejenigen, welche bey der Jägerey angeſtellt ſind, und Dienſte leiſten. Es ſind der Rangordnung nach folgende: in Churſachſen: Der Oberlandjägermeiſter, die Landjägermeiſter, Oberforſt= und Wildmeiſter, Jagdjunker, Jagdpagen; in andern Ländern, auch Oberhofjägermeiſter, Hofjägermeiſter, Jägermeiſter, ingleichen Gehörn= und Falkenierpagen; alle dieſe vorbenannten Stellen müſſen mit Perſonen von Adel beſetzt ſeyn. Bürgerliche Jagdbediente, Wildmeiſter, Hofjäger, Pürſchmeiſter, Leibſchützen, Büchſenſpanner, Leib= und Revierjäger. Ihre Geſchäfte findet man bey dem Worte Jäger, und im erſten Bande bey dem Worte Forſtbedienten.

Jagdkalender iſt am Ende dieſes Jagdlexicons zu finden.

Jagdfrohnen, Jagddienſte ſind alle Spann- und Handfrohnen, welche zu den Jagden geleiſtet werden müſſen. Dieſe müſſen entweder dem Landesherrn diejenigen unmittelbaren Amtsunterthanen, die zu dem Reviere, wo die Jagd angeſtellt iſt, geſchrieben ſind, oder auch die Unterthanen mancher Rittergüter ihrem Gerichtsherrn, in ſo fern er ſolche zu fordern berechtiget iſt, verrichten. Die Spanndienſte hierbey beſtehen in Zeug- und Wildpretsfuhren, erſtere ſind dazu eingerichtet, daß die Netze und anderes Jagdzeug an den Ort, wo gejaget werden ſoll, und nach vollbrachter Jagd wieder zurück an den Ort ihrer Aufbewahrung gefahren werden. Die Wildpretsfuhren werden von dem Orte, wo das Wildpret gefällt wurde, bis in das Wildpretsgewölbe, auch nach Befinden von da weiter bis an den Ort ſeiner Beſtimmung gethan. Hiernächſt gehöret auch hierher das Anfahren des Holzes zu den Wildzäunen. Die Jagdhanddienſte ſind Tragen und Stellen der Netze, auch die Aufſicht dabey; das Tödten oder Losmachen des gefangenen Wildprets, Treiben, Tragen des Wildprets bey ſolchen Jagden, wo kleines Wildpret erlegt wird. Die Jagdfrohnen ſind entweder gemeſſen, in Rückſicht gewiſſer jährlicher zu leiſtender Tage, oder gewiſſer beſtimmter Dienſte, oder ſie ſind ungemeſſen. Sie werden entweder mit Gelde oder mit Beköſtigung bezahlt, oder ganz ohnentgeldlich, ohne Koſt und Lohn verrichtet. Nach den Churſächſiſchen Geſetzen ſollen die Leute mit Jagddienſten und Fuhren nicht über die Gebühr beſchweret werden. Rescr. gr. v. 12. März 1603. No. 5. C. A. I. S. 164. Man vergleiche damit die Mandate v. 15. Febr. 1659. vom 25. Juli 1670. v. 24. März 1695. C. A. II. S. 561. 569. 580. 582 und 586. in welchem letztern verordnet wird, daß die Unterthanen, welche die Wildpretsfuhren zu leiſten ſchuldig ſind, zu Abführung derſelben durch ihre Obrigkeiten angehalten werden ſollen, damit das für den Hofſtaat geſchoſſene Wildpret nicht muthwillig erſtinken und verderben müſſe. Das Jägerrecht, der Jägerjungen eigen Geräthe, Plunderhunde, und anderes zu führen, ſind Unterthanen nicht ſchuldig. Rescr. gr. v. 12. März 1603. No. 5. C. A. I. S. 164.

Jagdgeld iſt an manchen Orten ein gewiſſes Jahrgeld oder Wildpretsdeputat, daß die Vaſallen und Unterthanen aus der landesherrlichen Jagdkaſſe bekommen, damit ſie ihre Hölzer ſchonen. Diejenigen, welche gegen Empfahung eines ſolchen Wildpretsdeputats oder Jagdgeldes ihr Gehölze zu ſchonen, müſſen auch ſolchem getreulich nachkommen. E. Reſol. vom 18. April 1718. C. A. I. S. 297.

Jagdgerecht heißt ein Jäger, der eine Jagd gehörig mit Schonung der Leute, der Zeit und unnöthige Koſten zu veranſtalten, alles Beſtätigte enge genug,

nung, aber doch nicht zu enge, ein, und das Zeug recht zu ſtellen, die Flügel ordentlich zu richten, den Lauf zu bilden, und die Jagd richtig anzuordnen verſtehet, damit die Treiber ordentlich, jeder an ſeinem Orte, auch zu rechter Zeit von ihrem Poſten abgehen, und die ganze Jagd in gehöriger Ordnung von ſtatten gehet.

Jagdgerechtigkeit, Jagdberechtigung, Jagdrecht, iſt die Befugniß, die einer hat, mit Ausſchluß anderer in einem Reviere die Jagd auszuüben. Sie wird erlanget, entweder durch Beleihung, ſ. Ausſchreiben vom 13ten Juli 1543. C A. I. S. 26. oder durch Verjährung, wozu gegen den Fiscus, praescriptio immemorialis, gegen Privatperſonen 31 Jahr, 6 Wochen, 3 Tage, und in Poſſeſſorio ein Beſitz von 10 Jahren erfordert wird. S. Decis. 4. v. 1746. S. C. A. I. S. 350. endlich auch durch beſondere Conceſſion. S. Mand. v. 7. März 1741. No. 10. und Rescr. gr. 1742. No. 8. S. C. A. I.. S 1495. und 68. Iſt mit dieſer Gerechtigkeit noch das Recht verbunden, Wildzäune anzulegen, ungemeſſene Jagdfrohnen anzuordnen, in der Setzzeit das Hüten und Graſen im Holze zu verbieten, den Holzbeſitzern das Holzen zu Gunſten der Jagd einzuſchränken, u. dergl. mehr, ſo wird es der Wildbann genennet. S. d. Wort.

Jagdgeſchrey iſt das bey einem Abjagen gewöhnliche Geſchrey.

Jagdhandwerker ſind in fürſtlichen Reſidenzen und Jagdſchlöſſern diejenigen Handwerker, welche die zur Jagd nöthigen Geräthſchaften zu fertigen, und andere in das Jagdfach einſchlagende Arbeiten ihres Gewerbes zu fertigen haben, und bey jeder Jagd ſelbſt zugegen ſeyn müſſen, um eine, in ihr Fach gehörende gählinge Reparatur ſogleich machen zu können. Es ſind ſolche: 1) der Jagdſchmidt, der den Hufſchlag der Pferde, und alle Eiſenarbeiten bey der Jagd zu beſorgen hat. 2) Der Jagdwagner, deſſen Arbeit in Fertigung und Reparirung der Jagdwagen, Forkeln, Hefte, Schlegel und anderer Holzarbeiten beſtehet. 3) Der Jagdſattler und Jagdriemer, denen die Fertigung und Reparatur alles Lederwerkes oblieget. 4) Der Jagdſeiler, welcher die Beſorgung aller Leinen und Stricke, ſo wie die Fertigung nnd Ausbeſſerung der Netze unter ſich hat. 5) Der Jagdſporer, dieſer muß die Kantharen, Drenſen und Bügel ꝛc. in Stand ſetzen und erhalten, und 6) der Jagdſchneider, welcher die Tücher macht, und ihre Ausbeſſerung beſorget.

Jagdhaus iſt ein in einem Reviere angelegtes, und zum Abtreten für die Herrſchaft beſtimmtes Haus, wenn ſolche in daſiger Gegend jagt. Gewöhnlich iſt auch die Wohnung für den Jagdbedienten des Revieres dabey, und auch wohl mit den nöthigen Ländereyen ꝛc. zu ſeinem Unterhalte

halte verſehen. Wenn es an einer Straße liegt, iſt gemeiniglich die Gaſtgerechtigkeit, und bisweilen eine Zoll- oder Gleitseinnahme damit verbunden.

Jagdhunde ſind überhaupt genommen alle Hunde, die zur Jagd gebraucht werden, als: Leit- Spür- Stöber- Lauf- oder Parforce- Hühner- Pürſch- oder Cours- Wind- Waſſer- und Dachs-, auch Otter- und Biberhunde; nicht weniger die Saufinder, Saurüden, Doggen, Bären- und Bullenbeißer, Blendlinge. Insbeſondere aber verſtehet man darunter eine beſondere größere und kleinere Art von Hunden, die man bloß im Holze zum Aufſuchen und Jagen des Wildprets braucht. Die Franzoſen nennen ſolche chiens courants, und wir belegen ſie mit dem allgemeinen Namen Jagdhunde, weil ſie das aufgetriebene Wild im Holze mehrere Stunden, und ſo lange, bis ſie es zum Schuſſe bringen, laut jagen. Unter den verſchiedenen Sorten derſelben ſind die größern Franzöſiſchen, und die kleinen Engliſchen, insgemein Paſsets genannt, wegen ihres ſehr hellen Lautes, die vorzüglichſten. Sie ſind gemeiniglich weiß von Farbe, mit farbigen Abzeichnungen, und dabey ſchön behangen. Unter den deutſchen halten die Pommerſchen und Caßubiſchen am längſten auf der Färthe aus, welches auch die Polniſchen thun. Es ſind gemeiniglich ſtarke Hunde, von Farbe braunröthlich, roth, grau, auch ſchwarz mit gelben Extremitäten. Bey einem Jagdhunde wird ein mittelmäßiger, doch dicker Kopf, große offene Naſenlöcher, feine Lappen am Munde, breite, eine Spanne lang herabhängende, dicke Ohren, ein ſtarker eingebogener Rücken, dicke Lenden, breite, und feſt fleiſchige Hüften, gerade Kniee, oben dikke, unterwärts aber ſchwach auslaufende Füße, mit harten Ballen, dazwiſchen mit Haaren bewachſen, und mit ſtarken ſchwarzen Klauen; auch ein eingezogener haariger Bauch, herabhängender Schwanz, ein tüchtiges ſcharfes weißes Gebiß, und braune friſchglänzende Augen erfordert. Man gewöhnet ſie zur Kuppel, und führet ſie ſo lange an der Leine, bis ſie ohne dieſelbe hinter dem Jäger ziehen, zurückbleiben, und ſich zuſammenhalten lernen. Anfänglich wird ein Hund und eine Hündin zuſammengekuppelt, damit ſie einander nicht beißen, wenn ſie aber beynahe ein Jahr alt ſind, kuppelt man zwey Alte und einen Jungen zuſammen, und führet ſie zuerſt auf Haſen an, weil die Witterung des Haſen, da er auch mit ſeinem niedrigen Leibe die Gräſer und Kräuter berühret, länger dauert. Nehmen ſie einmal die Haſenfährten an, dann fallen ſie auf die Färthen des größern Wildprets, daß ohnehin eine weit ſtärkere Witterung hat, von ſelbſt, und laſſen von den Haſen ab. Auch müſſen ſie im Freyen, und nicht in einem mit Netzen umſtellten Walde, zum Jagen angeführet werden, weil ſie da das Wild mehr in

Au-

Augen haben, den Kopf in die Höhe tragen, alle Vögel verfolgen, und die Naſe nicht auf die Erde halten, alſo die Färthen nicht gehörig verfolgen lernen. Auch ſoll man junge Hunde nicht zur Fuchsjagd nehmen, noch weniger aber im Schnee, Regen, ſtarkem Winde, Froſt oder Früh auf dem Thauſchlage mit ihnen jagen. Ihre Abwartung ſ. Hund.

Jagdhundelöſen heißt ſie von der Kuppel losmachen, und ſie frey laufen laſſen.

Jagdjunker iſt eine Stelle, die diejenigen von Adel, welche die Jägerey erlernet haben, erhalten, wenn ſie vollkommen ausgelernet, und ihre drey Behänge mitgemacht haben. Sie haben eigentlich keine beſtimmte Verrichtung, weil ſie aber auch zugleich Kammerjunkers ſind, ſo thun ſie als ſolche den Dienſt bey Hofe. Aus den Jagdjunkern und Jagdpagen werden die Oberforſtmeiſter gemacht. Sie haben alſo als Jagdjunker ſich vorzüglich auf die Erweiterung ihrer Kenntniſſe im Forſt- und Jagdweſen zu befleißigen, damit ſie dereinſt recht brauchbare Oberforſtmeiſter werden.

Jagdlager. In den Nacht- und Jagdlagern (wo die Jäger und Hunde bey Churfürſtlichen Jagen einquartieret ſind) müſſen die Unterthanen die Victualien um einen gewiſſen Preis liefern. S Rescr. gr. v. 1. März 1603. No. 8. C. A. I. S. 106. M. v. 15. Jun. 1722 und vom 12ten Juli 1724. eb. d. S. 74 und 212.

Jagdnetze, Jagdgarne, Jägernetze, ſind alle Netze, die man bey der Jagd, und zum Fangen des Wildprets braucht. Sie ſind, ſowohl nach Beſchaffenheit der verſchiedenen Thiere, die man damit fängt, als auch in Rückſicht der mancherley Arten von Jagd, wozu man ſie nöthig hat, ebenfalls von verſchiedenen Arten. S. Garn. Jedes Netz, ohne Unterſchied, muß mehrere Buſen haben, worin ſich das Wild verwickeln, und fangen kann. Auch müſſen unten gute Windleinen und Stricke zum Aufſtellen daran befindlich ſeyn, die man ſodann mit Pflöcken gehörig in der Erde befeſtiget. Die Oberleine des Netzes wird mit Forkeln geſtemmt, und ſo umgiebt man mit einer Anzahl von Netzen, den zur Jagd beſtimmten Theil eines Revieres. S. Jagdzeug.

Jagdordnung, Jägerordnung enthält alle landesherrliche, das Jagen, Baitzen, Hetzen und deren pfleglichen Gebrauch zu rechter Zeit und auf die gehörige Art, auch die Schäden, welche der Jagd durch unbefugtes Jagen, oder Wolfsgruben, Selbſtſchüſſe, gelegte Eiſen, Schlingen, Fallen, Ausnehmen der Eyer, Zerſtöhrung der Bruten zugefügt werden können, nicht weniger die Jagdfrohnen, abzureichende Wildpretsdeputate, und überhaupt alle das Jagdfach betreffende Verordnungen und Geſetze.

Jagdpage iſt im Grunde eben das, was ein Jagdjunker iſt, von dem er ſich nur darin unterſcheidet, daß deren nur wenige in Churſachſen nur zwey ſind, welche ſich beſtändig bey Hofe aufhelten, und den Landesherrn auf allen ſeinen Jagden begleiten, und ihm vorreiten müſſen. Bey Beſetzung der Oberforſtmeiſtereyen wird gewöhnlich einmal ein Jagdpage, und das anderemal ein Jagdjunker erwählet.

Jagdpoſten nennet man diejenigen muſicaliſchen Stücke, die man bey der Jagd, und beſonders bey der Parforcejagd, bläßt. S. Parforcejagd.

Jagdregal iſt das hohe Recht eines Landesherrn, das ihm über alle im Lande ſich aufhaltende wilde Thiere, über die Art und Weiſe ſie zu heegen, und ſich ihrer zu bemächtigen, nebſt allem, was dahin einſchlägt, zuſtehet. Da es mit dem Forſtregal in einer nahen Verwandſchaft ſtehet, ſo wird die Verwaltung beyder dahin einſchlagenden Geſchäfte gewöhnlich vereiniget. Der Landesherr begiebt ſich aber oft eines Theils dieſes Regals, indem er Vaſallen und Güter mit der Ausübung derſelben auf einem gewiſſen Diſtrikte unter mehrern oder mindern Einſchränkungen belohnet, auch bisweilen etwas daran verpachten läßt.

Jagdrevier heißt ein Bezirk, in ſo weit ein Jagdberechtigter ihn zu bejagen befugt iſt, oder in ſo fern er unter der Aufſicht eines höhern oder niedern Jägers ſtehet.

Jagdrundung, Jagensrundung iſt bey einem Jagen der hinten in demſelben mit Tüchern umſtellte Bogen. Beſtehet dieſe Rundung aus vier Tüchern, ſo enthält ſie 650 Schritte, größer pflegt man ſie gewöhnlich nicht zu machen, weil ſonſt das Wild nicht gut herauf, und auf den Lauft zu bringen iſt.

Jagdſachen — res, causae venatoriae — ſind alle Streitigkeiten und Rechtsſachen in Betreff des Jagdweſens. Dieſe ſind ein Reſervat des Landesherrn, deſſen ſich die Landesregierung, das Appellations = Oberhof = und Hofgericht nicht anzumaßen hat.

Jagdſäule, ſ. Heegeſäule.

Jagdſchied heißt theils ein in ſtreitigen Jagdſachen erfolgter Rechtsausſpruch, theils ein ſonſt darüber aufgerichteter Vergleich, theils aber auch eine landesherrliche Verordnung, ein ertheiltes Deputat an Wildpret betreffend, die Lieferung des letztern an Wild, Bacher, Rehen und dergl. ſollen einem jeden nach dem Buchſtaben der Jagdſchiede erfolgen. Rescr. gr. vom 23ten April 1612. T. Rentſachen §. 133. C. A. I. S. 191.

Jagdſchirm, Schirm, iſt bey einem Jagen ein Gebäude, in der Geſtalt eines Zeltes, worin eine hohe Herrſchaft mit ihrem

dem Gefolge das Wildpret erwartet, um es zu erlegen. Er wird aus leichten geſchnittenen Holze verfertiget, zum Grunde hölzerne Schwellen gelegt, und darauf ein ohngefähr 3 Ellen hohes Unterſtockwerk, und über daſſelbe ein Saal, ohngefähr 4 Ellen hoch, erbauet, vorn und hinten aber an den Giebelenden eine Thüre und eine Treppe angebracht, und darauf ein Dach von Latten geſetzt. Alles wird mit grünem Zeuge überzogen, und ſo eingerichtet, daß es mit leichter Mühe auseinander genommen, und wieder zuſammengeſetzt werden kann. Die Größe iſt willkührlich. Ein ſolcher Schirm wird dergeſtalt aufgerichtet, daß die Weite zwiſchen dem Schirme und dem Laufte ein Drittheil des ganzen Laufs beträgt. Iſt aber der Lauf zu lang, ſo darf der Schirm nicht über höchſtens 100 Schritte vom Jagen geſetzet werden.

Jagdſekretair iſt bey der Jagdexpedition eines ganzen Landes derjenige, der alle von den Oberforſt- und Wildmeiſtern eingehenden Rechnungen und Berichte zu unterſuchen, und davon weitern Bericht an den Oberjägermeiſter zu erſtatten, auch alle Reſcripte und andere ergehende Verordnungen auszufertigen, dem Oberjägermeiſter zur Unterſchrift vorzulegen, u. dann abzuſenden hat.

Jagdſtecken ſind lange Stäbe, welche die Jäger führen, wenn ſie bey einem Hirſchfeiſtjagen zu Holze ziehen; doch ſo, daß, wenn die beſten Hirſche bereits geſchlagen haben, die Stäbe geſchälet, im Gegentheile aber ungeſchält geführet werden.

Jagdtuch iſt eine Wand von ſtarker Leinwand, womit bey einem Beſtätigungsjagen das Revier umſtellt wird. Die Breite iſt 5 Ellen, damit kein Wild darüber fallen kann, die Länge aber iſt willkührlich, je nach ihrem verſchiedenem Gebrauche. Man hat dreyerley Tücher, 1) **hohe Tücher**, dieſe ſind 160 einfache, oder 80 gedoppelte Waldſchritte, d. h. 200 Ellen lang. Die Oberleine iſt 5 Zoll ſtark, und taget an jedem Ende vier reichliche Klaftern über das Tuch heraus. Die Unterleine hingegen iſt etwa zwey Zoll dick, und gehet an jedem Ende des Tuches zwey Klaftern vor. Am Ende des Tuches werden ſechs kleine hölzerne gedrechſelte, an kleinen Leinchen angeſchlungene Knebel angenehet, auch ſind daſelbſt ſechs längliche, mit eiſernen Ringen, und mit Bindfaden eingefaßte Knebellöcher angebracht. Mit dieſen werden die Tücher an den Enden, wo ſie zuſammen ſtoßen, zuſammen geknebelt, ſo, daß ſie eine gute halbe Elle über einander gehen. An der Ober- und Unterleine werden eiſerne Ringe, in der Größe eines Guldens und in der Dicke eines Federkieles, durchgezogen, und jeder $\frac{3}{4}$ Ellen von dem andern an das Tuch genähet, und daſſelbe durch Leinchen eingefaßt, die Ringe aber werden mit Neſſellöchern umſtoßen, damit ſie am Tuche feſthalten. Durch dieſe Ringe wird

die Ober- und Unterleine gezogen. An die Oberleine macht man zehen Windleinen, jede 4 Klaftern lang, und eines reichlichen Fingers dick, in gehöriger, nach der Länge des Tuches abgemeſſener Entfernung, an. Zu jedem Tuche gehören 11 Forkeln von Tannenholz, 5½ Ellen lang, und oben mit einem eiſernen Ringe und Hacken beſchlagen, worauf die Oberleine liegt. Die großen Heftel nebſt den Schlegeln dazu ſind vom weißbüchenem Holze, oben mit eiſernen Ringen verſehen. Die Heftel zu den Windleinen und Hacken, womit die Unterleine angepflöckt wird, ſind von trockenem buchenem Holze. Die Forkeln werden nicht auf der inwendigen, ſondern auf der auswendigen Seite zwiſchen das Tuch und die Unterleine geſteckt, damit der Wind ſie nicht aufheben könne; ſo, daß es inwendig im Jagen, wie eine Mauer, ganz glatt und weiß ausſiehet. Bey Regenwettern werden alle Leinen um etwas nachgelaſſen, ſonſt ſpringen die Heftel gern aus der Erde, oder die Leinen zerreißen.

Mittel- oder Däniſche Tücher heftet man gemeiniglich bey weitläuftigen Jagden, zur Vergrößerung der Stallung, mit an die hohen Tücher. Sie ſind ganz von der Beſchaffenheit, wie die vorigen, nur daß die Leinewand dazu ſchmäler iſt, und folglich die Forkeln kürzer ſind. Es giebt davon zweyerley Arten, nemlich hohe und ſchmale Mitteltücher; erſtere ſtellen 4 Ellen, weil doch der Hirſch nicht ſo leicht darüber fallen kann, zumal wenn ſie mit Vortheil an kleine Berge, Hügel oder Lehnen geſtellet werden, wo der Hirſch keinen Anſprung haben kann; daher es ihm höher ſcheinet, als es wirklich iſt. Die ſchmalen ſind dieſen ebenfalls ganz gleich, aber nur 3 Ellen hoch, und daher zur Schweinsjagd bequemer; die Forkeln ſind 3½ Ellen hoch. Gewöhnlich rechnet man auf ein Fuder Zeug 3 hohe- und 4 Mitteltücher.

Lauftücher haben ihren Namen daher, weil ſie am Laufplatze vor dem Abjagensflügel queer vorgeſtellet werden. Sie beſtehen aus mehreren Abtheilungen, an deren Ober- und Unterleinen Ringe feſtgenähet ſind, um in ſolchen die Tücher, nach Erforderniß, wie Vorhänge auf- und zuziehen zu können. Bey jeder Abtheilung müſſen zwey Mann ſtehen, welche das Auf- und Zuziehen ſo geſchwind verrichten, daß, wenn die Tücher aufgezogen ſind, ſie ſich darein wickeln, in der Mitte aber ein Loch laſſen, und ſo immer bereit ſtehen, den Wink des befehlenden Jagdbedientens im Huy zu vollziehen. Dieſe Tücher ſind eben ſo hoch, als die hohen Tücher, aber nur den dritten Theil ſo lang.

Jagdwiſſenſchaft begreift die vollkommene Kenntniß alles deſſen in ſich, was ein Jäger als Jäger, nicht aber als Forſtmann, wiſſen muß.

Jagdzeug, hierunter werden im engern Verſtande zwar nur die Jagdtücher und Tücherlappen verſtanden, im weitläufigen Verſtande hingegen rechnet man auch alle Garne, die man für Roth- und Schwarzwildpret, Rehe, Haſen, Raubthiere, Raubvögel, Rebhühner, Vögel und Lerchen brauchet, nebſt allem, was nöthig iſt, um ſie zu ſtellen, ingleichen alle Arten von Eiſen und Fallen, zum Fange der Raubthiere, ſo wie auch die Bären- Hirſch- Schwein- Reh- Fuchs- und Haſenkaſten, ingleichen der herrſchaftliche Schirm, die Wildtrage, Wildwage und andere Dinge, die im Jagdzeughauſe oder Jägerhauſe aufbewahret werden.

Jägen heißt 1) als Zeitwort, wilde Thiere, mit oder ohne Zeug, mit oder ohne Hunde, aufſuchen, verfolgen, und erlegen, oder lebendig fangen. 2) als Hauptwort, eine beſonders auf die Erlegung vieles Wildprets abzweckende, auf einen Tag zum Vergnügen, oder des Nutzens halber angeſtellte Verſammlung mehrerer Jäger, Gehülfen, und, nach Befinden, auch Zuſchauer. Man hat davon mehrere Arten, als: Beſtätigungs- Contra- Haupt- Keſſel- Waſſer- Netz- Klopf- Streif- Nacht- Kampfjagen und andere mehr, welche alle bey dieſen Wörtern zu finden ſind. 3) Der Ort, wo ein ſolches Jagen gehalten, der zu dem Ende mit Zeuge umſtellet, und wo das Wild nach dem Laufe zugetrieben wird. Dieſes muß hinten einen gehörigen Bogen oder eine Rundung haben, und vorne gegen den Lauf wieder zuſammen fallen, ſo, daß es von letztern nicht über 100 bis 120 Schritte zurückbleibe. Es muß nach dem Laufe zu nicht bergauf, ſondern bergab, oder ganz eben gehen, und bis an den Lauf mit Dickicht bewachſen ſeyn, damit ſich das Wildpret nicht ſcheue, und zurückpralle, ehe es auf den Lauf kommt, da es dann nicht gut wieder heraus zu bringen iſt. Vorzüglich iſt dabey der Wind zu beobachten, daß dieſer nie vom Laufe auf das Jagen zu gehe, weil ſonſt das Wildpret von denen auf dem Laufe befindlichen Perſonen Wind bekommen, und ſich eher im Holze zu Tode jagen, als auf den Lauf bringen laſſen würde.

Igel — Istrix erinaceus — iſt ein vierfüßiges Thier, etwa 9 bis 10 Zoll lang, mit kurzen Beinen und Schwanze, deſſen Rücken durch ſtarke, ſteife Stacheln, welche ihn wider feindliche Anfälle beſchützen, bedeckt iſt. Er hält ſich überall, nur nicht in ſehr kalten Ländern auf, und nähret ſich von Gewürmen, Mäuſen, Fröſchen, Krebſen, Schnecken, kleinen Vögeln, Wurzeln, Baumfrüchten und Blättern; ſogar ſpaniſche Fliegen frißt er ohne Schaden in Menge. Des Nachts geht er ſeiner Nahrung nach, und ruhet darauf am Tage unter Zäunen, Hecken und Gebüſchen. Im Junius bringt das Weibchen 3 bis 4 Junge zur Welt, auf deren weißer Haut

man nur erſt die Spuren der künftigen Stacheln ſieht. Den Winter über halten ſie ſich in hohlen Bäumen und Steinritzen auf, wo ſie vom Leibe zehren, und die meiſte Zeit ſchlafen. Wenn ſie angefallen zu werden glauben, rollen ſie ſich zuſammen, und dann kann ihnen kein Thier, es ſey ſo böſe oder ſo ſtark es wolle, etwas anhaben; auch vermag ihn nichts zu zwingen, ſich aufzuthun, als der Fuchs, wenn er ihn mit ſeinem übelriechenden Harne benetzet, ſelbſt Menſchen, wenn ſie ihn mit Waſſer begießen, ſind es nicht allemal im Stande. Sonſt iſt der Igel ein furchtſames und unſchuldiges Geſchöpf, deſſen Fleiſch eßbar ſeyn ſoll. Er wird auch in den Häuſern, in Scheunen und auf Böden, zur Vertilgung der Ratten und Mäuſe, gebraucht. In der Gefangenſchaft aber pflanzen ſie ſich nicht fort. Die verſchiedene Geſtalt ihrer Schnauzen, die bey manchen mehr einen Saurüſſel, bey andern mehr einer Hundeſchnauze ähnelt, hat ihnen auch die verſchiedenen Benennungen der Sau- und Hundeigel verſchafft. Uebrigens hat der Igel in der Lebensart ſowohl, als in der Loſung und Farbe viel Aehnliches vom Dachſe, nur daß er das alles im Kleinen, was der Dachs im Großen iſt und hat.

Iltis, Illing, Eltis, Elthier, Ellkatz, Elbthier, Ratz, Stänker, Teufelskind, Iltniß, Ilk, Ulk, Elske, Stinkthier, Hausunk, Stinkratz, Buntfink, Rölling, Stinkwieſel und Iltismarder — Mustela putorius. — Er macht in der Ordnung der Raubthiere in der Wieſelgattung eine eigene Art mit folgenden Kennzeichen aus: Der Schwanz iſt kürzer als am Baummarder; die Grundwolle des Balges hellgelb, das längere Haar kaſtanienbraun; der Mund und der Rand der Ohren weiß. In der Geſtalt gleicht dieſes Raubthier dem Steinmarder, doch iſt der Kopf proportionirter, ſchmäler und ſpitziger, die Breite deſſelben zwiſchen den Ohren und der Länge nach der Mundſpitze zu, bildet ein gleichſeitiges Dreyeck; die Naſe iſt ſchwarz, und trocken; der Mund hat äußerlich einen ſchwarzbraunen Knebelbart, und inwendig 34 ſcharfe Zähne, zwey weniger als der Steinmarder; die Augen ſind groß, hervorſtehend, dunkelbraun und ſcharfſehend; die Ohren kurz, breit und abgerundet; der Hals ſtark und lang; der Rücken breit und etwas eingedrückt; die Läufe kurz; die Zehen getrennt, und mit ſcharfen weißen Krallen beſetzt; der Schwanz oder die Ruthe mittelmäßig lang, dickbehaart, buſchig und gerade ausgeſtreckt; zwey Drüschen unter dem Schwanze enthalten eine Feuchtigkeit, die einen eckelhaften Geruch von ſich giebt, den der Balg noch lange behält, wenn er getragen iſt. Die Grundwolle iſt dicht und gelblichweiß, oder lichtgelb, und die einzelnen Stachelhaare an der Wurzel graulich;

und an der Spitze aus dem kaſtanienbraunen ins glänzend ſchwarze auslaufend; von weitem ſcheint im Winter der ganze Balg ſchwarz zu ſeyn, im Sommer aber, wo die gelbliche Grundfarbe vorſchimmert, gefleckt; der Mund, das Kinn, der Ohrenrand ſind gelblichweiß, und über den Augen bis zu den Ohren läuft der Breite nach, bis zu den Backen herab, ein weißer Streifen; der übrige Kopf iſt rothgrau; nach dem Schwanze zu werden die ſtachlichen Haare immer dichter, daher er auch hier mehr ſchwarzbraun ausſieht; Unterhals, Bruſt und Läufe ſind ganz braunſchwarz. Das Weibchen iſt etwas ſchlanker; Mund und Ohren ſind weißer, und am Bauche ſtehen vier Säugwarzen. Varietäten: Es fallen auch zuweilen weißliche Spielarten aus. Das Geſicht iſt an dieſem Raubthiere gut, nicht ſo gut das Gehör. Es muß daher mehr durch Erſchleichung ſich ſeines Raubes bemächtigen. Sonſt iſt es ungemein munter, und immer in Bewegung; ſein Lauf iſt ſchwingend, doch nicht mit der Eile, wie der Marder, deſſen Kletterkraft er auch nicht im gleichen Maaße, wie jener, beſitzt. Gegen alles Geklirre und Wetzen eiſerner Inſtrumente hat es einen natürlichen Abſcheu. Die Töne, die es von ſich giebt, ſind theils ein Kneffen, wie ein Jägerhund, theils ein Knurren. Seine Heymath iſt Europa, doch nicht höher als Schweden, und das gemäßigte aſiatiſche Rußland. In Deutſchland iſt er gemein genug, ohngeachtet man ihm beſtändig nachſtellt. Er hält ſich in Feldern, Wäldern und Häuſern auf. Seine Wohnung ſind Höhlen, die er entweder ſchon bequem genug vorfindet, oder ſich nach ſeinen Bedürfniſſen zurecht macht. In Häuſern ſteckt er in Klüften auf Böden, in Scheunen, Ställen, Holzſchuppen und Holzhaufen; in Wäldern in hohlen Bäumen, alten Fuchsbauen, Erdhöhlen und Löchern unter den Baumwurzeln, die er ſich bequem zurecht gemacht hat; im Felde unter hohlen Ufern, Verſchlägen an Flüſſen und Teichen, und in erweiterten Hamſterbauen. Wenn er in Häuſern große Haufen aufwirft, ſo heißt er Hausunk. Im Winter zieht er ſich gern nach den Wohnungen der Menſchen, beſonders nach einzeln liegenden Mühlen. Nicht ſo kühn, als der Marder, iſt der Iltis, aber ein deſto liſtigerer Schleicher. Er wiſcht unvermerkt in die Hühner- und Taubenhäuſer, ergreift aber hier nur ein Thier, tödtet es, und trägt es fort; eben ſo macht er es mit den Eyern, die er ſich alle einzeln in ſeinen Hinterhalt ſchleppt, und nur da, wo er ganz ſicher iſt, der Reihe nach ausſäuft, ſo, daß man oft Hennen die leeren Schaalen hat bebrüten ſehen. Alles wilde und zahme Geflügel iſt ſeiner Verfolgung ausgeſetzt; doch frißt er auch viel ſchädliche Thiere, Hamſter, Maulwürfe, Ratten, Feld- und Hausmäuſe, Schnecken, Heuſchrecken, Käfer, auch Fröſche. Junge Haſen, junge und alte Kaninchen werden ebenfalls

 von

von ihm gewürgt, ſo wie er auch den Fiſchen und dem Honige nachgeht. In der zweyten Hälfte des Februars tritt die Ranzzeit bey dieſen Thieren ein, und zwar mit Kämpfen und Schreyen, wie bey den Marderarten. Das Weibchen trägt neun Wochen, und bringt auf einem von Reiſern, Moos und Federn weichgemachten Bette, drey bis ſechs Junge, die zwölf Tage blind ſind, und etliche Monate von der Mutter geſäugt werden. Wird ihr ein Ort unſicher, ſo trägt ſie dieſelben am Halſe an einen andern. Um nicht entdeckt zu werden, wird auch der ſtinkende Unrath der jungen Familie von der Mutter weit vom Neſte weggetragen. Im achten Monate ſind ſie faſt ſo groß als die Alten. Sie laſſen ſich mit Milch leicht aufziehen, und die Katzen laſſen ſie ſich ſogar anlegen. Man bricht ihnen die Zähne aus, damit ſie nicht über lang oder kurz ſchädlich werden. Sie ſollen mit der Raude befallen werden. Ihre Feinde ſind von außem Hunde, von innem Blaſen- und Egelwürmer. Von Jägerbeobachtungen mögen folgende hier ſtehen: 1) Das Fell hängt nur ſchlotternd über den Leib her, daher die Hunde lange an einem ſolchen Thiere herum reißen können, ehe es getödtet iſt, denn ſie müſſen die Knochen mitfaſſen, wenn ſie ihm etwas anhaben wollen. Gegen die Hunde vertheidigen ſie ſich nicht bloß mit Beiſſen, ſondern auch mit Bepiſſen ins Geſicht. 2) Beym Ausgraben des Iltiſſes hat man mehrmalen bemerkt, daß er in ſeiner Höhle eine ganze Menge Fröſche um ſich her gelegt hat, vielleicht um ſich erſt eine vollkommene Mahlzeit zu ſammeln, wie er es auch mit den Eyern und Geflügel macht. 3) Das Wetzen eiſerner Inſtrumente auf Steinen kann er nicht vertragen, und wird dabey ſo wüthend, daß er aus der Höhle herauskommt, vor welcher man es thut. Sitzt er in einem Holzſtoße, ſo kann man ihn dadurch zum Schuße locken. 4) Mit den Läufen gefangen beißen ſie ſich, wie die Marder, gern einen ab, oder verſcharren ſich, wo mögl., mit der ganzen Falle in die Erde. Von den verſchiedenen Arten des Fangs und der Erlegung ſind folgende die gewöhnlichſten: Die Spur iſt der Marderfährte ähnlich, nur kleiner, wird aber nicht ſo häufig zwey und zwey Spuren neben einander, ſondern mehr, wie die Haſenfährte, im Dreyeck, zwey neben einander, und zwey einzeln hinten nach, angetroffen. Im Winter ſieht man ſie am öfterſten an Bächen, wo ſie den ſich tränkenden Mäuſen nachgehen. Man fängt ſie in Tellerfallen, in welche ſie, nicht mit dem feinen Geruche der Marder begabt, leicht gehen. Man hat auch eigene breterne Iltiß- oder Klappfallen, die wie die Hausrattenfallen ausſehen, für ſie. Man ſtellt auch Schlagbäume und Drathſchleifen, zwiſchen welchen man an ein Gäbelchen einen Vogel hängt, für ſie auf. Vor ihren Höhlen ſtellt man auch Iltisgarne, welche kleinmaſchi-

ſchiger als die Haſengarne ſind, läßt ſie durch Hunde, wenn der Bau ſo weit iſt, hineintreiben, und ſchlägt ſie todt. Ein gebratener, mit Zucker beſtreuter Hering iſt die beſte Witterung für ſie. Auf dem Felde und im Walde vertilgen ſie viele ſchädliche Thiere, Hamſter, Mäuſe, Schnecken und Heuſchrecken. Das Fleiſch iſt bloß für den uneckeln Liebhaber eßbar, ob es gleich die Tſchuwaſchen gern eſſen. Der Winterbalg iſt ein gutes Pelzwerk; Schade, daß er lange Zeit ſo unangenehm riecht. Man braucht ihn zu Gebrämen an Mützen, Müffen und Handſchuhen. Wenn er zu Zobel ſchwarz gefärbt wird, ſo beſetzt man auch wohl Frauenzimmerkleider und Mannspelze damit. Man will auch gezähmte Iltiſſe zum Frettiren brauchen können. Der von den Iltiſſen zu erwartende Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, und ſie ſind daher in Häuſern ſchlechterdings nicht zu dulden. In Anſehung der Jägerſprache iſt alles ſo, wie bey den übrigen Arten dieſer Raubthiere.

Imber oder Imber-Seetaucher — Colymbus Immer — macht in der Seetauchergattung ſ. Eis-Seetaucher, eine beſondere Art aus, die auch noch die Namen Immer, Immertaucher, Schnurrgans, Seeflunder, großer Seeflunder, Adventsvogel und Embergans führt. Der Oberleib iſt ſchwärzlich, mit weißgrauen Federrändern; um den Hals befindet ſich ein dunkelbrauner Ring; der Unterleib iſt ſilberweiß, und die Länge beträgt 2½ Fuß. Seine Wohnörter ſind die nordiſchen Gewäſſer, aber er geht auch an die deutſchen Küſten, beſonders im Advente herab. Die Nahrung dieſes Vogels beſteht in Fiſchen. Zur Fortpflanzung macht er ſein Neſt in Schilf und Gras, worein das Weibchen zwey dunkelbraune, ſchwarzgefleckte Eyer legt.

Juch Hirſch! iſt ein Geſchrey, das die Jäger erheben, und zugleich in die Hifthörner ſtoßen, zum Zeichen, daß ſie jagdbare Hirſche ſehen.

Junge ſind bey allen Thieren die neugebohrnen, und noch nicht erwachſenen Stücke ihres Geſchlechts.

Junge bringen ſagt man von verſchiedenen Thieren, vorzüglich vom Luchſe, Biber und Fiſchotter, wenn ſie ihr Geſchlecht fortpflanzen.

K.

Kälberfang wird von einigen Jägern genannt, wenn die Hirſche und das Wildpret mit dem Hirſchfänger auf der Bruſt hin-

hinein, nach der Herzkammer zu, abgefangen werden.

Kämpfen nennet man, wenn wilde Thiere, vorzüglich aber Hirſche mit einander kämpfen. Dieſes geſchieht gemeiniglich in der Brunftzeit, da ſie ſich um die Thiere ſtreiten, und mit den Geweihen ſo ſcharf zuſammen fahren, daß man es ſehr weit höret, und ſo lange kämpfen, bis einer weichet, oder tod auf dem Platze bleibt. S. Hirſchbrunft.

Kalb heißt in der Jägerſprache jedes Junge vom Rothwildprete, und zwar ein Hirſchkalb, wenn es männlichen, und ein Wildskalb, wenn es weiblichen Geſchlechts iſt. Die Setzzeit iſt zu Ende des Mais und Anfang des Junius. Die Farbe iſt anfänglich hellroth mit weißen Flecken, die es mit zunehmenden Alter verlieret. Im erſten Sommer kann man den Geſchlechtsunterſchied nur dann gewahr werden, wenn man ſie Stallen, oder von ohngefähr die Zeugungsglieder ſiehet; auch die etwas gröbere Stimme des Hirſchkalbes läßt bisweilen einen Unterſchied bemerken. Das Hirſchkalb behält dieſen Namen bis nach der Brunft, da das Wildpret ſich häret und grau wird, dann bekömmt es den Namen junger Hirſch oder Spießer ſ. d. Wort. Das Wildkalb hingegen verändert ſeinen Namen erſt nach der Setzzeit des folgenden Jahres, und wird dann ein Schmalthier. ſ. d. Wort.

Kalbſetzen nennet man, wenn das Thier ein Kalb zur Welt bringet.

Kalte Fährte nennt der Jäger eine Fährte, wenn ein Hirſch oder wildes Schwein, oder ſonſt etwas, ſchon vor einigen Stunden und wohl noch länger vorbey iſt, ſo, daß die Witterung und der Geruch faſt vergangen, mithin die Hunde nicht ſo munter und friſch darauf fortſuchen, als wenn es erſt vor kurzem da geweſen iſt.

Kammer, nennet man bey einer Jagd den Ort, wo das Abjagen und der Lauf iſt. Man muß, ſo viel es die Lage des Ortes erlaubet, Dickigt dazu erwählen, und wäre ſolches nicht groß genug, ſo muß man die Kammer und das Abjagen deſto weiter faſſen, damit das Wild die am Zeuge beſchäftigten Perſonen nicht immer ſehe, und dadurch beunruhiget werde. Im ſtarken Dickigt aber muß die Kammer deſto enger gemacht werden, weil ſonſt das Wildpret ſchwer herauf zu bringen iſt.

Kampfhahn oder Streitvogel — Tringa pugnax — macht in der Ordnung der Sumpfvögel in der Gattung der Strandläufer eine eigene Art aus, welche auch folgende Namen führt: Streithahn, Struthuhn, Kampfhuhn, Kollerhuhn, kämpfender Strandläufer, Heidehuhn, Brauſehahn, Kämpfer, Bruhshahn, Hausteufel, Burrhahn, See-

Seepfau, Straußhahn, Renomiſt, Mönnick, Brauskohlſchnepfe, Kröſler, Streitſchnepfe, Strahlſchnepfe, und die Weibchen im Bremiſchen Beginen. Als Kennzeichen der Art ſind folgende anzuſehen: Die drey Schwanzfedern ſind ungefleckt, und die Farbe beſteht gefleckt aus grau, weiß, braun, roſtfarben und ſchwarz; das Männchen hat ein mit fleiſchfarbenen Wärzchen beſetztes Geſicht, und einen Halskragen. Die Größe iſt ohngefähr wie eine Taube, die Länge 10 bis 12 Zoll, denn die alten Männchen ſind immer um ein merkliches größer als die Jungen, und weit größer als die Weibchen; der Schwanz zwey und einen halben, bis drey Zoll lang; die Flügel über zwey Fuß breit, und reichen bis an die Schwanzſpitze. Das Gewicht iſt acht bis zwölf Loth. Der Schnabel iſt ein und einen Viertel Zoll lang, gerade, an der Wurzel gelblich, an der Spitze braunſchwarz; der Augenſtern ſchwärzlich; die Schienbeine ein und einen halben Zoll hoch, und mit den Zehen grau, oder gelblich braungrauen Flecken; die Nägel ſchwärzlich. Was die Farbe dieſes Vogels, beſonders des Männchens, anbetrifft, ſo kann man von derſelben nichts beſtimmtes angeben, da er unter allen wilden Geflügel der einzige iſt, der im Gefieder ſo ſehr, wie das zahme Federvieh, abändert, ſo, daß man unter hunderten kaum zwey ſieht, die ſich einander ähneln. Die Urſachen ſcheinen theils im Alter, theils in der Jahreszeit, und vorzüglich in uns unbekannten Umſtänden zu liegen, wozu vielleicht die große Zankſucht, die die Säfte immer in Unordnung bringt, nicht wenig beytragen mag. Das Geſicht des Männchens iſt mit fleiſchrothen Warzen beſetzt, die um deſto größer und ſichtbarer ſind, je älter der Vogel iſt, auch ſich im Herbſte, wenn ſie die langen Federzierrathen des Halſes verlieren, die ſich erſt im Frühjahre wieder in ihrer Schönheit und Deutlichkeit zeigen. Die andere Auszeichnung des Männchens iſt ein Kragen von langen fein zerſchliſſenen Federn an dem Vordertheile und den Seiten des Halſes, der bis auf den obern Theil der Bruſt herabreicht, und hierzu kömmt noch ein ſtarker Buſch im Nacken. Alle dieſe Federn ſind am Ende gleichſam friſirt, und krümmen ſich einwärts. Dieſer Kragen iſt von ſehr verſchiedenen Farben, gewöhnlich iſt er ſchwarz geſtreift, ob es gleich ſcheint, als wenn die weißlichen, ſonſt einfarbigen, den alten Männchen zugehörten; die Bruſt iſt immer mit den Kragen faſt gleichgefärbt, und die Queerſtreifen an den obern Theilen ſtimmen auch ſo ziemlich damit überein; die Grundfarbe iſt inzwiſchen mehrentheils braun; die Federn haben ſchwarze Queerſtreifen und rundliche Flecken; die Schwungfedern ſind dunkelbraun; der untere Theil des Bauches und der After weiß; die vier

mittlern Schwungfedern faſt eben ſo, wie der Rücken, geſtreift, die andern einfarbig graubraun. Das Weibchen iſt weit kleiner, ſchnepfenartig gefärbt, und variirt nicht ſo ſehr in der Farbe, als das Männchen, ob man gleich auch faſt ganz weiße mit braunen Flügeln, und weißköpfige, antrifft. Die gewöhnliche Zeichnung iſt: Die Fleiſchwarzen und der Halskragen fehlt; Kopf und Hals ſind braungrau mit braunſchwarzen Flecken auf der Mitte jeder Feder; die Flügel unten weiß, oben braunſchwärzlich; Rücken, Bürzel und Oberſchwanz ſchnepfenartig, d. h. ſchwarz mit roſtfarbenen Rändern; die Kehle weißlich, mit braunſchwarzen kleinen Flecken; Bruſt, Bauch, Steiß und Unterſchwanz weiß; die beyden mittelſten paar Schwanzfedern braunſchwarz mit hellroſtbraunen Binden, die übrigen äußern aſchgrau; die Beine weißgelblich, oft mit grauen Flecken; der Schnabel ſchwärzlich, nur die Wurzel der untern Kinnlade hellbraun. Die auffallendſten Varietäten von dieſem Vogel, welche ich geſehen habe, ſind 1) ganz weiße oder gelblichweiße Männchen. 2) Weiße mit ſchwarzen Kragen. 3) Schwarze mit weißen oder gelblichweißen Kragen. Erſt im zweyten Sommer erhält das junge Männchen die Fleiſchwarzen und Halskrauſe, vor der Zeit ſieht es dem Weibchen ähnlich. Das Auffallendſte an dieſen Vögeln iſt ihr Hang zum Streiten auf den ſogenannten Balzſtellen. Da es vorzüglich zur Balz- oder Falzzeit um die Weibchen geſchieht, ſo glaubt man, und es ſcheint auch in der That ſo, daß die Männchen in weit größerer Anzahl vorhanden ſind, als die Weibchen. In dem Augenblicke, da ſich ein Weibchen ſehen läßt, fangen alle Männchen in einer gewiſſen Entfernung an zu kämpfen. Sie ſträuben dabey die Halskrauſe in die Höhe, ziehen den Kopf in den Nacken, und gehen wie wüthend und mit hohen Sprüngen auf einander los, und kämpfen auf Leben und Tod. Etliche, in einen Korb zuſammen geſteckt, ermorden ſich. Es kämpfen oft sechs bis zwölf Männchen um ein Weibchen. Um Pfingſten herum iſt der Streit am ſtärkſten. Man erkennt dann die Balzſtellen auf den Wieſen, neben Seeen, Flüſſen, Teichen und am Meere, an dem niedergetretenen Graſe. Sie kommen, ſo lange die Begattungszeit dauert, immer auf denſelben Platz zurück, dann aber zerſtreuen ſie ſich, und man ſieht ſie nur da kämpfen, wo ſie zu nahe bey einander wohnen. Die Weibchen ſehen den Kämpfen der Männchen ruhig zu; doch giebt es auch welche, die, wenn es zu hitzig geht, dazwiſchen ſpringen. Man ſagt, daß die Weibchen durch ein beſonderes Geſchrey zum Kampfe reizten, durch welches auch die abgeſchlagenen bald wieder auf den Kampfplatz gezogen würden. Dieſe Vögel bewohnen im Sommer das nördliche Europa bis Island hinauf, ſo wie die nördlichen Sümpfe von Rußland und Sibirien. Bloß

da, wo Meere, Seeen, große Teiche, ausgetretene Hauptflüſſe ſind, halten ſie ſich an den Ufern, auf nahen naſſen Wieſen und auf den Aeckern auf, beſonders, wenn es geregnet hat. Sie ziehen im September weg, und kommen zu Ende des Aprils oder Anfang des Mais erſt wieder. Ihre Nahrung beſteht aus Regenwürmern, Schnecken, Inſekten, aus einigen Waſſerkräutern und ihren Wurzeln. Im Winter ernährt man ſie mit Brod, und ſie freſſen ſogar Gerſte. Die Balzzeit iſt der Mai, und im Junius brütet das Weibchen auf bloßer Erde in einem Grasbuſche oder Binſenhügel drey bis vier ſchmutzig weiße, mit vielen großen braunſchwarzen Flecken und darzwiſchen geſtreuten dergleichen Punkten, beſetzte Eyer in drey Wochen aus. Wenn man dem Neſte nahe kömmt, ſo fliegt einem das Weibchen ſtumm über dem Kopfe herum. Die Jungen laufen gleich mit der Mutter davon, und gegen die Flügzeit unterſcheiden ſich die Männchen ſchon durch die bunten Farben, mit welchen ſie im folgenden Frühjahre ausgeſchmückt zurückkommen, von den weiblichen Jungen. Die Rabenkrähen nehmen die Eyer weg, ſo wie die Sumpfottern und Wieſeln dieſe und die Jungen verzehren. In der Balzzeit ſind ſie ſo hitzig, daß ſie weder hören noch ſehen. Daher haben viele Jäger den Verſuch gemacht, und haben ſich auf die Balzſtellen geſchlichen, und den ſtreitenden Hähnen ein Netz über den Kopf gezogen, und ſie ſo gefangen. Ob ſie gleich ſonſt zu den ſcheuen Vögeln gehören, ſo kann man doch auf ihren Kampfplätzen ihrer mehrere leicht mit der Flinte erlegen. Auf eben dieſen Plätzen pflöckt man auch pferdehaarene Schlingen an, in welchen ſie ſich mit den Füßen fangen. Fängt man ein Weibchen, und bindet es dahin, ſo iſt dieß der beſte Lockvogel, wodurch man viele in die Schlingen bringen kann. Eben ſo kann man Schlagnetze auf ſolchen Plätzen anbringen, ein Weibchen dahin ſtellen, und auf dieſe Art eine Menge fangen. So wird es in England gemacht. Die Hähne haben ein trockenes, unſchmackhaftes Wildpret, wenn ſie nicht gemäſtet oder jung ſind; die Hennen aber ſchmecken gut. Für die Tafel macht man dieſen Vogel mit in Milch eingeweichten Brod oder Semmeln, Hanfſaamen, und geſottenem Waizen mit einem Zuſatz von Zucker fett. Der Waizen macht ſie in vierzehn Tagen zu einem vollkommenen Fettklumpen, der alsdann ſehr gut ſchmeckt. Die Eyer werden den Kiebitzeyern gleich geſchätzt. Sie nähren ſich auch von ſchädlichen Inſekten und Würmern, und befreyen die Gärten, in welche man ſie ſetzt, von Regenwürmern und Schnecken. Die Jägerſprache iſt die gewöhnliche bey Sumpfvögeln.

Kampfjagen iſt eine, an den Höfen großer Herren, übliche Luſtbarkeit, da man in einem, mit einer hohen Mauer um=

umgebenen Plaße, allerley wilde Thiere, als Löwen, Bäre, Wölfe, Büffel- und Auerochſen, Hirſche, wilde Schweine ꝛc. gegen einander zum Kampfe anläßt, und die nicht gebliebenen entweder tödtet, oder wieder in ihre Behältniſſe bringen läßt. Erſteres geſchiehet entweder durch Hetzen mit den Hatzhunden, und darauf folgendes Abfangen, oder durch Schießen. Beydes thut gewöhnlich die Herrſchaft ſelbſt.

Kaninchen, ſ. oben Haaſe.

Kanuts Strandläufer — Tringa Canutus — gehört unter die Gattung der Strandläufer als eigene Art, und heißt auch Canutsvogel, Kanutsſtrandvogel, graues Waſſerhuhn, mit acht Zähen an der Zunge. Er hat einen ſchwärzlichen Schnabel, und ganz geſpaltene Zähen, über den Augen eine weiße Linie, und über den Flügeln einen weißen Queerſtreifen. Die 6 erſten Schwungfedern am Rande ſind ſägenartig gezähnelt, und die beyden äußern Schwanzfedern weiß. Indeſſen variirt er etwas in der Farbe, vorzüglich des Oberleibes, der bald heller graubraun iſt, auch ſind manche Stellen mehr oder weniger weiß gefleckt. Im Auguſt bis zum November findet man ſie an deutſchen Küſten in Heerden, und auch an deutſchen Seeen; ſonſt bewohnt er den Norden.

Kanzel iſt ein in einem Thiergarten, auf hohen Pfoſten ſtehendes, mit einem Geländer und Bänken umgebenes, offenes Gebäude, wo man das Wildpret wegpürſchen kann.

Karrenbüchſen ſind große und ſchwere Läufe auf Wagen, womit man Kranniche und Trappen ſchießt.

Kaſten macht man bey der Jägerey auf verſchiedene Art, nemlich für Hirſche, Schweine, Haſen, Faſanen ꝛc. wovon die Beſchreibung bey dieſen Worten nachzuleſen iſt.

Katze — Felis catus — iſt ein Raubthier, das mit dem Löwen, Tiger, Panther und Luchſe zu einer Gattung gehöret. Sie heißt auch wilde Katze, Waldkatze, Baumreuter und Waldkater. Als Kennzeichen der Art gelten folgende: Der Schwanz iſt lang, gleich dick, ſchwarz geringelt, der Körper graulich, auf dem Rücken mit einem oder drey ſchwarzen Längsſtreifen, und an den Seiten mit ſchwarzen geſchlängelten Queerſtreifen. Wer die graue, beſonders die röthlichgraue, ſchwarzgeſtreifte zahme Katze kennt, der kennt auch die wilde, denn jene hat noch ganz das Kleid ihrer Stammältern, nur daß ſie größer iſt. Man hat ſie von zwey und drey Viertel Fuß Länge, ein und ein Viertel Fuß Höhe, und ſechszehn Pfund Schwere geſehen. Der Schwanz maß faſt einen Fuß. Der Kopf iſt etwas plattgedrückter; der Hals län-

länger; der Schwanz überall gleich dick; die Ohren ſteifer; das Haar ſehr fein und lang; die Füße ſtark, und im Innern findet man, daß die Därme um ein Drittheil kürzer ſind, als an der Hauskatze. Die Farbe iſt im Ganzen röthlichgrau, an den Seiten ins Gelbliche, und am Bauche ins Weiße übergehend; das Maul ſchwärzlich eingefaßt, und die Bartborſten ſind roſtgrau und ſchwärzlich; der Kopf hat zwey ſchwarze Streifen, einen vor, und den andern hinter den Ohren; eben ſo der Hals; an den Seiten ſind ſchwarze Queerbinden, die ſich am Unterleibe bläſſer und ſchlängelnd verlieren, und auf dem Rücken und Halſe zuſammen laufen, ſo, daß hier entweder ein einfacher oder dreyfacher Längsſtreifen bis zum Schwanze läuft; dieſer iſt rothgrau, hat drey ſchwarze Ringe und eine dergleichen, oder eine ſchwärzliche Spitze; die Beine oder Läufe ſind ſchwarz gefleckt und geſtreift, und endigen ſich in ſchwärzliche Pfoten, die inwendig ganz ſchwarz ſind. Das Weibchen iſt kleiner, hat einen dünnern Kopf, und meiſt eine hellere mehr aſchgrauliche Farbe. So iſt die gewöhnliche Farbe der ächten wilden Katzen. Man findet ſie aber auch von hellgrauer, und aſchgrauer Grundfarbe, mit ganzen, oder abgebrochenen Seitenſtreifen. Dieß ſcheinen aber nicht eigenthümliche wilde Katzen, ſondern nur verwilderte zu ſeyn, welches bey dieſen Thieren ſo leicht der Fall iſt, beſonders in Waldgegenden, oder in Städten und Feſtungen, die weitläufiges, hohles Mauerwerk haben. Geſicht und Gehör ſind an dieſen Thieren vorzüglich ſcharf. Ihre Augen funkeln des Nachts. In Anſehung der Raubbegierde und Grauſamkeit ſind ſie kleine Europäiſche Tiger, denn ſie wagen ſich auch an großes Wildpret, als Rehe. Sie ſind gar nicht ſo geſchwind im Laufen, als andere Raubthiere, allein dafür haben ſie die Eigenſchaft des ungeſchickten Kletterns, Verſteckens und gewiſſen Springens. Unter den 48 Grad nördlicher Breite iſt die wilde Katze nirgends anzutreffen, übrigens iſt ſie aber in ganz Europa, auch in Aſien bis nach China herab, und in mehrern Gegenden von Afrika, und wahrſcheinlich auch in Amerika einheimiſch. Die dickſten Wälder und Felſenritzen ſind ihr liebſter Aufenthalt, und hohle Eichen und andere Bäume, ſo wie leere Fuchs- und Dachsbaue, ſuchen ſie zu ihrem Aufenthalte auf. Man findet ſie auch in zugefrornen Teichen und Seen, im Rohre oder in Uferhöhlen. Hier lauern ſie gewöhnlich den Mäuſen, die zum Saufen herbey kommen, und den Waſſervögeln, auf. Geflügel iſt ihr Hauptnahrungsmittel, Faſanen, Auer- Birk- Haſel- Rebhühner und alle Vögel, die ſchlafen, oder ſich von ihnen erſchleichen laſſen, müſſen unter ihren Krallen ſterben, und ſie wiſſen dieſelben ſogar aus hohlen Bäumen zu ziehen. Sie ſchleichen beſtändig auf der Erde herum, und erklettern die Bäume, um die Neſter auszunehmen.

men. Junge Rehe, Haſen, Kaninchen erreichen ſie, indem ſie auf ſie ſpringen, und ihnen, wie der Luchs, die Halsflechſen zerbeißen. An Teichen gehen ſie den Waſſervögeln und ihrer Brut nach, häkeln auch die Fiſche aus dem Waſſer, wo es ſeicht genug iſt. Nur wenn ſie jene beſſere Nahrung nicht haben können, ſuchen ſie Hamſter, Waſſerratten, Feld- und Waldmäuſe auf. Im Winter gehen ſie auch in die Walddörfer, um Hühner und Tauben zu erſchleichen; in Hungersnoth auch aufs Aas. Die Begattung geſchieht zu Ende des Februars, und zwar mit eben den Ceremoniel, wie bey der zahmen Katze, daß man das Mauen und Schreyen von weiten hört. Wenn die Befruchtung, wie bey der zahmen Katze, geſchieht, ſo kauert ſich das Weibchen platt auf den Boden hin, und unter beſtändigen ängſtlichen Mauen beſteigt ſie der Kater, wie bey andern Thieren, umklammert ſie aber ſtark um den Leib mit den Vorderfüßen. Sie trägt neun Wochen, und bringt in hohlen Bäumen, Felſenritzen, in alten Dachs- und Fuchsbauen vier bis ſechs blinde Junge zur Welt, die ſie ſo lange ſäugt, und mit Vögeln, Mäuſen, Maulwürfen u. d. gl. verſorgt, bis ſie ſelbſt klettern, und ihre Nahrung ſuchen können. Sie ſind im zweyten Jahre ausgewachſen. Man hat von ihnen folgende Jägerbeobachtungen: 1) In Rückſicht des Schadens, den die wilden Katzen an dem Feldwildprete thun, ſind ſie weit gefährlicher als die Füchſe. 2) Sie haben einen beſſern Kunſtgriff ſich zu verbergen, wenn ſie auf einem Baume ſind, und das geringſte Geräuſch hören. Sie ſtrecken ſich nämlich unerwartet der Länge nach auf einen Aſt, daß man ſie nur mit Mühe gewahr wird, und lauſchen da ſo lange, bis die Gefahr vorüber iſt. Der Jäger muß daher auf den Baum, wo er ſie geſehen, jeden Aſt einzeln durchlaufen, wenn er ſie wieder finden will. 3) Man hat Beyſpiele, daß die wilde Katze den Jäger, der auf einen Baum nach ihr geſchoſſen, und ſie nur leicht verwundet hat, auf den Kopf geſprungen iſt, und ihn ſchändlich zugerichtet hat. Ihre *Spur* iſt der zahmen Katzenfährte gleich, nur etwas größer und ſeicht geſchränkt. Vom Fuchstritt unterſcheidet ſie ſich durch ihre Runde. Wenn man die Katze im Winter ſpürt, denn eher entdeckt man ſie nicht leicht, wenn ſie dem Jäger nicht von ohngefähr begegnet, oder wenn ſie von Hunden verbellt wird, ſo führt die Fährte entweder auf einen Baum, von welchem ſie geſchoſſen wird, oder in Erdhöhlen, aus welchen ſie von dem Dachshunde herausgejagt wird, wo ſie dann, wenn man keine *Netze* vorlegt, auch gewöhnlich bäumt, und erſchoſſen werden kann. Befinden ſie ſich in hohlen Bäumen, ſo werden ſie entweder *ausgehauen*, oder die Oeffnung und der Abſprung mit *Tellereiſen* belegt. Man räuchert ſie auch, wo es möglich iſt, heraus. Im Haushalte der Na-

tur

tur nutzen ſie durch Vertilgung der Mäuſe und Maulwürfe; denn da ſie ein Vergnügen daran finden, alle ſchwachen Thiere zu tödten, ob ſie dieſelben gleich nicht genießen, ſo tödten ſie doch viele dieſer ſchädlichen Thierarten. Der Balg giebt ungefärbt und ſchwarz gefärbt ein gutes Unterfutter, Mützengebräm, Müffe u. d. gl. und nutzt beym Electrophor und der Electriſirmaſchine. Es wird ein nicht unwichtiger Handel damit getrieben. Das Fett, wovon man oft von einer einzigen Katze an vier bis ſechs Pfund geſchmelzenes bekommt, iſt vorzüglich gut zum brennen in Lampen; roh hat es einen unangenehmen Geruch. Das Fleiſch ißt man in Aſien und Afrika. Aus den Knochen der Beine macht man Wachtelpfeifen. Der Schaden ergiebt ſich aus der Nahrung. Die Jägerſprache hat die gewöhnlichen Ausdrücke, Läufe u. ſ. w.; beſondere giebt es nicht, außer daß das Begatten Ranzen heißt.

Kauen nennt der Jäger, wenn die Hunde die Hängeſeile, Hetz- und Pürſchriemen, und Fangſtricke zerbeißen.

Kernbeißer, Kirſchfink, Dickſchnabel, brauer Kernbeißer, Kirſchenſchneller, Kirſchknäpper, Steinbeißer, Klepper, Kirſchleske, Kirſchhacker, Kirſchbeißer, Nußbeißer, Nußbicker, Buchfink, Bollenbeißer, Kernhacker, Kaarebicker, Fichtenhacker, Bollenbick und Lyſklicker — Loxia Coccothraustes — Unter der Linneiſchen Ordnung der Singvögel, und in der verbeſſerten Lathamſchen unter die Ordnung der ſperlingsartigen Vögel gehört er zur Kernbeißergattung und zwar in die Familie mit ſehr ſtarken, oben und unten gewölbten, uneingeſchnittenen Schnabel, und hat folgende Kennzeichen der Art: Auf den Flügeln iſt ein weißer Queerfleck; die mittlern Schwungfedern ſind an der Spitze ſtumpfeckig, und die Kehle iſt ſchwarz. Dieſer Vogel, den ſein dicker, runder, ſtumpfer, kegelförmiger, im Sommer dunkelblauer, und im Winter fleiſchfarbiger Schnabel, ungeſtaltig macht, iſt ſieben Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und ein Viertel Zoll mißt; der Augenſtern iſt hellgrau; die Füße ſind fleiſchfarben; die Fußwurzel neun Linien hoch. Scheitel, Wangen und Deckfedern des Schwanzes ſind hellkaſtanienbraun, nach der Stirn zu gelbbraun auslaufend; das Genick und der Rücken ſchön aſchgrau; die Halfter ſchwarz, und verwandelt ſich am Kinn in eine viereckige ſchwarze Kehle; der Rücken iſt dunkel kaſtanienbraun, der am Steiße ins Graue ſpielt; der Unterleib ſchmutzig fleiſchroth, am After ins Weiße übergehend; die kleinern Deckfedern der Flügel ſchwarz; die größern vorne weiß, hinten braun, daher ein weißer Fleck auf den Flügeln ſteht; die Schwungfedern ſchwarz, an der Spitze ſtahlblau, die hintern

tern ſtumpfeckig abgeſchnitten; der Schwanz ſchwarz, alle Federn, die mittelſten ausgenommen, an den innern Fahnen und an der Spitze weiß. Am Weibchen ſind Kopf, Wangen und obere Deckfedern des Schwanzes rothgraubraun; die ſchwarzen Theile ſind mehr ſchwarzbraun, als ſchwarz; der weiße Flügelfleck mehr hellaſchgrau; der Unterleib rothgrau. So zahm dieſer Vogel im Käfige wird, ſo ſcheu iſt er im Freyen. Ohnerachtet ſeines dicken und kaum befiederten Leibes fliegt er doch ſchnell genug, muß aber die Flügel beſtändig hin und her bewegen. Seine Lockſtimme klingt Its, ziß! und im Fluge ruft er noch Zick, zick! dazu. Sein Geſang beſteht aus einigen ſchnarrenden Strophen. Im Frühjahre und Sommer ſitzt er gern hoch auf den Bäumen, im Winter aber kriecht er niedrig im Gebüſche herum. Dieſer Vogel bewohnt die gemäßigten Theile von Europa und Rußland. In gebirgigen Laubholzgegenden, beſonders wo Rothbuchen wachſen, iſt er ſehr gemein. Er iſt mehr unter die Strich- als Zugvögel zu rechnen; denn ob er ſich gleich ſchon im Auguſt in große und kleine Flüge zuſammenrottirt; ſo findet man ihn doch dann den ganzen Winter hindurch, wenn es diejenigen Baumſämereyen in Menge giebt, von welchen er ſich nährt. Im März iſt er allezeit gewiß wieder in ſeiner Heymath. Draußen beſteht ſeine Nahrung aus dem Saamen der Rothbuchen, des Hornbaums, der Wachholdern, des Ahorns, er zerknackt die Kirſchkerne mit Leichtigkeit, und frißt auch Leindotter, Hanf- Kohl- Rettig- und Salatſaamen. In der Stube nimmt er mit Rübſaamen und Hanf vorlieb. Er mag wohl zuweilen auch Inſekten freſſen, denn man hat ihn im Walde nach Maikäfern fliegen, und ſie wegfangen ſehen. Die Saamenkörner ſpelzt er vorher, wie die Ammern und Finkenarten. Das Neſt ſteht in Buchwäldern auf Bäumen und hohen Sträuchern, und in Gärten auf hohen und niedern Obſtbäumen. Es beſteht aus zarten Reiſern und Wurzeln, und iſt gut gebaut. Die vier bis fünf ſtumpfen Eyer ſind aſchgraugrün, mit olivenbraunen Flecken und einigen ſchwarzblauen unregelmäßigen Zeichnungen dazwiſchen. Sie werden in 14 Tagen ausgebrütet. Die Jungen werden, wie alle bloß ſaamenfreſſende Vögel, aus dem Kropfe mit eingequellten Sämereyen aufgefüttert, ſehen vor dem erſten Mauſern graubraun aus, und ſind durch die weißlichen Federſäume weiß gefleckt. Der Sperber ſtellt ihnen im Winter nach. Er geht ſehr begierig nach der Lockſtimme, und kann daher auf dem Finken- und Droſſelheerde gefangen werden, beſonders, da er nach den Beeren fliegt. Aus letzterer Urſache fängt man ihn auch im Winter in der Schneuß. Im Julius kann man die Jungen auf Kirſchbäumen mit Leimruthen fangen. Mit der Flinte muß man ſie wegen ihrer Scheuheit hinter-

ſchleichen. Doch koſtet es nicht viel Mühe, denn man kann ihnen ſogar, wie alle folgende kleine Vögel, mit dem Blasrohre erreichen. Das Fleiſch ſchmeckt gut. Von Kirſchbäumen muß man ſie durch Scheuſale zu entfernen ſuchen, wenn ſie nicht ſchädlich werden ſollen. Sie freſſen bloß die Kerne, nicht das Fleiſch. Auf eben die Art muß man ſie von den Sämereyen in Gärten abzuhalten ſuchen.

Keſſel nennet man 1) einen Ort, wo ein Rudel wilder Sauen beyſammen geſeſſen haben, 2) im Dachsbaue den Lagerplatz des Dachſes, ſ. Dachs.

Keſſeljagen nennet man ein in die Runde eingeſtelltes Jagen, das man auf Hirſche, Sauen und anderes Wildpret machen kann, wo auch kein Schirm dabey befindlich iſt, ſondern die Herrſchaften und andere Schützen ſtellen ſich auf freye Plätze, am, oder im Walde, an, wo ihnen das Wild entweder durch Hunde zugejaget, oder durch Treiber zugetrieben wird. Bey den Sauen haben die Herrſchaften bisweilen Hetzhunde bey ſich, und wenn die Finder Sauen vorjagen, hetzen ſie los, und fangen ſolche ab, wenn ſie die Hunde gepackt haben.

Keule nennet man den Hinterlauft des Roth- und Schwarzwildprets, ingleichen der Rehe.

Keuler, Keyler, ſ. hauend Schwein, Schwein ꝛc.

Kiebitz, Kibitz, Gibitz, Kifitz, Kievitz, Kybitz, Zifitzen, Gyfitz, Kiebieth, Geisvogel, Pardel und Feldpfau — Vanellus vulgaris — iſt ein Sumpfvogel, der ſeinen Aufenthalt am Strande der Gewäſſer hat, und in die Gattung Kiebitz gezählet wird, und eine eigene Art ausmacht, welche folgende Kennzeichen hat: Der Federbuſch iſt niederhängend; der Rücken dunkelbraun; die Bruſt ſchwarz, und die Füße ſind roth. Der Kiebitz hat die Größe einer Haustaube, iſt 11 bis 12 Zoll lang, wovon der Schwanz 4 Zoll wegnimmt, die Flügel breiten ſich zwey und einen Drittel Fuß weit aus, und reichen bis an die Schwanzſpitze. Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, gerade, faſt rund, bis an die Hornſpitze mit einer Haut überzogen, und ſchwarz; die linienförmigen Naſenlöcher liegen in Rinnen; der Augenſtern iſt nußbraun; die Schienbeine ein und drey Viertel Zoll hoch, mit Schilden bedeckt, und ſo, wie die Zehen, braunlichroth; die Nägel ſchwarzblau. Der faſt viereckige Kopf hat einen ſchwarzen ins grüne glänzenden Scheitel, und einen am Hinterkopfe entſpringenden dünnfedrigen, horizontalliegenden, aber am Ende in die Höhe geſchlagenen Federbuſch, der aus ohngefähr zwanzig Federn beſteht, wovon vier drittehalb bis 3 Zoll lang, die übrigen aber um die

Hälfte

Hälfte kürzer ſind; das Geſicht mit der hohen Stirn iſt ſchwarz und weiß geſprengt; ein Streifen über den Augen; die Wangen, und Seiten des Halſes ſind weiß; die Schläfe und der Nacken röthlich hellgrau; unter den Augen weg bis zum Nacken ein ſchwarzer Streifen; der Rücken und die Schultern glänzend dunkelgrün, letztere mit glänzend dunkelpurpurrothen Spitzen; die kurzen obern Deckfedern des Schwanzes orangeroth, die Deckfedern der Flügel ſchwarzgrün und ſtahlblau glänzend; die etwas einwärts gebogenen Schwungfedern ſchwarz, die vier erſten an der Spitze mit einem großen röthlichweißen Flecke und einer dunkelbraunen Endkante, die der zweyten an der Wurzel ſchön weiß, und die drey letzten wie die Rückenfarbe; von der Kehle bis über die Hälfte der Bruſt iſt die Farbe ſchwarz; die untere Hälfte der Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind ſchön weiß; die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes orangeroth; der Schwanz gerade, die äußerſten Federn weiß, bis auf ein dunkelbraunes Streifchen auf der breiten Fahne, die Endhälfte der übrigen ſchwarz, und die Wurzelhälfte rein weiß, die Spitzen röthlichweiß gerändet. Das Weibchen iſt wenig vom Männchen verſchieden, doch iſt es merklich kleiner; der Kopf iſt kleiner; die Farben ſind ſchwächer; die Kehle iſt weiß, nur bey ſehr alten ſchwarzgefleckt; der Federbuſch kürzer; die Bruſt weißgefleckt; die äußerſte Schwanzfeder ganz weiß. Varietät: a) Der weiße Kiebitz. Er iſt entweder ganz rein weiß, oder die dunkeln Farben ſchimmern etwas durch. Der Kiebitz fliegt nicht nur vermittelſt ſeiner großen breiten Flügel ſehr geſchwind und mit verſchiedenen Schwenkungen, wobey er immer ſeinen Namen ausruft, ſondern läuft auch, vermöge ſeiner langen Beine, ſehr geſchwind, und zwar ruckweiſe. Seine Vorſichtigkeit und Schlauheit macht, daß ihm der Jäger im Sitzen nicht leicht beykommen kann; deſto dreiſter und unbeſonnener iſt er aber, wenn ſich ein Menſch oder Hund ſeiner Brut nähert, wo er ſich dieſen vermeinten Räubern mit der größten Schnelligkeit faſt bis auf den Kopf herab ſchwinget, ſie oft eine halbe Stunde weit in kreisförmigen Schwenkungen verfolgt, und dabey im Fluge leichter zu ſchießen iſt. Er iſt geſellſchaftlich; man findet daher mehrere Paare in einem kleinen Bezirke, und im Auguſt formirt er ſchon ganze Schaaren. Er läßt ſich zähmen. Man trifft dieſe Sumpfvögel in den meiſten Gegenden von Europa, im Sommer bis Island hinauf an. Auch in Aegypten, Perſien und China und in mehrern mittleren Gegenden von Aſien findet man ſie, vielleicht in ihrem Winteraufenthalte. Schon in Italien überwintern ſie. In Deutſchland ſind es Zugvögel, die ſich, wenn der erſte Froſt kommt, in wärmere Gegenden wenden, in der erſten Hälfte des Märzes aber ſchon wieder da ſind.

Allenthalben, wo ſumpfige Wieſen, Riede, moorige Haiden und feuchte Aecker ſind, ſieht man auch Kiebitze. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in Regenwürmern, dann in Waſſerſchnecken, Käfern und andern Inſekten, auch aus Waſſerpflanzen, Bachbungen, Brunnenkreſſe u. d. gl. Im April paaren ſich dieſe Vögel, und Männchen und Weibchen ſpielen alsdann mit ſehr angenehmen Schwenkungen in der Luft herum. Das letztere legt (wenn es alte Vögel ſind) des Jahrs zweymal, und da ihm die Eyer ſo oft entwendet werden, nach mehrmalen drey bis vier ſchmutzig olivenfarbene, ſtark ſchwarzbraun und ſchwarzblau gefleckte Eyer in einen Binſenſtrauch, Grashügel, Maulwurfshaufen u. ſ. w. und macht bloß eine kleine Vertiefung, die mit Gras umlegt und umſtanden iſt. Sie werden faſt drey Wochen bebrütet, und die wolligen Jungen laufen gleich mit der Mutter davon. Wenn die Fortpflanzung nicht ſo ſehr durch Menſchen, die für Leckermäuler die Brut zerſtöhren, verhindert würde, ſo würden ſich dieſe Vögel ſehr ſtark vermehren. Große und kleine Wieſeln, Sumpfottern, Iltiſſe, Raben und Krähen tragen die Eyer fort, und fangen auch Junge. Als Jägerbeobachtungen mögen folgende hier ſtehen: 1) Wider die Gewohnheit der bloß in Ebenen ſich aufhaltenden Sumpfvögel ſieht man dieſe Kiebitze im März, wenn nach ihrer Ankunft noch Schnee und Kälte einfällt, mitten in den größten Gebirgswaldungen, auf feuchten, mit warmen Quellen verſehenen Wieſen, in großen und kleinen Heerden. 2) Das Männchen verräth durch ſein Schreyen und Schwenken über dem Kopfe des Menſchen die Gegend, wo das Neſt ſteht, iſt aber als ein ſonſt dummer Vogel noch ſo liſtig, daß er wegfliegt, wenn man dem Neſte ganz nahe iſt, um einen zu verirren. Wenn der Jäger einen guten Hund hat, ſo iſt ſeine Brut aber doch verrathen. Nützlicher wird ſein Geſchrey für die Jungen, die ſich ſo gleich verſtecken, wenn ſie es hören. Sie gehören zur niedern Jagd. Sie ſind leicht aus der Luft zu ſchießen, wenn ſie ſich kreisförmig um den Jäger herum ſchwenken. In Binſengänge, durch welche man ſie oft laufen ſieht, ſtellt man pferdehaarne Schlingen. In den ſüdlichen Gegenden von Europa ſtellt man im Herbſte, wenn ſie ſich in Schaaren geſchlagen haben, für ſie eigne Heerde, die an Triften in der Nähe neu gepflügter Aecker ſtoßen, auf die ſie gern, ihrer Nahrung halber, fallen. Die Garnwände werden von grobem Zwirn gemacht, und, weil ſie ſehr ſcheu ſind, mit Gras, dünner Erde oder trocknem Pferdemiſt beſtreut, auch die Leine, woran die Schneller befeſtigt ſind, werden grün gefärbt, und die Hütte wird ſo weit als möglich entfernt. Man hat wenigſtens Einen lebendigen Kiebitz nöthig, den man an einen Bindfaden bewegen kann, und etliche

ausgeſtopfte Bälge, die auf den Heerd geſetzt werden. Wenn die Garne aufgeſtellt ſind, und der Heerd mit Regenwürmern beſtreut iſt, ſo bleibt ein Mann bey der Hütte, und ein Paar andere treiben behutſam und leiſe die Kiebitze, die in der Nähe ſich aufhalten, nach dem Platze zu. Sobald eine hinlängliche Anzahl auf dem Heerde iſt, ſo geſchieht erſt der Ruck; denn, wenn man ihn zu früh thut, ſo fliegen die übrigen, die in der Nähe waren, fort, und laſſen ſich nicht wieder herbeytreiben *). Im Herbſte werden ſie ſehr fett, und dann ſind ſie auch gut zu eſſen. Doch ſcheint man in Deutſchland dieß Wildpret nicht ſo ſehr zu ſchätzen, wie in Italien und Frankreich. In Lothringen ſagt ein altes Sprüchwort: Wer keinen Kiebitz gegeſſen hat, weiß nicht, was Wildpret iſt. Daß die Kiebitzeyer, welche ſo emſig aufgeſucht werden, ſowohl roh als geſotten unter die Leckerbiſſen gehören, iſt allenthalben bekannt. Beſonders ſollen ſie, ſo wie das Wildpret, bey mit der Gicht, oder dem Podagra behafteten Perſonen heilſam ſeyn. Auch durch ihre Nahrung nützen ſie im Haushalte der Natur. Außer dem gemeinen Kiebitz giebt es noch folgende Arten, als: der ſchwarzbäuchige Kiebitz (V. helveticus Bechst.) Der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz, an erſterem unten die Mitte etwas höckerig, an letzterem die Hinterzehe nur eine Spur; der Oberleib ſchwarz und weiß gefleckt; der Unterleib ſchwarz. 12 Zoll lang. Variirt wohl nach Alter und Geſchlecht in der Farbe, ſo, daß nach Herrn Otto's Behauptung der graue Kiebitz (Tringa Squatorola, Linn.) das Weibchen, und ein ungemauſertes Männchen, und der bunte Kiebitz (Tringa varia. Linn.) ein altes und junges Männchen nach der Mauſer bis zum Frühjahre iſt. Es ſcheint hier der nämliche Farbenwechſel, wie beym Goldregenpfeifer ſtatt zu haben, dem auch der Vogel ſehr ähnelt, und faſt ganz gleich ſeyn würde, wenn die kleine Hinterzehe mangelte. Dieſe Bemerkung beſtätigt Herr von Minckwitz durch Beobachtungen, die er in Schleſien gemacht hat. Wohnort: Im hohen Norden ein Zugvogel, der ſich dann an den deutſchen Küſten, z. B. in Pommern, ſehen läßt, ſeltner an Seeen und Flüſſen, im mittlern Deutſchland, und in Schleſien. Im ſüdlichen Frankreich ein Strandvogel.

*) Ich will hier noch eine Fangart angeben, die ein Hirt Pfaſdorf aus Emleben im Gothaiſchen anwendete. Dieſer hatte einen Spitzhund, welcher alle junge halbflügge Kiebitze in der Gegend aufſuchte, und ſeinem Herrn brachte. Dieſer ſchnitt ihnen dann das erſte Flügelgelenke ab, brannte die Stelle mit etwas Schwamm, und ließ ſie wieder laufen. Wenn im Herbſte die Felder leer wurden, ſo ließ er ſie von ſeinem Spitze wieder fangen; ſie waren unterdeſſen recht fett geworden, und er verkaufte dann in Gotha das Stück um zwey bis drey Groſchen.

vogel. Uebrigens hat er auch noch folgende Namen: Schweizer=, Schweizeriſcher Kiebitz und Strandläufer, ſchwarzbunter Kiebitz. Grauer Kiebitz (V. Squatarola Bechst.) Mit ſchwarzem Schnabel, grünlichen Füßen, lerchengrauem Oberleibe, weißlichem Unterleibe, ſchwarz und weiß bandirtem Schwanze. 11 Zoll lang. Wohnort: Der Norden, im Herbſte auf dem Zuge an deutſchen Küſten (an den Pommerſchen häufig), am Ufer der Seeen, Teiche und Flüſſe (ſeltner). Nahrung: Wie der Vorhergehende; und heißt auch: Grauer grünfüßiger Strandläufer, grauer Strandläufer, Parder, braungefleckter Strandvogel, Brachamſel, grauer Regenpfeifer, grauer Pullroß, grauer Pardel, großer Brachvogel. Bunter Kiebitz (V. varius, Bechst.) Schnabel und Füße ſchwarz; Rücken und Schultern braunſchwärzlich, alle Federn weiß gefleckt und gerändert; die Schwanzfedern braunſchwärzlich und weiß geſtreift. 11 Zoll lang. Wohnort: Der Norden — im Herbſte in Deutſchland. Nahrung: Inſekten und Würmer, die am Ufer leben. Er hat auch die Namen: Bunter Strandläufer, geſtreifter Kiebitz, Scheck.

Kirchgang, oder Wiedergang, nennet man beym Hirſche, wenn er langſam zu Holze gehet, denn zu Felde gehet er geſchwind.

Kirren wird von der Turteltaube geſagt, wenn ſie laut wird, und ſich hören läßt.

Kitt iſt ſo viel als Volk.

Klapper beſtehet entweder aus einem Brette und einem Hammer, oder man reihet mehrere hölzerne Kugeln an einen Riemen, um Geräuſch damit durch die Treiber bey der

Klapperjagd, Geſchreyjagd, Klopfjagd zu machen, um das Wild aller Art aus ſeinem Lager zu ſchrecken, und den angeſtellten Schützen zum Schuſſe zu zutreiben.

Klauen ſind die untern Theile an den Läuften der Raubthiere, worauf ſie gehen, aber auch die Fänge oder Füße der Raubvögel.

Kleiber — Sitta — macht in der Ordnung ſpechtartiger Vögel — Pici — und zwar mit Gangfüßen eine beſondere Gattung aus, wovon nur eine Art bey uns vorkommt. Der Schnabel dieſer Gattung iſt kegelförmig, gerade, an der Spitze etwas keilförmig, und ein wenig lang. Die Naſenlöcher ſind mit borſtenartigen Federn bedeckt; und die Zunge iſt zerriſſen und an der Spitze hornartig. Unſere Art heißt: Der Europäiſche oder gemeine Kleiber — S. europaea — Spechtmeiſe, gemeine oder blaue Spechtmeiſe, Blau= Mau= und Grauſpecht, europäiſcher

Blauſpecht, Holz- und Nußhacker, Baumpicker, größte und ſpechtartige Meiſe, europäiſcher Sittvogel, Kleber, Klauber, Kleberblauſpecht, Tottler, Kottler, Baumhacker und großer Baumkletter. Die Kennzeichen der Art ſind: Der Oberleib iſt blaugrau; die Schwanzfedern ſind ſchwarz, die vier äußern über der Spitze weiß. Er iſt faſt ſo groß als eine Feldlerche, ſechs und einen halben Zoll lang, wovon der Schwanz anderthalb Zoll, und der Schnabel neun Linien mißt. Der Schnabel iſt ſtark, gerade, an der Spitze etwas zuſammengedrückt, die obere Kinnlade ſtahlblau, die untere bläulichweiß; der Augenſtern graubraun; die Füße gelblichgrau, und mit ſtarken Nägeln zum Anſtämmen verſehen; die Stirn blau (am Weibchen nicht); der übrige Oberleib ſchön bläulichgrau; Wangen und Kehle weiß; durch die Augen läuft ein ſchwarzer Streifen; Bruſt und Bauch ſind dunkelorangefarben; die Seiten- Schenkel- und Afterfedern zimmetbraun, letztere mit gelblichweißen Spitzen, und die Schwungfedern ſchwärzlich; die vordern Deckfedern der Unterflügel auch ſchwarz; die zwey mittlern Schwanzfedern ſind wie der Rücken, die Seitenfedern ſchwarz, die zwey äußern mit einem weißen Bande gegen die Spitze, und ſo, wie die folgenden, mit ſchönen bläulichgrauen Spitzen. Man ſpricht auch von dem kleinen gemeinen Kleiber, als einer beſondern Varietät, allein es iſt, wie bey allen Vögeln, ein klein gebliebener Kleiber, vielleicht der aus dem letzten Eye. Unter allen inländiſchen Klettervögeln iſt er der geſchickteſte, er klettert nicht nur mit der größten Leichtigkeit den Baum hinan, ſondern auch herab, und zur Seite. Sein Flug iſt ſchön und ſchnell. Das Männchen ruft beſtändig, ſogar des Nachts ſein hohes helles: Hü Düe, Düe, Düe, Düe! und beyde Gatten haben die Locktöne: Deck, Deck, Deck! Er iſt nicht ſcheu. Seine Heymath iſt Europa und das aſiatiſche Rußland. Er liebt vorzüglich die Laubhölzer, und unter dieſen die mit alten Bäumen beſetzten Buch- und Eichwälder. In waſſerreichen bergigen Gründen iſt er am häufigſten. Ob er gleich ein Strandvogel iſt, ſo trifft man ihn doch im Winter, wenn der Schnee auf den Bergen zu hoch wird, in den Gärten an, und er fliegt ſogar in die Scheunen und Ställe, um Inſekten und Körner zu ſuchen. Seine Nahrung beſteht aus Inſekten; die er zwiſchen der Rinde der Bäume hervorſucht, aus Nüſſen, Buchecken, Hafer, Hanf u. ſ. w. Wenn er eine Nuß oder einen Kern aufpicken will, ſo ſteckt er ſie allezeit zwiſchen einen Baumritzen, und hackt ſie mit dem Schnabel unterwärts, und den Schwanz aufwärts gekehrt, auf. Er macht ſich auch, wenn er viel Buchecken findet, einen Vorrath in eine Baumhöhle, ſcheint ihn aber nicht lange aufzuheben, wie man

man in der Stube an ihn gewahr wird, wo er auch alle Ritzen mit Hanf und Hafer vollſteckt. Sie brüten des Jahrs zwey, auch dreymal in alten hohlen Bäumen, und verkleben das zu große Loch, welches zu ihrem Neſte führt, mit Lehm und Koth, daß ſie nur kaum hineinſchlüpfen können. Das Weibchen legt jedesmal ſechs bis ſieben rein weiße, mit blutrothen Flecken beſpritzte Eyer, deren Flecken am obern Ende mit röthlich aſchgrauen vermiſcht ſind, und zuſammen laufen. Sie werden in vierzehn Tagen ausgebrütet. Die Vermehrung dieſes Vogels iſt in manchen gebirgigen Waldungen ſo ſtark, wie die der Kohlmeiſen. Die Unterlage des Neſtes beſteht vorzüglich aus zerbißenem Laube. Die Wieſeln und großen Haſelmäuſe zerſtören die Brut. Auf ihnen nährt ſich eine ſchöne grüne Lausfliege. Mit der Flinte kann man ihnen ſehr nahe kommen. Man fängt ſie auf dem Heerde mit Haferkörnern. Sie gehen im Winter auch in den Meiſenkaſten. Auf den Tränkheerd kommen ſie des Morgens. Das Fleiſch dieſes Vogels ſchmeckt gut, und er nährt ſich vorzüglich von ſchädlichen Inſekten. In Gärten thun ſie bloß an den guten Lambertsnüſſen Schaden, indem ſie dieſelben, wenn man ſie nicht hindert, alle forttragen und verſtecken.

Kleidung wird das Beſchläge an einer Büchſe oder Flinte genannt, wozu die Platte, Hülſen, Bügel, Seitenblech und Daumenſtücke gehören; daher gelbgekleidet geſagt wird von meſſingenen, und weiß gekleidet von eiſernen Beſchlägen.

Klein Geſchaide heißen die Därme beym Roth= oder Schwarzwildpret.

Kleine Vögel nennen die Jäger vorzüglich die Vögel aus der Ordnung der Singevögel mit einigen wenigen Ausnahmen.

Kleines Weidwerk wird alles genannt, was zur niedern Jagd gehört.

Kleppel, Klöppel, iſt ein längliches abgerundetes Stück Holz, das man den Hunden anhängt, um ſie an ſchnellen Laufen zu verhindern. Nach den Churſächſiſchen Geſetzen ſoll jeder Hund einen $\frac{5}{4}$ Ellen langen Klöppel anhängen haben. S. Hund.

Klettenſtange, oder Kletterſtange, iſt beym Vogelfange eine lange Stange, die man im Frühjahre zum Fange der Grünitze, und im ſpäten Herbſte der Gimpel, Zeiſige ꝛc. mit Leimſpindeln brauchet. Sie iſt 9 bis 10 Ellen hoch, und gehet auf einem, in der Erde feſtgemachten Stocke in einem Gewerbe, daß man ſie auf eine, in einer kleinen Entfernung davon ſtehende Gabel niederlegen, und wieder aufrichten kann. Oben an die Spitze bindet man eine dreyzackigte Gabel, und bohret Löcher

in dieſelbe, worein man 20 bis 24 Leimſpindeln ſteckt, die als eben ſo viel kleine Aeſte hervorſtehen. Unter dieſer Gabel bindet man einen grünen Strauch, und in denſelben ein paar Gebauer mit Lockvögeln, welche Vorrichtung ohngefähr 3 Ellen von der Erde nochmals angebracht wird. Die vorbeyziehenden Vögel fallen dann auf die Leimruthen, und werden gefangen, mit niedergelaſſener Stange abgenommen, und die Stange wieder aufgerichtet.

Klipprohr iſt eine der nöthigſten Geräthſchaften auf dem Vogelheerde, beſonders auf dem Finkenheerde. Man bieget nämlich eine fingersdicke Ruthe wie einen Bogen, in der Weite eines hölzernen Tellers, zuſammen. Dann bohret man in einen baumensdicken Stock zwey Löcher, eine halbe Elle weit auseinander, in welche man die zugeſpitzten Enden der Ruthe ſteckt, hierauf macht man in der Mitte des Stockes ein länglichtes Loch, worein man eine, ein und eine Viertel Elle lange, und Fingers dicke Ruthe ſteckt, und dieſe an den Bogen feſtbindet. An deren, nicht zu ſchwache, Spitze macht man eine von doppeltem Zwirne geflochtene Schleife. Nun haket man den Querſtock, woran der Bogen und die Ruthe befeſtiget iſt, mit zwey Haken auf der Erde an, doch ſo, daß er ſich darin leicht drehet. In der Mitte der langen Ruthe bindet man einen Bindfaden an, den man bis in die Hütte ziehet. Auf dem Bogen macht man den Ruhevogel feſt; wenn man nun den Bindfaden ziehet, ſo ziehet man das Klipprohr mit dem Vogel auf, und läßt ihn wieder herunter.

Kloben iſt ein hölzernes Werkzeug zum Fange der Meiſen und anderer kleinen Vögel. Es beſtehet aus zwey, der Länge nach, ſo ausgegrabenen Stöcken, daß die Höhe des einen genau in den Falz des andern paßt. Man ſchnitzet beyde Stöcke etwas zu, und ſtößt ſie in ein rundes gedrechſeltes Holz, ſo, daß ſie ſich aus einander ſperren. Dann bringt man an beyde Schnuren an, welche hinreichend ſind, ſie ſo zuſammen zu ziehen, daß ſie auch ein Haar halten. Dieſer Kloben wird zu dem Loche der Hütte hinaus geſteckt, und ſobald ſich ein Vogel darauf ſetzet, fängt man ihn, vermittelſt Anziehens der Schnuren, bey den Klauen, und zieht ihn in die Hütte.

Klobenhütte, Meiſenhütte iſt eine Hütte zum Behuf obigen Fanges mit dem Kloben errichtet. Man bringet ſie im Holze, oder nahe am Waſſer, wo Weiden befindlich ſind, entweder auf der Erde, oder auf drey, nicht weit von einander ſtehenden Bäumen an. In der Hütte iſt ein Loch, zum Durchſtecken des Klobens, befindlich. In dieſer Hütte lauert der Vogelſteller, zur Strichzeit der Meiſen, mit einigen Lockvögeln, und zwey, aus kleinen Gänſebeinen oder Federkielen verfertigten Meiſenpfeifen, deren eine höher geſtimmt

ſtimmt ſeyn muß, als die andere. Mit der tiefern ahmet er den gemeinen Meiſenruf, mit der andern hingegen, jedoch ſeltener, den Ruf, den die Vogelgelſteller den Zipipher zu nennen pflegen, nach. Wenn nun die Meiſen den Lock hören, ſo fliegen ſie der Hütte zu, ſetzen ſich, weil ſie keinen bequemern Platz finden, auf den Kloben, und werden gefangen.

Klopfjagen, oder Treibejagen, iſt eine Art von Jagd im Holze, wo ſich die Schützen an Wechſeln und Päſſen anſtellen, während andere Leute mit Klappern verſehen, von der entgegengeſetzten Seite unter beſtändigen, jedoch nicht zu lauten Rufen, Klappern und Anſchlagen an die Bäume und Sträucher, das Wild auf, und auf die Schützen zu treiben. Dazu gehöret die Vorſicht, daß der Wind von den Treibern auf die Schützen zugehe, damit das Wild keinen Wind bekomme; ingleichen, daß ſich auch einige Schützen auf beyde Seiten des Treibens ſtellen, weil verſchiedenes Wildpret, beſonders die Rehe, gern zur Seite ausprellen.

Kluppicht Gehörne iſt das kolbichte und knörpelichte, noch ganz zarte und weiche Gehörne der Hirſche, wenn ſie es erſt aufgeſetzt haben, und daſſelbe noch nicht hinlänglich verhärtet iſt. S. Hirſch, Hirſchkolben, Geweihe.

Klutter, oder Klütten, iſt eine von birkener Rinde verfertigte Pfeife, um Droſſeln und andere Vögel, die man in Garnen fangen will, damit anzulocken. Sie iſt ein Viertel Zoll lang, und einen halben Zoll breit. In der Mitte ſchneidet man die Rinde mit einem feinen Meſſer weg, doch ſo, daß eine ganz dünne Schaale daran ſtehen bleibt. Dieſe legt man auf die Zunge, und ſetzt ſie vor die Zähne, ſo kann man den Geſang der Vögel durch Blaſen nachahmen. Man macht dergleichen auch von Meſſing oder Silber in der Größe eines Knopfes, mit zwey gegen einander ſtehenden kleinen runden Löchern. Dieſe ſetzt man auswendig an die Zähne, und pfeift ſo, wie die Vögel.

Knebel iſt ein zu Verbindung zweyer Ketten, vermittelſt Durchſtechens durch die Glieder von beyden, dienendes Stück Eiſen, man braucht es auch auf gleiche Weiſe zur Befeſtigung manches Riemenzeuges an den Pferden. Bey der Jägerey wird ein Knebel, oder ein ſtarkes Queerſtück von Eiſen, Holz oder Bein an den Fangeiſen, womit die wilden Schweine oder Bären abgefangen werden, eine gute Spanne hinter der Spitze befeſtiget, um das gefangene Thier von dem weiteren Vordringen abzuhalten.

Knäckente — Anas querquedula — heißt auch Krickente, kleine oder große Krickente, Schmielente, Schnarrente, Winterhalbente, Rothälslein, Bergente

te, Kriechente, Kernel, ſchäckiges Entlein, und ſprenklige Ente. Die Kennzeichen der Art ſind: Ueber die Augen läuft bis im Nacken ein weißer Streif; der Spiegel, der den Weibchen fehlt, iſt grün; über die Flügel liegen ſchwarze mit einem weißen Streife verſehene Schulterfedern. Dieſe ſchöne Ente iſt etwas größer, als die Kriekente, einen Fuß, drey Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und einen halben Zoll wegnimmt, und zwey Fuß breit; die Flügel legen ſich faſt an der Schwanzſpitze zuſammen. Das Gewicht: ein Pfund, vier Loth. Der Schnabel iſt ein und einen halben Zoll lang, von unten etwas breit gedrückt, ſchwarzbraun, an dem etwas überſtehenden Nagel ſchwarz; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Schienbeine ein und einen Viertel Zoll hoch, und mit den Schwimmfüßen bleyfarben. Der Oberkopf iſt ſchwarzbraun, über der Stirn fein weiß geſtrichelt; vorne über den Augen fängt ein breiter weißer Streif an, der bis in den Nacken geht; Hinterhals, Nacken und Steiß ſind dunkelbraun, erſterer ungefleckt, der zweyte röthlich weißgrau geſäumt, und der dritte weiß und röthlichgrau in die Quere geſtreift. Stirn, Wangen, Schläfe und Hals hellkaſtanienbraun, mit ſehr kleinen weißen Längsſtrichelchen; die Kehle braunſchwarz; die Bruſt hellroſtfarben mit dichten halbzirkelförmigen Queerſtreifen; der übrige Unterleib weiß, am Unterbauche und an den Seiten fein weiß; am After aber ſtärker dunkelbraun in die Quere geſtreift; die Deckfedern der Flügel hellaſchgrau, die großen mit weißen Spitzen, welche eine große weiße Einfaſſung des grünen Spiegels, der auch unten eine ſchmälere weiße Einfaſſung hat, verurſacht; die äußern Deckfedern der erſten Ordnung der Schwungfedern graubraun, graulichweiß eingefaßt; die Schulterfedern hellaſchgrau, ſechs derſelben lang, ſichelförmig, zugeſpitzt, über die Flügel gelegt, ſchwarz ins grüne ſchillernd, in der Mitte mit einem ſchönen weißen Streife längs der Mitte der Feder herab; die Schwungfedern graubraun mit weißen Schäften, die hintern auch mit weißen Rändern; die mittlern bilden den Spiegel; die untern Deckfedern der Flügel grau, aſchgraulichweiß gerändet; der Schwanz zugeſpitzt, dunkelbraun, aſchgrau überlaufen, und röthlichweiß eingefaßt. Das Weibchen iſt etwas kleiner; von den Augen läuft oben und unten ein weißer Strich nach dem Nacken, und zwiſchen durch ein dunkelbrauner; der Kopf iſt dunkelbraun und roſtfarben geſprenkelt; der Oberleib dunkelbraun, oben gelbweißlich, und unten auf dem Steiße weiß eingefaßt; die Backen und der Hals weiß; dunkelbraun geſprenkt; die Kehle weiß; die Bruſt kaffeebraun, weißgefleckt, der übrige Unterleib weiß, roſtfarben überlaufen, und am After dunkelbraun gefleckt; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, aſchgrau gerändet, die großen weiß kantirt; die

Schwung=

Schwungfedern dunkelbraun, inwendig heller, die der zweyten Ordnung weiß gerändet, ohne Spiegel und ohne ſpitzige Achſelfedern. Dieſe Ente iſt weniger ſcheu, als die andern, und daher auch leichter zu ſchießen und zu fangen. Sie ſchreyt hell Schääk! faſt wie eine Miſteldroſſel, läßt aber nur ihre Stimme vorzüglich hören, wenn ſie ruhig auf dem Waſſer herumſchwimmt. Sie iſt ſehr munter, taucht oft unter, und nickt beſtändig mit dem Kopfe. Sie hält ſich im Norden von Europa und Aſien auf. Man will ſie das ganze Jahr in Deutſchland an den Flüſſen und Seeen antreffen. Doch habe ich ſie nur hauptſächlich in kleinen Flügen vom November an, und dann, wenn der Winter die Teiche nicht mit Eis belegt, bis im März bemerkt. Sie ſtreicht daher im Winter, wegen der Witterung, bald da, bald dorthin. Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, Inſekten und Schnecken. Nach der Paarung ſoll ſie am Ufer ein Neſt aus Binſen und Gras mit ausgelegten Federn machen, und 12 bis 15 gelblichweiße Eyer legen, und dieſe in drey Wochen ausbrüten. Beyde Aeltern ſchützen die Jungen. Zu Feinden hat ſie mehrere Raubvögel, und auf ihrer Haut wohnt die Knäckentenlaus. Man ſchießt ſie, fängt ſie, und bemächtigt ſich ihrer, wie der übrigen Entenarten. Das Wildpret hat einen etwas thranigen Fiſchgeſchmack.

Knarrer — Crex — iſt eine beſondere Gattung der Sumpfvögel, mit einem kurzen, an den Seiten zuſammengedrückten, faſt bis an die Spitze gleich breiten Schnabel, mit länglichen Naſenlöchern in der Mitte des Schnabels, mit Füßen, woran die Zähen mittelmäßig lang und getrennt ſind; und mit zuſammengedrücktem Leibe. Bey uns kommt nur eine Art, der Wachtelkönig, vor.

Kochwildpret beſteht aus dem Halſe, der Bruſt, und den Seiten oder Wänden, Krieben und Wümmern.

Köder, Körrung, Giftbiſſen, heißt ein Biſſen, der an dem Abzuge eines Fangeiſens oder einer Falle befeſtigt iſt, damit ſie einſchlagen und fangen kann, wenn das Thier ſolchen wegnehmen will.

Körnen, Körren, Kirren, heißt bey der Jägerey, Thiere oder Vögel durch eine ihnen angenehme Speiſe zum Schuſſe oder Fange anlocken. S. auch Aetzen.

Kohlmeiſe — Parus major — macht in der Gattung Meiſe eine beſondere Art aus, und heißt auch noch Spiegel- Pick- Finken- Brand- Gras- Groſze- Schwarz- Specht- Speck- und Schinkenmeiſe, groſze und gröſzte ſchwarze Meiſe, Meiſenfink und groſze Kohlmeiſe. Ihre Unterſcheidungskennzeichen ſind: Der ſchwarze Kopf, die weißen

Schläfe, und das gelbe Genicke. Sie iſt die allerbekannteſte Meiſe, etwas größer als das Rothkehlchen, fünf Zoll zehn Linien lang, wovon der Schnabel ½ Zoll, und der Schwanz 2½ Zoll wegnimmt. Der Schnabel iſt ſtark und ſchwärzlich; der Augenſtern dunkelbraun; die Füße ſind bleyfarben, und die Fußwurzel neun Linien hoch. Der Kopf iſt glänzend ſchwarz, und mit dem Nacken verbindet ſich die ſchwarze Kehle, und der Vorderhals durch ein ſchwarzes Band, wodurch die rein weißen Wangen und Schläfe ganz in Schwarz eingeſchloſſen werden. Das Genick iſt grünlichgelb mit etwas weiß vermiſcht; der Rücken ſchön olivengrün, und der Steiß hellaſchgrau. Die Bruſt und der Bauch ſind gelblichgrün, der Länge nach durch einen breiten Streif getheilt, der ſich am After in einen großen ſchwarzen Fleck ausbreitet. Die Seiten ſind blaßolivengrün, die Deckfedern der Flügel hellbraun, und die großen mit weißen Spitzen, wodurch eine weiße Binde ſchief über die Flügel läuft; die Schwungfedern ſchwärzlich, hellblau und weiß gerändet, und die Schwanzfedern ſchwärzlich, die beyden äußerſten aber mit einem weißen ſchiefen Flecke. Das Weibchen iſt kleiner, die Schwärze des Kopfes und die gelbe Farbe weniger lebhaft, auch der ſchwarze Streifen am Bauche ſchmäler, und vor dem After ſich verliehrend. Dieſe Meiſe iſt, wie alle Meiſenarten, und zwar in einem vorzüglichen Grade ſtark, thätig, munter, lebhaft und boshaft. Sie ſitzt faſt keinen Augenblick ruhig, und wenn ein Vogel kränkelt, oder in der Schneuß gefangen iſt, ſo macht ſie ſich gleich über ihn her, tödtet ihn, und hackt ihm das Gehirn aus. Eben das thun ſie in der Stube an andern Stubenvögeln, wenn ſie frey herum laufen können; ſie wagen ſich an Goldammern und Lerchen, die größer als ſie ſelbſt ſind. Sie ſind auch liſtig und ſcheuen den Ort gar ſehr, wo ſie einmal in Gefahr geweſen ſind. Sie haben eine reine Stimme, und einen angenehmen, aus mancherley artigen Strophen zuſammengeſetzten Geſang. Ihre Locktöne ſind Fink, Fink! und ein ſchnarrendes Zizerrh. Auf der Hütte muß der Vogelſteller ſogar ihren Geſang nachzuahmen verſtehen. Man trifft ſie durch ganz Europa, ja in allen Gegenden der alten Welt an. Allenthalben, wo Wälder, Hölzer und Gärten ſind, ſieht man ſie. Im Sommer hält ſie ſich vorzüglich in Laubhölzern auf, und da, wo Buchenwaldungen durch Bäche und Wieſen durchkreuzet werden, in großer Menge. Es ſind Strichvögel, die man alſo das ganze Jahr hindurch in Deutſchland ſieht. Im Oktober verſammeln ſich nämlich mehrere Familien zu einer Heerde, und ziehen ſo den ganzen Herbſt und Winter durch von einem Garten zum andern. Im Herbſte folgen in nahen Gegenden viele Züge hinter einander, vielleicht aus weit nördlichern Gegenden, und man ſagt alsdann, es ſey der Meiſenſtrich,

ſtrich, wo ſie in Menge gefangen werden. Im März trennen ſich die zuſammengezogenen Geſellſchaften wieder, und jedes Paar nimmt einen eigenen Stand ein. Sie nähren ſich von Inſekten, Sämereyen und Beeren. Alle Arten von Inſekten, Raupen, Puppen und Inſekteneyern ſind ihren Verfolgungen ausgeſetzt; ſie verſchlingen ſie, aber nicht ganz, ſondern reißen ſie nur auf, und lecken ſie aus, oder nur etwas davon, und laſſen das übrige fallen. Sie nehmen alles, wie die Raubvögel, zwiſchen die Zehen. Außer den Inſekten freſſen ſie auch Fichten- und Kieferſaamen, Buchecкern, Nüſſe und mehrere Arten von Saamenkörnern. Sie gehen auch aufs Aas. In der Stube nehmen ſie mit allerley Speiſen vorlieb, mit Hanf, Nüſſen, ſüßem Käſe, Brod, Fleiſch ꝛc. Sie niſten in hohlen Bäumen, hoch und tief, je nachdem ſie eine bequeme Höhle finden, auch in Mauerlöchern, Felſenritzen und verlaſſenen großen Vogelneſtern, z. B. der Elſter. Das Neſt hat eine weiche Unterlage von Moos, Wolle und Federn. Sie machen des Jahrs zwey Gehecke, und legen jedesmal 8 bis 12 weiße, vorzüglich blutrothpunktirte und geſtrichelte Eyer, die Männchen und Weibchen in vierzehn Tagen ausbrüten. Die Jungen werden vorzüglich mit Raupen aufgefüttert. Sie haben bis zum erſten Mauſern ihre natürliche Farbe, die aber matt iſt. Die Brut iſt den Verfolgungen der Wieſeln und Katzen ausgeſetzt. Die Alten werden vom Sperber und Baumfalken verfolgt. Der Vogelſteller hält den Meiſenfang für den aller angenehmſten. Ob gleich auf demſelben alle Arten Meiſen gefangen werden, ſo ſind es doch die Kohlmeiſen vorzüglich, weßhalb der Fang angeſtellt wird, denn ſie ziehen am häufigſten, nnd ſind auch die nutzbarſten. Auf den Meiſenhütten werden ſie mit Kloben und Leimruthen gefangen; auf dem Meiſentanze in Sprenkeln; auf der Leyer mit Leimruthen, die auf Haſelſtecken in einer Walze ſtecken; auf dem Leimheerde mit dem Kauze. Zu letzterm Fange nimt man eine glatte, mit vielen Löchern durchbohrte, Stange. In dieſe Löcher ſteckt man Leimruthen. Daneben ſtellt man eine glatte Stange, die oben einen Teller hat, auf welche der Kauz ſteht. An die glatte Stange können ſie nicht fliegen, daher ſetzen ſie ſich daneben auf die Leimſtange. Man fängt ſie auch einzeln in der Schneuß und auf dem Tränkheerde, wo ſie vorzüglich des Morgens von 7 bis 9, und des Nachmittags von 4 bis 5 Uhr einfallen. Im Winter gehen ſie in den Meiſenkaſten oder Meiſenſchlag. Der Kaſten wird einen Fuß lang, und acht Zoll hoch und breit gemacht. Die Wände macht man von Hollunderſtöckchen, die man auf vier runde Eckſäulen aufſchränkt, und der Boden ſowohl als der Deckel, welcher letzterer in Bindfaden läuft, iſt von Brett. In der Mitte des Bo-

dens ſteht ein Pflöckchen, auf dieſem liegt ein Queerholz, an welchem auf der einen Seite eine halbe Wallnuß, und auf der andern etwas Speck angebunden iſt, und welches ein anderes, in die Höhe ſtehendes, Hölzchen feſt, ſo wie den Deckel, handbreit offen hält. Wenn die Meiſe auf das Queerholz ſpringt, oder die Nuß und den Speck anhacken will, ſo fällt der Deckel zu, und ſchließt ſie ein. Man ſetzt dieſen Kaſten auf einen Baum im Garten, oder auf ausgedroſchenes Haferſtroh, nach welchem ſie fliegen, und den Kaſten alſo von weiten gewahr werden. Der leichteſte und gewiſſeſte Fang iſt endlich noch folgender. Im Herbſte und Frühjahre begiebt man ſich mit einer Lockmeiſe, die man in einem viereckigten Vogelbauer hat, an diejenigen Oerter hin, beſonders in und neben Obſtgärten, wo ſich Kohlmeiſen aufhalten, ſetzt den Bauer auf die Erde, und ſteckt etliche Stöcke, die mit Leimruthen verſehen ſind, ſchief in die Erde um denſelben herum. Theils aus Neugierde, theils um ſich mit einem neuen Kameraden zu vereinigen, kommen ſie herbey geflogen, wenn ſie die Meiſe im Bauer locken hören, und fangen ſich; und dann iſt dieſer Fang noch ſicherer, wenn man ein gewöhnliches Meiſepfeifchen braucht. Endlich laſſen ſie ſich auch, wie alle Meiſen, mit der Flinte und dem Blasrohre nahe kommen. Ihr Fleiſch hat eine nicht unangenehme Bitterkeit, und man ißt ſie daher häufig. Aus ihrer oben gedachten außerordentlich ſtarken Vermehrung läßt ſich ſchon vermuthen, daß die Kohlmeiſen nicht bloß für den Menſchen, ſondern auch in dem Haushalte der Natur von vorzüglicher Nutzbarkeit ſeyn müſſen. Und dieß lehrt auch die Erfahrung, daher man ſie beſonders in Schutz nehmen ſollte. Ihre außerordentliche Raubbegierde macht, daß ſie alle Inſekten anfallen, und, wenn ſie dieſelben auch bloß tödten, und nur ihre Eingeweide koſten ſollten. Sie würgen daher beſtändig unter den Raupen, beißen ſie an, und laſſen ſie fallen, wenn ſie überflüßiges Futter haben. Da die Kohlmeiſen mithin für die Wald- und Gartenökonomie außerordentlich wichtige Thiere ſind, ſo ſollte man auch weit mehr auf ihre pflegliche Heegung und Benutzung Rückſicht nehmen, als bisher geſchehen iſt. Es ſollte daher zu ihrem Fange nicht länger als vierzehn Tage im Oktober, und zwar auf jedem Reviere nur eine oder höchſtens zwey Meiſenhütten zu ſtellen erlaubt ſeyn, aber die ganze übrige Jahreszeit hindurch müßten ſie gehegt werden. Denn daß ſie zuweilen den Bienenſtänden im Winter und Frühlinge, wenn ihre Nahrung ſpärlich iſt, ſchädlich werden, iſt eine Kleinigkeit, wofür ſich ein aufmerkſamer Bienenwirth leicht ſicher ſtellen kann, indem er ſein Bienenhaus gut verſchließt. Dann mögen ſie immer mit dem Schnabel in der Gegend der verſchloſſenen Fluglöcher anklopfen, um die Bienen heraus zu locken, damit

mit ſie dieſelben wegnehmen können, und ihre Bemühung wird vergeblich ſeyn.

Kolben nennt der Vogelſteller einen in Form einer Pyramide beſchnittenen Fichtenbuſch, bey welchem allerhand Vögel auf dem Leime gefangen werden; der Jäger aber verſteht darunter theils die jungen mit Baſthaut verſehenen Hirſchgeweyhe, theils den unterſten Theil des hölzernen Schafts ſeiner Büchſe oder Flinte.

Kolbenente — Anas rufina — rothköpfige Haubenente, Karminente, einſame und türkiſche Ente, Gelbſchups mit einem Federbuſche, Gelbſchopf, Rothkopfente, Rothkopf, Brandente, Rothhals und große Seeente mit rothgehaubtem Kopfe, gehört als eine beſondere Art mit der Knäckente zu einer Gattung und Familie. Der Schnabel iſt lang, ſchmal und Zinnoberroth; die dichten und verlängerten Scheitelfedern bilden einen kolbigen Federbuſch; der Spiegel iſt weiß und ſchwarz eingefaßt; die Hinterzähe aber gelappt. Am Männchen ſind Kopf und Hals dunkelziegelroth; der Oberleib graubraun, und der Unterleib ſchwarz; am Weibchen die Farben heller, oben braun, unten mehr grau, und überall weiß geſchuppt, und der Kopf ohne Federbuſch. Die Länge iſt zwey Fuß. Sie wohnt in Schleſien, Lauſitz, Oeſterreich, Italien und auf mehrern ſibiriſchen Seeen.

Kolbenhirſch nennet man den Hirſch, wenn er ſein Geweyhe abgeworfen hat, und ſo lange ihm daſſelbe wieder wächſt.

Kolbzeit iſt die Zeit, wenn die Hirſche im Frühlinge ihr Geweyhe abwerfen, und bis ihnen die neuen hervorgewachſen und völlig vereckt ſind.

Kolkrabe — Corvus corax — gehört in die dritte Ordnung oder unter die krähenartigen Vögel — Coraces — und zwar unter die mit Gangfüßen zur Krähen-Gattung, deren Kennzeichen ſind: ein gerader, vorne etwas abwärts gebogener, meſſerförmiger und ſtarker Schnabel; die Naſenlöcher ſind mit vorwärts liegenden borſtenartigen Federn bedeckt, und die Zunge iſt knorpelig und geſpalten. Ihre Nahrung machen Inſekten, Würmer, Getraide, Früchte, Saamen, Vögel, Thiere, und auch Aas aus. Sie haben einen ſehr ſcharfen Geruch, und leben meiſtens in großen Geſellſchaften. Unſer Kolkrabe macht eine eigene Art aus, die als Kennzeichen hat: daß ſie ganz ſchwarz iſt, auf der Bruſt mit purpurrothem Glanze überzogen erſcheint, einen keilförmig zugerundeten Schwanz hat, und daß Schnabel und Füße gleich lang ſind. Er heißt auch Rabe ſchlechtweg, gemeiner Rabe, Aasrabe, großer Rabe, Rappe, ſchwarzer Rabe, Steinrabe, Kielrabe, größter Rabe, Kohlrabe, Kolk- oder Kulkrabe, Golkrabe, Colg-

rave, gemeine Krähe, großer Galgenvogel, und Rave. Dieſer Vogel iſt der größte in ſeiner Gattung, ſo groß, wie eine Haushenne, bis zwey Fuß lang, und drey Fuß ſieben Zoll breit; der Schwanz neun Zoll; die gefalteten Flügel legen ſich faſt an der Spitze des letztern zuſammen; der Schnabel drey und drey Viertel Zoll lang, ſtark, etwas gewölbt, gerade, an der Spitze etwas abwärts gekrümmt mit einem kleinen ſcharfen Zahne, und von glänzend ſchwarzer Farbe; der Augenſtern mit einem weißgrauen und graubraunen Ringe; die Füße glänzend ſchwarz; die geſchilderten Beine zwey und drey Viertel Zoll hoch. Der ganze Leib dunkelſchwarz, oben mit bläulichen, an der Bruſt mit röthlichen, und auf den Schultern, Schwung- und Schwanzfedern mit graulichem Glanze. Das Weibchen iſt bloß etwas kleiner, ſonſt dem Männchen völlig gleich. Varietäten: 1) Der weiße Kolkrabe. Rein weiß oder gelblichweiß. Es fallen ganze Neſter voll ſo aus. 2) Der geſchäckte Kolkrabe. Er iſt unordentlich weiß gefleckt. 3) Der weißbärtige Kolkrabe. Das Kinn und der Anfang der Kehle iſt weiß; Kopf, Hals und Schultern, Schwung- und Schwanzfedern glänzend ſchwarz; der übrige Körper rußſchwarz. Dieſe ganze Vogelgattung iſt wegen ihres außerordentlichen ſcharfen Geruchs merkwürdig; doch ſollen dieſe Raben unter allen Vögeln den feinſten haben, und das Aas eine Stunde weit wittern. Sie ſind auch ſchlau, und laſſen den Jäger, wenn er ſich nicht verbergen kann, ſelten ſo nahe, daß er ſie zu ſchießen im Stande iſt. Wegen ihres hohen, ſchönen, oft wirbelförmigen Fluges ſind ſie bekannt genug, und wenn ſie dabey ihr tiefes, heiſeres, krächzendes Krack, Krack! und Kruck, Kruck! hören laſſen, ſo ſoll es bey guten Wetter ſchlechtes, und bey ſchlechten gutes bedeuten. Im Frühjahre hört man bey der Paarung noch andere quackelnde und krächzende Töne von ihnen, und ſieht alsdann auch, beſonders bey heiterm Himmel, Männchen und Weibchen mit einander ſpielend ſehr ſchöne Kreiſe in der hohen Luft beſchreiben. Bewundernswürdig ſchwenken ſie ſich auch ſtundenlang auf dieſe Art über einem gezähmten oder gelähmten Kammeraden, den ſie auf einem Hofe oder in einem Garten bemerken, und ſchreyen ihn dabey freundſchaftlich zu, um ihn zur Flucht zu reizen. Alte und Junge laſſen ſich zähmen, und unter allen deutſchen Vögeln, die ſprechen lernen, thun es dieſe am deutlichſten. Bekannt iſt, daß, als der Römiſche Kaiſer Auguſtus von einem Siege zurück kam, ihm einer entgegen gerufen haben ſoll: Ave Caesar, Victor, Imperator! d. h. Willkommen Kaiſer, Sieger, Herrſcher! Man löſt dieſen Vögeln das Zungenband, um ihre Sprachgabe zu erhöhen. Eben ſo bekannt iſt, daß zur Zeit der Wahrſagerkunſt dieſer Vogel bey den Römern in größten Anſehen ſtand, und daß

faſt alle öffentliche nnd Privat-Ereigniſſe von dem Einfluße dieſes Vogels abhiengen, deſſen prophetiſche Gabe man vorher zu Rathe zog. Man ſtudierte ſeine Stimme ordentlich, und aß Herz und Eingeweide, um ſeinen Prophetengeiſt zu erhalten. Man behauptet auch, daß ſie ſich zum Vogelfange abrichten ließen, alsdann auf Rebhühner, Faſanen, andere Raben und auf Tauben, wie die Falken, ſtießen. Außer ihrer Paarungszeit ſind ſie geſellſchaftlich, doch nicht in ſo großen Schaaren, wie die Dohlen, Rabenkrähen und Saatkrähen. Mit den Raubvögeln leben ſie beſtändig im Streite, und es iſt ihnen keiner zu groß, daß ſie nicht mit ihm anbänden. Dieſe fürchten ſich auch in der That vor ihnen, ſuchen ihnen anfangs die Höhe abzugewinnen, wenn ſie aber nur einige Stöße von ihrem ſtarken Schnabel empfangen haben, ſo eilen ſie ſich durch die Flucht zu retten, oder ins Gebüſche, oder in dichte Bäume zu verbergen. Der herzhafteſte Raubvogel muß auch ohnehin ſogleich die Flucht ergreifen, wenn ihn mehrere zu gleicher Zeit anfallen. Man ſchilt ſie Diebe, und hat von ihnen das Sprüchwort entlehnt: Wie ein Rabe ſtehlen; und zwar deßwegen, weil ſie, wie alle ihre Gattungsverwandten, alles, was Glanz hat, in ihr Neſt tragen, oder ſonſt aufheben. Sie erreichen ein hohes Alter, ja ſie ſollen über hundert Jahre alt werden. Man trifft dieſen Raben in ganz Europa an, im nördlichen Aſien und Amerika. Auch in Afrika hat man ihn gefunden. Seinen Aufenthalt hat er in gebirgigen und ebenen Waldungen, und in Feldhölzern. Man muß ihn mehr unter die Strich- als Standvögel rechnen, da er wenigſtens in gebirgigen und großen ebenen Waldungen im Oktober ſeinen Aufenthalt verläßt, und einzeln und in kleinen Geſellſchaften in ebenen Feldgegenden bis zum März herumſtreift. Er fliegt auf ſeinem Striche gewöhnlich ſehr hoch, höher als ſeine Gattungsverwandten, und man erkennt ihn ſehr gut an ſeinem langſamen und mehr ſchwimmenden Fluge, und an ſeinem keilförmig zugerundeten Schwanze. Die Sommernahrung des gemeinen Raben beſteht in allerhand Inſekten und ihren Larven, in Erdwürmern, Schnecken, Fröſchen, Vogeleyern, und jungen Vögeln, Feldmäuſen, Kirſchen, Aepfeln, Birnen, Feigen (in ſüdlichern Gegenden), Kartoffeln, Pferde- Kuh- und Menſchenkoth, im Winter aus Aas, welches ihm ſein ſcharfer Geruch in dem ſtärkſten Dickige verräth, allerhand Arten von Koth und Miſt, Mäuſen, Haſen und Rebhühnern. Letztere fällt er auf dem Schnee, wie ein Raubvogel an, kann ſie auch, wie derſelbe, fliegend in den Klauen wegtragen; doch bedient er ſich mehr des Schnabels. Er holt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten und Gänſe vom Hofe weg. Im Norden thut er an den Vogeleyern großen Schaden, und frißt die Ueberbleibſel von Robben, Wallfi-

ſchen,

ſchen, die Schellfiſche, Schaalthiere u. ſ. w. In Deutſchland paaren ſie ſich ſchon im März. Das Neſt oder der Horſt ſteht einzeln auf hohen Bäumen, auch in den Ritzen ſchroffer Felſen. Es iſt aus Reiſig, Raſenſtücken äußerlich angelegt, und inwendig mit Gras, Wolle und andern weichen Dingen ausgefüttert. Die drey bis ſechs Eyer ſind bläulichgrün, olivenbraun geſtrichelt und gefleckt. Sie werden ſechszehn Tage bebrütet, und die Jungen werden mit Regenwürmern, Schnecken, Inſektenlarven, Mäuſen und jungen Vögeln genährt. Die kleinen Speiſen tragen ſie ihnen in der weiten ſackförmigen Kehle hin, die großen aber im Schnabel. Die Jungen ſehen nicht ſo kohlſchwarz aus, wie die Alten. Diejenigen, welche man zähmen will, befinden ſich bey gekochtem und rohem Fleiſche ſehr wohl. Alte Vögel machen gewöhnlich zwey Bruten. Die Baummarder nehmen ihnen zuweilen die Eyer und Jungen aus. Auf ihnen, ſo wie auf allen Krähen und Dohlen, befindet ſich eine kleine graue Laus. Sie müſſen zum Schießen erſchlichen werden. Im Winter halten ſie am Beſten auf Miſthaufen, bey Aas, und auf der Krähenhütte, die man auch für die Rabenkrähen, Nebelkrähen, Elſtern und einige Raubvögelarten baut. Sonſt fängt man ſie mit Netzen, Schlingen und Fallen, wenn man ſie durch eine Lockpfeife hintergangen hat. Der beſte Schuß iſt an nahen bequem gelegenen Häuſern in Gärten, wo man einen Platz mit Rinderblut beſchüttet. Will man ſie dabey haſchen, ſo ſtreut man klargeſtoßene Krähenaugen, (Strychnos nux vomica), ein Amerikaniſches Saamenkorn, auf den Schweiß. Nur die nördlichſten Völker, z. B. die Grönländer, eſſen das Fleiſch, und tragen die Haut zu Kleidungsſtücken. Die Flügelfedern dienen zum Zeichnen, Schreiben, und zum Bekielen des Claviers. Durch ihre Nahrungsmittel ſtiften ſie Nutzen und Schaden, und in der Nähe der Dörfer werden ſie in dieſer Hinſicht mehr ſchädlich als nützlich. Da die Fänge bey dieſen und allen folgenden zu dieſer Gattung gehörigen Vögeln dem Jäger von der Obrigkeit als von ſchädlichen Vögeln ausgelöſt werden, ſo bedient man ſich auch bey ihnen der nämlichen Weidmannsſprache, wie bey andern Raubvögeln.

Kollerbüſche ſind verbiſſene Nadelbäume, die der Vogelſteller zum Vogelfange mit Leimruthen beſteckt.

Koppelbändig ſagt der Jäger, wenn er zu einem oder zwey jungen Hunden einen alten an die Koppel nimmt, damit ſie zuſammen gewohnt werden, und bey der Feldbreſſur ordentlich mit fortgehen.

Koppeljagd, Kuppeljagd, Mit- Bey- oder Samtjagd, iſt das Recht, das mehrere zugleich haben, ein gewiſſes Revier zu

zu bejagen, wobey aber gemeiniglich dem Landesherrn die Vorhatze zuſtehet, nämlich, daß er die Jagd 14 Tage eher exerciren kann, als die Koppelberechtigten, ſo werden diejenigen genennet, welche ein ſolches Revier zu beſchießen mit berechtiget ſind. Das Revier ſelbſt heißt ein Koppelrevier, Koppel, Kuppel, z. B. die Freyburger Koppel, darunter wird alles im Freyburger Amtsbezirk gelegene, und in die Koppel gehörende Revier verſtanden. Auf manchen Koppeln kann die Jagd bloß durch Schießen, auf andern bloß durch Hetzen, und noch auf andern auf jede ſelbſt beliebige Art ausgeübet werden. Eigentlich ſoll keiner der Koppelberechtigten mehr Perſonen in die Koppel zu Ausübung der Jagd ſchicken, als er Koppelflinten hat, d. h. als er Schützen zu dieſem Behufe ſchicken darf. In den Churſächſiſchen Landen iſt wegen der Koppeljagden verordnet, wie einer oder mehrere mit den andern vermengte Güter hätten, dieſe ſollten ſich wegen der Jagdhatze und Weidwerk vergleichen, andere aber davon gänzlich enthalten. L. Ordn. v. 1. Okt. 1555. C. A. I. S. 61. Auch derjenige, ſo auf den unverheegten Amtsgütern die Koppeljagd in Nutzung und Gebrauch hat, ſoll dabey gelaſſen werden. Reſcr. v. 23. April 1612. Tit. Rentſachen § 33. C. A. I. S 191. Das Koppeljagdwerk auf Amts- und Kloſtergütern iſt allein mit Winden zu üben, und keine Netze zu ſtellen. Gen. Bef. v. 20. Mai 1575. C. A. II. S. 519. Uebrigens ſind zu Aufhelfung des Wildprets die Koppeljagden verſchiedentlich eingeſtellt worden. Beyſpiele davon enthalten die Mandate v. 5. April 1709. C. A. II. S. 601. Bef. v. 19. Jul. 1731. und Mand. v. 30. Jul. 1763. S. C. A. I. S. 1487. und 1503. Und es wäre ſehr zu wünſchen, daß alle Koppeln getheilt würden, denn wo dieſe ſtatt findet, iſt gar keine Erhaltung des Wildpretsbeſtandes zu erwarten. Denn jeder gehet von dem Grundſatze aus: Was ich nicht wegnehme, das nimmt nach mir ein anderer, und ſo wird alles umgebracht, was man bekommen kann, es ſey ausgewachſen, halbwüchſig, oder noch unzeitig, eßbar oder nicht. Hiervon iſt die Folge, daß man gewöhnlich zu Anfange der Schießzeit wenig auf der Koppel antrifft, und beym Ende derſelben gar nichts hinterläßt; ſo wie auch, wie natürlich, in dieſem Zuſammenhange von Jahr zu Jahre weniger Wildpret, und endlich gar keins mehr da ſeyn kann. Es ſind auch ſchon verſchiedene Koppeln getheilt, wovon ich nur die Freyburger Koppel anführen will, deren Theilung auf die vernünftigſte und zweckmäßigſte Art bewirket worden, die auch von höchſter Landesobrigkeit ratifizirt worden iſt.

Korn iſt ein kleines Stück Meſſing oder Eiſen, auch wohl Silber, das vorn auf dem Laufte eines Gewehres befeſtigt iſt, und beym Zielen den ſcheinbaren Mittelpunkt zwiſchen dem Auge des Schütz-

Schützen und dem Gegenſtande, wornach man ſchießet, ausmacht.

Kragenente — A. histrionica — auch Harlekin, ſchäckige Ente, Plümente, dunkle und gefleckte und buntköpfige Ente, ſo wie das Weibchen in manchen Gegenden ausſchließlich Zwergente genannt, gehört mit der Knäckente unter eine Familie. Der Schnabel iſt klein und ſchwarz; das Männchen braun, blau und weißbunt; zwiſchen dem Schnabel und den Augen ein großer weißer Fleck; auf beiden Seiten der Bruſt eine weiße Binde, und um den Hals ein weißer Kragen; das Weibchen hingegen faſt ganz dunkelbraun, an der Wurzel des Schnabels und hinter den Ohren ein weißer Fleck. Die Länge beträgt 17 Zoll. Ihr Wohnort iſt der Norden der ganzen Welt, und im Winter kömmt ſie an die deutſchen Küſten und auf Teiche, Seen und große Flüſſe, z. B. die Elbe. Sie nährt ſich ausſchließlich von Fiſchen, Muſcheln und Inſekten.

Kragentrappe (O. Houbara, Gmelin Linn.): Oberleib rothgelblich mit feinen ſchwarzen Pünktchen und einzelnen Queerlinien; der Schwanz mit drey ſchwarzen unregelmäßigen Queerbinden, wovon aber die dritte an den Seitenfedern etwas verloſchen iſt; — beym Männchen an den Seiten des Halſes ein ſchwarz und weißer Halskragen, und auf dem Kopfe ein eben ſo gefärbter Federbuſch. $2\frac{1}{2}$ Fuß lang. Man findet ihn, nach den bekannten Beſchreibungen, in Arabien, außerdem aber einzeln in Schleſien, wo ihn die Jäger Sandhuhn nennen. Da dieſer Vogel, außer Herrn Bechſteins ornithologiſchen Taſchenbuche, noch nirgends genau beſchrieben iſt, ſo wollen wir hier daraus die Beſchreibung des Hrn. von Minckwitz mittheilen: Die Geſtalt iſt wie beym großen Trappen; die Größe etwas größer als der gemeine Faſan; die Länge 2 Fuß $\frac{1}{2}$ Zoll (Par. Maas); der Schwanz, welcher von den zuſammengelegten Flügeln auf 3 Viertheile bedeckt wird, mißt $7\frac{1}{2}$ Zoll; wenn er ſteht, ſo beträgt ſeine Höhe 1 Fuß, 6 Zoll; der Schnabel iſt faſt 2 Zoll lang, wie bey den großen Trappen geſtaltet, nur etwas platter, oben iſt er hornfarben mit einer lichten, etwas übergebogenen Spitze, unten von der Wurzel bis über die Mitte lichter, und nach vorne zu dunkler; die Naſenlöcher ſind groß, eyrund, und an der Seite liegend; die geſchuppten Füße und Zehen ſchmutzig oder grünlichgelb; der nackte Theil der Schienbeine $1\frac{2}{3}$ Zoll hoch, die Fußwurzel $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, und die mittlere Zehe nebſt dem $3\frac{1}{2}$ Linien langen, flachen, ſtumpfen und wenig gebogenen Nagel $1\frac{1}{2}$ Zoll lang; das Auge iſt groß mit einem gelben Stern, und das Ohr mit feinen weitſtrahligen weißlichen Federchen, die feine ſchwarze Schäfte haben, bedeckt. Kopf und Oberhals ſind rothgelb, ſehr dicht ſchwarz punktirt, und auf dem Scheitel bemerkt man einen klei-

kleinen weiß und ſchwarzen Federbuſch; die Kehle iſt weißlich; die Gurzel wie der Oberkopf, doch die Grundfarbe mehr grau, mit ſchwachem röthlichgelben Anſtriche, und tiefer herunter gegen die Bruſt zu befinden ſich lange aſchblaue Federn mit feinen ſchwarzen Schäften; zu beyden Seiten längs der Gurgel herab ſteht ein eigener Zierrath von ſchwankenden Federn, von welchen die meiſten 3, verſchiedene der obern und mittlern aber $3\frac{1}{2}$ Zoll lang ſind, die im ruhigen Zuſtande loſe niederliegend die Halsſeiten, das Genick und den Nacken bedecken, im Affekte aber aufgerichtet zwey ſchöne Seiten-Halskrauſen, oder gleichſam kleine auswärts gebogene Flügel bilden; die untere Hälfte dieſer Federn iſt ſchneeweiß mit ſchwarzen Spitzen, die obere aber ganz ſchwarz, doch ſtehen hinter dieſen auch einige von den vordern bedeckte weiße Federn, welche nur gegen die Spitze zu ſich ſchwarz endigen; Bruſt, Bauch, After, Seiten und Schenkel ſind weiß; der ganze Oberleib und die Deckfedern des Schwanzes ſind rothgelb mit ſehr zahlreichen meiſt feinen ſchwarzen Pünktchen, und mit ſchönen ſchwarzen Zeichnungen, welche auf dem Rücken am häufigſten, und wie kleine irreguläre Querlinien, und feiner als bey dem großen Trappen ſind; die vordern großen Deckfedern der Flügel ſind faſt ſchwarz, endigen ſich aber meiſtentheils in die Hauptfarbe des Oberleibes, nämlich rothgelb mit ſchwarzen Punkten; die vordern Schwungfedern ſind von der Wurzel an weiß, an der äußern Fahne röthlichgelb, gegen die Spitze faſt ſchwarz, und die erſtere weiter hinauf, als die folgenden; die hinterſten haben, ſo wie die Schulterfedern und übrigen Deckfedern, die Farbe des Rückens; die 18 Schwanzfedern ſind zugerundet, röthlichgelb, ſchwarz geſäumt, und haben 2 ſchwarze, 4 — 5 Linien breite, unregelmäßige Querbänder, und noch ein drittes auf den mittlern Schwanzfedern, welches auf den äußern mehr verloſchen erſcheint, und zwiſchen dieſen Bändern ſind die Federn auch ſchwarz punktirt; die untern Deckfedern des Schwanzes ſind ſchwach röthlichgelb mit ſchwarzen Pünktchen.

Krahe, Krähe, Kratte — Corvus — iſt die Benennung einer in Deutſchland aus 10 Arten beſtehende Vogelgattung aus der dritten Ordnung — Coraces. ſ. Kolkrabe. Die königlich Sächſiſchen Forſtbedienten bekommen von jeder Krähe, wovon ſie den Oberſchnabel, an manchen Orten auch die Krallen, einliefern, 9 Pf. Nach dem Reſcr. v. 9. Jun. 1763. S. C. A. III. S. 387. ſoll in der Niederlauſitz jeder Unterthan 15 Sperlings- und zwey Krähen- oder Elſterköpfe, bey 5 Pf. Strafe von jedem, ſeiner Obrigkeit einliefern.

Krähenartige Vögel — Coraces — ſind alle diejenigen, welche einen oben erhabenen, meiſt meſſerförmigen Schnabel von mittelmäßiger Größe, und kurze, bis über die Ferſen hinab be-

befiederte, und mit völlig freyen Fingern verſehene Füße zum Gehen haben.

Krähenhütte iſt ein zu dem Behufe aufgeführtes Gebäude, daß man daſelbſt Krähen, auch andere Raubvögel erlauern und ſchießen kann, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Man wählet dazu nach Fig. a. b. c. einen Hügel im freyen Felde, auf deſſen Höhe man eine Grube von beliebiger Tiefe in die Erde gräbt, und darin ein 4, 6 oder achteckigtes Behältniß anleget. Bey einem viereckigten muß jede Seite 5 bis 6, bey einem ſechseckigten $3\frac{1}{2}$ bis 4, und bey einem achteckigten $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen lang ſeyn. An einer Seite iſt die Eingangsthüre b. an jeder der andern aber eine, inwendig enge, und auswendig weite, Schießſcharte d. Wenn die Hütte fertig iſt, wird ſie oben ſauber ausgeſchält, mit Erde beſchüttet, und mit Raſen belegt, daß ſie das Anſehen eines grünen Hügels gewinnet. Vor jedes Schießloch ſetzet man einen dürren Baum, (**Hakreiß**) in die Erde, und läßt in der Mitte des Hügels ein mit einer Buxe ausgeſetztes Loch, durch welches man eine, oben mit einem Kreuze verſehene, Stange ſteckt, auf welcher man einen Schuhu dergeſtalt befeſtiget, daß er in c. auf der Oberfläche des Hügels ſitzet. Wenn nun Krähen oder andere Raubvögel in dieſelbe Gegend kommen, ſo wollen ſie auf den Schuhu ſtoßen, ſetzen ſich aber, ihrer Gewohnheit nach, vorher auf die Hakreiſer, da man ſie herunter ſchießet. Wollen ſie nicht recht fußen, d. h. ſich auf die Hakreiſer ſetzen, ſo darf man nur die Stange, worauf der Schuhu ſitzet, bewegen, ſo wird dieſer mit bewegt, und ſie kommen bald herbey. Inwendig kann man die Hütte mit Stühlen, Tiſchen und andern Bequemlichkeiten, auch wohl mit einem kleinen Ofen verſehen, nicht minder einen Wandſchrank, zur Aufbewahrung verſchiedener Bedürfniſſe, anbringen.

Krätzer, Kratzer, Vorſchlagzieher, iſt ein eiſernes Werkzeug, wie ein Zopf gedrehet, vorne mit zwey Spitzen. Es iſt am Ladeſtocke befeſtiget, oder wird daran geſchraubt, um den Schuß damit aus der Flinte zu ziehen.

Krallen ſind die Nägel an den Klauen der Raubthiere und Raubvögel.

Krammetsvogel, Kramsvogel, Krammwetsvogel, nennt man überhaupt genommen die in Deutſchland aus 10 Arten beſtehende Droſſelgattung ſ. ob.

Kranich — Grus — iſt eine in die Ordnung der Sumpfvögel gehörende Gattung, wovon aber nur die unten ſtehende Art in Deutſchland einheimiſch iſt. Als Gattungskennzeichen ſind anzuſehen: der Schnabel iſt ohngefähr von der Länge des Kopfes, alſo kürzer, wie beym Reiher, an der Wurzel mit einer ſchwachen Furche verſehen, und an der Spitze etwas gewölbt. Die Zunge iſt

iſt fleiſchiger, als bey dem Reiher, faſt wie eine Hühnerzunge. Der Kopf hat nackende Stellen, und iſt oft mit allerhand Zierrathen verſehen. Die Füße ſind lang, mit mittelmäßigen Zehen, woran die hintere kurz, und nicht auf dem Boden aufſtehend, und die äußere und mittlere mit einer kleinen Haut verbunden iſt; die Nägel aber ſind mittelmäßig und ſpitzig. In Deutſchland iſt bloß der

gemeine Kranich — Grus communis — bekannt, der auch Kranich ſchlechtweg, Kranch, weißer Kranich, Scherian, Tſuri, Krannich, Kranig, grauer und ſchwarzgrauer gemeiner Kranich, und Kron genannt wird. Die Kennzeichen dieſer Art ſind folgende: Der Hinterkopf iſt nackt und warzig; die Hauptfarbe aſchgrau; der Kopf und die Schwungfedern ſind ſchwarz, und an der Flügelwurzel entſpringt eine Menge faſriger Federn, die empor ſtehen, und gebogen ſind. Es iſt ein ſehr großer Vogel, der drey und einen halben Fuß in die Länge mißt, wovon der Schwanz ſieben Zoll wegnimmt, und fünf und zwey drittel Fuß in der Breite. Die Flügel reichen zuſammengelegt bis an die Schwanzſpitze. Die Schwere iſt acht bis zehn Pfund, das Weibchen aber iſt faſt um ein Drittheil kleiner und leichter. Der Schnabel iſt drey und einen halben Zoll lang und ſchwarzgrau, an der Spitze weißlich; der Augenſtern kaſtanienbraun; die Schienbeine drey und einen halben Zoll hoch, geſchuppt nnd ſchwarz. Der Vorderkopf iſt ſchwarz und wollig, der Hinterkopf halbmondförmig kahl, warzig, roth, und mit wenigen, haarähnlichen Federn beſetzt; im Nacken befindet ſich ein dunkelaſchgraues Dreyeck, in welche ſich zwey breite weiße Streifen von jedem Auge verbergen, und von da zur Bruſt hinab laufen; die Zügel, Wangen und der Vorderhals ſind ſchwärzlich aſchgrau; der Unterhals, und der ganze übrige Körper ſchön aſchgrau, am dunkelſten auf den mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes; die großen Deckfedern der Flügel ſind ſchwärzlich, die kleinern aber an den Flügelecken, und die Afterflügel ſchwarz; die Kehle und die Seiten des Halſes ſchwärzlich; die vordern Schwungfedern ſchwarz, die hintern röthlichgrau; ein großer Büſchel ſchöner, loſer, am Ende gekräuſelter Federn ohne Faſern entſpringt am Ende der Flügel, verbreitet ſich über den Schwanz, und kann, nach Belieben, aufgerichtet und niedergelegt werden, in Ruhe hängt er über den Schwanz her, und bedeckt ihn; dieſer iſt zugerundet, ſchön aſchgrau, und an den Spitzen der Federn ſchwärzlich. Noch vorzüglich merkwürdig iſt am Männchen der beſondere Luftröhrenbau. Nachdem dieſe der Länge nach über den Bruſtknochen weggegangen iſt, macht ſie zwey unterſchiedene Beugungen, geht wieder bis zur Hälfte des Bruſtknochens zurück, und beſchreibt einen halben Bogen; während daß ſie in

 die

die Höhe ſteigt, läuft ſie wieder vorwärts, beugt ſich nach der Bruſthöhle, und theilt ſich alsdann erſt in die zwey gewöhnlichen Aeſte. Sie iſt, ſo weit ſie im Bruſtknochen liegt, unbeweglich, weil ſie allenthalben an demſelben befeſtigt iſt. Dieſer Bruſtknochen hat keine ſcharfe Kante, wie bey andern Vögeln, ſondern iſt rund, um der Luftröhre Platz zu verſchaffen. Die untere Fläche hat oben und unten eine Hervorragung, um der Luftröhre Raum zur Umbeugung zu geben. Aus dieſem eignen Luftröhren- und Bruſtknochenbaue erklärt ſich das fürchterlich ſtarke, helle, ſchnarrende Geſchrey, daß die Kraniche auf ihren Zügen hoch in der Luft von ſich hören laſſen, das wie Irrgorr klingt, und zum Aberglauben von wüthendem Heere und wildem Jäger Anlaß gegeben hat. Es iſt in der Nähe zum Taubmachen heftig. Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hinterkopfe nicht ſo kahl, heller aſchgrau, am Bauche ins roſtfarbene fallend, und hat beſonders das Eigene, daß es nur mit einer graden und gewöhnlichen Luftröhre verſehen iſt. Varietät a. Der weiße gemeine Kranich. Eine Farbenvarietät, wie man ſie bey mehrern Vögeln findet. Obgleich die Kraniche in ihrer Heymath eben nicht weit und hoch fliegen, ſo thun ſie es doch auf ihren Wanderungen. Und hierin kommen ihnen ihre breiten Flügel und leichten Flügelknochen ſehr gut zu ſtatten. Sie fliegen zuweilen ſo hoch in der Luft, daß man ſie wohl hören, aber nicht ſehen kann. Sie bilden ein Dreyeck im Fluge, und ſcheinen einen Anführer, und auch zuweilen kleine Nebentruppen zur Recognoscirung zu haben. Wenn man den Flug ſtöhrt, ſo fangen ſie ein entſetzliches Geſchrey an, und bringen lange zu, ehe ſie wieder in ihre dreyeckige Ordnung kommen. Zuweilen beſteht der große Zug aus etlichen hundert Vögeln. Man rühmt auch die Wachſamkeit des Kranichs, und ſicher iſt es, daß er immer auf ſeiner Hut iſt, und, wie die wilden Gänſe, Schildwachen ausſtellt. In ſeinem Betragen überhaupt herrſcht Ernſt und Bedachtſamkeit. Auf Reiſen ſind ſie auch geſellig und freundſchaftlich gegen einander, in der Paarungszeit aber deſto beißiger und boshafter, ſo, daß ſie in ihren Kämpfen hinterſchlichen und erlegt werden können. Sie werden ſo zahm, daß man ſie unter dem Hoffederviehe herum laufen laſſen kann. Die Heymath der Kraniche iſt der Norden von Europa und Aſien. Hier halten ſie ſich des Sommers über in denjenigen ebenen ſumpfigen und brüchigen Gegenden auf, die mit Feldern und Erlengebüſch umgeben ſind. In Deutſchland findet man ſie daher in der Niederlauſitz, Brandenburg und Pommern am häufigſten. Obgleich mehrere den Winter über in Deutſchland bleiben, ſo ſind ſie doch eigentlich Zugvögel, die in der Mitte des Oktobers in wärmere Gegenden wandern, und im April oder Anfang des Mais wieder zurückkehren. Jene kommen vielleicht aus dem höchſten

Norden, und können daher ohne Nachtheil bey uns im Winter aushalten. Sie reiſen gewöhnlich des Nachts, oft in der größten Dunkelheit, aber in einer erſtaunenden Höhe, wo ſie vielleicht die Nacht nicht ſo ſehr hindert. Ihre Nahrungsmittel ſind ausgeſtreute und grüne Saat, Bohnen, Erbſen, Wicken, und mehrere andere Sämereyen, Inſekten, Würmer, Frösche, Kröten, Eydechſen, Muſcheln, Kräuter und Wurzeln. Zur Verdauung ſchlucken ſie kleine Kieſeln. Sie trinken auch oft und viel. Der Kranich lebt in Monogamie, und bey der Paarung der Jungen (die Alten bleiben bis zum Tode beyſammen) giebt es mancherley Kämpfe, wobey der Schwächere weichen muß. Im Mai legt das Weibchen ſeine beiden graugrünlichen, hellbraun, beſonders am ſtumpfen Ende gefleckten Eyer, welche die Größe der Schwaneneyer haben, auf zuſammengetragenes Schilf oder dürre Kräuter in einen Binſenbuſch, oder in einen Erlenbuſch, und zwar immer an ſolche Stellen, die rundum mit Sumpf, Rohr und Gebüſch umgeben ſind, alſo, daß man ſchwerlich dazu kommen kann. Er brütet vier Wochen, die Jungen werden von beyden Eltern aufgefüttert, und dann angewieſen, ihr Futter ſelbſt zu ſuchen. Wenn ſie dieß können, ſo naht auch ſchon die Zeit zur Abreiſe in warme Länder herbey. Sonſt pflegte man junge Kraniche zur Falkenbaize aufzuziehen, weil ſie gelehrig und leicht zu zähmen ſind. Der Fiſchotter, die Sumpfotter und der Fuchs nehmen die Eyer und Jungen aus, und der See- und Fiſchadler ſtoßen auch auf die Alten. In dem Balge wohnen die Kranichläuſe, und im Leibe Egelwürmer. Als Jägerbeobachtungen ſind folgende bekannt: 1) Da der Kranich ſich nicht allenthalben niederlaſſen kann, weil er große Sümpfe zu ſeinem Aufenthalte haben muß, ſo iſt dieß eine von den Haupturſachen, warum er in einer ſo erſtaunenden Höhe fliegt; wodurch er im Stande iſt, nicht nur immer ſeine Reiſeroute vor Augen zu haben, ſondern auch die großen Brüche zu bemerken, vielleicht des Nachts gar durch ihre Ausdünſtungen zu fühlen. 2) Wenn ein Flug vor ein hohes Gebirge kömmt, ſo fangen ſie alle ein ſtarkes und ängſtliches Geſchrey an, fliegen anfangs verwirrt durch einander, bis ſie in einen ſchneckenförmigen Zug kommen, in welchem ſie ſich gleichſam ſo weit in die Höhe ſchrauben, daß ſie über das Gebirge gerade wegfliegen können, ohne nachher wieder ſteigen zu dürfen; dann formiren ſie ihr Dreyeck wieder, wodurch nicht nur im Ganzen die Luft leichter durchſchnitten wird, ſondern auch jeder ſeine eigne Ausſicht hat, und den andern nicht im Fluge ſtöhrt. Herr Bechſtein hat dieß mehrmals am Fuße des Thüringerwaldes bemerkt. 3) Wenn irgend wo Brand entſteht, und ſie ſind gerade auf dem Zuge, ſo ziehen ſie ſich alle dahin, und fliegen mit dem gräßlichſten Geſchrey zirkelförmig über dem Feuer herum. Sie gehören zur hohen Jagd.

da aber, wo ſie Schaden thun, zur niedern, und in einigen Gegenden darf man ſie deßhalb, ohne Jäger zu ſeyn, fangen und ſchießen. Man ſchießt ſie, wie die großen Trappen, vermitteſt Karrenbüchſen, Schießpferden, in Weiberkleider und hinter Körbe verſteckt u. ſ. w. Sie werden auch mit Falken gebaizt. An denjenigen Orten, wo ſie gewöhnlich ausruhen, macht man tiefe, aber enge Gruben hin, wirft Getraide oder andere Kirrung hinein, legt eine ſtarke Schlinge von Pferdehaaren über dieſelbe, und bindet ſolche an einem Stocke feſt an. Wenn dann der Kranich mit ſeinem langen Halſe hinunter reicht, ſo zieht er ſich denſelben mit der Schlinge zu. Andere ſtecken lange papierne Duten in die Grube, legen Erbſen hinein, und beſtreichen ſie oben mit Vogelleim. Will der Kranich die Erbſen herausholen, ſo bleibt ihm die Dute am Kopfe kleben, er wird geblendet, und kann alsdann leicht mit den Händen ergriffen werden. Ferner kann man die Kraniche lebendig fangen, wenn man an einem ſolchen Orte, wo ſie ſich täglich aufhalten, einen Kreis von ſtarken pferdehaarnen Schlingen an Pflöcken befeſtigt, dieſe Pflöcke mit Erde bedeckt, damit ſie nicht zu ſehen ſind, und in der Mitte derſelben Getraide hinſtreut; wenn ſie alsdann in den Kreis gehen, um das Getraide aufzuleſen, ſo bleiben ſie mit den Beinen in den Schlingen hängen. Junge Kraniche werden gern gegeſſen, nur hat ihr Fleiſch das beſondere, daß es nicht in Waſſer kommen darf, ehe es gebraten, oder in einer Paſtete gebacken wird, ſonſt wird es härter. Von alten iſt es hart, zähe und faſrig, doch muß es durch Zubereitungen ein gutes Gericht geben, da die alten Römer ſo viel aus Kranichfleiſch machten. Eine von zerhackten Fleiſch abgekochte Brühe ſoll auch eine vortreffliche, ja die ſtärkendſte Suppe, beſonders für ſchwächliche und kranke Perſonen, geben. Die zarten Federn werden zum Putze gebraucht, und die Spulen zum Schreiben. Sie nützen auch durch Ausrottung mancher ſchädlichen Inſekten und Würmer. Dagegen werden ſie auch auf Erbſen- und Bohnenäckern, und auf der früh ausgeſäeten und grünen Saat, ſehr ſchädlich.

Kranichfänger, Kranichſtoßer, iſt bey der Falknerey ein zur Baitze der Kraniche abgerichteter Vogel.

Kreiſer ſind Bauern oder Tagelöhner, welche die Jäger in weitläuftigen Revieren, ſowohl bey der Vorſuche und Kriſen, als auch beym Jagen ſelbſt zu Gehülfen annehmen.

Kreutzſchnabel, oder kreutzſchnäbelicher Kernbeißer, Krinitz, Grünitz, Grönitz, Krummſchnabel, Kreutzvogel, gemeiner Kreutzſchnabel, Krünitz, Grinitz, Tannenvogel, Zapfenbeißer, Zapfennager, Krünitzſchnabel, Finni-

niſcher Papagey; nach der Jahreszeit: Winter- Chriſt- Sommerkrinitz; nach der Farbe: rother, gelber, grüner, grauer und bunter Krinitz, Tannenpapagey — Lexia curuirostra — gehört unter die Gattung in die erſte Familie mit ſich kreuzendem Schnabel als eigene Art mit folgenden Kennzeichen: Beyde Kinnladen ſind gekrümmt, und an den Spitzen kreutzweiß über einander geſchlagen. Seine Größe iſt der des Gimpels gleich. Die gewöhnliche Länge iſt ſechs Zoll acht Linien, wovon der Schwanz zwey und einen Viertel Zoll mißt. Der Schnabel iſt einen Zoll lang, dick, beyde ſpizzig zulaufenden Kiefern kreuzen ſich vorne, d. h. ſchlagen neben einander vorbey; bald ſchlägt der Oberkiefer zur rechten bald zur linken Seite an dem untern vorbey, je nachdem er in der Jugend, wenn er noch weich iſt, gewöhnt worden. Die Farbe iſt hornbraun, unten heller; der Augenſtern nußbraun; die Füße ſind hornbraun; die Schienbeine acht Linien hoch. Da der Vogel in verſchiedener Kleidung erſcheint, und man fälſchlich glaubt, daß der Farbenwechſel des Jahrs dreymal geſchehe, ſo will ich die wahre Beſchaffenheit hiervon kürzlich angeben. Das junge Männchen, welches graubraun, und an einigen Theilen gelblich iſt, wird, wenn es zum erſtenmal ſeine Federn verliert, welches gewöhnlich im April und Mai geſchieht, über den ganzen Leib, die ſchwärzlichen Schwung- und Schwanzfedern ausgenommen, hellroth, oben dunkler, unten heller. Die rothen Kreutzſchnäbel ſind daher immer die einjährigen Männchen, und die graugelben die Alten. Letztere ſehen nämlich folgendergeſtalt aus. Stirn, Wangen und Augenbraunen ſind grau, grüngelb und weiß gefleckt; allenthalben aber ſieht die graue Grundfarbe hervor, und macht die grüne und gelbe Farbe fleckig; die Flügel ſind ſchwärzlich, ſo wie die Schwanzfedern. Die Weibchen ſind immer, entweder durchgehends grau mit etwas Grün am Kopfe, Bruſt und Steiß vermiſcht, oder mit dieſen Farben unrein geſchäckt. Der ſo ſehr beſprochene Farbenwechſel der männlichen Kreutzſchnäbel beſteht alſo nur im folgenden: Wenn man graue oder geſchäckte ſieht, ſo ſind es Junge — rothe, ſo ſind es eigentlich einjährige, die ſich aber gemauſert haben — carminrothe, ſolche, die ſich bald zum zweytenmale mauſern wollen — roth und gelb gefleckte, ſind zweyjährige, die ſo eben in der Mauſer ſtehen. Alle dieſe Abänderungen trifft man alsdann an, wenn man dieſe Vögel nicht zur Heckzeit zu bekommen ſucht; denn da ſie nicht zu einerley Jahrszeit niſten, ſo mauſern ſie ſich auch zu verſchiedenen Zeiten, und erſcheinen in ſo verſchiedener Kleidung. Zu bemerken iſt noch, daß, wie bey den Hänflingen, die Jungen, welche in der Stube aufgezogen werden, wie es in Thüringen häufig geſchieht, nie die rothe Farbe bekommen, womit die einjährigen in der Freyheit geziert werden. Der Kreutzſchnabel iſt ein

ein einfältiger Vogel, der keine Gefahr zu kennen ſcheint, und ſich daher den Jäger leicht erſchleichen läßt. Er liebt die Geſellſchaft ſeines Gleichen, und ob ſie gleich nicht in großen Heerden neben einander ziehen, und auf einem Baume beyſammen ſitzen, ſo fliegen ſie doch in Menge hinter und neben einander, und ſitzen in einer Gegend auf verſchiedenen Bäumen und locken ſich beſtändig mit Gip, gip, gip! zu. Sie haben einen Geſang, der aber wenig Melodie hat, und nur aus etlichen gewiegenden und krähenden Strophen beſteht. Ihr Flug iſt ziemlich ſchnell, doch flattern ſie dabey unaufhörlich. Sie klettern immer an den Zweigen der Bäume und an den Zapfen herum, und ſind daher nur auf der Erde zu ſehen, wenn ſie trinken, oder wenn der Saame ausgeflogen iſt. Im Klettern kommt ihnen ihr Schnabel, wie den Papageyen, zu ſtatten. Die Heymath der Kreutzſchnäbel iſt Europa, und das nördliche Aſien und Amerika. Sie bewohnen die Schwarzwälder, und zwar allezeit da, wo es Fichten- und Tannenſaamen giebt. Es ſind alſo Strichvögel. Gewöhnlich ſtreichen ſie weg, wenn die andern Zug- und Strichvögel ankommen, und kommen wieder, wenn dieſe weg fliegen. Dieß hat ſeinen Grund in der merkwürdigen Niſtzeit, denn ſie brüten nicht, wie andere Vögel, im Sommer, ſondern im Winter vom Januar bis zum April ihre Jungen aus. Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich in Fichtenſaamen, doch freſſen ſie auch Tannen- und Erlenſaamen, junge Knospen und Blüthen von Tannen und Fichten. Um die Saamenkörner der Nadelholzzapfen zwiſchen den Schuppen mit Leichtigkeit hervorholen zu können, hat ihnen die Natur mit den queerförmigen Schnabel begabt. Im Zimmer frißt er auch Hanf, Rübſaamen und Wachholdern. Das Merkwürdigſte in der Lebensart dieſer Vögel iſt ihre Niſtzeit, welche gegen die Gewohnheit anderer Vögel im Winter in die Monate December, Januar, Februar und März fällt. Ihr Neſt ſteht in den oberſten Zweigen der Nadelbäume, und beſteht aus dünnen Fichtenreischen, einer dichten Lage Erdmoos, und einer feinen Mittellage von Corallflechten; iſt aber nicht mit Harz ausgepicht, wie man ſonſt wohl glaubte. Die vier bis fünf Eyer ſind grünlichweiß, am ſtumpfen Ende mit einem Kranze von rothbraunen Flecken, Strichelchen und Pünktchen beſetzt. Die erwärmenden Kräfte ihrer Nahrungsmittel, welche Fichten- und Tannenſaamen ſind, ſchützt Junge und Alte zu dieſer Jahreszeit vor der Kälte. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, und bey uns in Thüringen mit Semmeln in Milch geweicht, und mit Mohn vermiſcht, beſonders aus einem abergläubiſchen Wahne aufgefüttert, als wenn nämlich dieſe Vögel die Krankheiten an ſich zögen, und vorzüglich die rechten Kreutzſchnäbel, an welchen der Oberkiefer an dem untern zur rechten Seite wegſchlägt, die Krankheiten der Mannsperſonen, und die

linken Kreutzſchnäbel, wo der Oberkiefer an der linken Seite des untern vorbey geht, die Krankheiten der Weibsperſonen wegnähmen. Sie brüten gewöhnlich zweymal des Jahrs. Die Baummarder nehmen die Neſter aus, und die Sperber ſtellen ihnen nach. Sie ſind nicht ſchwer zu ſchießen, und wegen ihres unaufhörlichen Geſchreyes leicht zu entdecken. Eben ſo leicht ſind ſie auch im Herbſte und Frühjahre zu fangen, wenn man einen oder etliche Lockvögel hat. Gewöhnlich geſchieht es mit einer Kletterſtange, welches weiter nichts als eine hohe Stange iſt, an welcher oben große Leimruthen angebracht ſind. Dieſe ſteckt man im Walde an einem leeren Platz in die Erde, und ſetzt ſeinen Lockvogel dabey. Dieſer lockt die vorüberfliegenden gewiß an ſich. In einigen Gegenden des Thüringerwaldes beſtellt man den Gipfel eines Baumes mit Sprenkeln, und hält einen guten Lockvogel verborgen in die oberſten Zweige. So bald ſich der erſtere aufſetzt, ſo kommen die andern alle nach, fangen ſich, und fallen herab. Man macht die Sprenkel loſe, damit ſie ihnen kein Bein zerſchlagen. Auch auf dem Kloben, wenn man Fichtenzapfen daran hängt, laſſen ſie ſich fangen, in Walddörfern, ſogar an Fenſtern, wenn man einen guten Lockvogel hat. Außerdem gehen ſie auch unter die Schlagwände und auf die Finkenheerde, die in oder nahe bey Schwarzwäldern ſich befinden. Das Fleiſch hat einen gewürzhaften angenehmen Geſchmack. Man kann ſie auch, wie die Ortolane, einmachen und verſchicken. Man hält ſie als Fichtenſaamen freſſende Vögel für ſchädlich für die Waldungen. Allein ſo viel als ſie freſſen, wird doch gewöhnlich nicht benutzt. So viel iſt gegründet, daß die ſpielenden Jungen viel Fichtenzapfen abbeißen; ſonſt hängen ſie ſich aber mit ihren ſcharfen Krallen daran, und hacken den Saamen heraus.

Kreutzweg heißt der Weg, den die Kreiſer und Jägerburſche gehen, wenn ſie im Winter auf dem Schnee nachſpühren.

Kreutztritt iſt eines der vornehmſten Unterſchieds-Zeichen in der Färthe des Hirſches vom Thiere, wenn der Hirſch mit dem Hinterlaufte ſo tritt, daß der vordere Tritt dadurch gleichſam geſpalten wird. Der Hirſch macht ihn, wenn er durch den Zwang die beyden Schaalen am Hinter- und Vordertritte zuſammen zwinget, ſie gleich neben einander ſezzet, und weil ſie vorne durch den Zwang runder werden, die Geſtalt eines Kreuzes bildet, welches beym Thiere nicht geſchieht.

Kreuzzeug nennet man, wenn ein Jäger nächſt dem Hornfeßel von der linken Schulter zur rechten Seite, auch das Kuppel von der linken Schulter zur linken Seite trägt.

Kriekente — Anas Crecca — gehört mit der Knäckente in eine Familie, und heißt auch ge-

gemeine Kriekente, Krieke, Kriechente, Krechente, Kriechen, Krugente, Kruckentlein, Biekelchen, Karnul, Karnellen, ſchäckig Entchen, fränkiſche Kriechente, Wäbke, Droſſel, Tröſel, Kleinente, Murentlein, Sorentlein, Socke, Schapsente, Sommerhalbente, und Grauentchen (das Weibchen.) Die Kennzeichen der Art ſind: Schläfe und Spiegel ſind glänzend grün, über und unter den Augen weg geht als Einfaſſung der grünen Schläfe eine weiße Linie. Dieſe Ente iſt vierzehn Zoll lang, wovon der Schwanz zwey und einen halben Zoll mißt; die Breite iſt zwey und zwanzig Zoll; die Flügel legen ſich faſt an der Spitze des Schwanzes zuſammen; das Gewicht iſt drey Viertel bis ein Pfund. Der Schnabel iſt einen Zoll acht Linien lang, etwas ausgebogen mit einen kleinen Nagel und ſchwarz; der Augenſtern braunroth; die Schienbeine ein und einen halben Zoll hoch, und mit den Schwimmfüßen aſchgrau. Kopf, Ober- und Unterhals ſind röthlich kaſtanienbraun; das Kinn ſchwarzbraun; die Schläfe dunkelgrün, glänzend, und in einen Streifen in den Nacken ſich endigend; im Nacken ein ſammetſchwarzer Fleck; von der Schnabelwurzel an über die Augen weg ein röthlich weißer ſchmaler Streifen über die grüne Stelle hin bis an den Hinterkopf; von vordern Augenwinkel ein deutlicher weißer Streifen, als untere Einfaſſung der grünen Schläfe bis ins Genick; über der Stirn die Kopffarben dunkler; der Oberrücken und die weißen Schulterfedern ſchwärzlich mit feinen weißen Wellenlinien, ſo, daß dieſe Theile ſchwärzlich und weiß gewellt erſcheinen; die übrigen Rücken- und Schulterfedern, ſo wie die Deckfedern der Flügel und die Seiten graubraun, die beyden erſtern einzeln röthlichweiß kantirt; die obern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz, mit grünen Glanze und röthlichen Rändern; die Bruſt ſchmutzig röthlichweiß mit rundlichen braunſchwarzen Flecken, wie an einer Droſſel; der Bauch weiß, um den After herum mit ſchwärzlichen Wellenlinien; die mittlern untern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz, die an der Seite röthlichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun, die mittlern bilden einen glänzend grünen Spiegel, der vorn und hinten ſammtſchwarz eingefaßt iſt, und oben von den großen weißen röthlich geränderten Spitzen der großen Deckfedern der Flügel, und unten von den weißen Spitzen der mittlern Schwungfedern einen weißen Saum hat; der zugeſpitzte Schwanz iſt dunkelaſchgrau, die äußern Federn mit weißlichen Rändern. Das Weibchen iſt merklich kleiner; am Kopfe röthlich und braun geſprenkelt; der Oberleib dunkelbraun, die Federn röthlichgelb eingefaßt; die Bruſt röthlichgelb und ſchwarzbraun gefleckt; der Bauch weiß und unmerklich braun gefleckt; die Schwungfedern ſchwarz auf der innern Fahne graubraun; der Schwanz dunkelbraun. Es

ſcheint,

ſcheint, daß nach Verſchiedenheiheiten des Alters mancherley Farbenvarietäten gebildet wurden: 1) der grüne Fleck iſt ſchmal, und läuft ſichelförmig nach dem Nacken zu, und die beyden weißen Augenlinien fehlen. 2) Der grüne Fleck an den Seiten des Kopfes iſt ſchwarz, und nur unter den Augen iſt ein weißlicher Streifen. Zur Zeit der Paarung iſt die Kriekente außerordentlich ſcheu, und zu anderer Zeit ſehr wenig, in dieſer Hinſicht gerade das Gegentheil von andern Vögeln. Wenn ſie in Gefahr ſchnell auffliegt, ſo ſchreyt ſie laut und ſchnarrend: Kreckkreck, oder Krückkrück! woher ſie ihren lateiniſchen und deutſchen Namen empfangen hat. Sie fliegt ſehr ſchnell, iſt ein guter Taucher, ſpielt beſtändig mit ihres Gleichen, und ſträubt die Kopf- und Halsfedern zu einer dicken Holle. Man trifft ſie in ganz Europa bis hoch im Norden hinauf an, und in Aſien bis nach China und Indien hinab. Sie wohnt auf Seeen, Teichen und Flüſſen, die mit Sumpf und Rohr umgeben ſind. In Deutſchland gehört ſie unter die Strichvögel, weil ſie dann von einem offenen Teiche, See und Fluße zum andern zieht. Im Norden iſt ſie vielleicht unter die Zugvögel zu rechnen. Von Anfange des Novembers an, bis im März, ſchwärmt ſie in kleinen Heerden allenthalben herum. Kleine Fiſche, Schnecken, Inſekten, Sumpfgräſer und Binſenſaamen machen ihre Nahrungsmittel aus. Im April macht dieſe Ente in Deutſchland in waſſerreichen Gegenden, zwiſchen das Rohr und Schilf, in die Sümpfe auf trockene Hügel aus zarten Rohrhalmen und Gräſern ein Neſt, und füttert es mit ihren eigenen Federn aus. Sie legt alsdann neun bis dreyzehn olivengrünliche Eyer in daſſelbe, und brütet ſie in drey Wochen aus. Männchen und Weibchen führen die Jungen gemeinſchaftlich. Sie hat mit der wilden Ente gleiche Feinde und Arten des Fanges und der Erlegung. Das Wildpret iſt von ſehr guten Geſchmack. Die kleinen Federn können wie Gänſefedern benutzt werden. Da ſie nicht in Menge ſind, ſo iſt ihr Nachtheil an der Fiſchbrut nicht von Wichtigkeit.

Kröpfen heißt von den Raubvögeln, beſonders vom Habichte, ſo viel als Freſſen.

Krone heißen beym Hirſchgeweih die oben zu drey oder mehrern Enden beyſammen ſtehenden Enden, und ein dergleichen Gehörn nennt man

Kronengehörn, und den Hirſch, der es hat

Kronenhirſch.

Kropf iſt die wie ein Beutel geſtaltete Haut am Halſe mancher Vögel, worin ſie das Futter für ihre Jungen ſammlen, und es ihnen zutragen.

Krümmen heißt, wenn bey einem weidwund geſchoſſenen Wilde ſich die Haut faltet.

Krummruthe iſt beym Stellen des hohen Zeuges auf dem Laufte, eine ſtarke glatte Stange, deren man zwey auf einen Lauft braucht, woran drey Windleinen gebunden ſind, welche inwendig, dem Schirme gerade gegen über ſtehen, weil daſelbſt ein kleiner Winkel mit dem Tuche geſtellt wird, den eine andere Forkel nicht halten könnte.

Kuckuck — Cuculus — macht in der Ordnung der krähenartigen Vögel, und zwar unter denen mit Kletterfüßen, eine beſondere Gattung aus mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel faſt kegelförmig, etwas gebogen, an den Seiten zuſammengedrückt; die Naſenlöcher ſind unbedeutend gerändert; die Zunge iſt pfeilförmig, ganz und flach. Dieſe Vögel leben einzeln, und brüten ihre Eyer nicht ſelbſt aus. Wir haben bloß zwey Arten, als: 1) gemeiner Kuckuck — Cuc. canorus — der auch europäiſcher, aſchgrauer, ſingender Kuckuck, Guckguck, Guckgu, Gugug, Guckaug, Guckauck, Gucker, Guckuker, Gutzgauch u. Gauch heißt, u. ſich durch nachſtehende Kennzeichen der Art unterſcheidet: Oben dunkelaſchgrau; der Bauch weiß mit dunkelbraunen wellenförmigen Queerſtreifen; der Schwanz ſchwärzlich mit weißen Flecken. Dieß iſt ein Vogel, der wegen ſeines Kukkuksgeſchreyes jedermann bekannt iſt, und bey vielen Jägern und Vogelſtellern noch unter den Raubvögeln, ja ſogar in dem Rufe ſteht, daß er die Kunſt verſtehe, ſich im Herbſte in einen Sperber zu verwandeln. Der letzte Irrthum kommt wohl daher, weil beyde Vögel Kuckuck und Sperber ſowohl ſowohl in Rückſicht der Farbe, als des Flugs einander ſo ähnlich ſehen. Er hat die Größe einer Turteltaube, iſt einen Fuß zwey Zoll lang, wovon der Schwanz ſieben Zoll mißt. Der Schnabel iſt einen Zoll lang, krümmt ſich allmählig, iſt oben ſchwarz, und unten bläulich, am Winkel ſafrangelb; und im Rachen orangenroth; der Stern und Augenliederrand gelb; die Naſenlöcher ſind gerändert; die Füße gelb, und einen Zoll hoch; zwey Zehen ſtehen vor, und zwey rückwärts, er hat alſo Kletterfüße, wie der Specht. Kopf, Hinterhals, Rücken, Steiß und Deckfedern der Flügel ſind dunkelaſchgrau, der Rücken und die Deckfedern der Flügel taubenhalſig glänzend; der Unterleib bis zur Bruſt hellaſchgrau, von da weiß mit ſchwarzgrauen Wellenlinien; die Schwungfedern ſind dunkelbraun, auf der innern Fahne mit weißen Flecken; die Schwanzfedern keilförmig und ſchwarz, auf der Mitte mit eyrunden weißen Flecken, die auf der mittelſten kaum ſichtbar ſind. Das Weibchen iſt kleiner, oben dunkelgrau mit ſchmutzig braunen verwaſchnen Flecken; am Unterhalſe aſchfarben und gelblich gemiſcht mit ſchwarzbraunen Queerſtreifen; der Bauch ſchmutzigweiß, dunkelbraun in die Queere geſtreift. Der Kuckuk iſt ein unruhiger und ſcheuer Vogel. Er

hat

hat einen, ſchnellen ſperberähnlichen Flug, und fliegt gern niedrig. Das Geſchrey, daß das Männchen bey ſeiner Ankunft hören läßt, iſt das bekannte Kuckuk! und wird mit heiſern krächzenden, an einanderhängenden Tönen begleitet, die auch das Weibchen hören läßt. Der Kuckuk bewohnet ganz Europa und das nördliche Aſien. Als Zugvogel kömmt er zu Ende des Aprils an, und die Alten ziehen ſchon, wenn ſie ihre Eyer abgelegt haben, zu Anfang des Jul. wieder weg; die Jungen aber folgen ihnen ſo nach, wie ſie nach dieſer Zeit flügge ſind, daß ſie eine Reiſe in wärmere Gegenden unternehmen können. Sie ſcheinen ihren Hin- und Herſtrich von einem Walde zum andern nur nach und nach zu machen. Jung und Alt kennen ſich nicht, und beyde Geſchlechter nur zur Zeit der Paarung, wo ſich mehrere Männchen um ein Weibchen zu ſtreiten pflegen. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in Raupen, auch den rauhhaarigen. Sie fliegen deßhalb an die Stämme an, leſen ſie ab, und haben darum, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ihre Kletterfüße. Man trifft auch andere fliegende Inſekten in ihrem Magen an, mehrentheils aber ſind ſie aus der Klaſſe der Schmetterlinge. Das merkwürdigſte in der Naturgeſchichte dieſes Vogels, wodurch er ſich vor allen andern auszeichnet, iſt, daß er ſeine Eyer nicht ſelbſt ausbrütet, ſondern eins nach dem andern in die Neſter der Rothkehlchen, Grasmücken, Rohrſänger, Bachſtelzen, Lerchen, Fitiſſe, Weidenzeiſige, und Zaunkönige legt. Er legt gewöhnlich nur eins in ein jedes Neſt. Doch will man auch derſelben zwey geſehen haben; allein dieſes iſt eine bloße Ausnahme, und er hat ſich alsdann ſelbſt verſehen, oder kein anderes Neſt entdecken können. Seiner Natur nach gehört nur eins in das Neſt eines ſo kleinen inſektenfreſſenden Vogels, wenn der junge Kuckuk gehörig verwahrt und verſorgt werden ſoll. Dieſer leidet auch kein Ey, und kein anderes Junges in ſeinem Neſte; ſo bald er nämlich ausgekrochen iſt, ſo hat er die Gabe ſeiner Erhaltung von der Natur erhalten, daß er alle Eyer oder Jungen, die neben ihm liegen, rücklings unterkriechet, ſie zwiſchen ſeine Flügelknochen nimmt, und ſo über das Neſt hinauswirft, damit er das Futter, was die kleinen Pflegeltern herbeyzuſchaffen im Stande ſind, allein erhalte, und dadurch, als ein ſo großer Vogel, keinen Mangel leide, verputte, oder ſterbe. Die Urſache, warum das alte Kuckuksweibchen nicht ſelbſt ausbrüten kann, liegt nicht ſowohl, wie man ſonſt wohl geglaubt hat, in ihrem innern Baue, den mehrere Vögel, z. B. der Thurmfalke und die Nachtſchwalbe mit ihm gemein haben, als vielmehr darin, daß ſie die Gegend ihres Sommeraufenthaltes ſo bald wieder verlaſſen müſſen, und alſo nicht im Stande wären, ihre für den Haushalt der Natur ſo nützliche Brut, in der Zahl fortzupflanzen, als auf dieſe Art geſchieht. Denn die Alten legen bis zu Anfang des

Julius, wenn ſie fortziehen, und dieſe Jungen würden alſo nicht von ihnen aufgezogen werden können. Auch mag vielleicht ein anderer Grund dieſer ſonderbaren Fortpflanzungsart darin liegen, daß ihnen die Eyer nicht ſo ſchnell auf einander in ihrem Eyerſtocke und Eyergange vervollkommnen, wie bey andern Vögeln, daß ſie alſo bis in den Julius an einem fort legen müſſen; denn ſonſt müßte es bey dieſer langen Legezeit eine außerordentliche Menge Kuckuke geben, die dadurch um ſo auffallender werden müßte, da ſie, im Aeußern den Raubvögeln ſo ſehr ähnlich, von dieſen gar keinen Nachſtellungen ausgeſetzt ſind. Das Ey, welches das Kuckuksweibchen oft im Schnabel in ein Neſt zu tragen genöthigt iſt, da es, wenn es in einem Ritzchen ſteht, ſich nicht darauf ſetzen kann, iſt gewöhnlich von graulichweißer Farbe mit einigen matten und andern violetbraunen Flecken bezeichnet; einige ſind auch mit ſchwärzlichen oder rothbraunen Strichen beſetzt. Sie ſind in Verhältniß der Größe dieſes Vogels ſehr klein. Merkwürdig iſt noch, daß der junge Kuckuk mit dem zehnten oder zwölften Tage nach dem Auskriechen ſeinen Trieb und Kunſt die jungen Vögel aus dem Neſte zu werfen verliehrt, und daß, wenn ohngefähr zwey Kuckukseyer ausgebrütet ſind, auch der ſtärkere den ſchwächern herauszuwerfen ſich bemühet, und nicht eher ruhet, als bis es ihm gelungen iſt. Eben ſo bewundernswürdig iſt der Fleiß, mit welchen die Pflegeltern den jungen Kuckuk, der ſich beym Füttern ganz ungeberdig bezeigt, beſorgen; ja daß ſogar die andern Singvögel, die ſich von Inſekten nähren, wenn er ausgeflogen iſt, von ſelbſt melden, und ihn vollends flügge füttern helfen. Sobald er ſich ſelbſt forthelfen kann, verläßt er auch ſeinen Geburtsort. Vor der Mitte des Mais findet man kein Kuckuksey. Da er ſehr ſcheu iſt, ſo kann man den Kuckuk bloß durch Nachahmung ſeiner Stimme zum Schuſſe locken. Sein Fleiſch iſt eine nicht unangenehme Speiſe. Der Kukkuk vertilgt in Gärten und Wäldern viele ſchädliche Inſekten. Es iſt aber eine Jägerfabel, daß er junge Vögel freſſe, und die Eyer aus den Neſtern werfe oder aufzehre. 2) Rothbrauner Kuckuk — Cuc. rufus. Bechst. — auch rother, braunrother und brauner Kuckuk genannt, iſt braunroth mit ſchwarzen Queerſtreifen; der Schwanz rothbraun mit winklichen ſchwarzen Streifen; übrigens aber wechſelt er in der Farbe ungemein ab. Das Weibchen hingegen iſt weniger regelmäßig gezeichnet, und auf dem rothbraunen Rücken ſchwärzlich und weiß geſprengt. Er hält ſich am liebſten in großen Waldungen auf, und hat übrigens eben die Lebensart und Eigenheiten, wie der gemeine Kuckuk.

Kuckuckspfeife, Guckguckspfeife, iſt ein Inſtrument, womit man den Kuckucksruf genau nachmachen kann. Man drehet nämlich ein $13\frac{1}{2}$ Zoll langes, und inwendig $1\frac{1}{4}$ Zoll im Durch-

Durchſchnitte habendes Horn, rund ab, und macht an jedem Ende einen Boden hinein. An einem Ende des obern Bodens macht man ein viereckigtes Loch, wie an einer Flöte, und am untern, am andern Ende, ein rundes Loch, ſo, daß, wenn man dieſe auf- u. zumacht, u. in jenes bläſet, der Laut der Kukkucksſtimme ähnlich iſt. Wenn man nun den Kuckuck auf ſeinen Ruf damit antwortet, ſo kömmt er bald herbey, daß man ihn ſchießen kann. Man kann auch damit mehrere Arten von Wildpretſtimmen nachahmen. S. Wildrufdreher.

Kugel iſt eben das, was Bleykugel ausdrückt.

Kugelbüchſe iſt mit Büchſe einerley Sache.

Kugelzieher iſt eine kleine Schraube, welche an dem Ladeſtocke befeſtiget wird, um die Kugel damit aus der Büchſe zu ziehen.

Kuh iſt beym Rebhühnerfange ein Schild von Leinwand, worauf eine Kuh gemahlt iſt, und das der Hühnerfänger vor ſich trägt, theils ſich zu verbergen, theils die Hühner, welche in der Meinung ſind, es ſey eine Kuh, ſachte vor ſich hin und ins Netz zu treiben.

Kümmerer heißt ein an ſeinem Kurzwildprete verletzter Hirſch. Er wirft ſein Geweihe niemals ab; doch wachſen um die Zeit, wenn die Hirſche aufſetzen, Knorpel daran, als wenn Enden anſetzen wollten; ſie werden aber nie vollkommen, auch feget ein ſolcher Hirſch nicht.

Kütt ſ. Volck.

Kützlein, Kitzlein, nennt man die Jungen vom Rehe, vom Tannenwildprete, und von der Gemſe.

Kuppel oder **Koppel**, nennt man 1) das ſchwarz korduanene Gehänge, ſo die Jäger zu Befeſtigung des Hirſchfängers, entweder um den Leib, oder von der rechten Schulter zur linken Seite tragen ſ. Kreutzzeug. 2) Zwey mit einem Kettchen oder Riemen zuſammengefügte Hundehalsbänder, welche zwey Hunden um den Hals geſchnallet werden, daß dieſe mit einander laufen müſſen. Zwey ſolchergeſtalt zuſammengekuppelte Hunde, werden eine **Kuppel Hunde** genennt.

Kuppelnetz, Koppelnetz, iſt ein leichtes Wildpretsnetz, das 60 gute Schritte im Buſen ſtellet. Es wird von neun fädigen, in der Dicke einer Trommelleine, aus recht klaren, ausgehechelten Garne geſchlagenen, Leinchen geſtrickt. Die Maſchen haben 6 Zoll ins □, es wird 16 Maſchen hoch geſtrickt, und die Knoten über die Rückbank dicht zugezogen. Die Ober- und Unterleinen werden von 20 Faden, aber dünner gemacht, als bey einem ſchweren Garne. Es wird auf einem dreyelligen Haken von zwey

Mann-

Mann, die einander auch im Aufſtellen und Fangen helfen, getragen.

Kurzſchießen heißt, wenn man im Abdrücken eines Gewehrs nicht hoch oder nicht weit genug vorkommt, und man dahinter oder wohl gar darunter wegſchießt.

Kurzwildpret oder Geſchröte, ſind die Hoden des Hirſches, und des Schwarzwildpretes.

Jagd Lexicon. 2r. Theil.

Thönert ſc

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bose, Carl Adam Heinrich <<von>>,

Neues allgemein praktisches Wörterbuch der Forst- und Jagdwißenschaft nebst Fischereiy für Forstmänner, Jäger, Jagdliebhaber und Fischer, ingleichen für Gutsbesitzer, Jagd- und Fischerey berechtigte, mit Rücksicht auf die einschlagenden Gesetze ; mit Kupfern
Bd.: 1

Leipzig [1810]

Oecon. 310-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10294351-9